Walter Benjamin
Gesammelte Schriften

Unter Mitwirkung von
Theodor W. Adorno und Gershom Scholem
herausgegeben von
Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser

Supplement III
Herausgegeben von Hella Tiedemann-Bartels

SV

Marcel Proust
Guermantes

Übersetzt von
Walter Benjamin und Franz Hessel

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 1987

Druck: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen
Printed in Germany

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Benjamin, Walter:
Gesammelte Schriften / Walter Benjamin.
Unter Mitw. von Theodor W. Adorno u. Gershom Scholem
hrsg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. –
Frankfurt am Main : Suhrkamp
NE: Benjamin, Walter: [Sammlung]; Tiedemann, Rolf [Hrsg.]
Suppl. 3. Proust, Marcel: Guermantes.
1. Aufl. – 1987

Proust, Marcel:
Guermantes / Marcel Proust.
Übers. von Walter Benjamin u. Franz Hessel.
[Hrsg. von Hella Tiedemann-Bartels]. – 1. Aufl. –
Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1987.
(Gesammelte Schriften / Walter Benjamin ; Suppl. 3)
Einheitssacht.: Le côté de Guermantes ⟨dt.⟩
Teilausg. von: Proust, Marcel: À la recherche du temps perdu
NE: Benjamin, Walter [Übers.]; Tiedemann-Bartels, Hella [Hrsg.]
ISBN 3-518-57877-4 kart.
ISBN 3-518-57876-6 Gewebe

I

Das Piepen der Vögel morgens kam Françoise abgeschmackt vor. Bei jedem Wort der »Bonnen« fuhr sie in die Höhe; es war ihr lästig, wenn sie ihre Schritte hörte, und sie fragte sich, was sie nur treiben! Wir waren umgezogen. Gewiß machten die Dienstboten, die sie in dem sechsten Stock über unserer früheren Wohnung hörte, nicht weniger Lärm; aber die kannte sie, mit ihrem Kommen und Gehn hatte sie sich angefreundet. Jetzt gab sie gequält sogar auf die Stille acht. Und da unser neues Viertel so still schien wie der Boulevard, an dem wir bisher wohnten, laut war, trieb – schwach, von fern gehört wie ein Orchestermotiv – das Lied eines Vorübergehenden der Françoise in ihrem Exil die Tränen in die Augen. Wohl hatte ich mich über sie lustig gemacht, als sie bekümmert war, ein Haus verlassen zu müssen, wo man »allerseits so geachtet« war, als sie mit Tränen ihre Koffer nach den Riten von Combray packte und das Haus, das unser Haus war, für das beste aller denkbaren Häuser erklärte; nun aber fühlte ich, der ich doch so leicht Neues aufnahm und Altes aufgab, mich unserer alten Dienerin näher, als ich sah, wie es sie nahezu krank machte, in einem Hause sich einrichten zu müssen, wo ihr von dem Pförtner, der uns noch nicht kannte, nicht die Achtung bezeigt wurde, die für ihre gute seelische Ernährung so notwendig war. Sie allein konnte mich verstehn, sicherlich nicht ihr junger Lakai; für ihn, der eben ganz und gar nicht aus Combray war, bedeutete umziehen und ein neues Viertel bewohnen etwas ähnliches wie Ferien haben; die Neuheit aller Dinge wirkte beruhigend auf ihn wie eine Reise; ihm war zu Mute wie auf dem Lande; ein Schnupfen gab ihm, wie ein Luftzug, den man am schlecht schließenden Waggonfenster bekommt, den köstlichen Eindruck, er habe fremdes Land gesehn; jedesmal, wenn er nieste, freute er sich, eine so feine Stellung gefunden zu haben; hatte er sich doch immer eine Herrschaft gewünscht, die viel reiste. So kümmerte ich mich denn nicht um ihn, sondern wandte mich an Françoise selbst; aber wie ich über ihre Tränen bei einem Umzug, der mich kalt ließ, gelacht hatte, blieb nun sie meiner Traurigkeit gegenüber eisig, weil sie sie teilte. Mit der angeblichen Empfindlichkeit der Nervösen wächst ihre Selbstsucht; sie können nicht ertragen, daß andere sich Beschwerden anmerken lassen, die sie bei sich mit wachsender Aufmerksamkeit verfolgen. Françoise, die von den eigenen nicht die geringste unbeachtet vorübergehn ließ, wandte den Kopf ab, wenn ich litt, damit ich nicht das Vergnügen habe, mein Leiden beklagt

oder auch nur bemerkt zu sehn. So verhielt sie sich auch, sobald ich ihr von unserm neuen Haus sprechen wollte. Nach zwei Tagen mußte sie noch Kleider holen, die wir im alten Haus vergessen hatten; während ich nun noch vom Umzug her »Temperatur« hatte und wie eine Boa, die einen Ochsen verschlungen hat, mich qualvoll aufgeschwollen fühlte von dem Anblick einer langen Truhe, die meine Augen nicht »verdauen« wollten, sagte Françoise, als sie aus der alten Wohnung wiederkam, mit weiblicher Untreue, sie habe nicht atmen können auf unserm alten Boulevard, sie sei auf dem Nachhauseweg »ganz aus der Déroute gekommen«, nie habe sie so unbequeme Treppen gesehn, nicht für ein Kaiserreich würde sie da wieder wohnen wollen, Millionen könnte man ihr bieten (im Grunde gegenstandslose Hypothesen), alles (das heißt, was Küche und Gänge betraf) sei in unserm neuen Heim viel besser »aufgezogen«. Nun wird es Zeit zu sagen, daß dies – wir hatten es bezogen, weil meine Großmutter sich nicht sehr wohl fühlte und reinere Luft nötig hatte, ein Grund, den wir ihr wohlweislich verschwiegen – eine Wohnung war, die zu dem Hause Guermantes gehörte.

In dem Alter, in dem die Namen uns Bilder des Unkennbaren, das wir in sie gelegt haben, darbieten und uns zugleich wirklich vorhandene Orte bezeichnen, zwingen sie uns, Bild und Ort zu identifizieren. So kommt es, daß wir in einer Stätte eine Seele suchen, die sie gar nicht enthalten kann, aber wir können sie eben nicht mehr aus ihrem Namen vertreiben. Und darum geben die Namen nicht nur Städten und Flüssen eine Individualität (in der Art allegorischer Malerei), nicht nur das physische Universum malen sie bunt und vielfältig aus und bevölkern es mit Wundern, sondern auch das soziale; jedes Schloß, jedes berühmte Haus oder jeder Palast bekommt seine Dame, seine Fee, wie die Wälder ihre Genien haben und ihre Gottheiten die Gewässer. Tief im Innersten ihres Namens verwandelt die Fee sich bisweilen, da sie dem Leben unserer Phantasie, von welchem sie sich nährt, gefallen will; so war die Atmosphäre, in der Frau von Guermantes für mich existierte, jahrelang nur der Widerschein eines Laterna-Magica-Bildes und eines Kirchenfensters gewesen; jetzt verlor sie diese Farben allmählich, und ganz andere Träume gaben ihr schäumige Feuchte von Gießbächen.

Allein die Fee vergeht, wenn wir uns der wirklichen Person nähern, der ihr Name entspricht, denn nun beginnt der Name die Person

widerzuspiegeln, und die enthält nichts von der Fee; die Fee kann aufleben, wenn wir uns von der Person entfernen; bleiben wir aber, so stirbt die Fee endgültig und mit ihr der Name, wie die Familie Lusignan an dem Tage erlöschen muß, an dem die Fee Melusine verschwindet. Der Name, unter dessen vielen Übermalungsschichten wir schließlich als das eigentliche das schöne Bild einer Unbekannten hätten finden können, die wir nie kennen lernen, ist dann nur noch die einfache Paßphotographie, die wir uns nur vergegenwärtigen, um festzustellen, ob wir eine Person, der wir begegnen, grüßen müssen oder nicht. Aber manchmal gibt ein Eindruck vergangener Jahre – wie Phonographen, welche Klangfarbe und Stil verschiedener Künstler, die für sie spielten, registrieren – unserm Gedächtnis die Fähigkeit, einen Namen mit dem besondern Klang uns vernehmbar zu machen, den er damals für unser Ohr hatte: scheinbar ohne daß dieser Name ein anderer geworden sei, fühlen wir die Spanne, welche die wechselnden Träume, mit denen wir diese gleichbleibenden Silben erfüllten, voneinander trennt. Für einen Augenblick können wir aus dem neu vernommenen Klang von Vogelstimmen eines früheren Frühlings wie aus kleinen Farbentuben – die genaue vergessene geheimnisvolle frische Nuance jener Tage gewinnen, an die wir uns immer erinnern zu können glaubten, und doch hatten wir nur wie schlechte Maler unserm ganzen, auf eine große Leinwand gebreiteten früheren Leben die üblichen, immer gleichen Töne willkürlichen Gedächtnisses verliehen. Und jeder der Augenblicke, aus denen sie sich zusammensetzt, verwandte doch zu einer Originalschöpfung von einzigartiger Harmonie die Farben von damals, welche wir nicht mehr kennen. Mich entzücken sie immer noch, wenn mit einmal durch irgendeinen Zufall der Name Guermantes für einen Augenblick nach so viel Jahren wieder jenen ganz andern Klang bekommt, den er am Tage der Hochzeit von Fräulein Percepied für mich hatte: dann sehe ich wieder das süße, zu leuchtende, zu neue Lila im Sammetglanz der bauschenden Krawatte, welche die junge Herzogin trug, und – wie unpflückbares wiedererblühtes Immergrün – ihre Augen, von blauem Lächeln durchsonnt. Und der Name Guermantes von damals ist auch wie einer der kleinen Ballons, in die man Sauerstoff oder irgendein anderes Gas einschließt; bring ich ihn zum Platzen, laß ich seinen Inhalt heraus, so atme ich wieder die Luft von Combray, die Luft jenes Jahres und Tages, vermengt mit dem Weißdornduft an der

Ecke des Platzes im regenschweren Winde, der die Sonne bald vertrieb, bald auf den roten Wollteppich der Sakristei ausbreitete – der bekam dann die leuchtende, fast rosa Fleischfarbe von Geranium und eine sozusagen wagnerische Süße mitten in dem lauten Frohsinn, welche den Festen ihre Würde wahrt. Aber dies Erlebnis beschränkt sich nicht auf solche seltenen Minuten, in denen wir plötzlich aus den erstorbenen Silben ursprüngliches Wesen bebend aufsteigen und Form und Umriß gewinnen fühlen. Haben die Namen auch im taumelnden Wirbel des laufenden Lebens, wo sie nur noch rein praktisch gebraucht werden, alle Farben verloren, wie ein prismatischer Kreisel, der sich zu schnell dreht und grau aussieht –, wenn wir träumend nachdenken und, um ins Vergangene zurückzufinden, die beständige Bewegung, die uns mitreißt, zu verlangsamen, aufzuheben versuchen, dann sehn wir nach und nach nebeneinander, doch alle deutlich unter sich geschieden, die Farbtöne auftauchen, die im Lauf unseres Daseins, einen nach dem andern, ein und derselbe Name uns darbot.

Zwar weiß ich nicht, welche Form in meinen Augen der Name Guermantes bekam, als meine Amme mich einwiegte mit dem alten Lied: *Heil der Marquise von Guermantes* – und sie wußte wohl so wenig wie heut ich selbst, zu wessen Ehren dieses Lied komponiert worden war – oder als ein paar Jahre später der alte Marschall von Guermantes zum Stolz meines Kindermädchens in den Champs-Élysées bei uns stehn blieb, ausrief: »Ein schönes Kind!« und dabei aus einer Bonbonniere ein Schokoladenplätzchen herausholte. Diese ersten Jahre meiner Kindheit sind nicht mehr in mir, sie sind mir ein Äußeres, über das ich wie über alles, was vor unserer Geburt gewesen ist, nur aus Berichten anderer etwas erfahren kann. Für später aber finde ich hintereinander in der Fortdauer dieses Namens in mir sieben oder acht verschiedene Figuren; die ersten waren die schönsten; nach und nach aber wurde mein Traum gezwungen, eine unhaltbare Stellung aufzugeben und verschanzte sich weiter diesseits, bis er auch von dort noch zurückweichen mußte. Und sooft Frau von Guermantes ihren Wohnort wechselte – auch er entstammte diesem Namen, den von Jahr zu Jahr Worte, welche ich hörte, von neuem befruchteten und dadurch meine Träumereien änderten –, spiegelte jeder neue Wohnort meine Träume in seinen Steinen, die wie die Oberfläche einer Wolke oder eines Sees rückzustrahlen begannen. Ein Wartturm – nur in der Fläche vorhanden,

nur ein strahlendes Band orangegelben Lichtes –, von dem herab der Ritter und seine Dame über Leben und Tod der Vasallen entschieden, hatte, ganz am Ende jener »Gegend um Guermantes«, wo ich manchen schönen Nachmittag mit meinen Eltern dem Lauf der Vivonne folgte, dem bächereichen Lande Platz gemacht, wo die Herzogin mich den Forellenfang und die Namen der Blumen lehrte, die in violetten und rötlichen Trauben die niedern Mauern der Nachbargehöfte schmückten; sodann war es das Erbland, die herrliche Domäne gewesen, auf der das stolze Geschlecht Guermantes wie ein altgelber, wappengeschmückter Turm über Frankreich zu einer Zeit sich erhob, als der Himmel da noch leer war, wo später Notre-Dame von Paris und Notre-Dame von Chartres ragen sollten, als auf den Hügel von Laon noch nicht das Schiff der Kathedrale sich niedergelassen hatte wie die Arche der Sintflut auf den Gipfel des Ararat, voll von Gerechten und von Patriarchen, welche sich ängstlich in die Fenster lehnen, um zu sehn, ob Gottes Zorn nachgelassen hat, versorgt mit Mustern der Gewächse, die auf Erden sich vermehren sollten, und übervoll von Tieren, die sich schauend drängen bis oben in die Türme, auf deren Dächern friedliche Rinder sich ergehn und hinuntersehn auf die Ebenen der Champagne; es war die Zeit, da der Wanderer, der gegen Abend Beauvais verließ, noch nicht bei jeder Wegbiegung hinter sich her auf der Goldwand des Sonnenunterganges die schwarzverzweigten Flügel der Kathedrale nachkommen sah. Dies Guermantes war wie der Rahmen eines Romans, ein Phantasie-Land, das ich mir kaum vorstellen konnte und um so mehr zu entdecken wünschte, eine Enklave inmitten wirklicher Länder und Landstraßen, die plötzlich zwei Meilen von einem Bahnhof etwas Heraldisches bekamen; die Namen benachbarter Ortschaften waren mir gegenwärtig, als wären sie am Fuß des Parnasses oder des Helikon gelegen, wertvoll als materielle, topographische Bedingungen einer Wundererscheinung. Ich sah die Wappen wieder, die unter den Kirchenfenstern von Combray auf die Mauer gemalt sind; ihre Felder hatten mit jedem Jahrhundert neuen Feudalbesitz aufgenommen, den das erlauchte Haus durch Heirat oder Erwerb aus allen Ecken Deutschlands, Italiens und Frankreichs sich hatte zuströmen lassen; gewaltige Ländereien im Norden und mächtige Städte im Süden hatten sich vereint und miteinander Guermantes gebildet, hatten ihr eignes materielles Wesen aufgegeben und ihren grünen Turm oder ihr Sil-

berschloß in das azurne Feld eingesetzt. Ich hatte von den berühmten Wandteppichen von Guermantes gehört und sah sie mittelalterlich, blau und etwas derb sich von dem amarantenen sagenhaften Namen abheben wie eine Wolke dort unten an dem altertümlichen Wald, wo so oft Childebert jagte; mir war, als könnte ich in die heimlichste Tiefe der Länder, in die Ferne der Jahrhunderte reisen und in ihr Mysterium eindringen, wenn ich nur einen Augenblick in Paris der Frau von Guermantes nahe kommen könnte, der Lehnsherrin der Stätte und der Dame vom See, als müßten ihre Mienen und Worte den örtlichen Zauber von Hochwald und Ufer besitzen und die gleichen Züge früherer Jahrhunderte wie der alte Landrechtkodex in ihrem Archiv. Dann aber hatte ich Saint-Loup kennen gelernt, und er hatte mir mitgeteilt, das Schloß heiße Guermantes erst seit dem siebzehnten Jahrhundert, in welchem seine Familie es erworben habe. Bis dahin hatte sie in der Nachbarschaft residiert, und ihr Titel kam nicht von dieser Gegend. Das Dorf Guermantes hatte seinen Namen vom Schloß erhalten, war erst nach ihm erbaut worden, und um die Fernsichten nicht zu zerstören, regelte ein in Kraft gebliebenes Servitut den Grundriß der Straßen und beschränkte die Höhe der Häuser. Die Wandteppiche waren von Boucher; ein kunstliebender Guermantes hatte sie im neunzehnten Jahrhundert gekauft und in einem recht häßlichen, mit Kattun und Plüsch ausgeputzten Salon neben mittelmäßigen Jagdbildern, die er selber gemalt hatte, aufgehängt. Durch diese Enthüllungen brachte Saint-Loup in das Schloß Elemente, die dem Namen Guermantes fremd waren und mir verwehrten, weiterhin einzig dem dröhnenden Klang der Silben das Mauerwerk der Bauten zu entnehmen. So war im Innern dieses Namens das Schloß mit seinem spiegelnden See erloschen, und um Frau von Guermantes erschien mir als ihre Stätte ihr Haus in Paris, das Haus Guermantes, durchschimmernd wie der Name: kein undurchsichtiges Element der Wirklichkeit unterbrach sein Leuchtbild oder trübte es. Wie Kirche nicht allein das Gotteshaus bezeichnet, sondern auch die Versammlung der Gläubigen, umfaßte das Haus Guermantes alle, die das Leben der Herzogin teilten, aber diese Personen, die ich nie gesehn, waren mir nur berühmte poetische Namen, und da sie wieder nur Personen kannten, die auch nur Namen waren, vergrößerten und schützten sie das Mysterium der Herzogin nur noch mehr und breiteten um sie einen weiten Glanzhof, der sich nur allenfalls ein wenig abschattete.

Dachte ich an die Feste, die sie gab, verlieh meine Vorstellung den Eingeladenen keine Körper, Bärte, Schuhe, kein banales oder auch nur auf menschlich vernünftige Art eigentümliches Wort, der Wirbel der Namen sammelte um Frau von Guermantes, die selber eine Meißener Porzellanstatuette war, weniger Stoffliches an als ein Geistermahl oder ein Gespensterball es getan hätten, und bewahrte ihrem gläsernen Haus die Durchsichtigkeit einer Vitrine. Als mir dann Saint-Loup Anekdoten vom Kaplan und von den Gärtnern seiner Kusine erzählt hatte, war das Haus Guermantes – wie ehemals etwa ein Louvre – eine Art Schloß geworden, das, als Erbsitz auch mitten in Paris, von seinen Ländereien umgeben blieb, auf denen die Herzogin kraft eines altertümlichen wunderlich überlebenden Rechtes noch feudale Privilegien ausübte. Und diese letzte Stätte war dann von selbst verschwunden, als wir dicht neben Frau von Villeparisis in eine Wohnung einzogen, die derjenigen der Frau von Guermantes benachbart und in einem Flügel ihres Hauses gelegen war. Alte Wohnstätten dieser Art gibt es wohl immer noch. Den »Schloßhof« umgeben – angeschwemmt von der steigenden demokratischen Welle oder als ein Vermächtnis älterer Zeiten, in denen die verschiedenen Gewerbe um den Standesherrn sich gruppierten – übrig gebliebene Läden, Werkstätten, ja sogar Schuster- und Schneiderbuden (wie sie denn auch an den Flanken der Dome kleben, soweit die Ästhetik der Baumeister sie nicht freigelegt hat), der Pförtner war Flickschuster, hielt Hühner und züchtete Blumen – und hinten im Wohnhaus, im eigentlichen »Hotel«, lebte eine »Gräfin«; wenn die, auf ihrem Hute etwas Kapuzinerkresse, die aus dem Pförtnergärtchen gepflückt schien, in ihrer alten Kalesche mit den beiden Pferden ausfuhr (auf dem Bock neben dem Kutscher einen Lakaien, der in jedem aristokratischen Hause des Viertels Karten abzugeben hatte), dann lächelte und winkte sie den Kindern des Pförtners und den bürgerlichen Mietern des Hauses zu, die gerade vorbeikamen, und ihre herablassende Liebenswürdigkeit und ihr nivellierender Dünkel machte diese nun einander gleich.

In dem Haus, in das wir einzogen, war die große Dame überm Hof eine elegante und noch junge Herzogin: Frau von Guermantes. Dank Françoise erfuhr ich ziemlich schnell Näheres über das Haus. Denn die Guermantes (Françoise bezeichnete sie meistens mit Worten wie »die unten« oder »die von unten«) beschäftigten sie beständig. Wenn sie morgens Mama frisierte, warf sie verstohlen – weil es

ihr verboten, aber unwiderstehlich verlockend war – einen Blick in den Hof und sagte: »Zwei barmherzige Schwestern! Das ist sicher für unten« oder »Ach, die schönen Fasanen am Küchenfenster, da braucht man nicht zu fragen, von wo daß die herkommen, der Herzog wird auf Jagd gewesen sein«, und so gings fort bis abends; hörte sie, während sie mir meine Nachtsachen herausgab, Klavier spielen oder Widerhall eines Liedes, folgerte sie: »Sie haben unten Leute, da gehts lustig zu«, und in ihrem regelmäßigen Gesicht, unter dem jetzt weißen Haar erschien ein lebhaftes und ehrbares Lächeln aus ihrer Jugendzeit und ordnete ihre Züge zu einer zarten gezierten Harmonie, wie vor dem Kontertanze.

Aber der Augenblick im Leben der Guermantes, der Françoise am lebhaftesten interessierte, ihr die größte Befriedigung und zugleich den meisten Verdruß verschaffte, war, wenn beide Flügel des Hoftors aufgingen und die Herzogin in ihre Kalesche stieg. Dies geschah gewöhnlich kurz nachdem unsere Bedienten die feierliche Zeremonie vollzogen hatten, die sie ihr Frühstück nannten. Diese Handlung durfte niemand unterbrechen; während sie stattfand, waren sie »Tabu«, selbst mein Vater hätte sich nicht erlaubt, nach ihnen zu klingeln, er wußte ja auch, es würde sich keiner von ihnen stören lassen, beim fünften Klingelzug so wenig wie beim ersten, und er würde ganz umsonst und obendrein zu seinem eigenen Schaden eine Ungehörigkeit begehn. Denn Françoise, die, seit sie eine alte Frau war, zu jeder Gelegenheit ihren besondern »Kopf« aufsetzte, hätte ihm unfehlbar den ganzen Tag ein Gesicht mit lauter roten keilförmigen Fleckchen vorgesetzt, die der Außenwelt ein allerdings schwer zu entzifferndes langes Verzeichnis ihrer Beschwerden entfalteten, tiefgehende Gründe ihrer Unzufriedenheit. Die entwickelte sie übrigens auch in Worten, aber »in die Kulisse gesprochen«, wir konnten kaum etwas verstehn. Sie nannte das: den lieben langen Tag »stille Messen lesen« und meinte, es quäle, kränke und plage uns sehr.

Waren die letzten Riten vollzogen, so schenkte Françoise, wie in der urchristlichen Kirche zelebrierender Priester und zugleich der Gläubigen einer, sich ein letztes Glas Wein ein, band die Serviette ab, wischte, während sie sie faltete, Wein- und Kaffeereste von den Lippen, schob die Serviette in ihren Ring, dankte mit leidendem Blick »ihrem« jungen Lakaien, der mit eifrigem Getu zu ihr sagte: »Nicht noch etwas Weintrauben gefällig, Madame? Sie sind ausge-

zeichnet«, – und ging gleich ans Fenster, um es zu öffnen, angeblich, weil es so heiß war »in dieser elenden Küche«. Während sie den Fenstergriff drehte und Luft schöpfte, warf sie zugleich geschickt einen scheinbar gleichgültigen Blick auf den hinteren Hof und vergewisserte sich verstohlen, daß die Herzogin noch nicht fertig war. Einen Augenblick brüteten ihre Blicke hochmütig und leidenschaftlich über dem angespannten Wagen, und hatte sie den Dingen dieser Erde diese kurze Beachtung geschenkt, hob sie die Blicke zum Himmel, dessen Reinheit sie schon im voraus erraten hatte, während sie sanfte Luft und Sonnenwärme spürte; dann sah sie nach dem Winkel des Daches, wo jeden Frühling gerade über dem Kamin meines Zimmers Tauben nisteten, gleich denen, die in ihrer Küche zu Combray gurrten.

»Ach Combray, Combray«, rief sie (und der fast singende Tonfall ihrer Anrufung hätte zusammen mit der arlesianischen Reinheit der Züge bei Françoise auf eine südliche Heimat schließen und vermuten lassen, das verlorene Vaterland, um das sie weine, sei nur Adoptivvaterland. Aber das wäre wohl eine Täuschung gewesen, offenbar gibt es keine Provinz, die nicht ihren »Süden« hat. Und bei vielen Savoyarden und Bretonen findet man die weichen Umstellungen von Längen und Kürzen, die den Südländer kennzeichnen). »Ach, Combray! Wann werde ich dich wiedersehn, mein armes Combray! Wann werde ich wieder den lieben langen Tag unter deinem Weißdorn und unserm guten Flieder verbringen, die Finken hören und die Vivonne, die rieselt wie wenn einer flüstert, statt der elenden Klingel unseres jungen Herrn, der keine halbe Stunde vergehn läßt, ohne mich diesen verteufelten Korridor entlang zu hetzen. Und dann findet er noch, ich komme nicht schnell genug, man soll ihn wohl hören, ehe er klingelt, und kommt man eine Minute zu spät, gleich ›stößt‹ ihn der Zorn. Ach mein armes Combray! vielleicht seh ich dich erst wieder, wenn ich gestorben bin, wenn man mich wie einen Stein in das Grabloch wirft. Dann werde ich ihn nicht mehr riechen, deinen schönen schneeweißen Hagedorn. Aber noch im Todesschlaf werde ich, glaub ich, dies dreimal Klingeln hören, das mir schon das Leben zur Hölle gemacht hat.«

Aber da wurde sie unterbrochen. Der Westenschneider im Hof rief, er, der damals meiner Großmutter so gut gefallen hatte, als sie Frau von Villeparisis besuchte, und der in Françoises Gunst nicht weniger hoch stand. Als er unser Fenster aufgehn hörte, hatte er den

Kopf gehoben und suchte schon eine Weile, die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin auf sich zu ziehen, um ihr guten Tag zu sagen. Koketterie des jungen Mädchens, das Françoise einst gewesen war, verfeinerte alsbald das mürrische Gesicht unserer alten Köchin, das von den Jahren, von schlechter Laune und Herdfeuer schwer mitgenommen war, und in reizender Mischung von Zurückhaltung, Vertraulichkeit, Scham richtete sie an den Westenschneider einen zierlichen Gruß, antwortete ihm aber nicht laut, denn, übertrat sie schon Mamas Ermahnungen, wenn sie in den Hof sah, so hätte sie doch nicht gewagt, ihnen noch mehr zu trotzen und aus dem Fenster zu sprechen, das hätte ihr von seiten der gnädigen Frau ein ganzes »Kapitel« eintragen können, wie sie es nannte. Sie zeigte ihm die angespannte Kalesche, als wollte sie sagen: »Schöne Pferde, was?«, murmelte aber dabei: »Alte Schindmähren!«; sie wußte, er werde die Hand an den Mund legen, um trotz leisem Sprechen verstanden zu werden, und ihr antworten:

»Sie könnten auch so was haben, wenn Sie wollten, vielleicht noch eher als die da, aber Sie mögen das alles nicht.«

Und mit bescheiden ausweichender Bewegung – man merkte ihr aber an, sie war entzückt – andeutend: »Jeder wie er's versteht. Hier ist man für's Einfache«, schloß Françoise ihr Fenster aus Furcht, Mama könne kommen.

Wenn Jupien sagte, »Sie könnten mehr Pferde haben als die Guermantes«, meinte er uns, aber er hatte recht, »Sie« zu sagen, denn von gewissen Freuden rein persönlicher Eitelkeit abgesehn, zum Beispiel der, ununterbrochen zu husten, bis das ganze Haus Angst vor Erkältung bekam, und dann mit aufreizendem Grinsen zu behaupten, sie sei nicht erkältet, lebte Françoise mit uns in Symbiose, wie Pflanzen, die ganz mit einem Tier vereinigt sind und sich von ihm ernähren lassen: für sie erbeutet, ißt und verdaut es die Nahrung und bietet sie ihnen in ihrem letzten ganz assimilierbaren Restbestand an; wir mußten mit unsern Tugenden, unserm Vermögen, unserer Lebensführung und gesellschaftlichen Stellung es übernehmen, für die kleinen Befriedigungen der Eitelkeit zu sorgen, die Françoise unbedingt zum Leben brauchte – wozu noch das Recht kam, den Kultus des Frühstücks nach altem Brauche frei auszuüben, einschließlich des nachfolgenden Schlucks frischer Luft am Fenster, dazu ein wenig Straßenbummel, wenn sie Besorgungen machte, und den Sonntagsausgang zu ihrer Nichte. So wird es ver-

ständlich, daß Françoise die ersten Tage im neuen Haus, wo noch nicht alle Ehrentitel meines Vaters bekannt waren, fast an einem Leiden hingesiecht wäre, das sie selbst Verdruß oder Zeitlang nannte, Verdruß im tatkräftigen Sinne, den er bei Corneille hat, Zeitlang, wie in den Briefen von Soldaten, die am Ende Selbstmord begehn, weil sie nach ihrer Braut oder ihrem Dorf zuviel »Zeitlang« haben. Françoises Verdruß wurde schnell geheilt und zwar von Jupien; er verschaffte ihr ein ebenso lebhaftes und dabei raffinierteres Vergnügen, als ihr etwa unser Entschluß, einen Wagen anzuschaffen, bereitet hätte. – »Sehr gute Gesellschaft, diese Jupien, sehr ordentliche Leute, es steht ihnen auf dem Gesicht geschrieben.« Jupien vermochte in der Tat allen verständlich zu machen und beizubringen, daß wir nur deshalb keine Wagen hätten, weil wir es nicht wollten. Françoises neuer Freund war wenig zu Hause, seit er einen Beamtenposten in einem Ministerium bekommen hatte. Erst war er zusammen mit dem »Mädel«, das meine Großmutter für seine Tochter gehalten hatte, Westenschneider gewesen; aber die Ausübung dieses Gewerbes wurde unvorteilhaft für ihn, als die Kleine, die als halbes Kind, damals als meine Großmutter Frau von Villeparisis einen Besuch machte, sehr gut einen Rock säumen konnte, der Damenschneiderei sich zugewandt hatte und Rockschneiderin geworden war. Erst hatte sie als Lehrmädchen bei einer Schneiderin eine Naht machen, einen Besatz säumen, einen Knopf oder Druckknopf annähen oder eine Taillenweite mit Nadeln einreihen müssen, war dann zweite und schließlich erste Arbeiterin geworden, hatte sich eine Kundschaft von Damen der besseren Gesellschaft erworben und arbeitete nun zu Hause, das heißt, in unserm Hof, meist mit einer oder zwei ihrer früheren Kolleginnen vom Atelier, die sie als Gehilfinnen anstellte. Seitdem war Jupiens Gegenwart weniger nützlich geworden. Wohl hatte die großgewordene Kleine noch oft Westen zu machen. Aber da ihre Freundinnen ihr halfen, brauchte sie weiter niemand. So hatte Jupien, ihr Onkel, sich denn um eine Anstellung beworben. Erst konnte er schon Mittags nach Hause kommen, dann, als er endgültig den ersetzte, dem er anfangs ausgeholfen hatte, nicht vor dem Abendessen. Seine »Ernennung« fand glücklicherweise erst einige Wochen nach unserm Einzug statt; so konnte er seine Liebenswürdigkeit lange genug spielen lassen, um Françoise über die ersten schweren Zeiten hinwegzuhelfen und ihr Kummer zu ersparen. Nebenbei bemerkt, ohne seine Nütz-

lichkeit für Françoise als »Übergangsmittel« zu verkennen, muß ich gestehn, daß Jupien mir auf den ersten Blick nicht sehr gefallen hat. Auf ein paar Schritt Entfernung hoben seine Augen den Eindruck, den sonst die dicken Backen und die blühende Gesichtsfarbe gemacht hätten, ganz auf, sie flossen über von einem mitleidigen, trostlos verträumten Blick, man kam auf den Gedanken, er sei krank oder von einem schweren Trauerfall betroffen. Aber weit gefehlt! Wenn er sprach – und er drückte sich sehr gut aus –, wirkte er sogar geradezu kalt und spöttisch. Durch diese Disharmonie zwischen Blick und Wort entstand etwas Falsches, Liebloses, worunter er selbst zu leiden schien, er war verlegen wie ein Gast im einfachen Rock in einer Abendgesellschaft, wo alle andern im Frack sind, oder wie jemand, der einer Hoheit antworten soll, aber nicht weiß, wie sie anreden und, um die Schwierigkeit zu umgehn, seine Wendungen auf ein Mindestmaß beschränkt. Jupiens Ausdrucksweise – das eben Gesagte war ein reiner Vergleich – war hingegen sehr liebenswürdig. Im Zusammenhang vielleicht mit der Überflutung des ganzen Gesichts durch den Blick (den man nicht mehr beachtete, wenn man ihn kannte) entdeckte ich bald bei ihm eine seltene Fassungsgabe, die wie nur ganz wenige, die ich gekannt habe, von Natur literarisch war, in dem Sinne, daß er, vermutlich ohne jede eigentliche Bildung, nur mit Hilfe einiger hastig überflogener Bücher die scharfsinnigsten Wendungen der Sprache besaß oder sich angeeignet hatte. Die begabtesten Leute, die ich gekannt hatte, waren sehr jung gestorben. Daher war ich überzeugt, Jupien werde nicht lange leben. Er war gütig und mitleidig, seine Gefühle waren die zartesten und großmütigsten. Schnell hörte er auf, eine unentbehrliche Rolle im Leben Françoises zu spielen. Sie hatte gelernt, ihn zu ersetzen.

Kam auch nur ein Lieferant oder ein Bedienter mit einem Paket zu uns, wußte Françoise die paar Augenblicke, die er in der Küche auf Mamas Antwort wartete, geschickt auszunutzen; dabei schien sie sich gar nicht um ihn zu kümmern, wies ihm nur mit gelassener Miene einen Stuhl an und blieb bei ihrer Arbeit, aber selten ging er fort, ohne sich fest und dauernd eingeprägt zu haben: »wenn wirs nicht haben, so wollen wirs eben nicht haben.« Hielt sie übrigens sehr darauf, daß man wisse, wir seien reich, so war deshalb der blanke Reichtum, Reichtum ohne Tugend nicht das höchste Gut in Françoises Augen, aber Tugend ohne Reichtum war ebensowenig

ihr Ideal. Reichtum war für sie eine notwendige Voraussetzung der Tugend, ohne ihn blieb die Tugend auch ohne Verdienst und Reiz. Sie trennte beide so wenig voneinander, daß sie schließlich einem die Eigenschaften des andern verlieh, die Tugend mit einigem Komfort versehn wissen wollte und dem Reichtum etwas Erbauliches zuerkannte.

Hatte sie dann das Fenster ziemlich rasch – sonst würde, scheint es, Mama sie »nach Noten ausgeschimpft« haben – zugemacht, begann Françoise seufzend den Küchentisch abzuräumen.

»Es gibt Guermantes, die wohnen rue de la Chaise,« sagte der Kammerdiener, »ich hatte einen Freund, der dort in Stellung war; er war zweiter Kutscher bei ihnen. Und ich kenne einen, nicht dieser Kamerad, sondern sein Schwager, der hat mit einem Piqueur des Barons von Guermantes zusammen gedient. Mir kanns gleich sein, es ist ja nicht mein Vater«, setzte er hinzu; er hatte die Gewohnheit, seine Rede mit den neuesten Witzen zu schmücken, wie er die Schlager des Jahres zu trällern pflegte.

Françoise hatte die müden Augen einer alternden Frau, die alles, was Combray betraf, in unbestimmter Ferne sahen; sie verstand den Witz nicht, der in den Worten lag, merkte aber, daß einer drin sein mußte, denn sie standen außer Zusammenhang mit dem andern, was der Diener gesagt hatte, und sie wußte, er war ein Witzbold. Sie setzte ein wohlwollendes verblüfftes Lächeln auf, als wollte sie sagen: immer derselbe, dieser Viktor. Übrigens war sie glücklich, sie wußte, derartiges mitanzuhören, hing von fern mit den achtbaren gesellschaftlichen Vergnügungen zusammen, für die man in allen Kreisen sich gern gut anzieht und eine Erkältung riskiert. Schließlich glaubte sie, in dem Kammerdiener einen Freund zu haben, denn immer wieder verriet er ihr mit Entrüstung, was die Republik wieder Schreckliches gegen den Klerus vorhatte. Françoise hatte noch nicht eingesehn, daß unsere schlimmsten Feinde nicht die sind, die uns widersprechen und uns zu überzeugen versuchen, sondern die, welche Nachrichten, die uns betrüben können, aufbauschen oder erfinden, dabei sich aber hüten, sie berechtigt erscheinen zu lassen, denn das würde unsern Kummer vermindern und könnte ein wenig Achtung für die Gegenpartei in uns wecken, die wollen sie uns aber, um uns desto schmerzlicher zu treffen, als entsetzliche Sieger zeigen.

»Die Herzogin muß mit alldem verbandelt sein«, nahm Françoise

das Gespräch über die Guermantes aus der rue de la Chaise wieder auf, wie man ein Musikstück in Andante wiederholt. »Ich weiß nicht mehr, wer mir gesagt hat, daß einer von denen dem Herzog seine Kusine geheiratet hat. Jedenfalls ist es dieselbe ›Liniatur‹. Eine große Familie, die Guermantes!« Das sagte sie mit Ehrfurcht und begründete die Größe der Familie gleichzeitig mit der Zahl ihrer Mitglieder und dem Glanz ihres Ruhmes wie Pascal die Wahrheit der Religion mit der Vernunft und der Autorität der Heiligen Schrift. Sie hatte für beides nur das eine Wort »groß«, und so bildeten beide Dinge für sie eine Einheit; ihr Wortschatz hatte wie gewisse Steine fehlerhafte Stellen, die auch ihr Denken stellenweise verdunkelten.

»Ich frage mich, ob das nicht die sind, die ihr Schloß in Guermantes zehn Meilen von Combray haben, dann müssen sie auch mit der Kusine aus Algier verwandt sein.« Meine Mutter und ich hatten lange nicht gewußt, wen Françoise mit dieser Kusine aus Algier meine, bis wir herausbekamen, daß Françoise unter Algier die Stadt Angers verstand. So kann uns etwas Fernes bekannter sein als etwas Nahes. Françoise kannte den Namen Algier von den scheußlichen Datteln her, die wir zu Neujahr geschickt bekamen, aber Angers war ihr unbekannt. Ihre Sprache war wie die französische und wie insbesondere die französischen Ortsbezeichnungen voll von Irrtümern. »Ich wollte darüber mit Ihrem Butler sprechen. – Wie sagt man doch zu dem?« unterbrach sie sich, als beschäftige sie eine Frage der Etikette, »ja richtig, Antoine sagt man zu ihm«, gab sie dann sich selbst zur Antwort, als ob Antoine ein Titel wäre. »Der hätte mir darüber was sagen können, aber er ist ein vornehmer Herr, ein großer Pedant, es ist, als wenn man ihm die Zunge abgeschnitten hätte oder als hätte er vergessen, sprechen zu lernen. Ach (hier wurde sie unaufrichtig), wenn ich nur weiß, was in meinem Topf kocht, kümmere ich mich nicht um die andern. Jedenfalls ist das nicht christlich von ihm. Und dann ist es keiner, der tapfer dran geht (aus dieser Würdigung hätte man schließen können, Françoise habe über Tapferkeit ihre Meinung geändert; in Combray nämlich behauptete sie, die mache die Männer zu reißenden Tieren. Aber das würde nicht stimmen: tapfer bedeutete hier nur arbeitsam). Man sagt auch, er stiehlt wie ein Rabe, aber man muß nicht jeden Tratsch glauben. Hier gehen von wegen der Portierloge alle Angestellten weg, die Portierleute sind eifersüchtig und hetzen die Her-

zogin auf. Aber man kann schon sagen, dieser Antoine ist ein Taugenichts und seine ›Antoinesse‹ taugt nicht mehr als er.« Um ein Femininum zu dem Namen Antoine zu finden, das die Frau des Butlers bezeichnete, hatte Françoise sich bei ihrer grammatikalischen Neuschöpfung wohl unbewußt an chanoine und chanoinesse gehalten. Das war sprachlich nicht schlecht. In der Nähe von Notre-Dame gibt es noch eine Straße, die rue Chanoinesse heißt; dieser Name war ihr (da sie nur von Stiftsdamen bewohnt wurde) von den Franzosen alter Zeit gegeben worden, die die richtigen Zeitgenossen Françoises waren. Gleich darauf lieferte Françoise übrigens wieder ein Beispiel dieser Femininbildung. Sie sagte: »Aber ganz gewiß gehört das Schloß Guermantes der Herzogin. Sie ist doch dortzuland die Frau ›mairesse‹; das ist schon etwas!«
»Ich glaube gern, daß das etwas ist«, sagte im Ton der Überzeugung der Lakai, er hatte die Ironie nicht gemerkt.
»Ach, was du denkst, mein Junge! Das soll etwas sein? Für Leute wie die ist das gar nichts, Bürgermeister und Bürgermeisterin zu sein. Wenn mir das Schloß Guermantes gehörte, mich bekäme man nicht oft in Paris zu sehn. Ich begreife auch nicht, daß Leute wie unsere Herrschaft darauf verfallen, in dieser elenden Stadt zu bleiben, statt nach Combray zu gehn, sobald sie frei sind und niemand sie zurückhält. Worauf warten sie noch, um sich zurückzuziehen, wo es ihnen doch an nichts mangelt? Etwa auf den Tod? Wenn ich nur trocken Brot zu essen hätte und Holz, um warm zu haben im Winter, ich wäre schon lange daheim in meines Bruders Häuschen zu Combray. Da unten, da fühlt man doch wenigstens, daß man lebt, hat nicht alle die Häuser vor der Nase, und nachts ist es so still, man hört mehr als zwei Meilen weit die Frösche singen.«
»Das muß wirklich schön sein, Madame«, rief der junge Lakai mit Begeisterung, als ob das mit den Fröschen eine Besonderheit von Combray sei wie in Venedig das Gondelfahren.
Er war, nebenbei bemerkt, noch nicht so lange im Haus wie der Kammerdiener und sprach mit Françoise über Dinge, die nicht ihn, sondern sie interessierten. Und Françoise, die ein Gesicht schnitt, wenn man sie als Köchin behandelte, hatte für den Lakaien, der von ihr als der »Gouvernante« sprach, ein besonderes Wohlwollen, wie es manche Fürsten zweiten Grades für artige junge Leute haben, die sie »Hoheit« anreden.
»Man weiß wenigstens, was man tut und in welcher Jahreszeit man

lebt. Es ist nicht wie hier, wo es zu Ostern so wenig wie zu Weihnachten die armseligste Butterblume gibt, wo ich nicht einmal ein kleines Angelus läuten höre, wenn ich meine alten Knochen aus dem Bett schleppe. Da unten hört man jede Stunde, wenn es auch nur ein armseliges Glöckchen ist, aber du sagst dir: ›Jetzt kommt mein Bruder vom Feld‹; du siehst, wie der Tag sinkt, man läutet für das irdische Wohlergehn, du hast Zeit, dich umzudrehen, eh du deine Lampe ansteckst. Hier wird es Tag und wird Nacht, man geht schlafen und weiß nicht besser als ein Tier, was man eigentlich getan hat.«

»Méséglise scheint auch sehr hübsch zu sein, Madame«, unterbrach der junge Lakai, für den das Gespräch eine etwas abstrakte Richtung nahm: er hatte uns zufällig bei Tisch von Méséglise sprechen hören. »Oh! Méséglise!« sagte Françoise mit dem breiten Lächeln, das immer auf ihre Lippen kam, wenn man die Namen Méséglise, Combray oder Tansonville aussprach. Sie gehörten ganz und gar zu ihrem eigenen Dasein, und wenn sie ihr von außen begegneten, in einem Gespräch vorkamen, wurde sie munter, ähnlich wie Schüler, wenn der Lehrer beim Unterricht auf eine bekannte zeitgenössische Persönlichkeit anspielt, von der sie nie geglaubt hätten, ihr Name könne vom Katheder herab erklingen. Françoise hatte noch das besondere Vergnügen, daß diese Gegenden für sie etwas anderes als für die andern waren, alte Kameraden, mit denen man allerlei zusammen unternommen hatte; sie lächelte ihnen zu, als verstünden sie sie, denn sie fand in ihnen viel von sich selbst.

»Das kannst du wohl sagen, mein Kind, Méséglise ist recht hübsch,« begann sie dann wieder mit schlauem Lachen, »aber wo hast denn du was von Méséglise gehört?«

»Wo ich was von Méséglise gehört habe? Aber das ist doch ganz bekannt: man hat mir davon gesprochen, sogar öfter davon gesprochen«, antwortete er mit der verbrecherischen Ungenauigkeit derer, die, wenn wir objektiv feststellen wollen, wie wichtig etwas, das uns angeht, für die andern ist, mit ihrem Bescheid uns das unmöglich machen.

»Ihr könnt mir glauben, dort unter den Kirschbäumen ists besser als am Küchenherd.«

Sie sprach ihnen sogar von Eulalie und sagte, das sei eine gute Person gewesen. Françoise hatte vollständig vergessen, daß sie Eulalie Zeit ihres Lebens wenig geliebt hatte, wie alle, die zu Hause nichts

zu essen haben, diese Hungerleider, die dann als rechte Tagediebe, wenn die Reichen ihnen etwas zukommen lassen, »sich mausig machen«. Jetzt litt sie nicht mehr darunter, daß Eulalie es so gut verstand, sich jede Woche von meiner Tante »was zustecken« zu lassen. Das Lob der Tante aber sang sie unaufhörlich.

»Dann waren Sie also in Combray selbst bei einer Kusine unserer Gnädigen?« fragte der junge Lakai.

»Ja, bei Frau Octave, das war eine fromme Dame, liebe Kinder, bei der gab es immer etwas, und immer vom besten, Rebhühner, Fasanen, damit knauserte sie nicht, man konnte zu fünfen, zu sechsen zum Essen kommen, an Fleisch fehlte es nie und noch dazu beste Qualität und Weißwein und Rotwein, alles, was man wollte. Alles ging auf ihre Kosten, da konnte die Familie Monate bleiben, Jahre! Ihr könnt mirs glauben, hungrig ist man da nie fortgegangen. Wie der Herr Pfarrer es uns oft beigebracht hat: wenn eine Frau darauf rechnen kann, zum lieben Gott zu kommen, dann ists wahr und wahrhaftig Frau Octave. Die Arme, ich höre sie noch, wie sie mit ihrem Stimmchen sagte: ›Françoise, Sie wissen ja, ich esse nichts, aber es soll bei mir für alle so gut zu essen geben, als ob ich mitäße.‹ Nein, für sie war es wahrhaftig nicht, was da gekocht wurde. Hättet sie sehn sollen. Sie wog nicht mehr als eine Tüte Kirschen, rein gar nichts. Sie wollte mir nicht glauben, hat nie zum Arzt gehen wollen. Ach, da unten wurde nicht so husch husch gegessen. Sie wollte, ihre Bedienten sollten gut genährt werden. Hier haben wir erst wieder heut morgen nicht mal Zeit gehabt, einen Bissen zu essen. Alles geht Hals über Kopf.«

Besonders die gerösteten Zwiebacke, die mein Vater aß, brachten sie außer sich. Sie war überzeugt, er wolle die nur, um sich wichtig zu tun und ihr »Beine zu machen«.

»So was hab ich nie gesehn, muß ich sagen«, meinte der junge Lakai. Es klang, als habe er alles gesehn, als erstrecke sich seine tausendjährige Erfahrung über alle Länder und ihre Sitten, und darunter gäbe es nirgends die, Brot zu rösten. »Ja, ja,« brummelte der Butler, »das kann alles noch ganz anders werden, in Kanada sollen die Arbeiter streiken, und neulich hat der Minister zu unserm Herrn gesagt, daß er dafür zweihunderttausend Franken gekriegt hat.« Dem Butler lag es fern, ihn deshalb zu tadeln. Er selber war durchaus ehrlich, hielt aber alle Politiker für verdächtig, und in seinen Augen war, sich bestechen zu lassen, nicht so schlimm wie der kleinste Dieb-

stahl. Er fragte sich nicht einmal, ob er denn dies historische Wort auch richtig verstanden habe, es kam ihm gar nicht unwahrscheinlich vor, daß der Schuldige es selbst zu meinem Vater gesagt habe, ohne daß dieser ihn vor die Tür setzte. Aber die Combrayer Philosophie hinderte Françoise zu hoffen, die Streiks in Kanada könnten eine Rückwirkung auf das Zwiebackrösten haben. »Sehn Sie, solange die Welt Welt sein wird,« sagte sie, »wird es Herren geben, die uns herumhetzen, und Diener für ihre Launen.« Der Theorie vom beständigen Herumhetzen zum Trotz, sagte meine Mutter, die vermutlich für die Länge des Frühstücks andere Maße hatte als Françoise:

»Was die nur anstellen mögen, jetzt sitzen sie schon über zwei Stunden bei Tisch.«

Und sie klingelte schüchtern drei- oder viermal. Françoise, ihr Lakai und der Butler hörten das Klingeln wie ein Signal; noch dachten sie nicht daran zu kommen, aber immerhin war es wie das erste Stimmen der Instrumente, man merkte, das Konzert werde bald anfangen, es gebe nur noch ein paar Minuten Pause. Als dann das Klingeln sich häufiger wiederholte und dringender wurde, gaben unsere Bedienten schon mehr darauf acht: nun hatten sie wohl nicht mehr viel Zeit vor sich, die Wiederaufnahme der Arbeit stand nahe bevor; und als es dann einmal etwas nachhaltiger schellte, stießen sie einen Seufzer aus und faßten ihre Entschlüsse: der Lakai ging hinunter, eine Zigarette vor der Tür zu rauchen, Françoise stellte noch ein paar Betrachtungen über uns an, wie: »Die können keinen Augenblick stillsitzen« und ging dann hinauf in ihren sechsten Stock, ihre Sachen zu ordnen, während der Butler in meinem Zimmer sich Briefpapier suchte und rasch seine Privatkorrespondenz erledigte.

Trotz der hochmütigen Miene des herzoglichen Butlers hatte mir Françoise schon in den ersten Tagen mitteilen können, daß die Guermantes ihr Haus nicht auf Grund eines Rechtes aus unvordenklichen Zeiten bewohnten, sondern es neuerdings gemietet hatten und daß der Garten auf der Seite, die ich nicht kannte, ziemlich klein sei und allen anstoßenden Gärten ähnlich; schließlich erfuhr ich auch, zu sehn gäbe es da weder Lehnsherrngalgen noch Fischweiher, nicht Bannbackhaus noch Scheuer, weder Gerichtslaube noch feste oder Zugbrücken, geschweige denn fliegende, so wenig wie Zollhaus, Kirchturm und Malhügel. Wie aber damals, als die

Bucht von Balbec alles Geheimnisvolle für mich verloren hatte und eine Wassermasse geworden war, die man mit jeder beliebigen andern Salzwassermasse auf dem Globus auswechseln konnte, der Maler Elstir ihr plötzlich ein Eigenleben gegeben hatte, als er sagte, sie sei Whistlers opalener Golf in Silberblau, so bekam jetzt der Name Guermantes, dem Françoises Gewalt die letzte Stätte, die aus ihm hervorgegangen war, entrissen hatte, neuen Klang, als ein alter Freund meines Vaters uns eines Tages, an dem von der Herzogin die Rede war, erklärte: »Sie nimmt die erste Stelle im Faubourg Saint-Germain ein, sie hat das erste Haus des Faubourg.« Wohl war der erste Salon, das erste Haus des Faubourg Saint-Germain wenig neben all den Stätten, von denen ich geträumt hatte. Aber auch diese Stätte, die nun wohl die letzte war, behielt etwas, das bei aller Einschränkung doch mehr war als das Stoffliche, aus dem es bestand, besaß eine verborgene Besonderheit.

Und für mich war es eine Notwendigkeit geworden, in dem »Salon« der Frau von Guermantes und in ihren Freunden das Geheimnis ihres Namens suchen zu können, umsomehr als ich es in ihrer Person nicht fand, wenn ich sie morgens ausgehn und nachmittags ausfahren sah. Gewiß war sie mir schon in der Kirche von Combray blitzschnell verwandelt worden, die Farbe des Namens Guermantes und der Nachmittage am Ufer der Vivonne hatte nicht eingehn können in ihre undurchlässigen und spröden Wangen, und aus den Trümmern meines Traums war sie hervorgegangen wie Schwan und Weide, in die ein Gott oder eine Nymphe sich verwandelt haben und die von nun an den Gesetzen der Natur unterworfen bleiben, im Wasser gleiten oder im Winde wehen werden. Und doch hatten sich diese verlorenen Spiegelbilder, kaum daß ich sie aufgegeben, wiedergebildet wie die rosa und grünen Spiegelungen der untergegangenen Sonne hinter dem Ruder, das sie gebrochen hat, und in meinen einsamen Gedanken hatte der Name schnell das Erinnerungsbild des Gesichts sich zu eigen gemacht. Jetzt aber sah ich sie oft an ihrem Fenster, im Hof, auf der Straße; und gelang es mir nicht, den Namen Guermantes in ihr zu integrieren, zu denken, sie sei Frau von Guermantes, so gab ich für meinen Teil die Schuld daran meinem Geist, der unfähig sei, bis zum Ziel durchzuführen, was ich von ihm verlangte; sie aber, unsere Nachbarin, schien denselben Irrtum zu begehn, und das störte sie offenbar gar nicht, sie hatte keine meiner Skrupel, vermutete nicht einmal, daß es ein Irr-

tum sei. Frau von Guermantes bemühte sich sichtlich, in ihrer Kleidung der Mode zu folgen, als glaube sie, eine Frau wie alle andern geworden zu sein, und erstrebte eine Eleganz der Kleidung, in der beliebige Frauen es ihr gleichtun, sie vielleicht sogar übertreffen konnten; ich hatte gesehn, wie sie auf der Straße eine gut angezogene Schauspielerin mit Bewunderung betrachtete; und als erkenne sie das Urteil der Vorübergehenden an, deren Gewöhnlichkeit sie heraustreten ließ, indem sie ihr unzugängliches Dasein mitten unter ihnen harmlos spazieren führte, sah ich sie morgens, ehe sie ausging, vor dem Spiegel die ihrer unwürdige Rolle der eleganten Frau mit einer Überzeugung spielen, in der nichts Abgelöstes oder Ironisches lag, mit Leidenschaft, Verdruß und Eitelkeit wie eine Königin, die bei einer Hofaufführung die Rolle einer Zofe übernommen hat; wie in der Sage hatte sie ihre angeborene Größe ganz vergessen, sie sah nach, ob ihr Schleier gut sitze, glättete ihre Ärmel, richtete ihren Mantel, wie der göttliche Schwan alle Bewegungen seiner tierischen Art macht; seine rechts und links vom Schnabel aufgemalten Augen offen hat, ohne den Blick aufzutun, sich mit einemmal als richtiger Schwan auf einen Knopf oder einen Regenschirm wirft und sich nicht erinnert, daß er ein Gott ist. Aber wie der Reisende, den der erste Anblick einer Stadt enttäuscht, sich sagt, er müsse erst die Museen besuchen, mit Leuten aus dem Volk bekannt werden und in den Bibliotheken arbeiten, um den Reiz der Stadt zu erleben, so sagte ich mir, würde mich Frau von Guermantes empfangen, würde ich einer ihrer Freunde, dränge ich in ihr Dasein ein, ich würde erkennen, was unter der orangenfarben glänzenden Hülle ihr Name wirklich, objektiv für die andern enthalte; hatte doch der Freund meines Vaters gesagt, der Kreis Guermantes sei etwas ganz Besondres innerhalb des Faubourg Saint-Germain.

Das Leben, das ich dort vermutete, mußte einer von aller Erfahrung verschiedenen Quelle entstammen, ich konnte mir nicht vorstellen, daß auf den Abendgesellschaften Menschen zugegen wären, wie ich sie aus früherem Verkehr kannte, wirkliche Menschen; so eigentümlich dachte ich mir dies Leben. Sonst würden ja diese Menschen, die ihre Natur doch nicht mit einem Schlage ändern konnten, dort so reden, wie ich sie reden gehört hatte, ihre Partner würden sich dazu erniedrigen, in derselben menschlichen Sprache ihnen zu antworten; dann gäbe es auf einer Abendgesellschaft im ersten Salon des Faubourg Saint-Germain Augenblicke genau der Art, wie

ich sie schon erlebt hatte, und das war unmöglich. Allerdings stieß mein Geist auf gewisse Schwierigkeiten, und die Gegenwart des Leibes Jesu Christi in der Hostie schien mir kein dunkleres Mysterium als dieser erste Salon des Faubourg, der seltsamerweise auf dem rechten Seineufer lag und mir so nahe war, daß ich in meinem Zimmer hören konnte, wie morgens die Möbel in ihm geklopft wurden. Aber die Demarkationslinie, die mich vom Faubourg Saint-Germain trennte, schien mir nicht weniger wirklich, weil sie nur ideal war; für mich fing das Faubourg schon an mit der Matte im Korridor der Guermantes, von der meine Mutter, als einmal die Tür offenstand und wir sie da liegen sahen, zu sagen gewagt hatte, sie sei in recht schlechtem Zustand. Und dann: mußte ihr Eßzimmer, die dunkle Galerie mit den roten Plüschmöbeln, die ich manchmal aus unserm Küchenfenster sehn konnte, nicht den geheimnisvollen Zauber des Faubourg Saint-Germain für mich besitzen, unbedingt dazu gehören, geographisch darinnen liegen? Denn in diesem Eßzimmer empfangen zu werden, hieß, ins Faubourg Saint-Germain gehn, seine Luft atmen; die, welche, ehe man zu Tisch ging, neben Frau von Guermantes auf dem Ledersofa der Galerie saßen, waren alle aus dem Faubourg Saint-Germain. Gewiß konnte man auch außerhalb des Faubourg in gewissen Abendgesellschaften mitten unter dem gewöhnlichen Volk eleganter Leute bisweilen einen dieser Menschen majestätisch thronen sehn, die nur Namen sind und, wenn man versucht, sie sich vorzustellen, bald das Ansehn eines Turniers, bald das eines Domänenforstes annehmen. Aber hier im ersten Salon des Faubourg Saint-Germain, in der dunkeln Galerie waren nur sie. Sie waren die Säulen aus kostbarem Gestein, die den Tempel tragen. Selbst zu den vertraulichen kleinen Gastereien konnte Frau von Guermantes nur unter ihnen ihre Gäste wählen, und bei einem Abendessen von zwölf Personen, die sich um den gedeckten Tisch versammelten, waren sie, wie die goldenen Apostelstatuen der Sainte-Chapelle, symbolische geweihte Pfeiler vor dem Tisch des Herrn. Und in dem kleinen Garten zwischen den hohen Mauern hinterm Haus zu sein, wo Frau von Guermantes im Sommer nach Tisch Liköre und Limonaden auftragen ließ, dort zwischen neun und elf Uhr abends auf den Eisenstühlen – die mit ebenso großer Macht begabt waren wie das Ledersofa, – zu sitzen, ohne die eigenste Luft des Faubourg Saint-Germain zu atmen, war in meinen Augen so unmöglich wie Siesta halten in der Oase von

Figuig, ohne damit in Afrika zu sein. Nur Einbildungskraft und Glaube unterscheiden gewisse Gegenstände und Wesen von andern und schaffen eine Atmosphäre. Ach, ich würde wohl nie in diesen malerischen Stätten, zwischen diesen Naturerscheinungen, diesen Sehenswürdigkeiten und Kunstgebilden des Faubourg Saint-Germain einen Schritt tun! Und so genügte es mir zu erbeben, wenn ich vom hohen Meer und ohne Hoffnung, je dort zu landen, wie ein vorgebautes Minaret, wie eine erste Palme, ein erstes Stück fernländischen Gewerbes oder exotischer Pflanzenwelt, die abgenutzte Matte des Ufers sah.

Begann für mich das Haus Guermantes an der Tür des Flurs, so mochten sich nach der Meinung des Herzogs seine Nebengebäude viel weiter erstrecken, er hielt alle Mieter für Pächter, hörige Bauern oder Aufkäufer von Nationalgut, deren Meinung nicht mitzählt, er rasierte sich morgens im Nachthemd an seinem Fenster, ging in den Hof hinunter, je nach der Witterung, in Hemdsärmeln, im Pyjama, im buntkarrierten langhaarigen Rock oder in kurzen Mänteln, unter denen der Rock hervor sah, und ließ sich von einem seiner Bereiter ein neugekauftes Pferd vorführen. Mehr als einmal beschädigte das Pferd Jupiens Laden, und wenn der dann eine Entschädigung verlangte, entrüstete sich der Herzog. »Ganz abgesehn von allen Wohltaten der Herzogin im Hause und in der Gemeinde,« sagte Herr von Guermantes, »ist es eine Gemeinheit von diesem Individuum, etwas von uns zu verlangen.« Aber Jupien ließ sich nichts gefallen und schien von irgendwelchen »Wohltaten« der Herzogin nichts zu wissen. Tatsächlich war sie wohltätig gewesen, aber man denkt immer an das, was man für den einen getan hat, vergißt darüber den andern und erregt dadurch bei ihm nur um so größere Unzufriedenheit. Übrigens war auch von andern Gesichtspunkten als dem der Wohltätigkeit das Viertel – und zwar bis auf weite Entfernung – für den Herzog nur eine Verlängerung seines Hofes, eine ausgedehntere Rennbahn für seine Pferde. Hatte er gesehn, wie ein neues Pferd trabte, ließ er es anspannen und durch die nächsten Straßen fahren, der Bereiter mußte neben dem Wagen herlaufen, das Pferd am Zügel halten und es vor dem Herzog auf und ab traben lassen; Herr von Guermantes stand auf dem Trottoir, hochaufgerichtet, lang und mächtig, im hellen Mantel, die Zigarre im Munde, den Kopf erhoben und spähte durch sein Monokel bis zu dem Augenblick, in dem er auf den Sitz sprang, selbst kutschierte, um das

Pferd auszuproben, und schließlich mit dem neuen Gespann abfuhr, um in den Champs-Élysées seine Mätresse zu treffen.
Zwei Paare pflegte Herr von Guermantes im Hof zu begrüßen, die mehr oder weniger zu seinen Kreisen gehörten, einen Vetter von ihm, der mit seiner Frau wie ein Arbeiterehepaar, das sich nicht um seine Kinder kümmern kann, ganz außer dem Hause lebte: sie ging in die »Schola«, Kontrapunkt und Fuge studieren, er in sein Atelier, Holzskulptur und gepreßte Lederarbeit zu machen, sodann Baron und Baronin von Norpois, beide immer schwarz gekleidet, sie wie eine Stuhlvermieterin, er wie ein Leichenträger; sie gingen einige Mal am Tage in die Kirche. Sie waren Neffe und Nichte des ehemaligen Botschafters, den wir kannten; einmal hatte mein Vater ihn an der Treppe getroffen und sich nicht denken können, wo er herkomme; eine so hervorragende Persönlichkeit, die mit den bedeutendsten Staatsmännern Europas in Beziehung stand und vermutlich wenig Wert auf eitle aristokratische Standesunterschiede legte, konnte doch wohl nicht mit diesen obskuren, klerikalen, engstirnigen Adligen umgehn. Sie wohnten erst seit kurzem im Hause; Jupien kam einmal in den Hof, dem Gatten, der gerade Herrn von Guermantes begrüßen wollte, etwas zu sagen, und redete ihn, da er seinen Titel nicht genau kannte, »Herr Norpois« an.
»Herr Norpois, das ist ja glänzend! Nur Geduld! Bald wird dieser Mitmensch Sie Bürger Norpois anreden«, rief Herr von Guermantes dem Baron zu. Endlich konnte er seine üble Laune gegen Jupien austoben, der »Monsieur« zu ihm sagte und nicht »Monsieur le Duc«.
Als einmal Herr von Guermantes eine Auskunft brauchte, die mit dem Beruf meines Vaters zusammenhing, hatte er sich ihm selbst sehr liebenswürdig vorgestellt. Seitdem hatte er ihn oft um eine nachbarliche Gefälligkeit zu bitten, und sobald er ihn die Treppe herunterkommen sah – mein Vater war dann immer in Gedanken bei seiner Arbeit und vermied am liebsten jede Begegnung –, verließ der Herzog seine Stallknechte, kam über den Hof auf meinen Vater zu, rückte ihm mit der ererbten Dienstfertigkeit der ehemaligen Kammerdiener des Königs den Mantelkragen zurecht, faßte ihn an der Hand und behielt sie in seiner, er tätschelte sie ihm sogar, um mit der Schamlosigkeit einer Kurtisane ihm zu beweisen, er feilsche nicht mit der Berührung seiner kostbaren Haut, und ließ sein verdrossenes Opfer, das nur daran dachte freizukommen, bis übers

Hoftor hinaus nicht los. Eines Tages, als wir vorbeikamen, während er gerade mit seiner Frau ausfuhr, hatte er uns sehr tief gegrüßt, bei dieser Gelegenheit hatte er ihr wohl auch meinen Namen gesagt, aber ob sie sich dessen und meines Gesichtes noch erinnerte? Und dann war es auch eine recht klägliche Empfehlung, als einer ihrer Mieter bezeichnet zu werden! Wichtiger wäre es gewesen, die Herzogin bei Frau von Villeparisis zu treffen, die mich gerade durch meine Großmutter hatte auffordern lassen, sie zu besuchen; da sie wußte, daß ich die Absicht hatte, mich mit Literatur zu befassen, hatte sie hinzugefügt, ich würde bei ihr Schriftsteller treffen. Aber mein Vater fand, ich sei noch etwas zu jung, um in Gesellschaft zu gehn, und da ihm mein Gesundheitszustand immer Sorge machte, wollte er mir nicht noch unzweckmäßige Gelegenheiten zu neuen Ausgängen verschaffen.

Da einer der Lakaien von Frau von Guermantes oft mit Françoise plauderte, hörte ich die Namen einiger Salons, in denen sie verkehrte, aber vorstellen konnte ich sie mir nicht: sie waren ein Teil von ihrem Leben, jenem Leben, das ich nur durch ihren Namen hindurch sah; mußten sie mir daher nicht unfaßbar bleiben?

»Heut abend werden bei der Prinzessin von Parma chinesische Schattenspiele aufgeführt,« sagte der Lakai, »aber wir gehn nicht hin, denn um fünf Uhr nimmt unsere gnädige Frau den Zug nach Chantilly, um zwei Tage bei dem Herzog von Aumale zu verbringen, nur die Zofe und der Kammerdiener kommen mit. Ich bleibe hier. Sie wird ärgerlich sein, die Prinzessin von Parma, mehr als viermal hat sie an die Frau Herzogin geschrieben.«

»Also dies Jahr gedenkt ihr nicht aufs Schloß Guermantes zu gehn?«

»Das erste Mal, daß wir nicht hingehn: wegen dem Herrn Herzog seinem Rheumatismus hat der Doktor verboten, daß man wieder hingeht, bevor die Heizung gelegt ist, aber vorher war man alle Jahre bis im Januar da. Ist die Heizung nicht fertig, dann wird die gnädige Frau einige Tage nach Cannes zu der Herzogin von Guise gehn, aber sicher ist es noch nicht.«

»Gehn Sie denn ins Theater?«

»Wir gehn manchmal in die Oper, manchmal auf die Abonnementsabende der Prinzessin von Parma, das ist alle acht Tage; was man da sieht, scheint sehr schick zu sein; es gibt Stücke, Opern, alles. Die Frau Herzogin hat kein Abonnement nehmen wollen, aber wir

gehn abwechselnd in die Loge von der einen oder andern Freundin von Madame, oft in die Parterreloge der Fürstin Guermantes, das ist die Frau von unserm Herrn seinem Vetter. Und die Schwester vom Herzog von Bayern. – Und Sie, Sie gehn so einfach wieder nach Haus?« fragte der Lakai. Obwohl er sich mit den Guermantes gleichsetzte, hatte er doch von »Herrschaften« im allgemeinen eine diplomatische Vorstellung, die ihn veranlaßte, Françoise so achtungsvoll zu behandeln, als wäre sie bei einer Herzogin in Dienst.
»Geht es Ihnen mit der Gesundheit gut, Madame?«
»Bis auf die verflixten Beine! Auf der Ebene, da geht es ja (auf der Ebene besagte: im Hof, auf der Straße, wo Françoise ganz gern spazieren ging, mit einem Wort: auf flachem Gelände), aber die verteufelten Treppen! Auf Wiedersehn, Herr Nachbar, vielleicht bekommt man Sie heut Abend noch zu sehn.«
Sie wollte gern noch weiter mit dem Lakaien plaudern, zumal er ihr mitgeteilt hatte, die Söhne der Herzöge hätten öfter den Fürsten-Titel und behielten ihn bis zum Tode des Vaters. Sicherlich wird der Kult des Adels, vermischt mit einem ihm feindlichen Geist der Empörung, dem er sich anpaßt, erblich aus der französischen Scholle geschöpft und muß im Volke sehr stark sein. Man konnte Françoise von dem Genie Napoleons oder von der drahtlosen Telegraphie sprechen, ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen, so etwas hörte sie, ohne auch nur einen Augenblick langsamer die Asche aus dem Kamin zu fegen oder den Tisch zu decken; wurden ihr aber solche Besonderheiten erzählt – und daß der jüngere Sohn des Herzogs von Guermantes im allgemeinen Fürst von Oléron hieß –, dann rief sie: »Das ist schön!« und blieb staunend wie vor einem Kirchenfenster stehn.
Von dem Kammerdiener des Fürsten von Agrigent, der sich mit ihr angefreundet hatte, da er häufig Briefe zur Herzogin brachte, erfuhr Françoise auch, man höre in der Gesellschaft viel von einer künftigen Ehe des Marquis von Saint-Loup mit Fräulein von Ambresac, es sei schon so gut wie entschieden.
Die Villa oder die Theaterloge, in die Frau von Guermantes ihr Leben umpflanzte, waren für mich nicht minder märchenhafte Stätten als ihre Wohnräume. Die Namen Guise, Parma, Guermantes-Bavière unterschieden die Badeorte, in die sie sich begab, von allen andern Badeorten, die täglichen Feste, welche die Spur ihres Wagens mit ihrem Hause verband, von allen andern Festen. Besagten

sie mir, in diesen Badeorten, in diesen Festen bilde sich Stück um Stück das Leben der Frau von Guermantes, so gaben sie mir damit noch keine Aufklärung über sie. Diese Dinge gaben dem Leben der Herzogin immer neue Richtung, aber dadurch vertauschte es lediglich ein Geheimnis mit dem andern und von ihrem eigenen verflüchtigte sich damit nichts, es änderte nur seine Lage und blieb mitten im Strom des Lebens der andern durch eine Scheidewand geschützt, in ein Gefäß eingeschlossen. Die Herzogin konnte im Karneval am Ufer des Mittelmeers frühstücken, aber nur in der Villa der Frau von Guise, wo die Königin der Pariser Gesellschaft in ihrem weißen Piqué-Kleid mitten unter zahlreichen Fürstinnen nur ein Gast war wie alle andern, darum aber für mich nur noch bezaubernder, nur noch mehr sie selbst – wie eine Primadonna bei einem Solo nacheinander den Platz jeder ihrer Schwestern, der Tänzerinnen, einnimmt; sie konnte chinesische Schattenspiele ansehn, aber nur auf einer Abendgesellschaft bei der Prinzessin von Parma; sie konnte Trauerspiel oder Oper besuchen, aber nur in der Parterreloge der Fürstin Guermantes.
Wir lokalisieren im Körper eines Wesens alle Möglichkeiten seines Lebens, die Erinnerung an Menschen, die es gekannt hat, die es verläßt oder aufsucht. Hatte ich von Françoise erfahren, Frau von Guermantes werde zu Fuß zum Frühstück bei der Prinzessin Parma gehn, und sah ich sie mittags in fleischfarbenem Atlas aus der Wohnung herunterkommen – das Gesicht überm Kleid in gleichem Farbton wie eine Wolke über der untergegangenen Sonne –, dann sah ich alle Freuden des Faubourg Saint-Germain vor mir in so kleinem Umfang vereint wie in einer Muschel und umfaßt von den schimmernden Schalen aus rosa Perlmutter.

Mein Vater hatte im Ministerium einen Freund, einen gewissen A. J. Moreau. Um sich von den andern Moreaus zu unterscheiden, ließ er vor seinen Namen immer die beiden Anfangsbuchstaben setzen, und man nannte ihn kurz A. J. Dieser A. J. hatte, ich weiß nicht auf welche Weise, einen Parkettplatz zu einer Galavorstellung in der Oper bekommen; den schickte er meinem Vater, und da die Berma, die ich seit meiner Enttäuschung damals nicht wieder hatte spielen sehn, einen Akt aus *Phèdre* geben sollte, setzte meine Großmutter durch, daß mein Vater mir die Eintrittskarte gab.
Offengestanden legte ich keinen großen Wert darauf, die Berma zu

hören, die mir ein paar Jahre vorher solche Aufregung verursacht hatte. Und nicht ohne Melancholie stellte ich fest, wie kalt mich jetzt ließ, wofür ich damals Gesundheit und Ruhe zurückgestellt hatte. Ich war zwar nicht minder leidenschaftlich darauf aus, köstliche Partikel Wirklichkeit zu betrachten, die ich in meiner Phantasie mir vorstellte. Aber diese ergaben sich für mich nicht mehr aus dem Vortrag einer großen Schauspielerin; seit meinen Besuchen bei Elstir galt der innere Glauben, den ich damals dem Spiel und der tragischen Kunst der Berma geweiht hatte, gewissen Wandteppichen, gewissen modernen Bildern; und da mein Glaube, meine Sehnsucht nicht mehr dem Vortrag und den Haltungen der Berma einen dauernden Kult weihte, war das »Ebenbild«, das ich von ihnen in mir trug, nach und nach vergangen wie jene »Ebenbilder« der Verstorbenen im alten Ägypten, die beständig ernährt werden mußten, um lebend erhalten zu bleiben. Diese Kunst war geringfügig und gebrechlich geworden. Es wohnte keine tiefe Seele mehr in ihr.

Als ich mit der Eintrittskarte, die mein Vater mir gegeben, die große Treppe der Oper hinaufstieg, sah ich vor mir einen Mann, den ich zuerst für Herrn von Charlus hielt, dessen Haltung er hatte; als er den Kopf wandte, um einen Angestellten um eine Auskunft zu bitten, sah ich, daß ich mich geirrt hatte, indessen ordnete ich den Unbekannten nicht nur der Art nach, wie er gekleidet war, sondern auch, wie er mit dem Kontrolleur und mit den Logenschließerinnen, die ihn warten ließen, sprach, sofort in dieselbe Gesellschaftsschicht ein. Denn trotz aller individuellen Eigenheiten bestand damals noch zwischen allen reichen Dandies dieses Teils der Aristokratie und allen reichen Dandies der Finanz und Industrie ein sehr deutlicher Unterschied. Da, wo einer der letzteren durch scharfen hochmütigen Ton dem Untergeordneten gegenüber seinen Schick bekräftigen zu müssen gemeint hätte, lächelte der Grandseigneur sanft, erkünstelte Bescheidenheit und Geduld und schien es für ein Vorrecht seiner guten Erziehung zu halten, daß er tat, als wäre er ein beliebiger Zuschauer. Mancher Sohn eines reichen Bankiers, der in diesem Augenblick in das Theater kam, hätte angesichts des gutmütigen Lächelns, hinter dem der Grandseigneur die unüberschreitbare Schwelle seines kleinen Privatuniversums verbarg, ihn für einen einfachen Mann halten können, wäre ihm nicht die erstaunliche Ähnlichkeit mit der aus allen illustrierten Blättern bekannten Abbildung eines Neffen des Kaisers von Österreich, des

Prinzen von Sachsen, aufgefallen, der damals sich gerade in Paris aufhielt. Der war, wie ich wußte, ein naher Freund der Guermantes. Als ich mich jetzt selbst dem Kontrolleur näherte, hörte ich diesen wirklichen oder vermeintlichen Prinzen von Sachsen lächelnd sagen: »Ich weiß die Nummer der Loge nicht, meine Kusine hat mir gesagt, ich brauche nur nach ihrer Loge zu fragen.«
Es war vielleicht der Prinz von Sachsen, und die Frau, die seine Augen in Gedanken sahen, als er sagte: »Meine Kusine hat mir gesagt, ich brauche nur nach ihrer Loge zu fragen«, war vielleicht die Herzogin von Guermantes (die ich dann einen der Augenblicke ihres unvorstellbaren Lebens in der Loge ihrer Kusine würde leben sehn können); sein eigentümlich lächelnder Blick, seine einfachen Worte streichelten mir das Herz (angenehmer als eine abstrakte Träumerei es gekonnt hätte) abwechselnd mit den Fühlern eines möglichen Glücks und eines ungewissen Zaubers. Soviel war sicher: er zweigte mit seinen Worten zum Kontrolleur von diesem gewöhnlichen Abend meines alltäglichen Lebens einen Weg ab, welcher vielleicht in eine neue Welt führte. Nun betrat er einen Seitengang, den man ihm anwies, als er das Wort Parterreloge ausgesprochen hatte; der Gang war feucht und rissig und schien zu Meeresgrotten hinzuleiten, zum mythologischen Königreiche der Wassernymphen. Ich hatte vor mir nur einen Herrn im Frack, der sich entfernte; aber ich ließ ihn wie von einem unsicher eingestellten Scheinwerfer, dessen Licht nie genau auf ihn fiel, umspielt werden von dem Gedanken: es ist vielleicht der Prinz von Sachsen, er geht zur Herzogin von Guermantes. Und obwohl er ganz allein war, schien dieser Gedanke unfaßbar, groß mit ruckweisen Bewegungen wie eine Projektion ihm voranzugehn und ihn zu leiten, wie jene Gottheit, die unsichtbar für alle andern Menschen bei dem griechischen Kämpfer weilt.
Während ich meinen Platz einnahm, suchte ich mich auf einen Vers aus *Phèdre* zu besinnen, der mir nicht genau gegenwärtig war. So wie ich ihn mir vorsagte, hatte er nicht die richtige Zahl Versfüße; da ich aber nicht versuchte, sie zu zählen, schien mir zwischen seiner Ungestalt und einem klassischen Vers überhaupt kein gemeinsames Maß zu bestehn. Es würde mich nicht gewundert haben, hätte ich mehr als sechs Silben aus diesem ungeheuerlichen Satzgebilde entfernen müssen, um einen zwölffüßigen Vers daraus zu machen. Plötzlich fiel mir der richtige Vers ein, die unlöslichen Härten einer

unmenschlichen Welt verschwanden magisch, und alsbald füllten die Silben des Verses das Maß eines Alexandriners; was zu viel war, löste sich leicht und geschmeidig ab wie eine Luftblase, die an der Oberfläche des Wassers platzt. Und wirklich war das Ungeheuerliche, mit dem ich da gerungen hatte, nur ein einziger Versfuß gewesen.

Eine Anzahl Parkettplätze war im Bureau zum Verkauf angeboten und von Snobs oder Neugierigen genommen worden, die gern Leute beobachten wollten, die sie sonst bei keiner Gelegenheit aus solcher Nähe zu sehn bekamen. Hier konnte man in der Tat ihr wirkliches gesellschaftliches Leben, das gewöhnlich verborgen blieb, öffentlich betrachten, denn die Prinzessin von Parma hatte selbst die Balkonsitze, die Rang- und Parterrelogen unter ihre Freunde verteilt, und der Saal war wie ein Salon, wo jeder von Zeit zu Zeit seinen Platz wechselt und sich bald hier, bald dort neben eine Freundin setzt.

Neben mir saßen gewöhnliche Leute, welche die Abonnenten nicht kannten, um aber anzudeuten, sie wüßten sie zu erkennen, ganz laut deren Namen nannten. Diese Abonnenten, äußerten sie, kämen hierher wie in ihren Salon, damit wollten sie sagen, sie gäben nicht acht auf das, was gegeben würde. Aber das war ganz falsch. Ein genialischer Student, der einen Parkettplatz genommen hat, um die Berma zu hören, denkt immer nur daran, daß er ja nicht seine Handschuhe schmutzig mache, den Zufallsnachbarn nicht störe, sondern freundlich stimme; hat er einen Bekannten im Saal entdeckt, dessen Blick ihm ausweicht, verfolgt er ihn immer aufs neue mit seinem Lächeln; einem Blick, der ihn trifft, weicht er unhöflich aus; nach langem verlegenen Zögern entschließt er sich endlich zu gehn und den Bekannten zu begrüßen; ehe er bis zu ihm gekommen ist, klingelt es, und er muß zurück, fliehend wie die Hebräer im Roten Meer, durch die brandenden Fluten der Zuschauer und Zuschauerinnen, die er aufzustehn zwingt, und dabei zerreißt er ihnen die Kleider und tritt ihnen auf die Füße. Dagegen legten die Personen aus der vornehmen Gesellschaft in ihren Logen hinter der Terrasse des Balkons, wo sie so wie in kleinen schwebenden Salons, von denen eine Wand weggenommen ist, oder wie in kleinen Cafés, wo man eine Erfrischung nimmt, waren, ohne sich durch die goldgerahmten Spiegel und die roten Sofas der Einrichtung im neapolitanischen Geschmack unangenehm berührt zu fühlen, eine nachläs-

sige Hand auf die Goldschäfte der Säulen, welche den Tempel der Musik tragen, ließen sich nicht durch die übertriebenen Ehrenbezeugungen aus der Fassung bringen, die zwei geschnitzte Figuren, Palmen und Lorbeer zu den Logen neigend, ihnen darzubringen schienen, und so hätten nur sie den Geist frei gehabt, um das Stück zu hören, wenn anders sie Geist gehabt hätten.

Erst waren da nur verschwommene Finsternisse, aus denen plötzlich wie der Glanz eines Edelsteins, den man selbst nicht sieht, der Phosphorglanz zweier berühmter Augen, oder wie ein Medaillon von Henry IV auf schwarzem Hintergrund das geneigte Profil des Herzogs von Aumale brach, dem eine unsichtbare Dame zurief: »Gestatten Hoheit, daß ich Ihnen den Mantel abnehme«, worauf der Fürst antwortete: »Aber nein, was machen Sie, Frau von Ambresac!« Sie tat es doch, trotz dieser unbestimmten Abwehr, und wurde von allen um eine solche Ehre beneidet.

Fast überall in den andern Parterrelogen hatten sich die lichten Gottheiten, die diese düstern Stätten bewohnten, an dunkle Wände geflüchtet und blieben unsichtbar. Allein in dem Maße, da die Aufführung weiterging, lösten sich weich eine nach der andern ihre menschenähnlichen Formen von den Tiefen der Nacht, die sie schmückten, ab, hoben sich ins Licht, tauchten auf mit halbnackten Leibern und machten halt an der senkrechten Grenze, dem Helldunkel der Oberfläche, auf der ihre leuchtenden Gesichter hinter der lachenden, leicht schäumenden Brandung ihrer Federfächer und unter perlendurchzogenen purpurnen Haarkronen, die wie von kräuselnden Fluten gebogen waren, zum Vorschein kamen. Danach begannen die Parkettplätze, der Aufenthalt der Sterblichen, auf immer getrennt von dem düster durchsichtigen Königreich, das hier und da in den lichten spiegelnden Augen der Wassergöttinnen mit flüssig voller Fläche endete. Die Klappsitze des Ufers und die Formen der Untiere im Parkett malten sich in diesen Augen nur nach den Gesetzen der Optik und je nach ihrem Einfallswinkel (so wie es uns mit den beiden Teilen der Außenwelt geht, die, wie wir wissen, nicht die primitivsten Ansätze zu einer Seele, wie die unsere ist, besitzen, so daß es uns unsinnig vorkommen würde, ihnen ein Lächeln oder einen Blick zuzuwerfen: die Mineralien und die Personen, mit denen wir nicht in Beziehung stehn). Diesseits der Grenze ihres Gebietes wandten die strahlenden Meertöchter immer wieder sich lächelnd zurück zu bärtigen Tritonen, die an den

Schluchten des Abgrunds hingen, zu Halbgöttern, die aus den Wassern wuchsen, als Schädel einen glänzenden Kiesel besaßen, über den die Flut eine glatte Alge gespült hatte, und als Blick eine runde Scheibe aus Bergkristall. Sie neigten sich zu ihnen und boten ihnen Bonbons an; bisweilen wich die Flut zur Seite vor einer neuen Nereide, die verspätet, lächelnd, verwirrt aus Schattentiefen aufblühte; war dann der Akt zu Ende und keine Hoffnung mehr, die melodischen Geräusche der Erde zu hören, welche sie an die Oberfläche gelockt hatten, tauchten sie alle zugleich unter, die Schwestern, und verschwanden in die Nacht. Aber von allen Schlupfwinkeln, an deren Schwelle ein leichter Anteil an den Werken der Menschen die neugierigen Göttinnen, die unnahbaren, gezogen hatte, war der berühmteste der halbdunkle Block, den man unter dem Namen Parkettloge der Fürstin Guermantes kannte.

Wie eine große Göttin, die von fern die Spiele der Untergötter leitet, war die Fürstin absichtlich etwas im Hintergrunde geblieben; sie saß auf einem seitlichen Sofa, das rot war wie ein Korallenfels, neben einem glasigen Strahlenfänger, vermutlich einem Spiegel, der an den Einschnitt eines senkrecht in das geblendete Kristall der Wasser stoßenden dunkelflüssigen Strahls gemahnte. Feder und Blütenkrone zugleich, wie manche Meergewächse, fiel eine große weiße Blume, flaumig wie ein Flügel von der Stirn der Fürstin an ihrer einen Wange entlang, folgte deren Biegung mit koketter, liebend lebendiger Geschmeidigkeit, schien sie halb einzuschließen wie das weiche Nest der Seeschwalbe ein rosiges Ei. Über die Frisur der Fürstin und bis auf ihre Augenbrauen, weiter unten, in Höhe ihrer Brust wieder gehalten, fiel ein Netz aus weißen Muscheln, wie man sie in gewissen südlichen Meeren fischt, und die vermengten sich hier mit Perlen: ein Meermosaik, kaum aus den Wellen gestiegen und von Zeit zu Zeit in den Schatten sinkend, aber auch dort von menschlichem Dasein durchseelt durch die lebhaften, immer bewegten Augen der Fürstin. Die Schönheit, die sie über die sagenhaften andern Töchter des Halbdunkels erhob, war nicht rein stofflicher Natur und lag nicht einfach nur in Nacken, Schultern, Armen und Taille. Aber die köstliche unvollendete Linie dieser Taille lockte als Ausgangspunkt unsichtbarer Linien das Auge unwiderstehlich an, diese Linien zu wunderbaren Neuschöpfungen rings um die Frau zu verlängern, sie wie das Spektrum einer Idealgestalt auf die Finsternisse zu projizieren.

»Das ist die Fürstin Guermantes«, sagte meine Nachbarin zu dem Herrn, der mit ihr zusammen war, und bemühte sich, das Wort Fürstin mit mehreren f zu sprechen, um diese Benennung lächerlich zu machen. »Sie geht mit ihren Perlen nicht gerade sparsam um. Wenn ich soviel hätte, ich glaube, ich würde mich nicht so damit behängen, ich finde nicht, daß das vornehm ist.«

Und doch fühlten alle, die sich umsahen, wer im Saal sei, und dabei die Fürstin erkannten, wie sich in ihrem Herzen der legitime Thron der Schönheit für sie erhob. Die Herzogin von Luxembourg, Frau von Morienval, Frau von Saint-Euverte und soviele andre stellte man fest an dem Zusammentreffen einer dicken roten Nase mit einer Hasenscharte oder zweier runzeliger Backen mit einem dünnen Schnurrbart. Diese Züge genügten übrigens, um Bewunderung zu erregen, sie hatten nur die konventionelle Bedeutung von Schriftzeichen, aus denen man einen berühmten imposanten Namen entziffern konnte, sie brachten aber schließlich auf den Gedanken, Häßlichkeit habe etwas Aristokratisches und das vornehme Gesicht einer großen Dame brauche nicht auch noch obendrein schön zu sein. Jedoch wie manche Künstler statt ihres Namens unten auf ihre Bilder irgendeine an sich schöne Form, einen Schmetterling, eine Eidechse oder eine Blume setzen, so brachte die Fürstin in der Ecke ihrer Loge die Form eines köstlichen Körpers und Gesichtes an und zeigte dadurch, daß Schönheit die vornehmste Signatur sein kann; denn in den Augen der Adelsfreunde war die Anwesenheit der Frau von Guermantes, die in das Theater nur Leute mitbrachte, die auch sonst zu ihrem nächsten Kreise gehörten, die beste Bürgschaft für die Echtheit des Bildes, das ihre Loge darstellte, sie sahen hier eine Szene aus dem besondern intimen Leben der Fürstin in ihren Palästen zu München und Paris heraufbeschworen.

Unsere Phantasie ist wie ein abgespielter Leierkasten, der immer etwas andres als das angegebene Lied spielt: so fingen jedesmal, wenn ich von der Fürstin Guermantes-Bavière sprechen hörte, gewisse Werke aus dem sechzehnten Jahrhundert in mir zu spielen an. Jetzt, da ich sah, wie sie einem dicken Herrn im Frack überzuckerte Bonbons anbot, mußte ich sie von diesen Bildern freimachen. Gewiß lag es mir fern, daraus zu schließen, sie und ihre Gäste seien Wesen wie alle andern. Ich begriff, was sie machten, war nur ein Spiel; als Vorspiel zu den Akten ihres wahren Lebens (dessen wichtigen Teil sie sicherlich nicht hier verlebten) waren sie auf Grund

mir unbekannter Riten übereingekommen, so zu tun, als böten sie Bonbons an und als dankten sie für Bonbons; diese Gebärde hatte nicht ihren üblichen Sinn und war im voraus geregelt wie der Schritt einer Tänzerin, die sich abwechselnd auf die Fußspitze hebt und rings um eine Schärpe herumquirlt. Wer weiß, vielleicht sagte die Göttin, während sie ihre Bonbons anbot, in spöttischem Ton (denn ich sah sie lächeln): »Wollen Sie Bonbons?« Das machte mir nichts aus. Ich hätte es entzückend raffiniert gefunden, wenn eine Göttin diese im Stil von Mérimée oder Meilhac absichtlich trockenen Worte an einen Halbgott gerichtet hätte und er, der wußte, welch erlesene Gedanken sie beide aufhoben für den Augenblick, in dem sie ihr wirkliches Leben wieder aufnehmen würden, auf das Spiel eingegangen wäre und im selben geheimnisvoll schalkhaften Ton geantwortet hätte: »Ja, ich nehme gern einen Kirschbonbon.« Und ich hätte ihr Zwiegespräch mit derselben Begier angehört wie gewisse Szenen aus *Le Mari de la Débutante*, die, gerade weil Poesie und große Gedanken (Dinge, die mir vertraut waren und die Meilhac doch gewiß ganz leicht hätte hineintun können) in ihnen fehlten, mir an sich elegant erschienen, herkömmlich elegant und dadurch um so geheimnisvoller und lehrreicher.

»Der Dicke da ist der Marquis von Ganançay«, sagte mit der Miene des Eingeweihten mein Nachbar; er hatte den Namen, den man hinter ihm flüsterte, schlecht verstanden.

Mit gestrecktem Hals, schrägem Gesicht, das dicke runde Auge an das Glas des Monokels geklebt, bewegte sich der Marquis von Palancy langsam im durchsichtigen Dunkel umher und schien nicht mehr von dem Publikum des Parketts zu sehn als ein Fisch, der hinter der Glaswand eines Aquariums entlangschwimmt, von der Menge neugieriger Besucher. Von Zeit zu Zeit machte er Halt, schwebte ehrwürdig, pustend, bemoost, und die Zuschauer hätten nicht sagen können, ob er litt, schlief, schwamm, Eier legte oder nur atmete. Niemand machte mich so neidisch wie er, so vertraut war ihm diese Loge, so gelassen nahm er die Bonbons, die ihm die Fürstin reichte, dabei traf ihn ein Blick ihrer schönen Augen, und den Diamanten, in den sie eingeschnitten waren, schienen Verständnis und Freundschaft flüssig zu machen; wenn sie dann aber wieder eine Pause machten und nur noch ihre rein stoffliche Schönheit, ihren nur mineralogischen Glanz hatten, genügte die Ablenkung durch den kleinsten Reflex, und sie steckten die Tiefen des

Parterres mit unmenschlichen, waagerecht strahlenden Feuern in Brand.

Als nun der Akt aus *Phèdre* begann, in dem die Berma spielte, kam die Fürstin in den Vordergrund der Loge, und, als wäre sie selbst eine Theatererscheinung, sah ich in der neuen Lichtzone, die sie durchschnitt, nicht nur die Farbe, sondern auch die Materie ihres Schmuckes sich ändern. Jetzt lag die Loge ausgetrocknet am Lande und gehörte nicht mehr zur Wasserwelt, die Fürstin war auch keine Nereide mehr; weiß-blau beturbant, erschien sie wie eine wunderbare Tragödin im Kostüm der Zaïre oder vielleicht der Orosmane; als sie sich dann in die erste Reihe gesetzt hatte, war das weiche Seeschwalbennest, das das rosige Perlmutter ihrer Wangen umhegte, in daunigem samtenem Glanz ein riesiger Paradiesvogel geworden.

Da wurden meine Blicke von der Loge der Fürstin Guermantes durch eine kleine, schlechtgekleidete, häßliche, heißäugige Frau abgelenkt, die in Begleitung von zwei jungen Männern in meiner Nähe Platz nahm. Der Vorhang ging auf. Melancholisch mußte ich feststellen, es war von meiner Stimmung von damals nichts mehr übrig, als ich noch, um nichts von der außergewöhnlichen Erscheinung, für die ich ans Ende der Welt gereist wäre, zu verlieren, meinen Geist vorbereitet hatte, wie Astronomen die empfindlichen Platten, die sie in Afrika, auf den Antillen aufstellen, um eine Sonnenfinsternis oder einen Kometen exakt zu beobachten; als ich zitterte, eine Wolke (Verstimmung der Künstlerin oder irgendein Vorfall im Publikum) könne die intensivste Entfaltung des Schauspiels verhindern; als ich ihm nur dann unter den besten Bedingungen beizuwohnen glaubte, wenn ich mich eigens in jenes Theater begab, das ihr wie ein Altar geweiht war, wo einen Teil ihrer Erscheinung vor dem kleinen roten Vorhang, wenn auch nur als ein Zubehör, die Kontrolleure mit der weißen Nelke bildeten, die sie ernannt hatte, und die Wölbung des Raumes über dem Parterre voll schlecht gekleideter Leute, die Logenschließerinnen, die das Programm mit ihrer Photographie verkauften, und die Maronenhändler auf dem Square, lauter Gefährten und Vertraute meiner Eindrücke von damals, die ich von ihnen nicht trennen konnte. Damals hatten *Phèdre*, die »Szene der Liebeserklärung«, und die Berma für mich eine Art unabhängigen Daseins. Abgelegen von der Welt geläufiger Erfahrung, bestanden sie durch sich selbst, ich mußte zu

ihnen hin, um so tief als ich vermochte, in sie einzudringen; öffnete ich Augen und Seele auch ganz weit, ich konnte doch nur wenig von ihnen in mich einsaugen. Aber wie angenehm schien mir das Leben: mochte, was ich selbst erlebte, bedeutungslos sein, unwesentlich wie die Augenblicke, in denen man sich anzieht oder zum Ausgehn fertig macht, darüber gab es im Unbedingten, lohnend und schwer zu erreichen, unmöglich ganz zu besitzen, die bestandhaftere Wirklichkeit, *Phèdre* und die Art, wie die Berma den Vers sprach. Mit diesen Träumereien vom Vollkommenen in der dramatischen Kunst geladen – man hätte von ihnen einen erheblichen Vorrat gewinnen können, hätte man damals zu einer beliebigen Minute des Tages und womöglich der Nacht meinen Geist zerlegt – war ich wie eine galvanische Säule, die Elektrizität entwickelt. Und es war soweit gekommen, daß ich krank oder auf die Gefahr, daran zu sterben, hätte hingehn müssen, die Berma zu hören. Jetzt aber hatte das alles, wie ein Hügel, der von weitem aus Azur zu bestehn scheint und in der Nähe unserem gewöhnlichen Weltbild sich einfügt, das Bereich des Unbedingten verlassen und war nur noch ein Ding wie alle andern, ich konnte Kenntnis davon nehmen, ich war ja da; die Künstler waren Leute derselben Substanz wie meine Bekannten und bemühten sich, so gut wie möglich die Verse aus *Phèdre* zu sprechen, und diese Verse bildeten auch nicht mehr eine erhabene eigentümliche, von allen abgetrennte Substanz, sondern waren mehr oder weniger gelungene Verse, die jederzeit in die große Masse der französischen Verse zurückkehren konnten, zu denen sie gehörten. Das war sehr entmutigend für mich, denn wenn der Gegenstand meines eigensinnigen Begehrens nicht mehr da war, meine Neigung zu beharrlicher Träumerei blieb bestehn, sie wechselte von Jahr zu Jahr den Gegenstand, wurde aber immer wieder zu wildem Drange. Der Tag, an dem ich krank verreiste, um in einem Schloß ein Bild von Elstir oder einen gotischen Wandteppich zu sehn, glich dem, an welchem ich nach Venedig reisen, dem, an welchem ich die Berma hören, dem, an welchem ich nach Balbec reisen sollte; und immer fühlte ich schon voraus, wofür ich jetzt Opfer brachte, das würde mich in kurzer Zeit kalt lassen, dann werde ich, ohne sie anzusehn, ganz nah an den Bildern, den Teppichen vorbeigehn können, für die ich jetzt schlaflose Nächte, qualvolle Krisen auf mich nehmen würde. An der Unbeständigkeit ihres Gegenstandes merkte ich, wie vergeblich und wie groß zugleich meine An-

spannung war, viel größer als ich geglaubt (so fühlen Neurastheniker sich doppelt erschöpft, wenn man sie darauf hinweist, daß sie erschöpft sind). Inzwischen gab mein Traum immer wieder allem, was sich mit ihm verknüpfen konnte, Zaubermacht. Und selbst in meinen fleischlichsten Sehnsüchten, die immer eine bestimmte Richtung einhielten, immer um den gleichen Traum kreisten, hätte ich als ersten Antrieb eine Idee erkennen können, eine Idee, der ich mein Leben geopfert hätte, und in ihrer innersten Mitte war, wie in den Nachmittagsträumereien über dem Buche im Garten zu Combray, die Idee der Vollkommenheit.

Ich war nicht mehr so nachsichtig wie damals gegen das rechtschaffene Streben, Liebe und Zorn auszudrücken, das ich in Vortrag und Spiel von Aricie, Ismene und Hippolyte bemerkt hatte. Wohl suchten die Künstler – es waren dieselben – noch immer mit demselben Scharfsinn hier ihrer Stimme etwas zärtlich Weiches oder berechnet Zweideutiges, dort ihren Gebärden tragische Weite oder demütige Süße zu geben. Ihre Betonung befahl der Stimme: »Sei sanft, sing wie die Nachtigall, sei hold« oder »Mach dich wild«, und dann fiel sie über die Stimme her, um sie wütend mit sich zu reißen. Die aber sträubte sich, blieb außerhalb der Diktion, blieb eigensinnig ihre natürliche Stimme mit ihren stofflichen Fehlern und Reizen, ihrer alltäglichen Plattheit oder Ziererei und brachte so ein Zusammenspiel von akustischen oder sozialen Erscheinungen zustande, das vom Gefühle für die vorgetragenen Verse sich nicht hatte beeinflussen lassen.

Ebenso sagte die Gebärde dieser Künstler zu ihren Armen und ihrem Peplon: »Seid majestätisch.« Aber die unbotmäßigen Glieder ließen zwischen Schulter und Ellenbogen einen Bizeps sich spreizen, der von der Rolle nichts wußte; sie drückten immer nur die Sinnlosigkeit alltäglichen Lebens aus und brachten statt Racines Nuancen Muskelzusammenhänge zum Vorschein; und im Fall der Gewänder, die sie bewegten, sträubte nur eine fade textile Geschmeidigkeit sich gegen die mechanischen Fallgesetze.

Mit einemmal rief die kleine Dame in meiner Nähe: »Kein Mensch klatscht! Wie sie sich ausstaffiert hat! Sie ist zu alt, sie kann nicht mehr, dann verzichtet man eben.«

Da die Nachbarn zischten, versuchten ihre beiden jungen Begleiter, sie zur Ruhe zu bringen, und ihre Wut brach nur noch aus den Augen. Diese Wut konnte sich übrigens nur gegen Erfolg und

Ruhm richten, denn die Berma, die soviel Geld verdiente, besaß nichts als Schulden. Da sie immerfort Geschäfts- und Freundschaftsverabredungen hatte, zu denen sie dann nicht kommen konnte, liefen durch alle Straßen Boten, um ihre Absagen zu überbringen; in den Hotels bestellte sie Wohnräume, die sie nie bezog; Ozeane von Parfüm wurden aufgebraucht, ihre Hunde zu waschen, allen Direktoren mußte sie Abstandsgelder zahlen. In Ermangelung größerer und weniger wollüstiger Ausgaben, als Kleopatra sie hatte, hätte sie es fertig gebracht, in Rohrpostbriefen und in Wagenfahrten Provinzen und Königreiche zu verzehren. Aber die kleine Dame war eine Schauspielerin, die kein Glück gehabt und der Berma einen tödlichen Haß geweiht hatte. Jetzt erschien diese auf der Bühne. O Wunder! Wie Hausaufgaben, an denen wir abends bis zur Erschöpfung studiert haben, nachdem wir geschlafen, auswendig gekonnt in uns bereitliegen – wie Gesichter von Toten, auf die wir uns mit leidenschaftlicher Mühe vergebens zu besinnen versucht haben, wenn wir nicht mehr an sie denken, lebensähnlich uns vor Augen schweben –, so zwang das Talent der Berma, das mir entging, als ich gierig sein Wesen zu erfassen versuchte, jetzt nach Jahren des Vergessens in einer Stunde, da ich ohne inneren Anteil war, deutlich und unwiderstehlich mich zur Bewunderung. Damals zog ich, um dies Talent loszulösen von dem, was ich hörte, die Rolle selbst ab, die doch Gemeingut aller Schauspielerinnen ist, die *Phèdre* spielen, ich hatte sie ja vorher studiert, um sie abrechnen zu können und als Rest nur das Talent der Berma zu erhalten. Aber dies Talent, das ich außerhalb der Rolle wahrzunehmen suchte, bildete eine Einheit mit ihr. Ein großer Musiker (das mußte bei Vinteuil der Fall sein, wenn er Klavier spielte) meistert sein Instrument so vollkommen, daß man nicht einmal mehr weiß, ob er überhaupt Klavierspieler ist. Man sieht ab von dem ganzen Aufwand an Muskelkraft, den hie und da die glänzenden Wirkungen krönen, sieht ab von dem ganzen Sprühregen der Noten, in dem ein Hörer, der nicht weiß, woran er sich halten soll, das Talent handgreiflich verwirklicht zu finden glaubt – sein Spiel ist ganz durchsichtig, ganz voll von dem, was es darstellt, man bemerkt es gar nicht mehr selbst, es ist nur noch ein Fenster, das auf ein Meisterwerk geht. Absichten, die wie ein majestätischer oder zarter Saum Stimme und Spiel von Aricie, Ismene, Hippolyte umgaben, hatte ich bemerken können; aber Phèdre hatte sie einverleibt, und meinem Geist gelang es nicht,

einzelne Einfälle und Wirkungen aus ihrer Vortragsweise und ihren Haltungen loszureißen, da war nur sparsam schlichte, einheitliche Oberfläche, aus der sie nirgends hervorragten, sie waren aufgesogen. In der Stimme der Berma haftete nichts mehr von zäher und dem Geiste widerstrebender Materie, kein Zuviel von Tränen floß über die Ränder, wie man sie über die Marmorstimmen von Aricie und Ismene fließen sah, welche sie nicht aufsaugen konnten. Bis in ihre zartesten Zellen war sie geschmeidig wie das Instrument eines großen Geigers, bei dem man von schönem Ton spricht und dabei keine physische Besonderheit, sondern eine seelische Großheit ausdrücken will; wie in antiker Landschaft an der Stelle der entschwundenen Nymphe eine leblose Quelle plötzlich erscheint, hatte sich in der Stimme der Berma eine erkennbare sinnfällige Absicht in einen Klangwert von seltsam zugehöriger kühler Klarheit verwandelt. Die Verse, welche ihre Stimme über die Lippen drängten, schienen mit gleicher Welle auch ihre Arme über die Brust zu heben, wie Wasser treibendes Laub bewegt. Bühnenhaltung, die sie langsam ausgebildet hatte und immer wieder modeln sollte, war aus weit tieferen Überlegungen hervorgegangen als die, von welchen Spuren sich in den Gebärden ihrer Kolleginnen finden ließen; und diese Überlegungen hatten die Herkunft aus dem Willen abgelegt und in eine Art Strahlung sich aufgelöst; und davon kreisten rings um die Gestalt der Phèdre reiche und mannigfaltige Elemente, welche der gebannte Zuschauer nicht für das Werk der Kunst, sondern für Gaben des Lebens nahm; selbst die weißen Schleier, die sie schwach und treu hüllten, schienen lebendiger Stoff und aus dem halb heidnischen, halb jansenistischen Leid gewoben zu sein, um das sie sich fröstelnd wie ein gebrechliches Raupengespinst zusammenzogen. Und all das, Stimme, Haltung, Gebärden und Schleier lagen um diesen Leib einer Idee: das ist ein Vers (ein Leib, der nicht wie Menschenkörper als undurchsichtiges Hindernis vor der Seele liegt und sie nicht sehn läßt, sondern als ein geläutertes belebtes Gewand, in dem sie sich breitet und in dem man sie wiederfindet); sie umgaben ihn lediglich als ergänzende Hüllen, welche die Seele, die sie sich angepaßt und erfüllt hatte, nicht versteckten, sondern strahlender sie weitergaben, als die Lagerung verschiedenartiger durchsichtig gewordener Substanzen, deren Schichtung den innerst gefangenen Strahl nur reicher bricht und die flammengetränkte Materie, welche ihn einschließt, weiter, kostbarer, schöner macht. So lag die Dar-

stellung der Berma um das Werk, ein zweites, auch vom Genius belebtes Werk; – vom Genius Racines?

Mein jetziger Eindruck war offengestanden angenehmer als der von damals, aber in seiner Art kein anderer. Nur stellte ich ihn nicht mehr einer vorgefaßten, abstrakten, falschen Idee vom dramatischen Genie gegenüber; ich begriff, was ich vor mir hatte, war gerade das dramatische Genie. Mir fiel ein, wenn ich keinen Genuß gehabt hatte, als ich die Berma zum erstenmal hörte, so lag es daran, daß ich ihr mit zu großem Verlangen entgegenkam, wie einst Gilberte, wenn ich sie in den Champs-Élysées traf. Und das war vielleicht nicht die einzige Ähnlichkeit zwischen beiden Enttäuschungen, es gab eine noch tiefere. Der Eindruck, den wir von sehr ausgeprägten Persönlichkeiten, Werken (oder Darstellungen) haben, ist besonderer Art. Wir bringen Ideen von »Schönheit«, »großem Stil«, »Pathos« mit, die wir zur Not auch in einem banalen, regelrechten Talent oder Gesicht zu erkennen uns einbilden könnten, doch unser hingegebenes Betrachten hat vor sich eine eindringliche Form, zu der es keinen verstandesmäßigen Gegenwert besitzt, und soll das Unbekannte aus ihr heraus lösen. Man hört einen scharfen Klang, eine bizarr fragende Betonung. Man fragt sich: »Empfinde ich Schönheit? Bewunderung? Ist das Reichtum des Kolorits, Adel, Kraft?« Und aufs neue antwortet eine schrille Stimme, ein wunderlich fragender Ton, man empfängt ganz materiell den herrisch zwingenden Eindruck von einem ganz unbekannten Wesen, da bleibt kein Spielraum für die »Weite der Interpretation«. Und darum müssen gerade die wahrhaft schönen Werke den aufrichtigen Zuhörer am meisten enttäuschen, denn in unserm Ideenvorrat ist nicht eine einzige Idee, die einem individuellen Eindruck entspricht.

Das zeigte mir das Spiel der Berma. Darin lag der Adel und der Scharfsinn der Vortragsweise. Jetzt verstand ich auch, was man meinte, wenn man eine weitgehende dichterische, mächtige Darstellung lobte, man war überein gekommen, diese Bezeichnungen zu geben wie man die Namen Mars, Venus, Saturn Sternen gibt, die nichts Mythologisches haben. Wir fühlen in einer Welt, wir denken und benennen in einer andern, wir können zwischen beiden eine Übereinstimmung herstellen, aber nicht den Zwischenraum ausfüllen. Klein ist dieser Zwischenraum, diese Spalte, ich hätte sie damals überschreiten müssen, als ich zum erstenmal die Berma spielen sah,

angespannt zuhörte, Mühe hatte, zu meinen Vorstellungen von »Adel der Darstellung« und »Ursprünglichkeit« zu kommen, und erst nach einem Augenblick seelischer Leere Beifall klatschte, einen Beifall, der nicht aus meinem Eindruck selber kam, sondern gewissermaßen an meine vorgefaßten Ideen von dem Genuß anknüpfte, mir sagen zu können: »Endlich höre ich also die Berma.« Dem Unterschied zwischen einem stark individuellen Wesen oder Werk und der Idee der Schönheit entspricht der zwischen dem, was wir empfinden, und den Ideen Liebe und Bewunderung. Daher erkennt man sie nicht wieder. Ich hatte keinen Genuß gehabt, als ich die Berma hörte (und ebensowenig, wenn ich Gilberte sah). Ich hatte mir gesagt: »Also bewundere ich sie nicht.« Dabei dachte ich damals doch nur daran, das Spiel der Berma zu ergründen, war nur damit beschäftigt, suchte meinen Geist so weit wie möglich zu öffnen, um alles, was dies Spiel enthielt, in mich aufzunehmen, und jetzt begriff ich: nichts anderes war Bewunderung gewesen.

War nun der Genius, den die Darstellung der Berma mir enthüllte, wirklich einzig der Genius Racines?

Das glaubte ich zuerst. Aber ich sollte eines besseren belehrt werden, als der Akt der *Phèdre* vorüber war. Während das Publikum die Künstlerin herausrief, richtete die alte wütende Schauspielerin ihre winzige Gestalt auf, drehte sich schräg, setzte ein starrendes Gesicht auf und kreuzte die Arme über die Brust, um zu zeigen, sie nehme an dem Beifall der andern nicht teil, sie hielt ihren Widerspruch für welterschütternd und wollte ihn besonders deutlich machen, aber er wurde gar nicht beachtet.

Das nächste Stück war eine der Neuheiten, die ich ehedem, weil sie unberühmt waren, für geringfügig und abseitig hielt, zumal sie außerhalb der Vorstellung, die man von ihnen gab, nicht lebten. Dafür blieb mir die Enttäuschung erspart, die ich bei klassischen Stücken hatte, mit ansehn zu müssen, wie die Ewigkeit eines Meisterwerkes räumlich von der Rampe und zeitlich von der Dauer einer Aufführung eingeschränkt wird, die es erledigt wie ein gelegentliches Gebet. Jede Tirade, die, wie ich merkte, jetzt vom Publikum geliebt wurde und einst berühmt werden würde, dachte ich mir mangels überlieferten Ruhmes in Gedanken künftig berühmt; das entsprach in entgegengesetzter Richtung der Vorstellung, wie Meisterwerke bei ihrem ersten unsicheren Erscheinen gewirkt haben mochten, als man ihren Titel zum erstenmal hörte und noch nicht mit den andern

Werken des Verfassers in einer Reihe und einem Licht sah. Diese Rolle sollte also eines Tages zu den schönsten der Berma gehören und neben Phèdre stehn. Sie hatte schon an und für sich literarischen Wert, aber obendrein spielte die Berma sie ebenso herrlich wie die Phèdre. Da begriff ich, für die große Tragödin war das Werk des Schriftstellers nur ein an sich belangloses Mittel, um ein Meisterwerk der Darstellung zu schaffen. So hatte Elstir, der große Maler, den ich aus Balbec kannte, von den Motiven zweier gleich wertvoller Bilder das eine in einem charakterlosen Schulgebäude, das andre in einer Kathedrale gefunden, die selbst ein Meisterwerk war. Und wie der Maler Haus, Karren und Menschen in einer großen Lichtwirkung auflöst, die sie gleichartig macht, so breitete die Berma weite Schleier von Schauer oder Innigkeit über die Worte, die dabei, abgeflacht oder gehoben, zu einer Einheit verschmolzen, während eine mittelmäßige Künstlerin sie alle einzeln vorgebracht hätte. Und doch bekam jedes seine besondere Tönung, und die Vortragsweise der Berma hinderte nicht, daß man den Vers zu hören bekam. Ist es nicht schon ein erstes Element von geordneter Mannigfaltigkeit, das heißt, von Schönheit, wenn man einen Reim hört, also etwas, das gleichartig und dabei verschieden ist vom vorhergehenden Reim, von ihm begründet wird, einen neuen Gedanken in ihn als Spielart einführt, und wenn man zwei übereinander gelagerte Systeme fühlt, ein gedankliches und ein metrisches? Aber die Berma ließ die Worte, ja, die Verse, sogar »Tiraden« in weitere Zusammenspiele eingehn, und es war reizend zu sehn, wie sie an der Grenze dieser Zusammenspiele haltmachen, abbrechen mußten; so macht es einem Dichter Freude, beim Reime das Wort, das hervorbrechen will, einen Augenblick zaudern zu lassen, und einem Musiker, die verschiedenen Worte in einem Text in einen und denselben Rhythmus zu verschmelzen, der gegen sie angeht und der sie mitreißt. So wußte die Berma in die Wendungen des modernen Dramatikers wie in Racines Verse große Darstellungen von Adel, Schmerz und Leidenschaft einzufügen, die ihre eigenen Meisterwerke waren; und in ihnen erkannte man sie, wie den Maler in den Bildnissen, die er nach verschiedenen Modellen gemacht hat.

Jetzt lag es mir fern, wie damals zu wünschen, ich könnte die einzelnen Haltungen der Berma oder die Lichtwirkung, die sie einen Augenblick in einer gleich wieder verschwindenden Beleuchtung gab, festhalten oder sie einen Vers hundertmal wiederholen lassen. Ich

begriff: mein Verlangen von damals ging weiter als die Absichten des Dichters, der Tragödin, des großen Künstlers, der die Stücke für sie inszenierte; der Zauber, der im Fluge den Vers streifte, die unstäten, beständig sich wandelnden Gebärden, die eilende Folge der Bilder: das alles war das flüchtige Ergebnis, das Augenblicksziel, das bewegliche Kunstwerk, um welches es der dramatischen Kunst zu tun ist; ein allzu begeisterter Zuhörer, der diese Dinge festhalten wollte, würde das Kunstwerk zerstören. Es lag mir auch nichts daran, die Berma ein andres Mal wieder zu hören; sie hatte mich befriedigt; als ich noch zu sehr bewunderte, um nicht von dem Gegenstand meiner Bewunderung enttäuscht zu sein (ob dieser Gegenstand nun Gilberte oder ob er die Berma war), erwartete ich im voraus vom Eindruck von morgen Freuden, die der von gestern mir versagt hatte. Jetzt aber suchte ich meine Freude, die ich vielleicht fruchtbarer hätte ausnutzen können, nicht zu ergründen und sagte mir in der Ausdrucksweise meiner ehemaligen Schulkameraden: »Ich gebe wirklich der Berma den ersten Platz.« Dabei hatte ich das unbestimmte Gefühl: ich würde dem Genius der Berma wohl kaum gerecht, wenn ich so meine Vorliebe bekräftigte und Preise verlieh, so sehr mich das im übrigen beruhigen mochte.

Als das zweite Stück begann, sah ich nach der Parterreloge der Frau von Guermantes. Die Fürstin machte eine Bewegung, die eine köstliche Linie zeichnete, welcher ich mit der Phantasie bis ins Leere folgte; sie wandte den Kopf zum Hintergrund der Loge, und ihre Gäste standen auf und wandten sich ebenfalls nach hinten, und durch die Doppelreihe, die sie bildeten, kam sicher und hoheitsvoll wie eine Göttin, zugleich aber mit ungeahnter Sanftheit, die begütigen sollte, daß sie so spät erschien und alle mitten in der Vorstellung aufstörte, die Herzogin von Guermantes; weißer Musselin, der sie umhüllte, und eine geschickt naive, schüchterne Verwirrung vermischte sich ihrem Siegerlächeln, während sie auf ihre Kusine zuging; sie machte einem jungen blonden Herrn in der ersten Reihe eine tiefe Verbeugung, wandte sich dann den heiligen Meerungeheuern, die im Hintergrund der Höhle schwebten, zu und sagte diesen Halbgöttern vom Jokeyklub – in diesem Moment hätte ich einer von ihnen sein mögen und Herr von Palancy am liebsten – guten Tag, wie man es tut, wenn man einander fünfzehn Jahre gut gekannt hat. Das Geheimnis des lächelnden Blickes, den sie an ihre Freunde richtete, während sie dem und jenem ihre Hand überließ,

fühlte ich, konnte aber sein Rätsel nicht entziffern; hätte ich das Prisma seines bläulichen Glanzes zerteilen, die Kristallbildungen auflösen können, er hätte mir vielleicht das Wesen des unbekannten Lebens, das sich jetzt hier auftat, enthüllt. Der Herzog von Guermantes folgte seiner Frau, die Spiegelungen seines Monokels, das Lachen seiner Zahnreihen, die weiße Farbe seiner Nelke und des gefältelten Hemdes drängten Augenbrauen, Lippen und Frack zur Seite, um ihrem Lichte Platz zu machen; mit einer Geste seiner ausgestreckten Hand, die er ganz gerade, ohne den Kopf zu bewegen, auf ihre Schultern legte, hieß er die untergeordneten Meergeschöpfe, welche ihm Platz machten, sich wieder setzen und verneigte sich tief vor dem jungen blonden Mann. Es war, als habe die Herzogin erraten, ihre Kusine, deren Übertreibungen (dazu wurde von ihrem geistreich französischen und maßvollen Standpunkt das germanisch Poetische und Pathetische leicht) sie, wie man sagte, gern ein bißchen ins Komische zog, werde an diesem Abend eines der Kleider tragen, in denen die Herzogin sie »kostümiert« fand, und sie habe ihr eine Unterweisung im guten Geschmack geben wollen. An Stelle des wunderbaren weichen Gefieders, das der Fürstin vom Haupte bis auf die Schultern fiel, an Stelle des Netzes aus Muscheln und Perlen trug die Herzogin nur eine einfache Reiherfeder im Haar, die über ihre gebogene Nase und ihre flach aufliegenden Augen ragte und wie der Schopf eines Vogels wirkte. Hals und Schultern tauchten aus einer schneeigen Flut von Musselin, gegen die ein Fächer aus Schwanenfedern schlug, darunter aber umschloß das Kleid, das nur an der Taille mit unzähligen Pailletten, teils aus Metallstäbchen und -kugeln, teils aus Brillanten, geschmückt war, ihren Körper mit britischer Präzision. So verschieden indessen die beiden Kleidungen waren – als die Fürstin ihrer Kusine den Stuhl, den sie bisher eingenommen, gegeben hatte, sah man, wie sich beide einander zuwandten und sich gegenseitig bewunderten.

Vielleicht würde am nächsten Tag Frau von Guermantes mit einem gewissen Lächeln von der etwas zu umständlichen Frisur der Fürstin sprechen, sicher aber erklären, diese sei deshalb nicht weniger entzückend und wunderbar zurechtgemacht gewesen; und auch die Fürstin würde, obwohl sie persönlich die Art, wie ihre Kusine sich kleidete, etwas zu kalt, zu trocken, zu sehr »Modehaus« fand, in dieser strengen Nüchternheit ein köstliches Raffinement entdekken. Zwischen beiden glich die prästabilierte Harmonie und allge-

meine Gravitation ihrer Erziehung die Gegensätze der Kleidung und Haltung aus. In unsichtbaren magnetischen Strahlen, welche die Eleganz des Benehmens zwischen ihnen spielen ließ, verging das lebhafte Naturell der Fürstin, während die Geradheit der Herzogin sich anziehen und anpassen ließ und sanft und reizend wurde.
Um zu begreifen, wie sehr die Berma persönliche und dichterische Gaben in dem Stück entfaltete, das da gespielt wurde, hätte man nur die Rolle, die sie gab und die sie allein geben konnte, einer andern Schauspielerin anzuvertrauen brauchen; dementsprechend hätte ein Zuschauer, der zu dem Balkon hinaufsah, in zwei Logen eine »Ausstaffierung« sehn können, von denen die eine an die Fürstin Guermantes erinnern wollte und ihrer Trägerin, der Baronin von Morienval, nur etwas Verschrobenes, Anspruchsvolles und ein Aussehn nach schlechter Erziehung gab, während die andere mit ihrer geduldigen, kostspieligen Mühe, Stil und Schick der Herzogin von Guermantes nachzuahmen, Frau von Cambremer nur einer Kleinstädterin anglich, die auf Draht gezogen, steif, trocken und spitz senkrecht im Haar einen Federbusch balanzierte, der nach Leichenwagenverzierung aussah. Eigentlich gehörte diese Frau wohl gar nicht in einen Saal, in dem alle Logen (selbst die in den obersten Rängen, die von unten wie große Körbe voll menschlicher Blumen an roten Samtbändern – den Zwischenwänden – von der Decke herabhängend schienen) mit den glänzendsten Frauen der Saison das Wandelbild dieses einen Tages bildeten. Todesfälle, Skandale, Krankheiten, Zwiste sollten es bald verändern, für den Augenblick aber war es von Spannung und Hitze, von Taumel, Staub, Eleganz und Langweile festgehalten: es war ein ewiger tragischer Augenblick unbewußter Erwartung und sanfter Betäubung, wie er, von einem späteren Zeitpunkt her gesehn, dem Platzen einer Bombe oder der ersten Flamme einer Feuersbrunst vorherzugehn scheint.
Daß Frau von Cambremer zugegen war, hatte seinen besondern Grund: die Prinzessin von Parma, die wie die meisten echten Hoheiten frei von Snobismus, dafür aber von dem Ehrgeiz, wohltätig zu sein, verzehrt war – diese Leidenschaft war bei ihr nicht geringer als die Neigung für das, was sie für »Kunst« hielt –, hatte hier und da einige Logen Frauen wie Frau von Cambremer überlassen, die nicht zur hohen Adelsgesellschaft gehörten, aber durch wohltätige Stiftungen zu der Prinzessin Beziehungen hatten. Frau von Cambre-

mer sah immerfort die Herzogin und die Fürstin Guermantes an, und da sie keine wirklichen Beziehungen zu ihnen hatte, konnte sie das ganz bequem tun, ohne daß es aussah, als hasche sie um einen Gruß. Und doch verfolgte sie seit zehn Jahren mit unermüdlicher Geduld das Ziel, bei den beiden großen Damen empfangen zu werden. Sie hatte ausgerechnet, in fünf Jahren werde sie ganz bestimmt am Ziele sein. Da sie aber an einer unheilbaren Krankheit litt, deren unerbittlichen Charakter sie zu kennen vermeinte (auf ihre medizinischen Kenntnisse tat sie sich etwas zu gut), fürchtete sie, nicht lange genug mehr zu leben. An diesem Abend machte es sie wenigstens glücklich zu denken, alle diese Frauen, die sie nicht kannte, sähen neben ihr einen von ihren eigenen Freunden, den jungen Marquis von Beausergent, einen Bruder von Frau von Argencourt. Der verkehrte nämlich in beiden Kreisen, und die Frauen des zweiten schmückten sich gern vor den Augen des ersten mit seinem Erscheinen. Er saß hinter Frau von Cambremer und hatte seinen Stuhl schräg gestellt, um in die andern Logen sehn zu können. Er kannte alle, und um sie zu grüßen, hob er seine hübsche geschmeidige Figur und den feinen Blondkopf ein wenig und ließ die blauen Augen voller Achtung und zugleich doch gelassen lächeln. Scharf schnitt er in das Rechteck der schrägen Fläche, die er ausfüllte, gleichsam den alten Stich eines stolzen und höflichen Grandseigneurs. In dieser Art nahm er öfters die Einladung der Frau von Cambremer an, sie ins Theater zu begleiten; im Saal und nachher im Vestibül verblieb er immer mitten in der Menge der glänzenderen Freundinnen, die er ringsum hatte, brav an ihrer Seite; er vermied es, mit ihnen zu sprechen, es hätte ihnen peinlich sein können, da er sich sozusagen in schlechter Gesellschaft befand. Kam die Fürstin Guermantes, schön und leicht wie Diana, vorbei und ließ ihren unvergleichlichen Mantel nachschleppen, dann wandten sich alle Köpfe, und alle Augen folgten ihr (die der Frau von Cambremer ganz besonders), Herr von Beausergent aber vertiefte sich in ein Gespräch mit seiner Nachbarin und beantwortete das strahlende Freundeslächeln der Fürstin etwas erkünstelt und gezwungen mit wohltuender Kühle und untadelhafter Zurückhaltung, damit in dieser Lage seine Liebenswürdigkeit nicht peinlich werde.

Hätte Frau von Cambremer nicht gewußt, daß die Parterreloge der Fürstin gehörte, sie hätte doch gemerkt, daß die Herzogin von Guermantes dort zu Gast war, so interessiert betrachtete sie Schauspiel

und Zuschauerraum, um liebenswürdig gegen ihre Wirtin zu sein. Zugleich mit dieser zentrifugalen Kraft wirkte aber eine entgegengesetzte, und wieder gab sie, um liebenswürdig zu sein, auf ihre eigene Kleidung, ihren Reiher, ihr Halsband, ihre Taille acht und zugleich auf die der Fürstin; sie schien sich zur Untertanin, zur Sklavin ihrer Kusine zu erklären und nur hierher gekommen, um die Fürstin zu sehn, bereit, ihr anderswohin zu folgen, falls die Inhaberin der Loge die Laune ankäme wegzugehn, und alle andern im Saal schien sie nur als Fremde, wenn auch interessante Fremde, anzusehn, obwohl da viele Freunde von ihr waren, in deren Logen sie an andern Abenden sich einfand; wobei sie ihnen dann dieselbe ausschließliche, dehnbare, einem bestimmten Wochentag gemäße Anhänglichkeit bewies. Frau von Cambremer wunderte sich, die Herzogin heut abend zu sehn. Sie hatte sie noch in Guermantes vermutet, wo sie, wie sie wußte, lang blieb. Aber manchmal, hatte man ihr erzählt, wenn es in Paris eine Aufführung gab, die sie für interessant hielt, ließ Frau von Guermantes, gleich nachdem sie mit den Jägern Tee getrunken, anspannen, fuhr bei Sonnenuntergang in raschem Trab durch den dämmernden Wald, dann auf die Landstraße und nahm in Combray den Zug, um abends in Paris zu sein. »Vielleicht kommt sie von Guermantes eigens, um die Berma zu hören«, dachte bewundernd Frau von Cambremer. Und ihr fiel ein, Swann in dem doppelsinnig klingenden Jargon, den er mit Herrn von Charlus gemein hatte, sagen gehört zu haben: »Die Herzogin ist eins der vornehmsten Wesen von Paris, ausgesuchteste Auslese, feinste Auswahl.« Ich aber, der das Leben der beiden Kusinen (das ich nicht mehr aus ihren Gesichtern entnehmen konnte, weil ich sie gesehn hatte) von den Namen Guermantes, Bavière, Condé herleitete, hätte ihr Urteil über *Phèdre* lieber gehört als das des größten Kritikers der Welt. Denn in seinem hätte ich nur Einsicht gefunden, Einsicht, die höher war als meine eigne, aber vom selben Schlage. Jedoch was die Herzogin und die Fürstin Guermantes dachten, hätte mir von der Natur dieser beiden poetischen Wesen ein unschätzbares Zeugnis gegeben; ich suchte es mit Hilfe ihrer Namen mir vorzustellen und vermutete einen irrationalen Zauber darin. Was Fieberdurst und Sehnsucht in mir von ihrer Meinung erwarteten, war der Zauber der Sommernachmittage, an denen ich in der Gegend um Guermantes spazieren gegangen war.

Frau von Cambremer suchte herauszufinden, was für Kleider die

beiden Kusinen trugen. Für mich stand es außer Frage, daß diese Kleider ihnen eigen waren, nicht nur wie die Livree mit rotem Kragen und blauem Aufschlag einst ausschließlich den Guermantes und Condé gehörte, sondern vielmehr wie einem Vogel sein Gefieder eignet, das nicht allein ein Schmuck seiner Schönheit, sondern ein weiterer Teil seines Körpers ist. Die Kleidung der beiden Frauen erschien mir als eine schneeige oder bunte Verstofflichung ihrer innern Regung; und wie die Gebärden, die ich an der Fürstin Guermantes beobachtet hatte, für mich durchaus einer verborgenen Idee entsprachen, bekamen die Federn, die von der Stirn der Fürstin herabfielen, und die blendende, mit Flitter besetzte Taille ihrer Kusine einen bestimmten Sinn; sie waren Attribute, welche nur diesen Frauen eigneten, und den Sinn dieser Wahrzeichen wollte ich erkennen: Der Paradiesvogel schien mir so unzertrennlich zur Fürstin zu gehören wie der Pfau zur Juno, und es war mir undenkbar, daß irgendeine andere Frau die Flittertaille der Herzogin sich aneignen könne, ebensogut hätte sie auf Minervas fransenschimmernde Ägide Anspruch erheben dürfen. Nicht in den kalten Allegorien der Decke, sondern in dieser Parterreloge sah ich durch Wolken, welche ein Wunder zerrissen hatte, die versammelten Götter, wie sie unterm roten Velum in einem lichten Durchblick zwischen zwei Pfeilern des Himmels das Schauspiel, das Menschen geben, sich betrachten. Und in den taumelnden Schrecken, welcher beim Anblick dieser Augenblicksverklärung mich überkam, mischte sich das friedevolle Wissen, daß die Unsterblichen mich nicht kannten. Zwar hatte mich die Herzogin einmal mit ihrem Gatten gesehn, würde sich aber schwerlich daran erinnern; ich litt nicht darunter, daß sie von ihrem Platz in der Loge auf den Korallenwald des Parketts in seiner anonymen Gesamtheit blickte, glücklicherweise war mein Wesen darin aufgelöst; da mit einemmal wollten es die Gesetze der Strahlenbrechung, daß die undeutliche Protozoenform meines jeder Besonderheit baren Daseins in den gelassenen Blickstrom jener blauen Augen kam; ich sah eine Helle in ihnen aufleuchten: die Herzogin wurde aus einer Göttin zur Frau und schien mir mit einem Schlage tausendmal schöner, sie hob die weiß behandschuhte Hand, die auf der Logenbrüstung geruht hatte, zu einem freundschaftlichen Wink, und zugleich fühlten meine Blicke sich gekreuzt vom unabsichtlich entflammten Licht aus den Augen der Fürstin, das sich mitentzündete, einfach weil sie sich etwas bewegte, um zu

erkennen, wem ihre Kusine da Guten Tag sage, während diese, die mich erkannt hatte, den himmlischen Strahlenregen ihres Lächelns über mich ausgoß.

Von nun an faßte ich jeden Morgen, lange bevor die Herzogin ausging, nachdem ich einen großen Umweg gemacht, Posten an der Ecke der Straße, welche sie für gewöhnlich entlangkam; und meinte ich dann, sie werde gleich erscheinen, so ging ich, mit zerstreuter Miene in ganz andere Richtung blickend, ihr entgegen und hob die Augen erst, wenn ich in ihre Höhe kam und zwar so, als hätte ich gar nicht erwartet, sie zu erblicken. Die ersten Tage wartete ich sogar, um sie nicht zu verfehlen, vor dem Hause. Und so oft das Hoftor aufging (um soviel Leute nacheinander durchzulassen, die nicht die Erwartete waren), setzte sich seine Erschütterung in meinem Herzen in Schwingungen fort, die lange brauchten, um sich zu beruhigen. Nie war der übereifrige Verehrer einer großen Schauspielerin, der vor dem Bühnenausgang der schönen Unbekannten auflauert, nie die wütende oder begeisterte Menge, die den Verurteilten beschimpft oder den großen Mann im Triumph tragen will und bei jedem Geräusch, das aus dem Gefängnis oder aus dem Palast kommt, meint, er seis, so aufgeregt wie ich, beim Warten auf die große Dame, die in ihrem einfachen Kleid mit der Anmut des Ganges (der war ganz anders, als wenn sie in einen Salon oder eine Loge trat) aus dem Morgenspaziergang – und für mich ging nur sie allein auf der Welt spazieren – ein ganzes Gedicht von Gewähltheit und die erlesenste Zier, die seltsamste Blüte des schönen Tags machte. Damit aber dem Pförtner meine Anstalten nicht auffielen, ging ich nach drei Tagen viel weiter fort bis zu irgendeinem Punkt des Weges, den die Herzogin gewöhnlich zurücklegte. Vor jenem Theaterabend machte ich solche kleinen Spaziergänge oft vor dem Frühstück, wenn gutes Wetter war; hatte es geregnet, so ging ich beim ersten Sonnenstrahl ein bißchen vor die Tür; und sah ich dann plötzlich auf dem noch feuchten Trottoir in der Herrlichkeit einer Straßenkreuzung, die da im blonden sonnengebeizten Staubnebel stand, ein Schulmädchen mit ihrer Lehrerin oder ein Milchmädchen mit weißen Ärmeln, so blieb ich regungslos stehn, eine Hand am Herzen, das schon dem fremden Leben entgegendrängte; ich versuchte, mir Straße, Stunde und die Türe zu merken, in welcher das kleine Mädchen, dem ich manchmal nachging, verschwunden war,

um nicht wieder herauszukommen. Zum Glück waren diese Bilder, die ich hegte und mir wiederzusehn vornahm, zu flüchtig, um meinem Gedächtnis sich nachhaltiger einzuprägen. Und doch, es machte mich nicht mehr so traurig, krank zu sein, noch immer nicht den Mut zum Arbeiten oder ein Buch anzufangen gefunden zu haben; die Erde schien mir wohnlicher, das Leben ein interessanterer Weg, seit ich sah, die Straßen von Paris waren wie die Wege in Balbec beblüht mit unbekannten Schönen, wie ich sie oft aus den Wäldern von Méséglise zu beschwören versucht hatte, und deren jede ein Verlangen wachrief, das nur sie mir stillen zu können schien. Als ich von der Opéra-Comique nach Hause kam, hatte ich für den nächsten Tag denen, die ich seit einiger Zeit wiederzutreffen wünschte, das Bild der Frau von Guermantes zugesellt, wie sie in ihrer hohen Frisur aus lockerem Blondhaar aus der Parterreloge ihrer Kusine ein zärtliches Versprechen mir zugelächelt hatte. Ich hatte im Sinne, den Weg zu gehn, von dem mir Françoise gesagt hatte, die Herzogin schlage ihn ein, dabei aber, um die beiden jungen Mädchen, die ich vorgestern gesehn, wiederzutreffen, wenn möglich auf den Ausgang eines Kursus und eines Konfirmandenunterrichts achtzugeben. Unterdessen überkam mich von Zeit zu Zeit das flimmernde Lächeln der Frau von Guermantes und das süße Gefühl, das dieses Lächeln mir gegeben hatte. Und ohne recht zu wissen, was ich tat, versuchte ich dies (wie eine Frau auf einem Kleide eine bestimmte Art Juwelenknöpfe, die man ihr gegeben hat, ausprobt) den romantischen Vorstellungen anzupassen, die ich seit langem hegte; Albertines Kälte, Giseles verfrühte Abreise und vorher die gewollte allzulange Trennung von Gilberte hatten sie in mir freigemacht (der Vorstellung zum Beispiel, von einer Frau geliebt zu werden, mit ihr das Leben zu teilen); diesen Vorstellungen näherte ich dann das Bild des einen oder andern der beiden jungen Mädchen und versuchte gleich darauf, die Erinnerung an die Herzogin ihnen anzupassen. Neben diesen Vorstellungen war die Erinnerung an Frau von Guermantes in der Opéra-Comique nur etwas Kleines, ein winziger Stern seitab im langen leuchtenden Kometenschweif; überdies waren mir diese Vorstellungen vertraut, schon lange, bevor ich Frau von Guermantes kennen lernte; die Erinnerung an die Herzogin in der Loge dagegen besaß ich in unvollkommener Form, und sie kam mir zeitweise abhanden; nun hätte ich in den Stunden, in denen ihr Bild von dem schwanken Zustand, den es

mit Bildern anderer hübscher Frauen in mir teilte, zu einer einmaligen und endgültigen – alle andern weiblichen Bilder ausschließenden – Verbindung mit meinen soviel älteren romantischen Vorstellungen überging, – in diesen Stunden, in denen ich mich am deutlichsten seiner erinnerte, hätte ich mich bemühen sollen, genau herauszufinden, wie es war; aber da wußte ich noch nicht, daß es für mich so entscheidend werden würde; da war es nur süß wie ein erstes Stelldichein mit Frau von Guermantes in meinem Innern, war die erste, einzig wahre, einzig nach dem Leben gemachte Skizze, die einzige, die wirklich Frau von Guermantes war; und dies Erinnerungsbild, das ich nur einige Stunden lang glücklich festhielt, ohne es beachten zu können, mußte wohl doch sehr reizend sein, denn zu ihm kehrten immer, damals noch frei, noch ohne Hast, ohne Mühe und ohne alles Erzwungene, Beklemmende, meine Liebesgedanken zurück; in dem Maße, als sich sodann diese Gedanken in ihm festsetzten, wuchs ihm von ihnen größere Kraft zu, wurde es selbst aber undeutlicher; bald konnte ich es nicht mehr wiederfinden, und ich entstellte es in meinen Träumereien wohl ganz und gar; denn jedesmal, wenn ich Frau von Guermantes sah, ermittelte ich einen, nebenbei bemerkt, jedesmal wechselnden Unterschied zwischen dem, was ich mir vorgestellt hatte, und dem, was ich sah. Zwar erkannte ich jetzt jeden Tag, wenn Frau von Guermantes am andern Ende der Straße erschien, ihre hohe Gestalt, den klaren Blick unter dem weichen Haar, all die Dinge, um derentwillen ich da war; hatte ich aber ein paar Sekunden später die Augen erst abgewandt, um den Anschein zu wecken, als erwarte ich diese Begegnung gar nicht, und hob sie dann, wenn ich auf gleiche Höhe mit ihr gekommen war, zur Herzogin, dann sah ich rote Flecken – ich wußte nicht, ob von der frischen Luft oder von ihrer rötlichen Hautfarbe – auf einem mürrischen Gesicht, das trocken und ganz entschieden nicht so liebenswürdig wie an dem *Phèdre*-Abend den Gruß erwiderte, den ich täglich mit überraschter Miene, welche ihr nicht zu gefallen schien, an sie richtete. Einige Tage kämpfte noch das Erinnerungsbild der beiden jungen Mädchen unter ungleichen Aussichten mit dem der Frau von Guermantes um die Vorherrschaft in meinen Liebesgedanken, bis das der Herzogin wie von selbst häufiger auftauchte, während die Nebenbuhlerinnen von selbst ausschieden; und schließlich hatte ich, im Grunde absichtlich und wie aus Vorliebe und zum Vergnügen, alle meine Liebesgedanken auf dies Bild

übertragen. Ich dachte nicht mehr an die kleinen Mädchen aus dem Konfirmandenunterricht noch an ein gewisses Milchmädchen; und dennoch hoffte ich nicht mehr, auf der Straße zu finden, was ich eigentlich dort gesucht hatte, weder das zärtliche Versprechen des Lächelns vom Theater her noch die Silhouette und das klare Gesicht unter blondem Haar, die es nur von weitem gab. Jetzt hätte ich nicht einmal angeben können, wie Frau von Guermantes aussah und woran ich sie erkannte; denn jeden Tag war in ihrer Gesamterscheinung das Gesicht ein anderes, gerade wie Kleid und Hut. Wenn ich gestern unter einer lila Kapotte ein sanftes glattes Gesicht näher kommen sah, dessen Anmut sich symmetrisch um zwei blaue Augen verteilte und die Linie der Nase fast verschwinden ließ, warum fühlte ich dann die freudige Erregung, ich würde nicht nach Hause kommen, ohne Frau von Guermantes gesehn zu haben? Und erlebte doch denselben Schauer, heuchelte dieselbe Gleichgültigkeit, wandte die Augen ebenso zerstreut ab wie gestern, wenn heut in einer Querstraße unter einem marineblauen Helmhut im Profil längs einer roten Backe eine Adlernase erschien, die wie bei einer ägyptischen Gottheit von einem scharfen Auge überschnitten war? Einmal bekam ich sogar statt einer Frau mit Vogelnase geradezu einen richtigen Vogel zu sehn: Kleid und Helmhut der Frau von Guermantes waren aus Pelzwerk und ließen keinen Stoff erkennen, sie stak darin wie gewisse Geier, deren dichtes glattes, gleichmäßig fahlrotes Gefieder aussieht wie eine Haarfarbe. Mitten in diesem natürlichen Gefieder krümmte der kleine Kopf seinen Schnabel und die flach aufliegenden Augen waren scharf und blau.
An manchen Tagen ging ich stundenlang die Straße kreuz und quer, ohne Frau von Guermantes zu sehn, mit einemmal tauchte aus einem Milchladen, der sich zwischen zwei Häusern dieses aristokratischen und volkstümlichen Viertels versteckte, undeutlich das fremde Gesicht einer eleganten Dame auf, die sich dort Sahnenkäse zeigen ließ, und ehe ich sie noch erkannte, traf mich wie ein Blitz, der dem übrigen Bilde voraneilte, der Blick der Herzogin; ein andermal, als ich sie nicht traf und schon Mittag läuten hörte, sah ich ein, es lohne nicht, länger zu warten, und schlug traurig den Heimweg ein; ganz in meine Enttäuschung verloren, ließ ich meine Blicke auf einen Wagen, der wegfuhr, fallen, ohne etwas zu sehn, bis ich mit einemmal begriff, das Nicken der Dame dort im Wagen galt mir; diese Dame, deren schlaffe, bläßliche oder vielmehr lebhaft

gespannte Züge unter rundem Hute mit hohem Reiher ein fremdes Gesicht bildeten, das ich nicht zu kennen gemeint hatte, war Frau von Guermantes, und ich hatte mich von ihr grüßen lassen, ohne auch nur den Gruß zu erwidern. Und manchmal fand ich sie, wenn ich heimkam, an der Pförtnerloge, und der gräßliche Pförtner, dessen Späherblicke ich haßte, machte ihr tiefe Bücklinge und hatte sicher was zu »klatschen«, denn hinter den Gardinen versteckt, beobachtete die ganze Dienerschaft der Guermantes zitternd das Gespräch, von dem sie nichts hören konnte: den oder jenen würde die Herzogin nun sicher wieder nicht ausgehn lassen, weil der Pförtner ihn verraten hatte. Und da ich nacheinander soviel verschiedene Gesichter erscheinen sah, die in dem Gesamteindruck der Kleidung einen mannigfach wechselnden, bald schmalen bald breiten Platz einnahmen, haftete meine Liebe nicht an dem oder jenem Teil von Haut und Stoff, der von Tag zu Tag mit einem andern seinen Platz vertauschte; das alles war immer ganz anders und neu, nur meine Erregung blieb unverändert, denn durch alles hindurch fühlte ich, dort hinter dem neuen Kragen an unbekannter Wange, das war immer wieder Frau von Guermantes. Ich liebte die Unsichtbare, die das alles in Bewegung setzte, sie, deren feindliche Haltung mir Kummer machte, deren Nahen mich aus der Fassung brachte, deren Leben ich haschen und deren Freunde ich vertreiben wollte! Sie konnte eine blaue Feder aufpflanzen oder eine feuerrote Gesichtsfarbe haben, für mich hätte ihr Tun dadurch seine Wichtigkeit nicht verloren.

Hätte ich nicht selbst gefühlt, daß es Frau von Guermantes lästig war, mir täglich zu begegnen, ich hätte es indirekt an dem kalten, vorwurfsvollen und mitleidigen Gesicht gemerkt, das Françoise hatte, wenn sie mir behilflich war, mich für die Morgenspaziergänge zurechtzumachen. Sobald ich sie um meine Sachen bat, ging ein feindlicher Hauch durch ihre abgespannten müden Züge. Ich bemühte mich auch gar nicht, Françoises Vertrauen zu gewinnen, ich fühlte, es werde mir doch nicht gelingen. Wie sie es fertig brachte, sofort zu spüren, was uns, meinen Eltern und mir, Unangenehmes zustieß, ist mir immer dunkel geblieben. Vielleicht ging das gar nicht mit übernatürlichen Dingen zu, vielleicht hatte sie ihre eigenen Benachrichtigungswege; so erfahren wilde Völkerschaften gewisse Neuigkeiten mehrere Tage, ehe die Post sie der europäischen Kolonie mitteilt, und zwar nicht auf dem Wege der Telepa-

thie, sondern von Hügel zu Hügel durch Feuerzeichen. In dem besondern Fall meiner Spaziergänge hatten vielleicht die Dienstboten der Frau von Guermantes ihre Herrin äußern hören, sie sei es müde, unvermeidlich auf ihrem Wege mich anzutreffen, und diese Äußerungen Françoise wiederholt. Nun hätten meine Eltern wohl jemand andern als Françoise mit meiner Bedienung betrauen können, aber ich hätte dabei nichts gewonnen. In gewissem Sinne war Françoise weniger ein Dienstbote als andere. An ihrer Art zu empfinden, gut und mitleidig, hart und hochmütig, scharfsinnig und beschränkt zu sein, merkte man das Dorf-Fräulein mit weißer Haut und roten Händen, dessen Eltern »schon sehr von woher«, aber verarmt und gezwungen waren, ihr Kind zu fremden Leuten in Stellung zu geben. Mit ihrer Gegenwart wurde in unser Haus Landluft und das gesellschaftliche Leben auf einem Bauernhofe von vor fünfzig Jahren verpflanzt: eine Art umgekehrte Reise, bei der die Sommerfrische zu dem Sommergast kommt. Wie der Glasschrank eines Bezirksmuseums in gewissen Provinzen mit Handarbeiten und Bortenwirkereien von Bäuerinnen, so war unsere Pariser Wohnung mit Françoises Worten angefüllt, welche von einem altherkömmlichen heimatlichen Fühlen eingegeben waren und sehr alte Regeln befolgten. Darein hatte sie wie mit farbigen Fäden Kirschbäume und Vögel ihrer Kindheit und das Sterbebett ihrer Mutter verwoben, das sie noch sah. Trotzdem hatte sie, sobald sie in Paris in unsern Dienst getreten war – und jede andere hätte das an ihrer Stelle erst recht getan –, die Ideen, die Rechtslehre und Rechtsauslegung der Dienstboten aus den andern Stockwerken angenommen, und um sich für die Hochachtung, die uns zu bezeugen sie sich gezwungen fühlte, zu entschädigen, hinterbrachte sie uns, was die Köchin aus dem vierten Stock ihrer Dame für Grobheiten sagte, und zwar mit solcher Dienstboten-Genugtuung, daß wir zum erstenmal im Leben uns mit der unleidlichen Mieterin im vierten Stock in gewisser Weise solidarisch fühlten und uns sagten, wir seien vielleicht tatsächlich »Herrschaft«. Diese Änderung in Françoises Wesen war vielleicht unvermeidlich. Bei gewissen anormalen Existenzen stellen sich zwangsläufig gewisse Mängel ein, so bei der, welche der König in Versailles zwischen seinen Höflingen führte, seltsam wie die eines Pharao oder Dogen, und mehr noch als bei seiner bei der seiner Höflinge. Die Existenz der Dienstboten ist zweifellos etwas noch viel Ungeheuerlicheres, und nur Gewohnheit macht uns blind

dafür. Aber ich wäre bis in noch viel eigentümlichere Einzelheiten verdammt gewesen, denselben Dienstboten zu behalten, selbst wenn ich Françoise entlassen hätte. Verschiedene andere konnten später in meinen Dienst treten; schon behaftet mit den allgemeinen Dienstbotenfehlern machten sie doch bei mir noch eine jähe Veränderung durch. Wie Stoß gesetzmäßig Gegenstoß hervorruft, richteten sie in ihrem Wesen, um nicht von den Härten des meinen zu leiden, alle an gleicher Stelle Rückzugsmöglichkeiten ein und benützten dafür meine Lücken, um ihre eignen Posten vorzuschieben. Diese Lücken kannte ich so wenig wie die Vorsprünge, zu denen ihre Zwischenräume werden konnten, gerade deswegen, weil es Lücken waren. Meine Dienstboten aber lehrten mich sie kennen, an der Art wie sie sich nach und nach verschlechterten. An ihren unabänderlich immer wieder erworbenen Fehlern lernte ich meine natürlichen unveränderlichen Fehler kennen; ihr Wesen wurde zu einer Art »Negativ« meines eignen. Meine Mutter und ich, wir hatten uns früher oft über Frau Sazerat lustig gemacht, wenn sie von ihren Dienstboten sagte: »Diese Rasse, diese Sorte«. Aber ich muß gestehn: wenn ich keinen Anlaß hatte zu wünschen, ich könnte Françoise durch eine andere ersetzen, so lag das daran, daß diese andere ebenso unvermeidlich zur allgemeinen Rasse der Dienstboten und zur besonderen Sorte meiner Dienstboten gehört hätte.

Um auf Françoise zurückzukommen, nie in meinem Leben habe ich eine Demütigung erlitten, ohne auf Françoises Gesicht im voraus fertiges Beileid zu lesen, und wenn es mich ärgerte, daß sie mich beklagte, und ich mir den Anschein geben wollte, vielmehr einen Erfolg davongetragen zu haben, waren meine Lügen schon an ihrer ebenso achtungsvollen wie sichtlichen Ungläubigkeit gescheitert; sie war sich ihrer Unfehlbarkeit bewußt. Sie kannte die Wahrheit: sie sprach sie nicht aus, machte nur eine kleine Bewegung mit den Lippen, als habe sie gerade den Mund voll und müsse erst mit einem guten Bissen fertig werden. Sie sprach sie nicht aus; das habe ich wenigstens lange Zeit geglaubt, denn damals bildete ich mir noch ein, daß man die Wahrheit den andern durch Worte mitteilte. Die Worte, die man mir sagte, hinterließen in meinem empfindlichen Bewußtsein immer ihre unveränderliche Bedeutung, und ich hielt es nicht für möglich, es liebe mich jemand nicht, der mir gesagt hatte, er liebe mich; darin war ich so leichtgläubig wie Françoise, wenn sie etwa in der Zeitung las, ein Priester oder sonst ein Herr sei fähig, auf

briefliche Anfrage uns gratis ein Mittel, das unfehlbar alle Krankheiten heile, zu schicken oder eine Anweisung, unsere Einkünfte zu verhundertfachen. (Wenn ihr dagegen unser Hausarzt die einfachste Salbe gegen den Schnupfen verschrieb, seufzte sie, die sonst den härtesten Schmerzen so gut standhielt, da habe sie etwas in die Nase bekommen, das jucke fürchterlich, da könne man ja nicht leben noch sterben.) An Françoises Beispiel erfuhr ich zum erstenmal (verstehn sollte ich es erst viel später an einem neuen und viel schmerzlicheren Beispiel, das, wie man in den späteren Teilen dieses Buches sehn wird, eine Person gab, die mir teurer war), daß Wahrheit nicht gesagt zu werden braucht, um kundgetan zu werden, man kann sie vielleicht sicherer herausbekommen, ohne die Worte abzuwarten, ja ohne sie überhaupt in Rechnung zu ziehen, und zwar an tausend äußeren Zeichen, ja sogar an gewissen unsichtbaren Wirkungen, die in der Welt der Charaktere dem entsprechen, was in der physischen Natur die atmosphärischen Veränderungen sind. Das hätte ich vielleicht ahnen können, denn damals sagte ich selbst oft Sachen, die durchaus unwahr waren, und tat zugleich durch viele ungewollte Bekenntnisse meines Körpers und meines Benehmens die Wahrheit kund – und diese Bekenntnisse verstand Françoise vortrefflich auszulegen –, vielleicht hätte ichs ahnen können, aber dazu hätte ich eben wissen müssen, daß ich bisweilen log und betrog. Aber Lug und Trug stellten sich bei mir wie bei allen unmittelbar und ganz zufällig ein; zum Schutz seiner Interessen ließ mein Geist, der selber auf ein schönes Ideal gerichtet war, meinen Charakter diese dringende und jämmerliche Arbeit im Dunkeln verrichten, und er sah sich nicht danach um. War Françoise abends nett zu mir, bat sie mich um Erlaubnis, sich in mein Zimmer zu setzen, so kam mir ihr Gesicht durchscheinend vor, ich sah sie gütig und aufrichtig. Aber Jupien, dessen Neigung zum Klatsch ich erst später kennen lernen sollte, entdeckte mir seither, sie habe gesagt, ich sei den Strick nicht wert, mit dem man mich hängen müßte, und habe ihr immer alles mögliche Schlechte zufügen wollen. Diese Worte Jupiens ergaben in einer neuen Farbe einen Abzug meiner Beziehungen zu Françoise, und der war recht verschieden von dem, auf dem ich gern und oft meine Blicke ruhen ließ, denn da verehrte Françoise mich unbedingt und unbeirrt und versäumte keine Gelegenheit, mich zu rühmen. So begriff ich denn, daß nicht nur die physische Welt anders sein kann als wir sie sehn; alle Wirklichkeit

ist vielleicht ganz verschieden von dem, was wir unmittelbar wahrzunehmen glauben, Bäume, Sonne und Himmel wären vielleicht ganz anders als wir sie sehn, wenn Wesen sie kennten, die andersgebaute Augen als wir oder für diese Verrichtung statt der Augen andere Organe besäßen, welche von Bäumen, Sonne und Himmel Entsprechendes gäben, das nicht visuell wäre. Jäh wie Jupien ihn mir eröffnete, erschreckte mich dieser Ausblick auf die wirkliche Welt. Dabei handelte es sich doch nur um Françoise, um die ich mich wenig kümmerte. War es in allen menschlichen Beziehungen ebenso? Und bis zu welchem Grad von Verzweiflung konnte mich das eines Tages bringen, wenn es in der Liebe ebenso war? Geheimnis der Zukunft! Zunächst handelte es sich also nur um Françoise. Meinte sie aufrichtig, was sie zu Jupien gesagt hatte? Hatte sie es nur gesagt, um Jupien mit mir zu entzweien, vielleicht nur, damit man nicht Jupiens Tochter nehme, um sie zu ersetzen? Eins stand für mich fest: es war mir unmöglich, auf unmittelbare und sichere Art zu erfahren, ob Françoise mich liebte oder nicht ausstehen konnte. Und so hat sie zuerst mir den Gedanken eingegeben: eine Person steht nicht, wie ich geglaubt hatte, mit ihren Eigenschaften und Fehlern, mit dem, was sie im allgemeinen vorhat, und dem, was sie mit uns beabsichtigt, klar und unbewegt vor uns (wie ein Garten, durch ein Gitter gesehn, mit all seinen Beeten uns vor Augen liegt), sondern sie ist ein Schatten, in den wir nie eindringen, den wir nie unmittelbar erkennen können. Mit Hilfe von Worten und sogar von Handlungen, die uns, die einen wie die andern, unzureichend und obendrein einander widersprechend unterrichten, machen wir uns mancherlei Meinungen über ihn und können uns abwechselnd mit gleicher Wahrscheinlichkeit vorstellen, daß Haß oder Liebe aus dem Schatten leuchte.

Ich liebte Frau von Guermantes wirklich. Das größte Glück, das ich von Gott hätte erbitten können, wäre gewesen, er solle alles Mißgeschick auf sie niedergehn lassen und, zugrundegerichtet, mißachtet, aller Vorrechte, die mich von ihr trennten, beraubt, ohne Haus zum Wohnen, ohne Leute, die sich herabließen, sie zu grüßen, solle sie zu mir kommen, mich um ein Asyl zu bitten. Ich stellte mir vor, wie sie das tat. Und selbst an Abenden, an denen eine Veränderung der Atmosphäre oder meines eigenen Gesundheitszustandes in meinem Bewußtsein vergessene Blätter entrollte, auf denen Eindrücke von ehedem eingezeichnet waren, nutzte ich nicht die erneuernden

Kräfte, die in mir erwachten, wandte sie nicht an, um im eigenen Innern Gedanken zu entziffern, welche gewöhnlich mir entgingen, kurz, ich machte mich nicht an die Arbeit, lieber sprach ich laut vor mich hin, in aufgeregten äußerlichen Gedankengängen, erging mich in nutzlosen Gesprächen und Rednergebärden, erfand einen richtigen Abenteuerroman, steril und unwahr, in dem die Herzogin ins Elend geriet und mich anflehen kam, mich, der durch eine Reihe entsprechend anderer Umstände reich und mächtig geworden war. Und hatte ich dann Stunden damit verbracht, mir solche Umstände auszudenken und Sätze auszusprechen, die ich der Herzogin sagen wollte, wenn ich sie unter mein Dach aufnähme, so blieb die Lage dieselbe; ich hatte eben in Wirklichkeit gerade die Frau für meine Liebe erwählt, die vielleicht die meisten verschiedenen Vorzüge vereinte; und so konnte ich mir in ihren Augen keinen Nimbus erhoffen; denn sie war so reich, wie die Reichsten der Nichtadeligen, ganz abgesehn von ihrem persönlichen Reiz, der sie in Mode brachte und aus ihr eine Art Königin unter den Frauen schuf.

Ich fühlte allerdings, es mißfiel ihr, daß ich jeden Morgen ihr entgegenging; hätte ich aber auch den Mut gehabt, das zwei oder drei Tage zu unterlassen, Frau von Guermantes hätte den Verzicht, für mich ein großes Opfer, vielleicht gar nicht bemerkt oder ihn einem von meinem Willen unabhängigen Hindernis zugeschrieben. Um es fertig zu bringen, die Begegnung mit ihr zu vermeiden, hätte ich es so einrichten müssen, daß sie mir unmöglich wurde; mein immer neues Bedürfnis, die Herzogin zu treffen, für die Dauer eines Augenblicks der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu sein, die Person, an die sich ihr Gruß richtete, dies Bedürfnis war stärker als der Verdruß, ihr zu mißfallen. Ich hätte mich eine Zeitlang entfernen müssen, und dazu hatte ich nicht den Mut. Einen Moment dachte ich daran. Manchmal sagte ich zu Françoise, sie solle meine Koffer packen, und gleich darauf, sie solle sie wieder auspacken. Françoise sagte mit einer Anleihe beim Wortschatz ihrer Tochter, ich sei »vertrottelt«. (Daran kann man sehn, daß der Dämon der Nachahmung und die Furcht, altfränkisch zu erscheinen, die natürlichsten und selbstgewissesten Formen ändert.) Sie ärgerte sich an mir, sie sagte, ich »balanciere« immer; wenn sie nicht mit den Modernen wetteifern wollte, dann griff sie auf die Sprache Saint-Simons zurück. Sie konnte es allerdings noch weniger leiden, wenn ich als Herr und Gebieter auftrat. Sie wußte, das war mir nicht natürlich, es stand

mir nicht oder, wie sie es ausdrückte, mich kleidete das Gewollte nicht. Zum Abreisen hätte ich nur in einer Richtung, die mich Frau von Guermantes näherte, den Mut gehabt. Hieß es nicht, ihr viel näher kommen, wenn ich – statt morgens auf der Straße einsam, verschämt, mit dem Gefühl, kein einziger meiner an sie gerichteten Gedanken erreiche sein Ziel, endlos herumstand und herumlief, ohne weiterzukommen – wenn ich statt dessen viele Meilen von Frau von Guermantes fort reiste, aber zu jemandem, den sie kannte, von dem sie wußte, er war anspruchsvoll in der Wahl seiner Beziehungen, und der schätzte mich, konnte ihr von mir sprechen, konnte meine Wünsche – vielleicht noch nicht bei ihr durchsetzen, aber ihr doch mitteilen; dank diesem Menschen, mit dem ich zusammen überlegen würde, ob er es auf sich nehmen könne, ihr die oder die Bestellung zu überbringen oder nicht, würde ich meinen einsamen stummen Träumereien eine neue ausgesprochene aktive Form geben, und das würde für mich ein Fortschritt, beinahe eine Verwirklichung sein. Was sie während ihres geheimnisvollen »Guermantes«-Lebens tat, damit beschäftigten sich beständig meine Traumgedanken, und dem beizukommen, wenn auch nur auf mittelbare Art, mit einem Hebel sozusagen, indem ich jemanden in Tätigkeit setzte, dem der Zugang zum Haus der Herzogin, zu ihren Gesellschaftsabenden, zu lang ausgedehnter Unterhaltung mit ihr nicht verwehrt war, das würde, wohl aus größerer Entfernung, aber viel wirksamer eine Berührung mit ihr ergeben als meine allmorgendliche Kontemplation auf der Straße.

Saint-Loups Freundschaft und Bewunderung für mich schienen mir bisher unverdient und waren mir gleichgültig geblieben. Jetzt mit einem Mal maß ich ihnen Wert bei. Wenn er sie doch Frau von Guermantes enthüllte! Ich wäre imstande gewesen, ihn darum zu bitten. Sobald man verliebt ist, möchte man alle kleinen unbekannten Vorrechte, die man besitzt, der geliebten Frau unterbreiten, wie im gewöhnlichen Leben Enterbte und Zudringliche es tun. Man leidet darunter, daß sie nichts von ihnen weiß, man sucht sich zu trösten mit dem Gedanken, gerade weil sie nicht sichtbar sind, füge die Geliebte vielleicht ihrer Vorstellung von uns solche unbekannt gebliebenen Vorzüge bei.

Saint-Loup konnte seit langem nicht mehr nach Paris kommen, sei es – wie er behauptete – weil sein Beruf ihn in Anspruch nahm, sei es

vielmehr, weil seine Maitresse, mit der zu brechen er schon zweimal drauf und dran gewesen, ihm Kummer bereitete. Oft hatte er mir gesagt, es würde gut für ihn sein, wenn ich ihn in der Garnison besuchen käme, deren Name mir am Tage nach seiner Abreise auf dem Umschlag des ersten Briefes, den ich von meinem Freund erhielt, so viel Freude gemacht hatte. Sie lag nicht so weit von Balbec wie man aus dem ackerländischen Charakter der Gegend hätte schließen sollen, in einer der typischen kleinen aristokratisch-militärischen Städte, umgeben von weiter Landschaft, in welcher oft fernhin und bisweilen aussetzend ein dunstiger Klang schwimmt und – wie eine Pappelallee schlängelnd den Lauf eines Baches abzeichnet und verhüllt – den Stellungswechsel eines Regimentes beim Manöver bemerkbar macht. Die Atmosphäre der Straßen, Avenuen und Plätze hat mit der Zeit eine Art dauernden kriegerisch-musikalischen Erlebens angenommen, der derbste Lärm von Karren und Trambahnen verklingt in unbestimmten Trompetensignalen, welche dem halluzinierten Ohr die Stille unaufhörlich widerhallt. Das Städtchen lag auch von Paris nicht sehr weit, ich hätte mit dem Schnellzug noch am gleichen Abend zur Mutter und Großmutter heimfahren und die Nacht in meinem Bette schlafen können. Kaum hatte ich das begriffen, so verwirrte mich schmerzliches Verlangen; ich hatte nicht Willenskraft genug zu dem Entschluß, nicht nach Paris zurückzukehren und in der Stadt zu bleiben, aber auch nicht genug, um einen Dienstmann daran zu hindern, meine Handtasche zu nehmen und zu einer Droschke zu tragen; hinter ihm hergehend mußte ich die verödete Seele eines Reisenden annehmen, der auf seine Sachen aufpaßt und den keine Großmutter erwartet, mußte ungezwungen wie einer, der schon nicht mehr an das, was er will, denkt und dreinschaut, als wüßte er, was er will, in den Wagen steigen und dem Kutscher die Adresse der Kavalleriekaserne geben. Ich dachte, Saint-Loup würde die Nacht im Gasthof, in dem ich abstiege, schlafen, um mir die erste Berührung mit der unbekannten Stadt weniger beklemmend zu machen. Ein Mann von der Wache ging ihn suchen, und ich wartete vor der Tür der Kaserne, wie vor einem großen Schiff, durch das Novemberwind geht; alle Augenblicke kamen – es war sechs Uhr abends – Soldaten zu zweit und zweit auf die Straße heraus, schwankend, als ob sie in einem exotischen Hafen, wo sie gerade vor Anker lagen, an Land gingen.

Saint-Loup erschien, wandte sich nach allen Seiten und ließ sein Monokel vor sich herfliegen; ich hatte meinen Namen nicht sagen lassen und war voll Ungeduld, seine Überraschung und Freude zu genießen.

»Ach, ist das ärgerlich!« rief er, als er mich plötzlich bemerkte, und wurde rot bis über die Ohren, »gerade habe ich den Wochendienst übernommen, die nächsten acht Tage werde ich nicht ausgehen können!«

Benommen von dem Gedanken, ich sollte die erste Nacht allein verbringen – es kannte ja niemand so gut wie er meine abendlichen Beklemmungen, er hatte sie in Balbec oft beobachtet und gelindert –, unterbrach er seine Klage und wandte sich mir leise lächelnd zu mit zärtlichen, etwas ungleichmäßigen Blicken: die einen kamen aus seinem Auge, die andern durch sein Monokel, und alle spielten auf seine Erregung über dies Wiedersehn mit mir an, und zugleich auf die wichtige Angelegenheit, die ich noch immer nicht begriff, die mich aber nun anging, auf unsere Freundschaft.

»Mein Gott! Wo wollen Sie nur schlafen? Zu dem Hotel, in dem wir essen, kann ich Ihnen wirklich nicht raten, das liegt neben dem Ausstellungsgebäude, wo bald die Festlichkeiten anfangen werden, da wird es sehr voll sein. Nein, besser das Hôtel de Flandre, das ist ein Schlößchen aus dem achtzehnten Jahrhundert mit alten Möbeln und Tapeten. Das ›gibt sich‹ ganz hübsch als ›historischer Herrensitz!‹«

Saint-Loup verwandte bei jeder Gelegenheit das Wort »gibt sich« für »nach etwas aussehn«: die gesprochene Sprache hat ebenso wie die geschriebene von Zeit zu Zeit das Bedürfnis nach solchen Veränderungen des Wortsinns, Tönungen des Ausdrucks. Und gerade wie die Journalisten oft nicht wissen, welcher literarischen Schule ihre feinen Wendungen entstammen, rührte Saint-Loups Wortschatz und Sprechweise von der Nachahmung dreier verschiedener Ästheten her, von denen er keinen kannte; ihre Redeweise war ihm auf Umwegen übertragen worden. »Übrigens«, schloß er, »ist dieses Hotel Ihrer Gehörhyperästhesie ganz gut angepaßt. Sie werden keine Nachbarn haben. Ich gebe zu, der Vorteil ist kümmerlich, es kann ja morgen ein anderer Gast hinkommen, es würde also nicht lohnen, für das Hotel unsichere Vorzüge geltend zu machen. Nein, ich empfehle es Ihnen wegen seines Aussehens. Die Zimmer sind recht sympathisch, alle Möbel altertümlich und bequem, das hat

etwas Beruhigendes.« Aber ich war nicht so künstlerisch aufgelegt wie Saint-Loup, und mein mögliches Vergnügen über ein hübsches Haus war oberflächlich, spielte kaum eine Rolle und konnte nicht die beginnende Beklemmung beschwichtigen, die mich quälte wie damals in Combray, wenn meine Mutter mir nicht Gute Nacht sagen kam, oder am Tage meiner Ankunft in Balbec in dem zu hohen Zimmer, das nach Vetiver roch. An meinem starren Blick merkte Saint-Loup das.

»Ach, Sie machen sich nichts aus dem hübschen Schloß, mein armer Kleiner, Sie sind ganz blaß; und ich dummer Kerl erzähle Ihnen da von Wandteppichen, die Sie nicht einmal Mut haben werden anzusehn. Ich kenne das Zimmer, in das man Sie tun würde, ich persönlich finde es sehr freundlich, aber ich verhehle mir nicht, für Sie mit Ihrer Empfindlichkeit ist es nicht dasselbe. Sie müssen nicht glauben, daß ich Sie nicht verstehe, ich kenne diese Gefühle nicht, aber ich kann mich in Ihre Lage hineindenken.«

Ein Unteroffizier, der im Hof ein Pferd ausprobte und sehr damit beschäftigt war, es zum Springen zu bringen, der den Gruß der Soldaten nicht erwiderte, sondern auf die, welche ihm in den Weg kamen, einen Hagel von Schimpfworten losließ, lächelte jetzt Saint-Loup zu, und da er ihn in Begleitung eines Freundes sah, grüßte er. Aber da bäumte sich sein Pferd und schäumte. Saint-Loup warf sich ihm entgegen, faßte es am Zügel, brachte es zur Ruhe und kam wieder zu mir.

»Ich versichere Ihnen,« sagte er zu mir, »ich fühle deutlich, was Sie durchmachen, und leide darunter; es macht mich ganz unglücklich« (liebevoll legte er mir die Hand auf die Schulter) »zu denken: hätte ich bei Ihnen bleiben können, vielleicht, wenn wir bis zum Morgen mit einander plauderten, hätte ich ein wenig von Ihrer Trübsal verjagt. Ich könnte Ihnen ja Bücher leihen, aber Sie werden, wenn Sie in diesem Zustand sind, nicht lesen können. Und ich werde es auf keinen Fall durchsetzen, mich hier vertreten zu lassen; das habe ich nun schon zweimal hintereinander getan, weil meine Kleine gekommen war.«

Und er runzelte die Stirn vor Verdruß und zugleich infolge der Anstrengung, mit der er wie ein Arzt nach einem Heilmittel gegen mein Leiden suchte.

»Lauf und mach Feuer in meinem Zimmer«, sagte er zu einem Soldaten, der vorüberkam. »Los, nicht so langweilig, vorwärts.«

Dann wandte er sich von neuem mir zu, und das Monokel und der kurzsichtige Blick spielten auf unsere große Freundschaft an: »Nein, daß Sie hier sind, in dieser Kaserne, wo ich soviel an Sie gedacht habe –, ich traue meinen Augen nicht, ich glaube zu träumen. Geht es Ihnen nun im Ganzen mit der Gesundheit eher besser? Das werden Sie mir nachher alles erzählen. Wir wollen zu mir hinaufgehen, nicht zu lange im Hof bleiben, hier weht ein kräftiges Lüftchen, ich merke es schon nicht mehr, aber Sie sind nicht daran gewöhnt, und ich fürchte, es wird Ihnen kalt werden. Nun und die Arbeit, haben Sie sich daran gemacht? Nein? Sie sind komisch! Wenn ich Ihre Anlagen hätte, ich glaube, ich würde von morgens bis abends schreiben. Es macht Ihnen mehr Vergnügen, nichts zu tun. Zum Unglück sind immer die Mittelmäßigen wie ich zum Arbeiten bereit, und die, die etwas könnten, wollen nicht. Und ich habe noch nicht einmal gefragt, wie es Ihrer Frau Großmutter geht. Ihr Proudhon verläßt mich nicht.«
Ein großer, schöner, majestätischer Offizier kam langsam mit feierlichem Schritt eine Treppe herunter. Saint-Loup grüßte ihn und machte seinen beständig ruhelosen Körper für die Zeit, in der er die Hand in Höhe des Käppis hielt, starr. Aber er hatte sie zu heftig in diese Haltung geschnellt, sich dabei zu schroff aufgerichtet und ließ nun gleich nach vollzogenem Gruß die Schulter ganz aus ihrer Lage gleiten und die Hand so hastig abrutschen, daß sich für den Augenblick weniger ein Erstarren als eine schwingende Spannung ergab, in der die übertriebenen Bewegungen, die vollzogen waren, und die neu beginnenden einander aufhoben. Ohne sich zu nähern, ruhig, wohlwollend, würdig »kaiserlich«, kurz ganz das Gegenteil von Saint-Loup, hob nun auch der Offizier, aber ohne jede Eile, die Hand ans Käppi.
»Ich muß dem Rittmeister ein Wort sagen,« flüsterte Saint-Loup mir zu, »seien Sie doch so freundlich, auf mein Zimmer zu gehn und mich zu erwarten. Es ist das zweite rechts im dritten Stock, ich komme gleich nach.«
Im Sturmschritt, das Monokel nach allen Richtungen voranflattern lassend, eilte er geradewegs auf den würdig langsamen Rittmeister zu. Dem wurde gerade sein Pferd vorgeführt, und bevor er sich anschickte, es zu besteigen, gab er einige Befehle mit angelerntem Adel in jeder Bewegung; er sah aus wie auf einem historischen Gemälde und als begebe er sich in eine Schlacht des ersten Kaiserreichs

und nicht einfach nach Hause in die Wohnung, die er für die Dauer seines Aufenthaltes in Doncières gemietet hatte (sie lag an einem Platz, der, in vorgreifender Ironie gegen diesen Napoleoniden, Place de la République hieß!). Ich ging eine Treppe hinauf und war mit jedem Augenblick in Gefahr, auf den beschlagenen Stufen auszugleiten. Ich sah in die Mannschaftsstuben mit kahlen Wänden und Doppelreihen von Betten und Sattelzeug. Man zeigte mir Saint-Loups Zimmer. Einen Augenblick blieb ich vor der geschlossenen Tür stehn, denn ich hörte von drinnen Geräusch; da wurde etwas gerückt, etwas anderes fallen gelassen; ich merkte, das Zimmer war nicht leer, es war jemand drin. Dann aber war es nur das angesteckte Feuer, das brannte. Es konnte sich nicht ruhig verhalten, es verschob sehr ungeschickt die Scheite. Ich trat ein; da ließ es eins herausrollen, ein anderes rauchen. Und selbst wenn es sich nicht immerzu bewegte, wie ordinäre Leute, machte es doch die ganze Zeit seine Geräusche, die nun, da ich die Flamme steigen sah, als Feuergeräusche sich mir zu erkennen gaben; wäre ich aber auf der anderen Seite der Wand gewesen, ich hätte gemeint, sie kämen von einem, der schnaubt und herumläuft. Schließlich nahm ich im Zimmer Platz. Libertybespannung und alte deutsche Stoffe aus dem achtzehnten Jahrhundert schützten es vor dem Geruch, den das übrige Gebäude ausströmte, einem groben, faden und muffigen Geruch wie von Schwarzbrot. In diesem reizenden Zimmer hätte ich gewiß glücklich und ruhig essen und schlafen können. Fast fühlte man Saint-Loups Gegenwart im Raum; Handbücher auf dem Tisch neben den Photographien (unter denen ich meine und die der Frau von Guermantes erkannte) und das Feuer beschworen sie herauf, das sich endlich an seinen Kamin gewöhnt hatte. Es wartete wie ein lagerndes Tier glühend, schweigsam und treu, ließ nur von Zeit zu Zeit eine bröckelnde Kohle fallen oder eine Flamme die Innenwand des Kamins belecken. Ich hörte das Ticktack von Saint-Loups Taschenuhr, die irgendwo in meiner Nähe sein mußte. Dies Ticktack wechselte alle Augenblicke seinen Platz, denn ich sah die Uhr nicht, das Ticken schien von hinter mir, von vorn, von rechts, von links zu kommen und manchmal auszusetzen, als wäre es weit weg. Mit einemmal entdeckte ich die Uhr auf dem Tisch. Nun hörte ich das Ticken nur noch an einer bestimmten Stelle, von der es nicht fortrückte. Wenigstens glaubte ich es an dieser Stelle zu hören; ich hörte es dort nicht, ich sah es dort, denn Töne haben keine Stätte. Wir

verknüpfen sie mit Bewegungen, und so werden sie uns von Nutzen, indem sie uns von diesen Nachricht geben und sie notwendig und natürlich zu machen scheinen. Sicherlich kommt es bisweilen vor, daß ein Kranker, dem man die Ohren hermetisch verstopft hat, nicht mehr das Geräusch solch eines Feuers hört, wie es jetzt in Saint-Loups Kamin lärmte, Brände und Asche herstellte und dann in den Korb fallen ließ, er hört auch nicht die Trambahnen vorüberkommen, wie sie jetzt mit regelmäßigen Pausen auf dem Marktplatz von Doncières ihr Klingeln in die Höhe steigen ließen. Und wenn der Kranke liest, werden die Seiten unhörbar sich wenden, als blättere ein Gott sie um. Der dumpfe Lärm eines Bades, das man ihm bereitet, wird leiser und klingt aus der Ferne wie ein himmlisches Zwitschern. Zurückweichen und Versickern des Geräuschs nehmen ihm alle aggressive Gewalt; waren wir eben noch aufgeschreckt von Hammerschlägen, die über unserm Kopf die Decke erschütterten, so haben wir nun unsere Freude daran, ihren Schall aufzufangen, leicht, schmeichelnd, fern wie Rascheln von Blättern über der Landstraße, in denen der Westwind spielt. Man legt Patiencen und hört die Karten nicht, es ist, als bewege man sie nicht, sondern sie regten sich selbst, kämen unserm Wunsche, mit ihnen zu spielen, zuvor und fingen an mit uns zu spielen. In diesem Zusammenhang könnte man sich fragen, ob in der Liebe (und außer in der eigentlichen Liebe auch in der zum Leben, zum Ruhm, anscheinend gibt es ja Leute, die diese letzten beiden Gefühle kennen) man nicht wie die sich verhalten sollte, die, statt zu flehen, der Lärm solle doch aufhören, sich gegen ihn die Ohren verstopfen; sie sollten wir nachahmen, unsere Aufmerksamkeit, unsere Widerstandskraft auf uns selbst verweisen, ihnen nicht das äußere Wesen, das wir lieben, zu bewältigen geben, sondern unser Vermögen, an diesem Wesen zu leiden.

Um auf den Klang zurückzukommen! Wenn man eine der Kugeln, die den Gehörgang abschließen, verdichtet, zwingen sie das junge Mädchen, das über uns ein lärmendes Lied spielte, zum Pianissimo; bestreicht man eine der Kugeln mit einer fetten Masse, gleich muß das ganze Haus ihrer Tyrannei gehorchen, und ihre Gesetze erstrecken sich sogar auf die Umgebung draußen. Das Pianissimo genügt nicht mehr, die Kugel läßt augenblicklich das Klavier schließen, und die Musikstunde ist plötzlich zu Ende; der Herr, der über unserm Kopf auf und ab ging, gibt mit einemmal seinen Rundgang

auf; der Verkehr der Wagen und Trambahnen wird unterbrochen, als erwarte man ein Staatsoberhaupt. Diese Abschwächung der Klänge stört sogar bisweilen den Schlaf statt ihn zu schützen. Noch gestern hat das ununterbrochene Geräusch, das uns beständig die Bewegung auf der Straße und im Haus beschrieb, schließlich uns eingeschläfert wie ein langweiliges Buch; heute wird auf der Oberfläche der über unsern Schlaf ausgebreiteten Stille das Aufprallen eines Tones, der stärker ist als die andern, hörbar, leicht wie ein Seufzer, ohne Verbindung mit irgendeinem andern Klang, geheimnisvoll; es ist etwas in ihm, das erklärt werden will, und das genügt, uns aufzuwecken. Und nimmt man für einen Augenblick dem Kranken die eingelegte Watte vom Trommelfell, erscheint plötzlich das Licht, das volle Sonnenlicht des Klanges von neuem und wird blendend im Weltall wiedergeboren; in aller Eile kehrt das Volk der vertriebenen Geräusche zurück; wir wohnen, als wäre sie von musizierenden Engeln psalmodiert, der Auferstehung der Stimme bei. Für einen Augenblick füllen sich die leeren Straßen mit den rasch hintereinander schwingenden Flügeln der singenden Trambahnen. Und im Zimmer selbst hat der Kranke, nicht wie Prometheus das Feuer, aber das Geräusch des Feuers geschaffen. Die Wattepfropfen verstärken oder lockern, bedeutet abwechselnd das eine und das andere der beiden Pedale spielen lassen, die man dem Klangwesen der äußeren Welt hinzugefügt hat.

Allein es gibt auch eine Unterdrückung der Geräusche, die nicht nur vorübergehend ist. Ein ganz taub Gewordener kann nicht einmal einen Topf Milch neben sich kochen lassen, ohne auf dem aufgeklappten Deckel den weißen hyperboräischen Widerschein mit den Augen belauern zu müssen, der dem eines Schneesturms gleicht; das Warnungszeichen, das er dann klug befolgt, wenn er, wie der Herr die Flut besänftigt, die elektrischen Kontakte abstellt; denn schon erreicht das krampfhaft steigende Ei der kochenden Milch mit einigen schrägen Wallungen seinen Hochstand, schwillt, rundet halb umschlagende Segel, welche die Sahne gefaltet hat, wirft eins davon perlmuttern in den Sturm, und wenn das elektrische Wetter durch Unterbrechen des Stroms rechtzeitig beschworen wird, werden alle um sich selbst wirbeln und in Magnolienblütenblätter verwandelt abtreiben. Hat aber der Kranke nicht schnell genug die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, werden bald seine Bücher und seine Uhr überschwemmt sein und nach dieser milchi-

gen Springflut kaum auftauchen aus einem weißen Meer, er wird seine alte Haushälterin zu Hilfe rufen müssen, die, mag er auch ein berühmter Politiker oder ein großer Schriftsteller sein, ihm sagen wird, er benehme sich nicht vernünftiger als ein fünfjähriges Kind. Ein anderes Mal ist plötzlich in dem verzauberten Zimmer vor der verschlossenen Tür eine Person erschienen, die vorher nicht da war, ein Besuch, den man nicht hat eintreten hören, und macht nun wortlose Gebärden wie auf einem der kleinen Marionettentheater, die für Leute, die der gesprochenen Sprache überdrüssig sind, etwas so Beruhigendes haben. Und für den völlig Tauben wird es, da der Verlust eines Sinnes der Welt soviel Schönheit hinzufügt als sein Besitz es nicht vermochte, eine Wonne, sich nun auf einer Erde zu ergehn, die fast ein Eden ist, in dem der Ton noch nicht erschaffen worden. Die höchsten Wasserfälle sind, wenn sie ihr kristallenes Band nur seinen Augen entrollen, stiller als das unbewegte Meer, sind Katarakte des Paradieses. War vor seinem Taubwerden das Geräusch die wahrnehmbare Form für die Ursache einer Bewegung, nimmt er nun die geräuschlos bewegten Dinge wie ohne Ursache wahr; aller klanghaften Eigenheiten ledig, zeigen sie eine eigenmächtige Tatkraft, sie scheinen zu leben; sie regen sich, werden wieder starr, fangen aus sich selbst Feuer. Von selbst enteilen sie gleich geflügelten Ungeheuern der Vorwelt. Im einsamen nachbarlosen Haus des Tauben wird die Bedienung, die schon, bevor sein Gebrechen vollständig war, sehr zurückhaltend und schweigsam sich vollzog, nunmehr mit Heimlichkeit von Stummen versehn wie für einen Märchenkönig. Und so ist auch wie auf dem Theater, was an Gebäuden der Taube aus seinem Fenster sieht – Kaserne, Kirche, Rathaus –, nur Kulisse. Stürzt es eines Tages zusammen, mag eine Staubwolke sich über sichtlichen Trümmern erheben: es wird doch körperloser als ein Theaterpalast, dessen Leichtheit es nicht einmal hat, in das magische Weltall fallen, ohne daß der Sturz der schweren Steine mit der Gemeinheit irgendeines Geräusches die keusche Stille befleckte.

Die erheblich relativere Stille, die in dem kleinen Soldatenzimmer herrschte, in dem ich mich seit einer Weile befand, wurde gebrochen. Die Tür ging auf, und Saint-Loup trat, sein Monokel fallen lassend, lebhaft ein.

»Ach, Robert,« sagte ich, »bei Ihnen ist gut sein; wie schön wäre es, dürfte man hier essen und schlafen.«

Und wahrhaftig, wenn das nicht verboten gewesen wäre, welche Ruhe ohne Trübsal hätte ich da genossen, im Schutz dieser Atmosphäre von Stille, Wachsamkeit und Heiterkeit, die tausend geregelte, gelassene Willen, tausend sorglose Geister in der großen Gemeinschaft, wie eine Kaserne sie darstellt, unterhalten, hier, wo die Zeit die Form der Tätigkeit bekommen hat, wo die traurige Stundenglocke ersetzt ist durch die fröhliche Fanfare der Appelle, von denen in beständiger Schwebe über den Pflastern der Stadt als bröckelndes Stäuben die tönende Erinnerung stand; – eine Stimme voll Musik, die sicher war, vernommen zu werden, denn sie war nicht nur Gebot der Autorität, der gehorcht werden muß, sondern auch das der Weisheit, die Glück anbefiehlt.

»Sie möchten wohl lieber hier bei mir zu Nacht bleiben als allein in das Hotel gehn«, sagte Saint-Loup lachend zu mir.

»Ach, Robert, es ist grausam von Ihnen, das ironisch aufzufassen,« erwiderte ich, »Sie wissen, daß es unmöglich ist und daß ich da drüben viel zu leiden haben werde.«

»Nun, das schmeichelt mir,« sagte er, »gerade habe ich selbst auch den Gedanken gehabt, Sie würden heut Abend lieber hier bleiben. Da bin ich zum Rittmeister gegangen und hab ihn einfach darum gebeten.«

»Und er hats erlaubt?« rief ich.

»Ohne die geringste Schwierigkeit zu machen.«

»Ich finde ihn bezaubernd!«

»Nun, das ist zu viel. Aber jetzt lassen Sie mich meinen Burschen rufen, er soll unser Abendessen besorgen.«

Ich mußte mich umdrehen, um meine Tränen zu verbergen.

Mehrere Male kamen der eine oder der andere von Saint-Loups Kameraden herein. Er warf sie hinaus.

»Mach, daß du fortkommst.«

Ich bat ihn, sie dableiben zu lassen.

»Nicht doch, sie würden Ihnen auf die Nerven gehn, das sind ganz ungebildete Geschöpfe. Sie können nur über Pferdestriegeln sprechen, allenfalls über Rennen. Und dann würden sie auch mir die kostbaren Minuten verderben, auf die ich mich so gefreut habe. Wohlverstanden, wenn ich von der Mittelmäßigkeit meiner Kameraden spreche, soll das nicht heißen, alles, was zum Militär gehört, sei ohne geistige Interessen. Durchaus nicht. Wir haben einen Major, das ist ein bewundernswerter Mann. Er hat einen Kursus abge-

halten, in dem er die Kriegsgeschichte wie eine reine Wissenschaft behandelt, wie eine Art Algebra. Sogar vom ästhetischen Standpunkt ist das bei seiner abwechselnd induktiven und deduktiven Methode von einer Schönheit, deren Reiz Sie sich nicht verschließen würden.«

»Ist es vielleicht der, welcher mir erlaubt hat, hier zu bleiben?«

»Gottlob nein, der Mann, den Sie wegen dieser Kleinigkeit so ›bezaubernd‹ finden, ist der größte Dummkopf, den je die Erde getragen hat. Er ist ausgezeichnet, soweit er sich mit dem täglichen Dienst und mit der Haltung seiner Leute befaßt; Stunden verbringt er mit dem Quartierwachtmeister und dem Oberschneider. Da haben Sie seine Mentalität. Übrigens verachtet er, wie alle hier, sehr den vortrefflichen Major, von dem ich sprach. Mit dem verkehrt niemand, weil er Freimaurer ist und nicht zur Beichte geht. Nie würde der Fürst Borodino diesen Kleinbürger bei sich empfangen. Und das ist denn doch ein unverschämter Dünkel von seiten eines Menschen, dessen Urgroßvater ein kleiner Bauer war und der, wären nicht die napoleonischen Kriege gekommen, vermutlich auch nur ein Bauer wäre. Übrigens ist ihm seine gesellschaftliche Stellung – nicht Fisch noch Fleisch – wohl bewußt. Er geht kaum einmal in den Jockey, so sehr fühlt er sich da befangen, dieser angebliche Fürst.«

Ein und derselbe Nachahmungstrieb ließ Robert die sozialen Theorien seiner Lehrer und die gesellschaftlichen Vorurteile seiner Verwandten annehmen, und unbewußt vereinigte er Liebe zur Demokratie und Verachtung für den Adel des Kaiserreichs.

Ich betrachtete die Photographie seiner Tante, und der Gedanke, daß Saint-Loup diese Photographie besaß und sie mir vielleicht geben könnte, machte ihn mir noch lieber und ließ in mir den Wunsch aufkommen, ihm tausend Dienste zu leisten; das schien mir geringe Gegengabe. Denn diese Photographie war für mich eine Begegnung mehr, die hinzukam zu meinen früheren Begegnungen mit Frau von Guermantes, ja sie wurde sogar zu einer Art Dauerbegegnung, es war, als habe ein plötzlicher Fortschritt in unsern Beziehungen bewirkt, daß Frau von Guermantes nun vor mir stehn blieb im Gartenhut und mich zum erstenmal die Rundung ihrer Wange, die Biegung des Nackens, den Winkel der Augenbrauen in Muße betrachten ließ (das war mir ja alles bisher wie verschleiert, so schnell kam sie immer vorüber, so verwirrend waren meine Eindrücke, so unbe-

ständig die Erinnerung); dies Gesicht und dazu Brust und Arme einer Frau andächtig zu betrachten, die ich immer nur in hochgeschlossenem Kleid gesehn hatte, war mir eine wollüstige Entdekkung, eine Gunst. Linien, die anzuschaun mir fast verboten schien, konnte ich hier studieren wie in einem Traktat der einzigen Geometrie, die Wert für mich hatte. Als ich dann wieder auf Robert blickte, kam er mir auch ein wenig wie eine Photographie seiner Tante vor; das war ein kaum minder erschütterndes Mysterium: war sein Gesicht auch nicht unvermittelt aus dem ihren hervorgegangen, beide hatten doch einen gemeinsamen Ursprung. Die Züge der Herzogin von Guermantes, wie sie meiner Vision von Combray eingezeichnet waren, die Adlernase, die stechenden Augen, hatten, so schien es, dazu gedient – in einem entsprechenden schmalen Exemplar von zu feiner Haut Roberts Gesicht so auszuschneiden, daß es fast genau dem seiner Tante aufliegen konnte. Begierig betrachtete ich an ihm die bezeichnenden Züge der Guermantes, dieses Geschlechtes, das so eigentümlich geblieben war mitten in einer Welt, in der es nicht verloren geht, in der es isoliert bleibt in seiner göttlich ornithologischen Glorie: es scheint in sagenhaften Zeiten aus der Vereinigung einer Göttin mit einem Vogel entsprungen zu sein.

Ohne die Ursachen zu kennen, war Robert gerührt von meiner Ergriffenheit. Die wurde übrigens noch stärker durch das Wohlbehagen, welches Kaminwärme und der Champagnerwein bewirkten, der zugleich in Schweißtropfen auf meiner Stirn und in Tränen aus meinen Augen perlte. Mit dem Wein benetzten wir Rebhühner, und ich war verwundert beim Essen, wie jeder Profane, der in einem bestimmten Lebenskreise findet, was er von diesem ausgeschlossen meinte (ein Freidenker zum Beispiel, der in einem Pfarrhaus an einem ausgezeichneten Essen teilnimmt). Und als ich am nächsten Morgen aufgewacht war, ging ich an Saint-Loups hochgelegenes Fenster, das die ganze Gegend beherrschte, und warf einen neugierigen Blick hinaus, um die Bekanntschaft meiner Nachbarin, der Landschaft zu machen, die ich am Tage vorher gar nicht bemerkt hatte, denn ich war zu spät gekommen, zu einer Zeit, als sie schon in Nacht gebettet schlief. Aber wenn sie auch schon früh wach war, als ich das Fenster öffnete, sah ich sie doch nur, wie man sie aus einem Schloßfenster nach der Teichseite zu sieht, noch ganz eingemummelt in das weiche weiße Morgenkleid aus Nebel, das mich fast nichts erkennen ließ. Aber ich wußte, bevor die Soldaten,

die im Hof mit den Pferden zu tun hatten, mit Striegeln fertig waren, würde sie dies Gewand abgelegt haben. Inzwischen bekam ich nur einen magern Hügel zu sehn, der seinen schon schattenlosen, dürren, rauhen Rücken an die Kaserne drängte. Hinter durchbrochenen Reifvorhängen ließen meine Augen nicht von der Fremden, die zum ersten Male mich ansah. Als ich dann später gewohnheitsmäßig in die Kaserne kam, hatte mein Bewußtsein von der Gegenwart des Hügels, selbst wenn ich ihn nicht ansah, ihn viel wirklicher gemacht als das Hotel in Balbec und unser Haus in Paris; an die dachte ich wie an Abwesende, wie an Tote, das heißt, ohne recht an ihre Existenz zu glauben, und so kam es mir gar nicht zum Bewußtsein, wie sich der gespiegelte Umriß des Hügels selbst den geringsten Eindrücken einzeichnete, die ich in Doncières hatte, um mit jenem ersten Morgen zu beginnen, dem guten Eindruck von Wärme, den mir die Schokolade machte, die Saint-Loups Bursche in dem behaglichen Zimmer, so recht dem optischen Zentrum zur Beobachtung des Hügels, bereitete: der Gedanke, etwas anderes zu tun als ihn zu betrachten, etwa sich auf ihm zu ergehn, war durch den Nebel, der über ihm lag, unmöglich geworden. Er durchtränkte die Form des Hügels, vermengte sich dem Geschmack der Schokolade, durchzog den Faden meiner Gedanken und hat so, ohne daß ich überhaupt nur an ihn dachte, mein ganzes Denken damals beschlagen, wie meinen Eindrücken von Balbec ein unwandelbares massives Gold verbunden geblieben war oder wie denen von Combray die nachbarliche Gegenwart der Außentreppen aus schwärzlichem Sandstein ein Grau in Grau gab. Übrigens blieb dieser Nebel nicht tief in den Morgen hinein, die Sonne sandte, anfangs erfolglos, einige Pfeile gegen ihn aus, die ihn mit Brillanten verbrämten, um ihn dann ganz zu bewältigen. Nun konnte der Hügel seinen grauen Bug den Strahlen preisgeben, die eine Stunde später, als ich in die Stadt hinabging, dem Rot der Herbstblätter, dem Rot und Blau der Wahlanschläge auf den Mauern eine Glut gaben, die auch mir das Herz erhob; singend zog ich übers Pflaster hin und mußte mich zurückhalten, um nicht vor Freude zu hüpfen.

Aber vom zweiten Tage ab hieß es im Hotel schlafen. Und ich wußte im voraus, da würde mich unvermeidlich Traurigkeit heimsuchen. Sie war wie ein atembeklemmendes Aroma, das seit meiner Geburt jedes neue Zimmer, und das will sagen, jedes Zimmer für mich ausströmte; in dem, welches ich gewöhnlich bewohnte, war

ich nicht zugegen, meine Gedanken blieben anderswo und schickten an ihrer Stelle nur die Gewohnheit hin. Aber ich konnte diese weniger empfindliche Dienerin, die Gewohnheit, nicht beauftragen, sich meiner Angelegenheit in einer neuen Gegend anzunehmen: dorthin ging ich ihr voraus, dort kam ich allein an und mußte mit den Dingen das Ich in Berührung bringen, welches ich immer nur in Zwischenzeiten von Jahren wiederfand; es war immer das gleiche, war nicht groß geworden seit Combray, seit meiner ersten Ankunft in Balbec, als ich untröstlich über einem ausgepackten Koffer weinte.

Diesmal aber hatte ich mich getäuscht. Ich hatte keine Zeit, traurig zu sein, denn ich war nicht einen Augenblick allein. Von dem alten Palais blieb ein Überschuß von Luxus, der in einem modernen Hotel nicht auszunutzen war und, abgelöst von jeder praktischen Verwendung, müßiggängerisch eine Art Leben angenommen hatte: da liefen Gänge wieder zurück, von wo sie ausgegangen waren, und alle Augenblicke kreuzte man ihr zielloses Hin und Her, Vorsäle, lang wie Korridore und ausgeschmückt wie Salons, schienen eher selbst hier zu wohnen statt einen Teil der Wohnung zu bilden; man hatte sie keinem Appartement einfügen können, und so streiften sie um das meine herum und boten mir gleich ihre Gesellschaft an, eine Art müßiger, aber gar nicht geräuschvoller Nachbarn, subalterne Schemen der Vergangenheit, denen man gestattet hatte, sich vor den Türen der vermieteten Zimmer lautlos aufzuhalten; jedesmal, wenn ich sie auf meinem Wege antraf, waren sie mir gegenüber von schweigsamer Zuvorkommenheit. Kurz, auf diese Behausung war der Begriff einer Unterkunft, die einfach unsere gegenwärtige Existenz umschließt und uns nur vor Kälte und dem Anblick anderer Leute behütet, durchaus nicht anzuwenden; diese Gesellschaft von Zimmern war ebenso wirklich wie eine Siedlung von Personen, und wenn man heimkam, sah man sich genötigt, diesem Leben, mochte es auch noch so schweigsam sein, zu begegnen, aus dem Wege zu gehn oder es zu begrüßen. Man bemühte sich, nicht zu stören, und nicht ohne Ehrfurcht konnte man den großen Salon betrachten, der seit dem achtzehnten Jahrhundert die Gewohnheit angenommen hatte, bewölkt von seiner gemalten Decke zwischen altgoldenen Täfelungen sich auszustrecken. Eine vertraulichere Neugier bekam man für die kleinen Zimmer, die, unbekümmert um die Symmetrie, rings um den Salon unzählig und verwundert liefen und bestürzt

zum Garten flohen, in den sie dann so leicht die drei ausgebrochenen Stufen hinabsteigen konnten.
Wollte ich beim Ausgehn oder Heimkommen nicht den Fahrstuhl nehmen noch mich auf der großen Treppe sehn lassen, bot mir eine kleinere Nebentreppe, die nicht mehr benutzt wurde, ihre Stufen dar, die sich sehr geschickt aneinanderfügten; in ihrem Aufstieg schien vollkommenes Ebenmaß zu bestehn, wie sie in einer Folge von Farben, Gerüchen, Geschmacksempfindungen oft einen eigentümlichen Sinnenreiz uns erregt. Um den des Auf- und Absteigens kennen zu lernen, mußte ich hierher kommen wie ehedem in einen Alpenort, um zu begreifen, daß die gewöhnlich nicht wahrgenommene Tätigkeit des Atmens eine andauernde Wollust sein kann. Mir wurde die Kraftersparnis zu teil, die uns sonst nur Dinge gewähren, welche wir lange in Gebrauch haben, als ich den Fuß zum erstenmal auf diese Stufen setzte; sie waren mir vertraut, bevor ich sie kennen lernte; Süße von Gewohnheiten, die ich noch nicht hatte annehmen können, war ihnen wie im voraus eigen, vielleicht von den einstigen Hausherren anvertraut und einverleibt, und diese Süße konnte für mich höchstens nachlassen, wenn ich mich an sie gewöhnt hatte. Ich öffnete ein Zimmer, die Doppeltür schloß sich hinter mir, der Vorhang ließ eine Stille herein, über die ich ein berauschendes Königtum in mir fühlte; ein Marmorkamin, mit ziseliertem Kupfer geschmückt – zu Unrecht hätte man in ihm nichts weiter als einen Vertreter der Kunst des Directoire vermutet – machte mir Feuer, und ein kleiner niedriger Sessel half mir, mich so bequem und behaglich zu wärmen, als säße ich auf dem Teppich. Die Wände umarmten das Zimmer und trennten es vom Rest der Welt; und um hereinzulassen und einzubegreifen, was es vollständig machte, wichen sie vor der Bibliothek zurück und sparten eine Einbuchtung aus für das Bett, zu dessen beiden Seiten Säulen leicht die überhöhte Decke des Alkovens trugen. In die Tiefe hin wurde das Zimmer verlängert von zwei ebenso breiten Kabinetten, das zweite von ihnen trug an der Wand, um die Stille, die man in ihm suchen kam, zu durchduften, einen wollüstigen Rosenkranz aus Iriskörnern aufgehangen; ließ ich die Türen offen, während ich mich in diesen letzten Schlupfwinkel zurückzog, so beschränkten sie sich nicht darauf, den Raum zu verdreifachen, ohne daß er dadurch aufhörte, harmonisch zu sein, sie gaben nicht nur neben dem Genuß der Sammlung den der Ausdehnung meinem Blick zu kosten, sie fügten auch noch

der Lust an meiner unverletzt gebliebenen und nicht mehr eingesperrten Einsamkeit das Gefühl der Freiheit hinzu. Dieses Gelaß ging auf einen einsamen Hof, und es beglückte mich, den zum Nachbarn zu haben, als ich ihn am nächsten Morgen entdeckte, wie er gefangen lag zwischen hohen Mauern, in denen kein Fenster Licht empfing; er enthielt nichts als zwei gelbgewordene Bäume, die aber hinreichten, um dem reinen Himmel eine lila Süße zu geben.

Ehe ich mich schlafen legte, wollte ich noch einmal aus meinem Zimmer, um mein ganzes zauberhaftes Gebiet zu erforschen. Ich ging durch eine lange Galerie, die mir nacheinander mit allem, was sie mir für schlaflose Stunden zu bieten hatte, aufwartete: einem Sessel in der Ecke, einem Spinett auf einer Erhöhung, einem blauen Fayencetopf voll Aschenpflanzen und dem antik gerahmten Phantom einer Dame aus alter Zeit mit gepudertem Haar, in das sich blaue Blumen mischten, in der Hand einen Nelkenstrauß. Als ich bis ans Ende gekommen war, sagte die dichte Mauer, in der sich keine Tür öffnete, mir treuherzig: »jetzt mußt du umkehren, aber du siehst, du bist hier zu Hause«, und der dicke weiche Teppich fügte, um auch dran zu kommen, hinzu, wenn ich heute nacht nicht schlafen könnte, sollte ich nur ruhig barfuß herkommen, und die Fenster ohne Läden, die auf das Land schauten, versicherten mir, sie würden die Nacht wach bleiben, ich könne kommen, wann ich wolle, ohne Furcht, jemand aufzuwecken. Und nur ein kleines Kabinett überraschte ich hinter einem Vorhang; von der Mauer festgehalten, hatte es nicht entschlüpfen können und hatte sich da ganz eingeschüchtert versteckt; erschrocken sah es mich mit seinem mondscheinblauen Rundfenster an.

Ich ging schlafen, aber die Gegenwart des Deckbetts, der Säulchen, des kleinen Kamins stellten meine Aufmerksamkeit anders ein als in Paris und hinderten mich, dem gewohnten Trott meiner Träumereien mich zu überlassen. Und da gerade dieser besondere Zustand von Aufmerksamkeit den Schlaf einhüllt, beeinflußt, modelt und auf gleiche Stufe mit der oder jener Serie unserer Erinnerungen stellt, wurden die Bilder, die in dieser ersten Nacht meine Träume erfüllten, einem Gedächtnis entliehen, das ganz verschieden war von dem, welches gewöhnlich mein Schlaf sich dienstbar machte. War ich schlafend versucht, mich zu meinem herkömmlichen Gedächtnis wieder hinziehen zu lassen, so sorgte das ungewohnte Bett

und der angenehme Zwang, auf meine verschiedenen Lagen, wenn ich mich umdrehte, achten zu müssen, schon dafür, den neuen Traumfaden zurechtzurücken oder einzuhalten. Mit dem Schlaf geht es wie mit der Wahrnehmung der Außenwelt. Es genügt eine Änderung unserer Gewohnheiten, um ihn dichterisch zu gestalten, es genügt, daß wir beim Auskleiden unabsichtlich auf unserm Bett eingeschlafen sind, um die Dimensionen des Schlafes zu ändern und seine Schönheit fühlbar zu machen. Man wacht auf, es ist vier auf der Uhr, erst vier Uhr morgens, aber wir glauben, der ganze Tag sei verflossen, dieser Schlaf von wenigen Minuten, den wir nicht gesucht haben, scheint uns vom Himmel gestiegen zu sein, kraft eines göttlichen Rechtes, gewaltig und voll wie der goldene Reichsapfel eines Kaisers. Morgens, verdrossen von dem Gedanken, daß mein Großvater schon fertig war und man auf mich wartete, um in die Gegend von Méséglise zu gehn, wurde ich von der Fanfare eines Regimentes, das täglich unter meinem Fenster vorüberkam, aufgeweckt. Aber zwei- oder dreimal – und ich spreche davon, weil man das Leben der Menschen nicht beschreiben kann, wenn man es nicht baden läßt in dem Schlaf, in den es taucht, der es Nacht um Nacht umgibt wie das Meer eine Halbinsel – legte sich mein Schlaf widerstandsfähig genug ins Mittel, um den Anprall der Musik aufzuhalten, und ich hörte nichts. An andern Tagen gab er einen Augenblick nach, aber mein Bewußtsein war noch etwas schlafbefangen, und wie vorher anästhesierte Organe einen operativen Eingriff, den sie zunächst nicht fühlen, erst ganz zuletzt als leises Brennen wahrnehmen, wurde es nur sanft von den scharfen Spitzen der Pfeifen berührt; sie streichelten es wie ein undeutliches frisches Morgengezwitscher; und nach der knappen Unterbrechung, in der die Stille Musik geworden war, setzte sie mit meinem Schlummer wieder ein, ehe noch die Dragoner ganz vorüber waren, und entwand mir die letzten Büschel des klangsprudelnden Straußes. Und so schmal und schlafumschränkt war die Zone meines Bewußtseins, die von den sprudelnden Blumen gestreift worden war, daß später, wenn Saint-Loup mich fragte, ob ich die Musik gehört habe, ich dessen nicht mehr sicher war; der Klang der Fanfare konnte ja ebenso imaginär gewesen sein wie der, den ich tags nach dem geringsten Geräusch vom Pflaster der Stadt aufsteigen hörte. Vielleicht hatte ich die Musik nur im Traum gehört aus Furcht, aufgeweckt zu werden oder vielmehr es nicht zu werden und den Anblick

der vorüberziehenden Truppe zu versäumen; denn oft lag ich, während ich mich schon von dem Geräusch aufgeweckt meinte, noch im Schlaf, und weiterschlummernd glaubte ich noch eine Stunde lang, wach zu sein, und spielte mir selbst in winzigen Schatten auf der Leinwand meines Schlafes die verschiedenen Schauspiele vor, die er mir entzog und denen ich doch beizuwohnen wähnte.

Was man am Tage getan hätte, vollbringt man manchmal tatsächlich, wenn der Schlaf kommt, im Traum, das heißt nach der Umlenkung, die das Einschlafen bewirkt, und verfolgt dabei einen andern Weg, als man im Wachen eingeschlagen hätte. Dieselbe Geschichte spielt und hat ein anderes Ende. Trotz alledem ist die Welt, in der man schlafend lebt, ganz anders, und wer schwer einschläft, sucht vor allem, aus unserer Welt zu entkommen. Erst wälzt er verzweifelt, stundenlang mit geschlossenen Augen Gedanken, wie er sie auch mit offenen Augen gehabt hätte; wenn er dann aber bemerkt, daß die eben verflossene Minute dumpf belastet war von einem Gedankengang, der mit den Gesetzen der Logik in deutlichem Widerspruch steht, faßt er Mut, und mit zwingender Deutlichkeit weist seine kurze »Geistesabwesenheit« darauf hin, daß die Pforte offen steht, durch die er vielleicht alsbald der Wahrnehmung des Wirklichen wird entschlüpfen und mehr oder weniger weit von ihm Halt machen können, was ihm einen mehr oder weniger ›guten‹ Schlaf verschafft. Aber ein großer Schritt ist schon getan, wenn man dem Wirklichen den Rücken kehrt und die ersten Höhlen erreicht, in denen die Autosuggestionen wie Hexen den höllischen Schmaus eingebildeter Krankheiten oder wiederausbrechender Nervenerkrankungen bereiten und auf die Stunde lauern, in welcher die im unbewußten Schlaf aufgestiegenen Krisen sich stark genug entfalten werden, um ihm ein Ende zu machen.

Nicht weit davon liegt abgesondert der Garten, wo wie unbekannte Blumen sehr von einander verschiedene Schlafarten wachsen, der Datura-Schlaf, der Haschisch-Schlaf, der aus mancherlei Ätherstoffen, aus Belladonna, Opium, Baldrian, – Blumen, die geschlossen bleiben bis zu dem Tag, da der Unbekannte, dem sie vorbestimmt sind, kommen wird und sie berühren: dann gehn sie auf und geben dem Überraschten, Entzückten lange Stunden hindurch den Duft ihrer besondern Träume. Tief hinten im Garten steht mit offenen Fenstern das Kloster, in dem man die Lektionen wiederholen hört, die man vorm Einschlafen gelernt hat und erst beim Erwachen

können wird; und dies vorherzusagen, tickt die innere Weckeruhr, die unsre Besorgnis so gut gestellt hat, daß, wenn unsere Wirtschafterin uns melden wird: es ist sieben Uhr, sie uns schon zum Aufstehn bereit findet. An den dunkeln Wänden der Kammer, die auf die Träume hinausgeht und in der unablässig Vergessen des Liebeskummers am Werk ist – bisweilen wird seine Arbeit unterbrochen und zerstört von einem Alpdruck voll Erinnerungen, um schnell dann wieder einzusetzen –, hängen, auch noch, wenn man schon wach ist, Denkbilder der Träume, doch so im Finstern, daß wir sie zum erstenmal erst mitten am Nachmittag bemerken, wenn der Strahl einer verwandten Vorstellung unvermutet sie trifft; dann sind manche, die während unseres Schlafes von harmonischer Klarheit waren, schon ganz unkenntlich geworden, wir erkennen sie nicht mehr und können sie nur eilig der Erde wiedergeben wie zu schnell verweste Tote oder wie Gegenstände, die so zerstört, so nah am Zerfallen sind, daß der geschickteste Ausbesserer ihnen keine Form mehr geben, nichts mit ihnen anfangen kann. – Nah am Gitter ist der Steinbruch, in dem die Tiefschlafe nach Stoffen suchen, des Schläfers Kopf damit so dick zu bestreichen, daß, ihn zu erwecken, sein eigener Wille selbst am goldklarsten Morgen Hammerschläge tun muß wie ein junger Siegfried. Jenseits aber hausen noch die Alpdrucke, von denen die Ärzte töricht behaupten, sie ermüdeten mehr als Schlaflosigkeit, während sie im Gegenteil dem Denkenden helfen, sich der Qual der Aufmerksamkeit zu entziehen; die Alpdrucke mit ihren phantastischen Bilderbüchern, in denen unsere verstorbenen Verwandten gerade einen schweren Unfall durchgemacht haben, der aber eine baldige Genesung nicht ausschließt. Und bis sie genesen, halten wir sie in einem kleinen Rattenkäfig, da hocken sie, kleiner als weiße Mäuse, sind besät mit dicken roten Pickeln, jeder mit einer Feder besteckt, und halten uns ciceronische Reden. Neben dem Bilderbuch ist die Drehscheibe des Aufwachens, dank der wir zu unserm Verdruß gleich nachher in ein Haus müssen, das seit fünfzig Jahren zerstört ist; sein Bild wird in dem Maße, als der Schlaf sich entfernt, von mehreren anderen Bildern verlöscht, bis wir zu dem kommen, das nur einmal erscheint, in dem Augenblick, da die Scheibe stillsteht, und das eins wird mit dem, das wir mit offnen Augen sehn.

Manchmal hatte ich nichts gehört, da ich in einem der Schlafe lag, in die man fällt wie in ein Loch, aus dem bald nachher gezogen zu

werden ganz glücklich macht: dann ist man schwer, überfüttert, und verdaut alles, was uns, wie dem Herkules die Nymphen, die ihn ernähren, die flinken vegetativen Kräfte zugetragen haben, die, wenn wir schlafen, doppelt tätig sind.

Das nennt man einen bleiernen Schlaf, und es scheint, man ist nach dem Erwachen eine Weile lang selbst eine einfache Bleifigur. Man ist niemand mehr. Wie kommt es nur, daß, wenn wir dann unsere Gedanken, unsere Persönlichkeit suchen, wie man einen verlorenen Gegenstand sucht, wir schließlich unser eigenes Ich finden und nicht irgendein anderes? Warum, wenn man sich wieder ans Denken macht, verkörpert sich dann nicht eine neue Persönlichkeit statt der früheren in uns? Wer weiß, was uns so zu wählen heißt und warum unter Millionen Menschenwesen, die man jetzt sein könnte, man gerade das zu fassen bekommt, das man gestern war. Was leitet uns, wenn wirklich eine Unterbrechung stattgefunden hat (sei es, daß der Schlaf vollkommen war, sei es, daß die Träume uns ganz wesensfremd waren)? Es ist wirklich ein Sterben gewesen, wie wenn das Herz zu schlagen aufgehört hat und erst rhythmisches Ziehen an der Zunge uns wiederbelebt. Zweifellos erweckt das Zimmer, haben wir es auch nur einmal gesehn, Erinnerungen, an die ältere sich knüpfen. Oder schliefen in uns einige Erinnerungen und kommen uns nun zum Bewußtsein. Die Auferstehung beim Erwachen – nach dem wohltuenden Anfall von Geisteszerrüttung, der Schlaf heißt – muß wohl dem Vorgang gleichen, der stattfindet, wenn man sich auf einen vergessenen Namen, Vers oder Kehrreim besinnt. Und so ist vielleicht auch die Auferstehung der Seele nach dem Tode als ein Gedächtnisphänomen aufzufassen.

Hatte ich ausgeschlafen und lockte mich der durchsonnte Himmel, während zugleich die Frische der letzten hellkalten Herbstmorgen, mit denen schon der Winter beginnt, mich zurückhielt, dann hob ich den Kopf, um die Bäume zu betrachten, an denen die Blätter nur noch durch ein, zwei goldne oder rosa Pinselstriche angedeutet waren und an sichtbaren Fäden in der Luft festgehalten schienen; ich reckte, den Körper halb unter den Decken geborgen, den Hals; wie eine Schmetterlingspuppe, die gerade ausschlüpfen will, war ich ein Doppelwesen, dessen verschiedenen Teilen nicht die gleiche Umgebung entsprach; meinem Blick genügte Farbe ohne Wärme, meiner Brust hingegen wars um Wärme und nicht um Farbe zu tun. Ich stand erst auf, wenn mein Feuer angesteckt war, und betrachtete das

süß durchsichtige Bild des lila und goldenen Morgens, dem ich künstlich die fehlende Wärme hinzufügte, indem ich mein Feuer schürte, das brannte und rauchte wie eine gute Pfeife und mir wie diese einen zugleich derben und zarten Genuß verschaffte, – derb, weil er auf materiellem Behagen beruhte, zart, weil hinter ihm eine reine Vision als Wischzeichnung erschien. Mein Ankleidezimmer hatte eine Tapete von heftigem Rot, auf dem weiße und schwarze Blumen schwammen; man sollte denken, ich hätte mich schwer an ihren Anblick gewöhnen können. Aber sie waren mir nur neu, zwangen mich, mit ihnen nicht in Zwiespalt, sondern in Fühlung zu treten, gaben mir eine neue Art Heiterkeit und Lieder beim Aufstehen ein, taten eine Lust kräftig wie Mohnblumenrot in mein Herz, ich sah hinter dem heiteren Wandschirm, zu dem dies neue Haus mir wurde, die Welt ganz anders als in Paris; dies Haus lag ganz anders als das meiner Eltern, und reine Luft strömte hinein. An manchen Tagen hatte ich unruhige Sehnsucht, meine Großmutter wiederzusehn, oder Furcht, sie könne leidend sein; oder mir fiel irgendetwas ein, das ich in Paris angefangen zurückgelassen hatte und das nun nicht weiterging; manchmal auch irgendeine Schwierigkeit, die ich mir selbst hier zu machen verstanden hatte. Eine oder die andere dieser Sorgen hatte mir den Schlaf geraubt, dann war ich machtlos gegen meine Traurigkeit und sie füllte im Augenblick mein ganzes Dasein aus. Dann schickte ich aus dem Hotel jemanden in die Kaserne mit einem Wort für Saint-Loup: ich schrieb ihm, wenn es ihm wirklich möglich sei – ich wußte, es war nicht leicht –, möchte er doch so gut sein, einen Augenblick heraufzukommen. Nach einer Stunde erschien er dann; und wenn ich ihn klingeln hörte, fühlte ich mich schon von meinen Sorgen frei. Ich wußte, waren sie stärker als ich, er war stärker als sie, meine Aufmerksamkeit löste sich von ihnen los und wandte sich ihm zu, der alles zu entscheiden hatte. Nun war er eingetreten, und schon hatte er rings um mich die frische Luft getan, in der er früh morgens soviel Tätigkeit entfaltete, eine Lebenssphäre, die sehr verschieden von der meines Zimmers war, und unmittelbar paßte ich durch entsprechendes Reagieren mich ihr an.

»Hoffentlich sind Sie mir nicht böse, daß ich Sie belästigt habe; mich quält da etwas, Sie werden es erraten haben.«

»Aber nein, ich habe mir einfach gedacht, daß Sie Lust hatten, mich zu sehn, das fand ich sehr nett von Ihnen. Ich war entzückt, daß Sie

mich holen ließen. Aber was gibts denn? Gehts uns nicht gut? Was kann man für Sie tun?«

Er hörte meine Erklärungen an und antwortete mir präzis; aber schon bevor er sprach, hatte er mich sich selbst ähnlich gemacht; neben den wichtigen Beschäftigungen, die ihn so eifrig, munter und zufrieden machten, kam der Verdruß, der mir eben noch keinen schmerzlosen Augenblick ließ, mir so nebensächlich vor wie ihm: ich war wie ein Mann, der seit mehreren Tagen die Augen nicht hat öffnen können und nun einen Arzt kommen läßt; der schiebt ihm sanft und geschickt das Lid zurück, nimmt ein Sandkorn fort und zeigt es ihm: der Kranke ist geheilt und beruhigt. All meine Plackereien lösten sich in ein Telegramm auf, das Saint-Loup abzuschikken übernahm. Das Leben war anders, war schön: ein Überfluß von Kraft durchflutete mich, ich wollte etwas tun.

»Was machen Sie jetzt?« fragte ich Saint-Loup.

»Ich werde Sie verlassen, man rückt in dreiviertel Stunden ab und braucht mich.«

»Dann war es Ihnen also sehr peinlich herzukommen?«

»Nein, es war mir gar nicht peinlich, der Rittmeister war sehr nett, er hat gesagt, wenn es sich um Sie handle, müsse ich kommen; aber ich möchte doch nicht den Eindruck erwecken, als mißbrauche ich seine Freundlichkeit.«

»Wenn ich schnell aufstünde und auch dahin ginge, wo Sie exerzieren werden? Es würde mich sehr interessieren, und ich könnte vielleicht in den Pausen mit Ihnen plaudern.«

»Ich rate Ihnen nicht dazu; Sie haben wach gelegen; haben sich wegen einer Sache, die, ich versichere Ihnen, nichts zu bedeuten hat, Gedanken gemacht; jetzt, da sie Sie nicht mehr aufregt, drehen Sie sich nur nach der andern Seite um und schlafen Sie, das wird für die Entmineralisierung Ihrer Nervenzellen ausgezeichnet sein; schlafen Sie aber nicht zu schnell ein, unsere verflixte Musik wird unter Ihren Fenstern vorüberkommen; aber gleich nachher werden Sie, denke ich mir, Ruhe haben, und abends zum Essen sehn wir uns wieder.«

Später aber sah ich öfters dem Regiment beim Felddienst zu. Ich fing an, mich für die militärischen Theorien zu interessieren, die beim Essen Saint-Loups Freunde entwickelten, ich freute mich tagelang darauf, ihre verschiedenen Vorgesetzten aus der Nähe zu sehn, wie jemand, der die Musik zu seinem Hauptstudium macht

und seine Zeit in Konzerten verbringt, Vergnügen daran findet, in die Cafés zu gehn, wo man sich unter die Orchestermusiker mischen kann. Um auf das Manövergelände zu gelangen, mußte ich große Märsche machen. Abends, nach dem Essen, sank mir bisweilen vor Schlafsucht der Kopf, als wäre ich von einem Schwindel befallen. Am nächsten Tag fiel es mir auf, daß ich die Fanfare ebensowenig gehört hatte wie morgens in Balbec das Strandkonzert nach Abenden, an denen Saint-Loup mich nach Rivebelle zum Essen mitgenommen hatte. Und wenn ich mich dann erheben wollte, fühlte ich mich dazu köstlich unfähig; an einen unsichtbaren tiefen Boden waren meine Gliedmaßen gefesselt, und die Ermüdung machte in ihnen die nährenden Muskelfasern fühlbar. Ich fühlte mich voller Kraft, das Leben erstreckte sich weit vor mir; ich hatte zurückgefunden bis zu den guten Müdigkeiten meiner Kindheit in Combray nach Tagen, an denen wir in der Gegend um Guermantes spazieren gegangen waren. Die Dichter behaupten, wir finden für einen Augenblick wieder, was wir einst gewesen sind, wenn wir in ein bestimmtes Haus oder einen Garten eintreten, wo wir in jungen Tagen gelebt haben. Aber das sind sehr gewagte Pilgerfahrten, sie bringen ebensoviel Enttäuschungen wie glücklichen Erfolg mit sich. Die dauernden Stätten, Zeitgenossen verschiedener Jahre, finden wir besser in uns selbst. Dazu kann uns in bestimmtem Maße eine große Ermüdung, der eine gute Nacht folgt, dienen. Wenn uns solche Müdigkeiten hinabbringen in die tiefsten unterirdischen Gänge des Schlafes, in denen keine Spieglung unseres wachen Daseins, kein Schimmer des Gedächtnisses mehr den inneren Monolog erhellt – soweit nicht auch er aufhört –, wenden sie Boden und Gestein unseres Körpers ganz um und lassen da, wo unsere Muskeln eintauchen, ihre Verzweigungen winden und neues Leben einsaugen, den Garten, in dem wir Kinder waren, uns wiederfinden. Man braucht nicht zu reisen, um ihn wiederzusehn, man muß hinabsteigen, um ihn wiederzufinden. Was die Erde bedeckt hat, ist nicht mehr auf ihr, sondern unter ihr; ein Ausflug genügt nicht, um die tote Stadt zu besuchen, Ausgrabungen sind notwendig. Aber man wird sehn, daß gewisse flüchtige und zufällige Eindrücke noch viel besser und mit schärferer Klarheit in das Vergangene zurückführen als diese organischen Veränderungen. Ihr Flug ist leichter, unkörperlicher, schwindelnder, unfehlbarer, unsterblicher.

Bisweilen war meine Müdigkeit noch größer: ich hatte hintereinan-

der mehrere Tage, ohne mich ausruhen zu können, den Manövern beigewohnt. Welch ein Segen war dann die Heimkehr ins Hotel! Beim Zubettgehn war mirs, als wäre ich endlich Zauberern und Hexenmeistern, wie sie die in unserm siebzehnten Jahrhundert beliebten Romane bevölkerten, entkommen. Schlaf und lange Morgenruhe waren dann nur noch ein reizendes Märchen. Reizend und vielleicht auch wohltuend. Ich sagte mir, die schlimmsten Leiden haben ihre Zufluchtstätte, und man kann immer in Ermangelung eines Bessern Ruhe finden. Diese Gedanken führten mich recht weit.

An Ruhetagen, an denen indessen Saint-Loup auch nicht ausgehn durfte, besuchte ich ihn oft in der Kaserne. Es war nicht weit dahin; ich mußte die Stadt verlassen und den Viadukt überschreiten. Dort hatte ich zu beiden Seiten weite Aussicht. Eine scharfe Brise blies fast immer auf diesen Höhen und erfüllte alle Gebäude der Kaserne: sie dröhnten unablässig als Höhle der Winde. War er dienstlich beschäftigt, wartete ich vor der Tür seines Zimmers oder in der Kantine auf Robert, plauderte mit einigen seiner Kameraden, denen er mich vorgestellt hatte (die besuchte ich später bisweilen auch, wenn er nicht da war), und sah aus dem Fenster hundert Meter unter mir das kahle Land mit frischen Saatstreifen hier und da, die oft von Regenfeuchte und Sonnenschein durchsichtig leuchteten wie Email. Da hörte ich manchmal über Robert sprechen und konnte mich bald überzeugen, wie beliebt und allbekannt er war. Bei mehreren Angehörigen anderer Schwadronen, reichen jungen Bürgerlichen, welche die adelige Gesellschaft nur von außen kannten, ohne in ihr zu verkehren, wurde das Wohlgefallen an dem, was sie von Saint-Loups Charakter wußten, noch verdoppelt durch den Nimbus, den in ihren Augen ein junger Mann besaß, den sie oft am Sonnabend abend, wenn sie Urlaub nach Paris hatten, im Café de la Paix mit dem Herzog von Uzès und dem Prinzen Orléans speisen sahen. Und so war sein hübsches Gesicht, seine zwanglos nachlässige Art zu gehn und zu grüßen, der beständige Schwung seines Monokels, die Übertriebenheit seiner zu hohen Käppis und des zu feinen und allzu hellroten Tuches seiner Hosen, ein Teil von dem geworden, was sie sich unter »Schick« vorstellten; der fehle, versicherten sie, den elegantesten Offizieren des Regimentes, sogar dem majestätischen Rittmeister, der mir erlaubt hatte, in der Kaserne zu übernachten; dieser wirkte nach ihrer Meinung viel zu feierlich und dadurch fast gewöhnlich.

Einer erzählte, der Rittmeister habe ein neues Pferd gekauft. »Er kann so viel Pferde kaufen, wie er will. Ich habe Sonntag morgen in der Allee des Acacias Saint-Loup getroffen, der hat denn doch einen ganz andern Schick beim Reiten!« antwortete ein Zweiter, und zwar als Sachverständiger; denn die Klasse, zu der diese jungen Leute gehörten, verkehrt zwar nicht mit den Personen der hohen Gesellschaft, aber Geld und Muße gestatten ihr, in der Kenntnis aller käuflichen Vornehmheiten es dem Adel gleichzutun. Höchstens war die ihre, was zum Beispiel die Kleidung betraf, viel beflissener und untadeliger als Saint-Loups freie und nachlässige Eleganz, die meiner Großmutter so sehr gefiel. Immer waren diese Söhne großer Bankleute und Wechselmakler etwas aufgeregt, wenn sie nach dem Theater Austern aßen, und am Nachbartisch saß der Unteroffizier Saint-Loup. Was gab es dann alles am Montag nach dem Urlaub in der Kaserne zu erzählen! Dem einen, der zu Saint-Loups Schwadron gehörte, hatte er »sehr nett« Guten Tag gesagt, ein anderer gehörte zwar nicht zu seiner Schwadron, aber Saint-Loup hatte ihn trotzdem erkannt, meinte er, denn zwei- oder dreimal hatte er das Monokel auf ihn gerichtet.

»Und mein Bruder hat ihn im ›La Paix‹ gesehn«, sagte einer, der den Urlaubstag bei seiner Mätresse verbracht hatte, »er soll einen viel zu weiten Rock angehabt haben, der gar nicht gut fiel.«

»Was hatte er für eine Weste?«

»Seine Weste war nicht weiß, sondern lila mit einer Art Palmen drauf. Ist doch toll!«

Die Altgedienten (Leute aus dem Volk, die nichts vom Jokey wußten und Saint-Loup einfach in die Gruppe der schwerreichen Unteroffiziere unterbrachten, in die sie alle taten, die, ob ruiniert oder nicht, flott lebten, hochbezifferte Einkünfte oder Schulden hatten und gegen die Soldaten freigebig waren) sahen in Saint-Loups Auftreten, Monokel, Hosen und Käppis nichts Aristokratisches, fanden sie deshalb aber nicht minder interessant und bezeichnend. Sie erkannten an diesen Eigentümlichkeiten Art und Wesen, die ein für allemal dieser beliebteste Ranghöhere des Regiments für sie aufwies, er besaß eben Lebensart wie sonst keiner, kümmerte sich nicht um das, was die Vorgesetzten dachten, und das hing natürlich damit zusammen, daß er so gut zum Soldaten war. Der Morgenkaffee in der Mannschaftsstube und die Ruhestunde nachmittags schmeckten besser, wenn einer von den Älteren der genießerisch

trägen Korporalschaft eine saftige Einzelheit über ein Käppi von Saint-Loup vorsetzte.

»So hoch wie mein Sattelzeug.«

»Na, Alter, du denkst wohl, mit uns kannst dus machen. So hoch wie dein Sattelzeug? Ausgeschlossen«, unterbrach ein junger Kandidat der Philosophie; er versuchte, Jargon zu reden, um nicht zu rekrutenhaft auszusehn, und wagte den Widerspruch, um sich eine Tatsache bestätigen zu lassen, die ihn entzückte.

»Nicht so hoch wie mein Sattelzeug? Du hasts vielleicht gemessen. Ich sage dir, der Oberstleutnant hat ihn angestarrt, als wollte er ihn in Arrest stecken. Brauchst aber nicht zu glauben, daß unser famoser Saint-Loup sich was draus machte, er ging und kam, tat den Kopf runter und in die Höhe, und das Monokel flog immer vorneweg. Neugierig bin ich, was der Häuptling sagen wird. Kann sein, er sagt gar nichts, aber ärgern tut er sich sicher. Dies Käppi ist übrigens noch gar nichts. Zu Hause in der Stadt soll er über dreißig solche haben.«

»Woher weißt denn du sowas, Alter? Von unserm ollen Korporal?« fragte der Kandidat.

»Woher ich das weiß? Na, von seinem Burschen natürlich.«

»Das wäre auch einer, der nicht gerade zu beklagen ist!«

»Versteht sich! Mehr Moos als ich hat er mal sicher! Und dann gibt er ihm auch noch all seine Sachen, na überhaupt alles. Er war mit seiner Ration in der Kantine nicht zufrieden. Da kommt mein Saint-Loup daher, und der Suppensudler kriegt was zu hören: Ich wünsche, daß er gut beköstigt wird, was es kostet, ist mir gleich.«

Diesen nicht gerade erschütternden Worten gab der Alte durch entschiedene Betonung Nachdruck, und seine mittelmäßige Nachahmung hatte großen Erfolg. Wenn ich die Kaserne verließ, machte ich einen Spaziergang. Abends speiste ich täglich mit Saint-Loup in dem Hotel, wo er und seine Freunde in Pension waren. Vorher aber ging ich in mein Hotel, gleich nach Sonnenuntergang, um mich zwei Stunden auszuruhen und zu lesen. Auf die Dachhauben des Schlosses am Marktplatz tat der Abend kleine rosa Wölkchen, der Farbe der Ziegel angepaßt, und vollendete die Harmonie, indem er diese Farbe etwas milderte. Ein Strom von Leben beflutete meine Nerven, den keine meiner Bewegungen erschöpfen konnte; jeder Schritt, mit dem ich das Pflaster berührte, federte, mir war, als habe ich Merkurflügel an den Fersen. Der eine Brunnen war noch voll

rotem Licht, im andern machte der Mondschein das Wasser schon opalen. Zwischen beiden spielten die Straßenkinder, schrien und beschrieben, einem Gesetz der Stunde gehorchend, Kreise wie Schwalben oder Fledermäuse es tun. Neben dem Hotel waren die alten Staatspaläste und die Orangerie von Louis XVI, in denen jetzt Sparkasse und Generalkommando sich befanden, von innen erhellt durch blaßgoldene Gaslampen. Dies schon bei hellem Tage angesteckte Licht paßte zu den hohen breiten Fenstern aus dem achtzehnten Jahrhundert, in denen noch ein letzter Widerschein vom Sonnenuntergang war, wie zu einem lebhaft geröteten Gesicht ein Schmuck von blondem Schildpatt; es verlockte mich, mein Kaminfeuer und meine Lampe aufzusuchen. Sie kämpfte allein in der Fassade meines Hotels mit der Dämmerung. Ihr zur Liebe kam ich heim, schon ehe es ganz Nacht geworden war, auf sie freute ich mich wie auf eine Vespermahlzeit. Im Zimmer behielt ich dieselbe Fülle der Empfindungen wie draußen. Schwellend durchdrang sie den Umriß von Dingen, die uns sonst oft fade und leer vorkommen, die gelbe Flamme des Feuers, die derb himmelblaue Tapete, auf der der Abend wie ein Schuljunge rosa Korkzieherkringel gekritzelt hatte, die wunderlich gemusterte Decke des runden Tisches, auf dem ein Stoß Schulpapier und ein Tintenfaß nebst einem Roman von Bergotte mich erwarteten. Diese Dinge haben seither für mich den Reichtum eines ganz besondern Daseins bewahrt, und mir scheint, ich könnte ihn wieder aus ihnen herausholen, wenn es mir gegeben würde, sie wiederzufinden. Froh dachte ich an die eben verlassene Kaserne zurück, deren Wetterfahne in allen Winden drehte. Wie ein Taucher, der in dem Schlauch, welcher bis über die Oberfläche des Wassers reicht, atmet, fühlte ich mich gesundem Leben und freier Luft verbunden, da ich als Anknüpfungspunkt diese Kaserne besaß, diese hohe Warte über der von grünschimmernden Kanälen durchfurchten Landschaft. Mein kostbares Vorrecht, dem ich Dauer wünschte, war es, so oft ich wollte, unter die Schuppen und in die Gebäude da oben mich begeben zu können, immer sicher, gut empfangen zu werden.

Um sieben Uhr zog ich mich an und ging wieder aus, um mit Saint-Loup in dem Hotel, in welchem er Pension genommen hatte, zu speisen. Ich liebte es, dahin zu Fuß zu gehn. Es war ganz dunkel, und vom dritten Tage an begann mit Einbruch der Nacht ein eisiger Wind zu wehen, der Schnee anzuzeigen schien. Unterwegs hätte

ich, sollte man meinen, ununterbrochen an Frau von Guermantes denken müssen; daß ich in Roberts Garnison gekommen war, damit wollte ich doch nur ihr mich zu nähern versuchen. Aber Erinnerung und Kummer sind bewegliche Dinge. Es gibt Tage, an denen sie sich so weit entfernen, daß wir sie kaum noch bemerken, wir glauben dann schon, sie seien vorbei. Und dann geben wir auf anderes acht. Und die Straßen der Stadt waren noch nicht wie an Orten, wo wir gewöhnlich leben, einfach Mittel für mich geworden, um von einer Stelle zur andern zu gehn. Das Leben, welches die Bewohner dieser unbekannten Welt führten, mußte wohl wunderbar sein, oft hielten mich die erhellten Scheiben einer Wohnung fest, ich blieb unbewegt in der Nacht stehn und sah in die wahrhaften und geheimnisvollen Szenen eines Daseins, in das ich nicht eindrang. Hier zeigte der Genius des Feuers mir in einem purpurfarbenen Bild die Schenke eines Kastanienhändlers, wo zwei Unteroffiziere, die ihre Säbel abgeschnallt neben sich auf Stühle gelegt hatten, Karten spielten, ohne zu ahnen, daß ein Zauberer sie wie auf einem Bühnenbild aus der Nacht erstehn ließ und so, wie sie in diesem Augenblick tatsächlich waren, vor die Augen eines draußen stehngebliebenen Spaziergängers, den sie nicht sehn konnten, beschwor. Dort in einem kleinen Trödelladen warf eine halb heruntergebrannte Kerze ihr rotes Licht auf einen Kupferstich und verwandelte ihn in eine Rötelzeichnung, während im Kampf mit dem Schatten der Schein der dicken Lampe ein Stück Leder bräunte, in einen Dolch schimmernde Flitterstreifen einbrannte, Bilder, die nur schlechte Kopien waren, mit kostbarer Vergoldung wie mit Patina der Vergangenheit oder Firnis eines Meisters überzog und aus der muffigen Höhle, in der es nur Talmi und schlechte Machwerke gab, einen unschätzbaren Rembrandt machte. Bisweilen hob ich die Augen bis zu einer geräumigen alten Wohnung, deren Läden nicht geschlossen waren: da paßten sich Männer und Frauen allabendlich einem andern Lebenselement als am Tage amphibisch an, sie schwammen langsam in der fetten Flüssigkeit, die bei Einbruch der Nacht unablässig aus den Lampenbehältern steigt und die Zimmer bis zum Rande ihrer Stein- und Glaswände erfüllt; darin verbreiteten sie mit dem Hin und Her ihrer Leiber ölig goldene Kreise. Ich nahm meinen Weg wieder auf, und oft hielt mich, in der schwarzen Gasse, die vor der Kathedrale abbiegt, wie einst auf der Straße nach Méséglise Verlangen fest, mir wars, als würde eine Frau auftauchen, um es zu stillen;

fühlte ich in der Dunkelheit plötzlich ein Kleid vorüberstreifen, so ließ mein heftiges Lustgefühl gar nicht den Glauben in mir aufkommen, die Berührung sei zufällig, und ich versuchte, eine erschrokkene Vorübergehende in die Arme zu schließen. Diese gotische Gasse besaß für mich eine mächtige Wirklichkeit; hätte ich hier ein Weib auftreiben und besitzen können, unbedingt hätte ich geglaubt, daß uns die altertümliche Wollust vereinen werde; wäre es auch nur eine einfache Hure gewesen, die hier jeden Abend Posten faßte, Winter, Fremde, Dunkelheit und Mittelalter hätten ihr Geheimnis ihr geliehen. Ich dachte an die Zukunft: der Versuch, Frau von Guermantes zu vergessen, schien mir schrecklich, aber vernünftig, und zum ersten Male möglich, vielleicht sogar leicht. In der vollkommenen Stille des Stadtteils hörte ich vor mir Sprechen und Lachen wie von angetrunken heimkehrenden Spaziergängern. Ich blieb stehn, um sie zu sehen, blickte nach der Seite, von der ich das Geräusch gehört hatte. Aber ich mußte lange warten, denn die Stille rings umher war so tief, daß noch weit entfernte Geräusche äußerst scharf und stark hindurchdrangen. Endlich kamen die Spaziergänger an, nicht, wie ich geglaubt hatte, vor mir, sondern ein ganzes Stück hinter mir. Ob nun die Kreuzung der Straßen und die dazwischen liegenden Häuser durch Rückprall diese Ohren-Täuschung bewirkt hatten oder ob es überhaupt sehr schwer ist, einen Ton zu lokalisieren, dessen Stelle man nicht kennt, ich hatte mich ebenso wie über die Entfernung auch über die Richtung getäuscht.

Der Wind wurde stärker. Er war ganz stachelig und körnig von kommendem Schnee, ich kam wieder in die Hauptstraße und sprang auf die kleine Trambahn. Von der Plattform herab erwiderte ein Offizier scheinbar, ohne sie zu sehn, die Grüße von Soldaten, die schwerfällig auf dem Bürgersteig vorüberkamen, die Gesichter von Kälte angemalt; sie wirkten – in dieser Stadt, die der plötzliche Sprung des Herbstes in einen Winteranfang weiter gen Norden gerückt zu haben schien – wie die kupferroten, die Breughel seinen lustigen, schlemmenden und verfrorenen Bauern gibt.

Und nun stieß ich auch vor dem Hotel, in dem ich Saint-Loup und seine Freunde treffen sollte – die beginnenden Feste zogen viel Volk von nah und fern herbei –, während ich geradeswegs über den Hof an rotflackernden Küchen entlangging, in denen Hühner am Bratspieß gedreht, Schweine geröstet, noch lebende Hummern in das, was der Wirt das »ewige Feuer« nannte, geworfen wurden, auf eine

Menschenansammlung, die einer »Volkszählung von Bethlehem«, wie sie die alten flämischen Meister malten, würdig gewesen wäre. Im Hofe zu Gruppen geschart, fragten die Ankommenden den Wirt oder einen seiner Gehilfen, ob er sie beköstigen und beherbergen könnte (wenn sie denen nicht gut genug aussahen, wurde ihnen meist lieber eine Unterkunft in der Stadt angewiesen), und Küchenjungen kamen vorbei, zappelndes Geflügel am Halse packend. Und im großen Speisesaal, den ich das erstemal durchquerte, eh ich die kleine Stube fand, in der mein Freund mich erwartete, mußte man auch an eine mit altertümlicher Naivität und flandrischer Übertreibung dargestellte Mahlzeit aus dem Evangelium denken, angesichts der vielen Fische, Masthühner, Birkhähne, Schnepfen und Tauben, welche aufgeputzt und dampfend von atemlosen Kellnern angebracht wurden, die auf dem Parkett schlitterten, um schneller zu gehn. Sie legten das Geflügel auf der gewaltigen Anrichte nieder, wo es sogleich zerteilt wurde; da häufte es sich – weil schon viele mit ihrer Mahlzeit fertig waren, als ich eintraf – unbenutzt, und sein Überfluß und die Übereile, mit der es herangebracht wurde, entsprach nicht so sehr den Ansprüchen der Schmausenden als vielmehr der Hochachtung vor dem heiligen Text, der peinlich wörtlich befolgt und dabei kindlich bebildert wurde mit Einzelheiten aus dem wirklichen Ortsleben, und dazu kam eine ästhetisch religiöse Beflissenheit, aller Augen den Glanz des Festes durch Überfluß an Nahrungsmitteln und Eifer der Bedienenden darzutun. Einer von diesen stand am Ende des Saals, ohne sich zu rühren, in Gedanken versunken neben einer Anrichte; an den wollte ich mich wenden, er allein schien mir ruhig genug, um mir Auskunft zu geben, in welchem Zimmer man unsern Tisch gedeckt habe. So ging ich denn zwischen Kochern entlang, die hier und da angesteckt waren, um die Schüsseln für Nachzügler warmzuhalten (was nicht hinderte, daß in der Saalmitte schon die Nachtische bereitstanden auf den Händen einer Riesenfigur, die manchmal noch auf Flügeln einer Kristallente stand – die war in Wirklichkeit nur aus Eis, das täglich ein kunstbeflissener Koch in echt flämischem Geschmack mit glühendem Eisen zurechtmodelte); auf die Gefahr, von den andern umgerannt zu werden, ging ich geradeswegs auf diesen Bedienten zu, ich glaubte, in ihm eine der altherkömmlichen Figuren biblischer Texte zu erkennen, peinlich genau gab er das stumpfnäsige, naiv und schlecht gezeichnete Gesicht und die verträumte Miene

wieder, welche das Wunder der göttlichen Gegenwart, das die andern noch nicht ahnen, schon halb vorherweiß. Hinzufügen muß ich noch, daß dieser Darstellung eine himmlische Ergänzungsschar beigegeben war, die lediglich aus Cherubim und Seraphim bestand. Ein junger musikalischer Engel, das vierzehnjährige Gesicht von blondem Haar umrahmt, spielte zwar nicht ein bestimmtes Instrument, träumte aber vor einem Gong oder einem Stoß Teller, indes minder kindliche Engel durch die unermeßlichen Räume des Saales eilten und die Luft mit dem beständigen Schwirren ihrer Servietten erfüllten, die an ihren Leibern herabhingen, spitzauslaufend wie Flügel auf Bildern der Primitiven. Ich floh die etwas undeutlichen Gebiete, die von Palmen schleierhaft verhüllt waren, hinter denen die himmlischen Diener fernher wie aus der ewigen Seligkeit auftauchten, und bahnte mir einen Weg bis zu dem kleinen Saal, in dem Saint-Loups Tisch war. Hier fand ich einige seiner Freunde, die immer mit ihm speisten, alle von Adel bis auf ein oder zwei, in denen aber die andern schon auf der Schule Freunde gewittert hatten; durch ihre Beziehung zu diesen bewiesen sie, daß sie den Bürgern, und wären es selbst Republikaner, nicht grundsätzlich feindlich gesinnt waren, vorausgesetzt daß sie saubere Hände hatten und in die Messe gingen. Gleich beim erstenmal zog ich, bevor man sich zu Tisch setzte, Saint-Loup in einen Winkel des Eßsaals und sagte vor allen andern, die uns aber nicht hören konnten, zu ihm:
»Robert, Ort und Stunde sind schlecht gewählt, um Ihnen das zu sagen, aber es wird nur eine Sekunde dauern. In der Kaserne vergesse ich immer, Sie zu fragen: die Photographie auf Ihrem Tisch, ist das nicht Frau von Guermantes?«
»Gewiß, das ist meine liebe Tante.«
»Ach natürlich, ich bin zu töricht, ich hab es doch schon gewußt und bin gar nicht mehr darauf gekommen; mein Gott, Ihre Freunde werden ungeduldig werden, sprechen wir schneller, sie sehn nach uns her, oder wir wollen lieber ein anderes Mal davon sprechen, es ist ja ganz unwichtig.«
»Aber nein, legen Sie nur los. Die da können ruhig warten.«
»Nicht doch, ich möchte nicht unhöflich sein, sie sind so liebenswürdig; und wissen Sie, soviel liegt mir gar nicht daran.«
»Sie kennen die gute Oriane?«
Die »gute« Oriane – er hätte auch sagen können: die »brave« Oriane – bedeutete nicht, daß Saint-Loup Frau von Guermantes für beson-

ders gut hielt. In solchem Fall ist brav, vortrefflich, gut nur eine einfache Verstärkung des Wortes »die« und bezeichnet eine beiden Teilen bekannte Person, über die man zu jemandem, der nicht zum engsten Freundeskreis gehört, nichts Rechtes zu sagen weiß. »Gut« ist Vorspiel und gibt die Möglichkeit, sich einen Augenblick zu besinnen, bis man darauf kommt zu sagen »Sehn Sie sie häufig?« oder »Ich habe sie seit Monaten nicht gesehn« oder »Dienstag seh ich sie« oder »Aus der ersten Jugend muß sie schon heraus sein«.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie amüsant es für mich ist, daß das ihre Photographie ist, wir wohnen nämlich jetzt in ihrem Haus, und ich habe seltsame Dinge über sie gehört (ich wäre sehr in Verlegenheit gewesen zu sagen, was für welche), so kommt es, daß sie mich sehr interessiert, vom literarischen Standpunkt aus, Sie verstehn, wie soll ich sagen, von einem Balzac-Standpunkt aus, Sie sind ja so klug, Sie verstehn schon aus der Andeutung; aber nun Schluß, was sollen Ihre Freunde von meiner Erziehung denken?«

»Sie denken gar nichts; ich habe ihnen gesagt, daß Sie ein außerordentlicher Mensch sind, und sie sind vielmehr eingeschüchtert als Sie selbst.«

»Sie sind zu freundlich. Also, was ich noch sagen wollte: Frau von Guermantes ahnt doch nicht, daß ich Sie kenne, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht; ich habe sie seit letztem Sommer nicht gesehn, seit sie wieder in der Stadt ist, hatte ich noch keinen Urlaub.«

»Ich wollte Ihnen nämlich sagen, man hat mir versichert, sie hält mich für ganz idiotisch.«

»Das glaub ich nicht; Oriane ist kein Genie, aber sie ist doch auch nicht dumm.«

»Sie wissen, mir ist im allgemeinen nicht daran gelegen, daß Sie Ihre gute Meinung über mich öffentlich kundtun, ich bin nicht eitel. Es ist mir gar nicht angenehm, daß Sie Ihren Freunden (zu denen wir gleich wieder hingehn werden) Freundliches über mich gesagt haben. Wenn Sie aber Frau von Guermantes wissen lassen könnten, was Sie von mir denken, sogar mit ein bißchen Übertreibung, damit würden Sie mir eine große Freude machen.«

»Sehr gern, wenn Sie weiter nichts von mir verlangen, das ist nicht schwer. Aber was kann Ihnen daran liegen, was sie von Ihnen denkt? Ich vermute, das müßte Ihnen doch höchst gleichgültig sein; jedenfalls, wenns weiter nichts ist, darüber können wir vor der ganzen Gesellschaft oder auch, wenn wir wieder allein sind, sprechen.

Ich fürchte, es strengt Sie an, wenn Sie beim Sprechen solange stehn müssen, noch dazu so unbequem, und wir haben doch viel Gelegenheit, uns allein zu sehn.«

Gerade die Unbequemlichkeit hatte mir den Mut gegeben, mit Robert zu sprechen; die Gegenwart der andern diente mir zum Vorwand, um meine Wendungen kurz und abgerissen vorzubringen und so leichter meine Lüge zu verbergen, ich hätte meines Freundes Verwandtschaft mit der Herzogin vergessen, auf diese Art ließ ich ihm auch keine Zeit, mich auszufragen, weshalb ich denn wünsche, daß Frau von Guermantes wisse, ich sei mit ihm befreundet, intelligent usw. Fragen, die mich umso mehr verwirrt hätten, als ich nichts darauf zu antworten gewußt hätte.

»Robert, von einem so klugen Manne wie Sie wundert es mich, daß er nicht begreift: man darf nicht darüber streiten, ob etwas einem Freunde auch Vergnügen machen könne, man muß es einfach tun. Hätten Sie mich um gleichviel was gebeten – und es wäre mir sehr lieb, daß Sie mich einmal um etwas bäten –, Sie können sicher sein, ich hätte keine Erklärungen von Ihnen verlangt. Ich verlange viel mehr als das, worum ich bitte; mir liegt gar nichts an der Bekanntschaft der Frau von Guermantes; aber um Sie auf die Probe zu stellen, hätte ich Ihnen sagen sollen, ich wünschte mit Frau von Guermantes zu speisen; ich weiß, dafür hätten Sie nichts getan.«

»Das hätte ich nicht nur getan, ich werde es tun.«

»Wann denn?«

»Sobald ich nach Paris komme, in drei Wochen, ganz bestimmt.«

»Wir werden sehn; sie wird übrigens gar nicht wollen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin.«

»Aber das ist doch weiter nichts.«

»Sagen Sie das nicht, es ist sehr, sehr viel, denn jetzt sehe ich, was für ein Freund Sie sind; ob, was ich Sie bitte, wichtig oder nicht, unangenehm oder nicht ist, ob mir wirklich daran liegt oder ob ich Sie nur auf die Probe stellen will, gleichviel, Sie sagen, Sie werden es tun, und beweisen so Güte des Geistes und Herzens. Ein törichter Freund hätte erst diskutiert.«

Gerade das hatte er getan; aber vielleicht wollte ich ihn bei der Eigenliebe fassen; vielleicht war ich auch aufrichtig; der einzige Prüfstein für das Verdienst eines Menschen war mir sein Nutzen für das, was allein mir wichtig schien, meine Liebe. Dann fügte ich noch etwas hinzu, vielleicht war das ein bißchen falsch von mir, vielleicht

aber kam es wirklich aus überströmender Zuneigung, weil ich ihm dankbar war, meinen Vorteil gewahrt fand und weil die Natur von den Zügen der Frau von Guermantes soviel in die Erscheinung ihres Neffen gelegt hatte. Ich sagte:
»Nun müssen wir zurück zu den andern, und ich habe Sie doch erst um die eine Sache gebeten, die weniger wichtige, die andere ist es für mich mehr, aber ich fürchte, Sie werden sie mir abschlagen; würde es Ihnen unangenehm sein, wenn wir uns duzten?«
»Unangenehm? aber nein. ›*Tränen der Freude! Ungenanntes Glück!*‹«
»Wie ich Ihnen dankbar bin ... dir dankbar bin. Sie müssen anfangen! Das macht mir soviel Vergnügen. Sie brauchen gar nichts zu tun für Frau von Guermantes, wenn Sie wollen, das Duzen genügt mir.«
»Man wird beides tun.«
»Ach, Robert! Hören Sie,« sagte ich noch nachher beim Essen zu Saint-Loup, »das war doch sehr komisch, unsere Unterhaltung, die wir immer wieder, wozu eigentlich, weiß ich nicht, abbrachen – Sie wissen schon, die Dame, von der ich Ihnen gesprochen habe ...«
»Ja.«
»Sie wissen doch, wen ich meine.«
»Sie halten mich wohl für einen Trottel, einen *Kretin*?«
»Würden Sie mir wohl ihre Photographie geben?« Erst wollte ich ihn nur bitten, sie mir zu leihen. Aber im Aussprechen wurde ich schüchtern, fand meine Bitte indiskret, und um das nicht merken zu lassen, faßte ich sie brutaler ab und so plump, als wäre sie etwas ganz Natürliches.
»Nein, da müßte ich sie erst um Erlaubnis bitten«, antwortete er. Und dabei wurde er rot. Ich begriff, daß er einen Hintergedanken hatte, mir einen unterschob, und meiner Liebe nur halb, unter Vorbehalt gewisser moralischer Grundsätze, zu Diensten war, und ich war wütend auf ihn.
Und doch war ich gerührt, wie anders Saint-Loup sich mir gegenüber benahm, seit ich nicht mehr mit ihm allein, seit seine Freunde dabei waren. Seine größere Liebenswürdigkeit hätte mich kalt gelassen, hätte ich sie für gewollt gehalten; aber ich fühlte, wie unabsichtlich sie war, wie sie alles enthielt, was er in meiner Abwesenheit über mich sagen mochte und, wenn er mit mir allein war, verschwieg. Auch bei unserm Alleinsein vermutete ich, daß es ihm

Vergnügen machte, mit mir zu plaudern, aber dies Vergnügen blieb immer unausgesprochen. Jetzt überwachte er mit schrägem Blick, ob bestimmte Wendungen von mir, an denen er gewöhnlich, ohne sichs merken zu lassen, seine Freude hatte, bei seinen Freunden den erwarteten Eindruck hervorbrachten, der dem, was er ihnen vorhergesagt hatte, entsprach. Die Mutter einer Debütantin könnte nicht gespannter an den Stichworten ihrer Tochter und der Haltung des Publikums hängen. Sprach ich etwas aus, worüber er, mit mir allein, nur gelächelt hätte, fürchtete er, man habe nicht gut verstanden, und sagte zu mir: »Wie? Wie?«, damit ich wiederhole und Aufmerksamkeit errege, wandte sich gleich zu den andern, sah sie lachend an und munterte sie dadurch unabsichtlich zum Mitlachen auf; so wurde die Vorstellung, die er von mir besaß und ihnen oft ausgedrückt haben mochte, zum erstenmal mir deutlich. Da sah ich plötzlich mich selbst von außen, wie einer, der seinen Namen in der Zeitung liest oder sich im Spiegel sieht.

An einem dieser Abende wollte ich eine ziemlich komische Geschichte von Frau Blandais erzählen, hielt aber unmittelbar ein, weil ich mich erinnerte, daß Saint-Loup sie bereits kannte; denn als ich sie ihm am Tag nach meiner Ankunft erzählen wollte, hatte er mich unterbrochen und gesagt: »Das haben Sie mir schon in Balbec erzählt«. Jetzt aber ermunterte mich Saint-Loup zu meiner großen Überraschung fortzufahren und versicherte mir, er kenne diese Geschichte nicht und würde sie mit viel Vergnügen hören. Ich sagte: »Im Augenblick können Sie sich nicht darauf besinnen, aber Sie werden sie bald wiedererkennen.« – »Aber nein, ich schwöre dir, du verwechselst das. Nie hast du sie mir erzählt. Nur zu.« Und während der ganzen Geschichte heftete er seine begeisterten Blicke fieberhaft bald auf mich, bald auf seine Kameraden. Erst als ich unter allgemeinem Gelächter endete, begriff ich, daß er sich gedacht hatte, die Geschichte würde seinen Kameraden eine hohe Meinung von meinem Geiste geben, und deshalb so tat, als kenne er sie nicht. So ist die Freundschaft.

Am dritten Abend unterhielt sich einer seiner Freunde, den zu sprechen ich die ersten beiden Male keine Gelegenheit hatte, lange mit mir; ich hörte, wie er halblaut zu Saint-Loup seine Freude an diesem Gespräch äußerte. In der Tat sprachen wir fast den ganzen Abend miteinander vor unsern Gläsern Sauterne, die wir nicht leer tranken, und waren von den andern getrennt und gegen sie ge-

schützt durch die herrlichen Schleier einer der Zuneigungen zwischen Männern, die, wenn sie auf keiner leiblichen Anziehung beruhen, die einzig ganz geheimnisvollen sind. So rätselhafter Natur war mir in Balbec Saint-Loups Empfinden mir gegenüber vorgekommen, es hatte nichts mehr gemein mit dem Inhalt unserer Gespräche, war abgelöst von jeder materiellen Bindung, unsichtbar, ungreifbar, und doch fühlte er als eine Art Phlogiston oder Gas seine Gegenwart deutlich genug in sich, um lächelnd davon sprechen zu können. Vielleicht lag in der Sympathie, die hier an einem einzigen Abend entstanden war und wie eine Blume in der Wärme des kleinen Zimmers in wenigen Minuten aufging, etwas noch Überraschenderes. Als Robert mit mir von Balbec sprach, konnte ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er denn wirklich bestimmt Fräulein von Ambresac heiraten würde. Er erklärte mir, nichts derartiges sei bestimmt, ja es sei nie davon die Rede gewesen, er habe die Dame nie gesehn und wüßte gar nicht, wer sie sei. Hätte ich in diesem Augenblick einige der Personen aus der Gesellschaft gesehn, die mir diese Heirat angekündigt hatten, sie würden mir Fräulein von Ambresacs Vermählung mit einem, der nicht Saint-Loup war, und die Saint-Loups mit einer, die nicht Fräulein von Ambresac war, mitgeteilt haben. Sie wären sehr erstaunt gewesen, wenn ich sie an ihre dem widersprechenden und doch erst kürzlich geäußerten Prophezeiungen erinnert hätte. Damit dies Spielchen so weitergehn, nacheinander auf jeden Namen die größtmögliche Zahl von Verbindungen häufen und so die falschen Neuigkeiten vervielfachen kann, hat die Natur dieser Art von Spielern ein so kurzes Gedächtnis und so große Leichtgläubigkeit gegeben.

Saint-Loup hatte mir von einem andern seiner Kameraden gesprochen, der auch zugegen war; mit dem verstand er sich besonders gut, sie waren in diesem Kreise die beiden einzigen Anhänger der Wiederaufnahme des Dreyfusprozesses.

»Oh! Der ist nicht wie Saint-Loup,« sagte mir mein neuer Freund, »das ist ein Besessener und dabei nicht einmal aufrichtig. Am Anfang hat er gesagt: ›Man braucht nur abzuwarten; da gibt es einen Mann, den ich kenne, der ist geschickt und dabei gütig, General Boisdeffre; seiner Meinung wird man sich, ohne zu zaudern, anschließen können.‹ Als er dann aber erfuhr, daß Boisdeffre Dreyfus für schuldig erklärte, taugte Boisdeffre nichts mehr; Klerikalismus und Generalstabsvorurteile hinderten ihn, aufrichtig zu urteilen;

dabei ist niemand oder war wenigstens niemand vor seiner Dreyfuszeit so klerikal wie unser Freund. Dann hat er uns gesagt, man werde die Wahrheit unbedingt erfahren, die Angelegenheit käme in die Hände von Saussier, der sei als republikanischer Soldat (unser Freund ist aus einer ultramonarchistischen Familie) ein Mann von Erz und habe ein unbeugsames Gewissen. Als aber Saussier Esterhazys Unschuld verkündete, hat er für diesen Urteilsspruch neue Erklärungen gefunden, die nicht für Dreyfus, sondern für General Saussier ungünstig waren. Da hatte dann der Geist des Militarismus Saussier verblendet (er selbst ist wohlbemerkt ebenso militaristisch wie klerikal oder war es wenigstens, denn ich weiß nicht mehr, was ich jetzt von ihm denken soll). Seine Familie ist untröstlich, ihn in solchen Ideen leben zu sehn.«
»Sehn Sie,« sagte ich, und dabei wandte ich mich, um auch ihn in die Unterhaltung zu ziehen und nicht den Eindruck zu erwecken, als wolle ich mich mit seinem Kameraden absondern, halb an Saint-Loup, »der Einfluß, den man der Umgebung zuschreibt, trifft vor allem für die geistige Umgebung zu. Man ist der Mensch seiner Idee. Nun gibt es viel weniger Ideen als Menschen, daher gleichen sich alle Menschen derselben Idee. Da eine Idee nichts Stoffliches hat, können die Leute, die den Menschen einer Idee nur körperlich umgeben, an seiner Idee nichts ändern.«
Saint Loup gab sich mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden. Sein Entzücken über meine Worte wurde noch verstärkt durch die Lust, mich vor seinen Freunden glänzen zu lassen, er tätschelte mich wie ein Pferd, das als erstes durchs Ziel gelaufen ist, und sagte immer wieder geschwind: »Weißt du, du bist der intelligenteste Mensch, den ich kenne.« Dann besann er sich und fügte hinzu: »Außer Elstir – das ärgert dich doch nicht, nicht wahr? Du verstehst mein Bedenken. Ich sage das, wie man vergleichsweise zu Balzac hätte sagen können: Sie sind der größte Romanschriftsteller des Jahrhunderts, neben Stendhal. Äußerste Gewissenhaftigkeit, verstehst du, im Grunde riesige Bewunderung. Nein? Das mit Stendhal machst du nicht mit?« Sein treuherziges Vertrauen auf mein Urteil verriet sich in einem reizend fragenden, fast kindlichen Lächeln seiner grünen Augen. »Ah! Gut, ich sehe, du bist meiner Meinung. Bloch kann Stendhal nicht leiden, das finde ich idiotisch von ihm. Die *Chartreuse* ist wohl doch eine enorme Sache? Ich bin froh, daß du meiner Meinung bist. Sag, was liebst du am meisten in der *Chartreuse*?«

fragte er mit jugendlichem Ungestüm. Und seine Körperkraft gab der Frage fast etwas erschreckend Bedrohliches. »Mosca? Fabrice?« Schüchtern antwortete ich, Mosca habe etwas von Herrn von Norpois. Darauf stürmisches Gelächter von seiten des jungen Siegfried – Saint-Loup. Kaum hatte ich noch hinzugefügt: »Aber Mosca ist erheblich klüger und weniger pedantisch«, da schrie Robert Bravo, klatschte in die Hände und rief, fast erstickend vor Lachen: »Das stimmt! Ausgezeichnet! Du bist fabelhaft.«

Als ich weiterreden wollte, unterbrach Saint-Loup; es hatte nämlich einer der jungen Soldaten lächelnd auf mich gezeigt und dabei zu Saint-Loup gesagt:

»Duroc, ganz und gar Duroc.« Ich wußte nicht, was das bedeutete, aber in seiner schüchternen Miene bemerkte ich äußerstes Wohlwollen. Während ich sprach, wollte Saint-Loup keine Äußerungen der Zustimmung von den andern, er verlangte Schweigen. Und wie ein Kapellmeister seine Musiker unterbricht und mit dem Taktstock klopft, weil einer zu laut wurde, erteilte er dem Störenfried einen Verweis:

»Gibergue, Sie müssen schweigen, wenn man spricht. Sie werden das nachher vorbringen. – Fahren Sie doch fort«, wandte er sich dann an mich.

Ich atmete auf; ich hatte gefürchtet, er werde mich alles von vorn anfangen lassen.

»Und wie eine Idee«, fuhr ich fort, »etwas ist, das nicht teilhaben kann am menschlichen Eigennutz und nie Nutzen ziehen könnte aus dem Vorteil der Leute, so sind auch die Menschen einer Idee nicht vom Gedanken an Nutzen beeinflußt.«

»Na, da macht ihr Augen, Kinder!« rief Saint-Loup, als ich ausgeredet hatte. Er war meinen Worten mit so ängstlicher Besorgnis gefolgt, als ginge ich auf dem straffen Seil. »Was wollten Sie denn sagen, Gibergue?«

»Ich meinte, der Herr erinnerte mich sehr an den Major Duroc. Ich glaubte, den Major zu hören.« »Ja, daran hab ich oft gedacht,« erwiderte Saint-Loup, »es besteht viel Ähnlichkeit, aber Sie werden sehn, er hat noch tausenderlei, was Duroc nicht hat.« Der Freund von Saint-Loup hatte einen Bruder, einen Musikschüler an der Schola Cantorum, der dachte über jedes neue Musikwerk ganz anders als seine Eltern, Vettern und Klubkameraden, aber genau so wie alle andern Schüler der Schola; ebenso hatte der adlige Unter-

offizier (Bloch stellte sich ihn als ungewöhnlichen Menschen vor nach meiner Beschreibung. War er gerührt, daß der junge Mann zur gleichen Partei gehörte wie er selbst, so machte doch die adelige Herkunft und religiöse und militärische Erziehung aus ihm etwas ganz andres und gab ihm den Reiz eines Eingeborenen aus fernem Land) eine »Mentalität« – ein Ausdruck, der damals aufkam – entsprechend der aller Dreyfusanhänger im allgemeinen und der Blochs im besondern, auf welche die Familienüberlieferungen und die Rücksichten auf das Vorwärtskommen keine Wirkung ausübten. Ähnlich war der Fall einer jungen orientalischen Fürstin, die ein Vetter von Saint-Loup geheiratet hatte: sie mache, sagte man, Verse so schön wie die von Victor Hugo und Alfred de Vigny, und doch vermutete man bei ihr eine andre Art Geist als danach zu erwarten war, nämlich den einer orientalischen Fürstin, die einsiedlerisch in einem Palast aus *Tausend und eine Nacht* lebt. Den Schriftstellern, die den Vorzug hatten, sich ihr zu nähern, blieb die Enttäuschung oder vielmehr die Freude vorbehalten, einer Unterhaltung beizuwohnen, die nicht an Scheherezade, sondern an einen Geist von der Art Alfred de Vignys oder Victor Hugos gemahnte.

Mit diesem jungen Mann wie auch mit den andern Freunden Roberts und mit Robert selber unterhielt ich mich besonders gern über das Leben in der Kaserne, die Offiziere in der Garnison und die Armee im allgemeinen. Da nun einmal die kleine Umwelt, in der wir essen, plaudern und unser wirkliches Leben führen, ungeheure Maße annimmt und gewaltig überschätzt wird, so daß neben ihr der abwesende Rest der Welt nicht aufkommen kann und wesenlos wird wie ein Traum, hatte ich angefangen, mich um die verschiedenen Persönlichkeiten in der Kaserne, um die Offiziere zu bekümmern, die ich im Hof bemerkte, wenn ich Saint-Loup besuchen kam, oder beim Aufwachen sah, wenn das Regiment unter meinen Fenstern vorüberkam. Gern hätte ich Einzelheiten über den Obersten gehört, den Saint-Loup so bewunderte, und über seinen Unterricht in Kriegsgeschichte, der mir angeblich »sogar vom ästhetischen Standpunkt« so gut gefallen haben würde. Ich kannte bei Robert einen gewissen Wortschwall, der allzu oft etwas leer wirkte, in andern Fällen aber merken ließ, wie er tiefe Ideen, für die er durchaus Verständnis besaß, sich angeeignet hatte. Was die Armee betraf, so war Robert damals leider vorwiegend mit der Dreyfusaffäre beschäftigt. Er sprach wenig darüber, weil er der einzige

Dreyfusanhänger der Tafelrunde war; die andern waren heftige Gegner der Revision mit Ausnahme meines Tischnachbarn und neuen Freundes, dessen Meinungen ziemlich schwankend schienen. Er war ein überzeugter Bewunderer des Obersten, der für einen hervorragenden Offizier galt, die Bewegung gegen die Armee in verschiedenen Tagesbefehlen gebrandmarkt hatte und deshalb für einen Dreyfusgegner gehalten wurde; nun hatte er aber gehört, sein verehrter Vorgesetzter habe Äußerungen fallen lassen, die auf Zweifel an Dreyfus' Schuld hindeuteten, und er bewahre Picquart seine Achtung. In letzterer Beziehung war jedenfalls das Gerücht von des Obersten Dreyfusfreundschaft schwach begründet, wie es immer die Gerüchte sind, die, ohne daß man weiß, woher sie stammen, ein großes Ereignis umkreisen. Denn als bald danach der Oberst beauftragt worden war, den ehemaligen Chef des Nachrichtenbureaus zu verhören, behandelte er ihn mit einer Roheit und Verachtung, wie sie noch nicht vorgekommen war. Gleichwohl hatte mein Nachbar, der sich übrigens nicht gestattet hätte, den Obersten selbst um Auskunft zu bitten, in höflichem Tone – wie etwa eine katholische Dame einer jüdischen mitteilt, ihr Pfarrer tadle die Judenmetzeleien in Rußland und bewundere die Großmut gewisser Israeliten – zu Saint-Loup gesagt, der Oberst sei dem Dreyfusismus, wenigstens einem bestimmten Dreyfusismus gegenüber nicht der unduldsame, engherzige Gegner, als den man ihn hinstellte.
»Das wundert mich nicht,« sagte Saint-Loup, »denn er ist ein Mann von Geist. Aber trotzdem verblenden ihn die Vorurteile seiner Herkunft und vor allem der Klerikalismus. Ja, Major Duroc,« wandte er sich dann an mich, »der Lehrer der Kriegsgeschichte, von dem ich dir gesprochen habe, der ist offenbar tief von unsern Ideen durchdrungen. Das Gegenteil würde mich auch sehr wundern; er ist ja nicht nur höchst intelligent, sondern auch Radikalsozialist und Freimaurer.«
Einmal aus Höflichkeit gegen seine Freunde, denen Saint-Loups Glaubensbekenntnisse eines Dreyfusanhängers peinlich waren, und dann, weil mich das übrige mehr anzog, fragte ich meinen Nachbarn, ob dieser Oberst tatsächlich aus der Kriegsgeschichte eine Darstellung von echt ästhetischer Schönheit mache.
»Tatsächlich.«
»Was verstehn Sie darunter?«
»Nun zum Beispiel, alles was Sie, nehmen wir an, in einer Erzäh-

lung aus der Kriegsgeschichte lesen, die kleinsten Tatsachen, die geringfügigsten Ereignisse sind Merkmale einer Idee, die man freilegen muß, die oft andere Ideen wie in einem Palimpsest überdekken. Auf diese Art bekommen Sie ein ebenso sinnvolles Ganzes, wie in irgendeiner beliebigen Wissenschaft oder Kunst, ein Ganzes, das dem Geiste genug tut.«

»Beispiele, wenn ich nicht zu viel verlange.«

»Es ist schwer, dir das so einfach zu erklären«, unterbrach Saint-Loup. »Du liest zum Beispiel, dies oder jenes Armeekorps hat einen Vorstoß gemacht ... Aber bevor man weiter geht, ist der Name des Korps und seine Zusammensetzung nicht ohne Bedeutung. Wird die Operation nicht zum erstenmal unternommen, sehn wir für die gleiche Operation noch ein Korps erscheinen, so kann das ein Anzeichen sein, daß die vorhergehenden durch besagte Operation vernichtet oder sehr geschwächt wurden, weil sie nicht imstande waren, sie gut auszuführen. Dann muß man erkunden, was für ein Korps das jetzt vernichtete war: waren es Stoßtruppen, die für starke Angriffe in Reserve gehalten worden, so hat ein neues weniger qualifiziertes Korps wenig Aussicht auf Erfolg da, wo jene versagt haben. Steht man nicht mehr im Anfang eines Feldzugs, kann das neue Korps aus sehr gemischten Bestandteilen zusammengestellt sein, das gibt den Kräften, über die der Kriegführende verfügt, der Nähe des Augenblicks, in dem sie denen des Gegners nicht gewachsen sein werden, eine Bedeutung, die für die Operation selbst, welche das Korps unternehmen will, von jeweils verschiedener Wichtigkeit sein kann; ist es nämlich nicht imstande, seine Verluste wettzumachen, so wird auch ein Erfolg mit mathematischer Genauigkeit es nur einer schließlichen Vernichtung entgegenführen. Nicht weniger bedeutungsvoll ist, nebenbei bemerkt, Name und Nummer des Korps, das ihm gegenübersteht. Handelt es sich um eine bedeutend schwächere Einheit, die aber bereits mehrere wichtige Einheiten des Gegners aufgerieben hat, so bekommt die Operation einen ganz andern Charakter. Sollte sie selbst mit dem Verlust der verteidigten Stellung enden, diese auch nur eine Weile gehalten zu haben, kann ein großer Erfolg sein, wenn es genügt hat, um mit geringen Kräften sehr wichtige Kräfte des Gegners zu vernichten. Wenn schon die Analyse der Kampftruppe so wichtige Probleme enthält, wirst du verstehn, wie bedeutsam das Studium der Stellung selbst ist, der Straßen und Eisenbahnstrecken, die sie beherrscht,

der Verproviantierung, die sie beschützt. Man muß das, was ich den ganzen geographischen Kontext nennen möchte, studieren«, fügte er lachend hinzu. (Mit diesem Ausdruck war er offenbar sehr zufrieden; jedes Mal, wenn er ihn wieder anwandte, noch Monate später, hatte er immer dasselbe Lachen.) »Liest du, während der eine der Kriegführenden die Operation vorbereitete, wurde eine seiner Streifwachen in der Nähe der Stellung vom Gegner vernichtet, kannst du daraus unter anderm den Schluß ziehen, daß der erstere versucht hat, sich über die Verteidigungsarbeiten Aufklärung zu verschaffen, mit denen der andere seinen Angriff zum Scheitern zu bringen beabsichtigte. Eine besonders heftige Aktion gegen einen Punkt kann bedeuten: man will ihn erobern, aber auch: man will den Gegner da festhalten, nicht dort mit ihm kämpfen, wo er angegriffen hat, es kann auch bloß eine Finte sein, die durch verstärkte Kampftätigkeit die Wegnahme von Truppen an dieser Stelle verbergen soll (das ist eine klassische Finte aus den Kriegen Napoleons). Ferner, um die Bedeutung eines Manövers, sein wahrscheinliches Ziel und somit die andern Bewegungen, die es begleiten oder ihm folgen sollen, zu verstehn, ist es weniger wichtig, den erteilten Befehl – der kann zur Täuschung des Gegners gegeben worden sein und um einen möglichen Mißerfolg zu verdecken –, als das Militärreglement des betreffenden Volkes zu kennen. Es läßt sich immer annehmen, das Manöver, das eine Armee hat unternehmen wollen, sei gleich dem, welches das zur Zeit gültige Reglement für entsprechende Umstände vorschreibt. Nimm zum Beispiel den Fall: das Reglement schreibt vor, einen Frontangriff mit einem Flankenangriff zu begleiten, der Flankenangriff mißlingt, der Tagesbefehl behauptet, er sei außer Zusammenhang mit dem Frontangriff und nur eine Ablenkungsbewegung gewesen; dann ist mit großer Wahrscheinlichkeit die Wahrheit in dem Reglement und nicht in den Aussagen des Tagesbefehls zu suchen. Und bei jeder Armee kommen zu den Reglements noch die Traditionen, Gewohnheiten und Doktrinen hinzu. Das Studium der diplomatischen Tätigkeit, die immer auf die militärische einwirkt oder reagiert, darf auch nicht vernachlässigt werden. Aus anscheinend unwesentlichen Zwischenfällen, die von den Zeitgenossen falsch verstanden wurden, wirst du ersehn, daß der Feind auf eine Unterstützung rechnete, die, wie aus eben diesen Zwischenfällen hervorgeht, ihm versagt wurde, und daß er daher in Wirklichkeit nur einen Teil seines strate-

gischen Programms ausführen konnte. Verstehst du, derart Kriegsgeschichte zu lesen, so wird, was dem Durchschnittsleser wirrer Bericht bleibt, für dich ein so vernunftgemäßes Ganzes sein wie ein Bild für den Kunstfreund, der sieht, was die dargestellte Person trägt und in Händen hält, während der verdutzte Museenbesucher von wesenlosen Farben irregeführt und gequält wird. Wie es aber bei gewissen Bildern nicht genügt zu bemerken, daß eine Person einen Kelch hält, man vielmehr wissen muß, warum der Maler ihr den Kelch in die Hände gegeben und was er damit versinnbildlicht hat, so sind militärische Operationen auch nicht nur durch ihren unmittelbaren Zweck bestimmt, sie werden im Geist des kriegführenden Feldherrn gewöhnlich älteren Schlachten nachgebildet, und diese sind, wenn du willst, eine Art Vorzeit, Bibliothek, Studium, Etymologie, Aristokratie für die neuen Schlachten. Beachte, daß ich jetzt nicht von der lokalen, wie soll ich sagen, spatialen Identität der Schlachten spreche. Die gibt es auch. Ein Schlachtfeld war und bleibt im Lauf der Jahrhunderte nicht das Feld einer einzigen Schlacht. Ist es Schlachtfeld gewesen, so bedeutet das: es hat bestimmte Bedingungen der geographischen Lage und geologischen Natur vereinigt und sogar bestimmte Mängel für den Gegner aufgewiesen (einen Fluß, zum Beispiel, der es in zwei Hälften teilt) und ist so zu einem guten Schlachtfeld geworden. Das ist es gewesen, wird es also wieder sein. Ein Maleratelier kann man nicht aus einem beliebigen Zimmer, ein Schlachtfeld nicht aus einer beliebigen Stätte machen. Es gibt Orte, die dafür vorherbestimmt sind. Noch einmal, nicht davon will ich dir sprechen, sondern von dem Typus der Schlacht, die man nachahmt, von einer Art strategischem Abzug, einem taktischen Pasticcio, wenn du willst, der Schlacht bei Ulm, Lodi, Leipzig, Cannä. Ich weiß nicht, ob es in Zukunft noch Kriege geben wird, auch nicht zwischen welchen Völkern, aber wenn, dann sei sicher: es wird (und zwar von seiten des Feldherrn mit Bewußtsein) wieder ein Cannä, Austerlitz, Roßbach, Waterloo geben, von andern zu schweigen, die manche Leute sich nicht scheuen auszusprechen. Feldmarschall von Schlieffen und General von Falkenhausen haben schon im voraus gegen Frankreich eine Schlacht bei Cannä vorbereitet, nach Hannibals Art: Fesselung des Gegners auf der ganzen Front und Vorstoß beider Flügel, besonders des rechten in Belgien, während Bernhardi die schräge Schlachtordnung Friedrichs des Großen, die Schlacht bei Leuthen

der bei Cannä vorzieht. Andere geben ihre Ansichten nicht so rücksichtslos zum Besten, aber ich wette mit dir, mein Junge, Beauconseil, der Schwadronführer, dem ich dich neulich vorgestellt habe, ein Offizier mit großer Zukunft, hat seine kleine Attacke am Pratzen schon gründlich studiert, kennt sie bis in alle Ecken und Enden und hält sie in Reserve; sollte er je Gelegenheit haben, sie auszuführen, wird er nicht danebenhauen, er wird sie uns groß und breit vorsetzen. Das Einstoßen des Zentrums bei Rivoli, glaub mir, das wird man machen, solange es noch Kriege gibt. Das ist ebensowenig veraltet wie die *Ilias*. Ich behaupte sogar, man ist fast verurteilt zu Frontangriffen, man will doch nicht wieder in den Irrtum von 70 verfallen, sondern angreifen, immer nur angreifen. Ganz klar bin ich mir allerdings darüber noch nicht; während nämlich sonst nur zurückgebliebene Geister sich diesem herrlichen Grundsatz widersetzen, möchte doch einer meiner jüngsten Lehrer, Mangin, ein genialer Mann, der Defensive ihren Platz einräumen, wenn auch natürlich nur provisorisch. Man kommt recht in Verlegenheit, ihm etwas zu erwidern, wenn er als Beispiel Austerlitz anführt, wo die Defensive nur das Vorspiel des Angriffs und Sieges ist.«

Solche Theorien Saint-Loups machten mich glücklich. Sie ließen mich hoffen, daß ich hier in Doncières mit den Offizieren, von denen man mir beim Sauternes, der seinen Schimmer auf sie ausstrahlte, erzählte, nicht hereingefallen war wie in Balbec, wo meine Überschätzung alles vergrößerte, den König und die Königin von Polynesien, die kleine Gesellschaft der vier Feinschmekker, den jungen Spieler, den Schwager von Legrandin, die jetzt alle in meinen Augen so klein geworden waren, daß sie kaum noch für mich existierten. Was mir heute gefiel, würde mir vielleicht morgen nicht gleichgültig sein, wie es mir bisher immer geschehn war; das Wesen, das ich in diesem Augenblick noch war, würde vielleicht nicht einem nahen Untergang geweiht sein, denn der flüchtig glühenden Leidenschaft, die ich in diesen paar Abenden allem, was das militärische Leben betraf, entgegenbrachte, gab Saint-Loup durch seine Worte über die Kriegskunst eine geistige Grundlage von dauerhafter Natur; an die konnte ich mich halten, brauchte nicht zu versuchen, mir etwas vorzumachen, würde mich weiter wie bisher für die Arbeiten meiner Freunde in Doncières interessieren und gern bald wieder sie besuchen kommen. Um in-

des noch sicherer zu sein, daß die Kriegskunst wirklich eine Kunst im geistigen Sinn des Wortes sei, sagte ich zu Saint-Loup:
»Was Sie sagen, Verzeihung, was du sagst, interessiert mich sehr, aber da gibt es einen Punkt, der mich beunruhigt. Ich fühle es, ich könnte mich für die Kriegskunst begeistern. Nur müßte sie für mich auch darin mit den andern Künsten übereinstimmen, daß die lernbare Regel bei ihr nicht alles ist. Du sagst, man bildet Schlachten nach. Ich finde es in der Tat, wie du sagst, ästhetisch, unter einer modernen Schlacht eine ältere zu sehn, ich kann dir nicht sagen, wie sehr diese Vorstellung mir gefällt. Aber spielt denn dann der Genius des Feldherrn keine Rolle? Tut er wirklich weiter nichts als Regeln anzuwenden? Oder ist es, das vollkommene Wissen vorausgesetzt, mit den großen Generälen wie mit großen Chirurgen, die vor zwei inhaltlich genau übereinstimmenden Krankheitsbildern an einer Kleinigkeit, die sie, vielleicht auf Grund einer Erfahrung, neu deuten, doch spüren: in diesem Fall ist eher dies, im andern eher das zu tun, hier sollte man operieren, dort von einer Operation absehn.«
»Das will ich meinen! Du wirst sehn, wie Napoleon nicht angreift, wenn alle Regeln wollen, daß er angreife, eine dunkle Ahnung rät ihm davon ab. Lies zum Beispiel bei Austerlitz oder auch 1806 die Weisungen, die er Lannes gibt. Anderseits kannst du gewisse Generäle ein Manöver Napoleons schülerhaft nachahmen und zu einem diametral entgegengesetzten Ergebnis kommen sehn. Zehn Beispiele dafür 1870. Aber selbst um zu erklären, was der Gegner tun *kann*, ist das, was er tut, nur ein Anzeichen, das sehr Verschiedenes bedeuten kann. Von diesen verschiedenen Ausdeutungen kann jede die richtige sein, wenn man sich an vernünftige Überlegung und Wissenschaft hält, wie es ja auch verwickelte Fälle gibt, wo alle Heilkunde der Welt nicht hinreichen würde, um zu entscheiden, ob das unsichtbare Geschwür ein Gewebetumor ist oder nicht, ob ein Eingriff gemacht werden muß oder nicht. Witterung, Ahnung wie bei einer Wahrsagerin (du verstehst) entscheidet bei dem großen Feldherrn wie bei dem großen Arzt. So habe ich dir, um ein Beispiel herauszugreifen, gesagt, was eine Rekognoszierung im Anfang einer Schlacht bedeuten kann. Aber sie kann noch zehnerlei anderes bedeuten, zum Beispiel: der Feind soll glauben, man wird hier angreifen, während man dort angreifen will, oder die Bewegung soll ihm die Vorbereitungen zu der wirklichen Operation verschleiern, oder er soll gezwungen werden, Truppen heranzuziehen, sie dort,

wo sie nicht gebraucht werden, festzusetzen und festzuhalten, oder man will sich vergewissern, über was für Kräfte er verfügt, Fühlung mit ihm behalten, ihn zwingen, sein Spiel aufzudecken. Daß man in einer Operation große Truppenmassen bindet, beweist durchaus nicht immer, daß diese Operation die eigentliche ist; man kann sie ernstlich ausführen, obwohl sie nur eine Finte ist, damit diese Finte eben mehr Aussicht hat, den Gegner zu täuschen. Hätte ich Zeit, von diesem Gesichtspunkt aus dir die Kriege Napoleons zu erzählen, glaub mir, die einfachen klassischen Bewegungen, die wir studieren und die du uns beim Felddienst zu deinem Spaziergangsvergnügen wirst ausführen sehn, kleiner Schlemmer – Verzeihung, ich weiß, du bist krank – also, im Kriege, wenn man hinter diesen Bewegungen die gespannte Aufmerksamkeit, das Nachdenken und Nachprüfen des Oberkommandos fühlt, erregen sie uns wie die einfachen Feuer eines Leuchtturms, dies körperliche Licht, das doch eine Ausgießung des Geistes ist und den Raum durchstreift, um den Schiffen die Gefahr anzuzeigen. Es ist vielleicht unrecht von mir, dir nur von Kriegsliteratur zu sprechen. Wie Bodenbeschaffenheit, Wind- und Lichtrichtung anzeigen, wo ein Baum wachsen wird, so bestimmen tatsächlich die Bedingungen, unter denen ein Feldzug geführt wird, und die Eigentümlichkeiten des Geländes, auf dem man manövriert, in gewisser Weise die Pläne, zwischen denen ein Feldherr zu wählen hat, und begrenzen sie. Längs des Gebirges, in einem System von Tälern, in gewissen Ebenen kannst du fast mit Notwendigkeit, wie den großartigen Gang einer Lawine, den Marsch der Heere vorhersagen.«

»Jetzt nimmst du wieder dem Feldherrn die Freiheit und dem Gegner, der in seinen Plänen lesen will, das Ahnungsvermögen, das du mir vorhin für ihn zugestanden hast.«

»Aber durchaus nicht! Du erinnerst dich des philosophischen Buches, das wir in Balbec zusammen lasen über den Reichtum der Welt des Möglichen im Vergleich zur wirklichen Welt. In einer gegebenen Lage werden sich vier verschiedene Pläne aufdrängen, zwischen denen der Feldherr zu wählen hat, gerade wie eine Krankheit verschiedene Entwicklungen durchmachen kann, auf die der Arzt gefaßt sein muß. Und auch dann noch verursachen menschliche Schwäche und Größe neue Ungewißheit. Nehmen wir an, der Feldherr wählt aus zufälligem Anlaß (etwa weil er anderweitige Ziele erreichen will, weil die Zeit drängt oder sein Truppenbestand klein

und die Verpflegung schlecht ist) unter den vier Plänen den ersten, der unvollkommener, aber weniger kostspielig und schneller auszuführen geht und zur Ernährung seiner Armee ein reicheres Land bietet. Er fängt also nach dem ersten Plan zu operieren an; der Feind, erst unsicher, durchschaut diesen bald, und zu große Hindernisse stellen sich der Ausführung entgegen; das nenne ich das Risiko aus menschlicher Schwäche; nun gibt der Feldherr den ersten Plan auf und versucht es mit dem zweiten, dritten oder vierten. Aber sein Versuch mit dem ersten Plan kann auch – und das nenne ich menschliche Größe – eine Finte gewesen sein, um den Gegner festzuhalten und dort, wo er sich nicht angegriffen glaubt, zu überraschen. So wurde bei Ulm Mack, der den Feind im Westen erwartete, von Norden her, wo er sich ungefährdet glaubte, eingeschlossen. Mein Beispiel ist übrigens nicht sehr gut gewählt. Und Ulm ist eher ein Typ der Aufrollungstaktik, wie man sie in Zukunft wiederaufnehmen wird, es ist nicht nur ein klassisches Beispiel, von dem Feldherrn sich werden anleiten lassen, sondern eine gewissermaßen notwendige Form (notwendig unter andern, es bleibt Wahl und Mannigfaltigkeit bestehn), notwendig wie eine typische Kristallbildung. Aber das alles besagt noch nichts. Ich komme auf unser philosophisches Buch zurück; es ist wie mit den logischen Prinzipien oder den wissenschaftlichen Gesetzen: die Wirklichkeit paßt sich ihnen ungefähr an; aber denke an den großen Mathematiker Poincaré: es ist nicht sicher, daß die Mathematik streng exakt ist. Die Reglements, von denen ich dir sprach, sind im Ganzen von einer Wichtigkeit zweiten Ranges und werden übrigens von Zeit zu Zeit geändert. So haben wir Kavalleristen eine Felddienstordnung von 1895, die, wie man wohl sagen kann, überholt ist, sie beruht auf der alten abgekommenen Lehrmeinung, die von dem Kavallerieangriff nur eine seelische Wirkung erwartet durch den Schrecken, den der Angriff auf den Gegner ausübt. Dagegen stehn die klügsten unserer Lehrer, die besten Köpfe in der Kavallerie und namentlich der Major, von dem ich dir sprach, auf dem Standpunkt, die Entscheidung werde durch ein richtiges Handgemenge herbeigeführt, in dem man mit Säbel und Lanze ficht und der Zähere Sieger bleibt, nicht nur einfach seelisch dadurch, daß er Schrecken erregt, sondern ganz wirklich.«

»Saint-Loup hat recht, wahrscheinlich wird die nächste Felddienstordnung Anzeichen dieser Entwicklung aufweisen«, sagte mein Nachbar.

»Es ist mir sehr angenehm, daß du mir zustimmst, deine Ansichten scheinen meinem Freunde nämlich mehr Eindruck zu machen als meine«, sagte Saint-Loup lachend, vielleicht verdroß ihn die entstehende Neigung zwischen seinem Kameraden und mir ein wenig, vielleicht aber wollte er nur liebenswürdig sein, sie auch öffentlich feststellen und anerkennen. »Und dann habe ich vielleicht die Wichtigkeit der Reglements etwas herabgesetzt. Sie werden verändert, das ist richtig. Aber bis dahin beherrschen sie die militärische Situation, die Feldzugs- und Konzentrationspläne. Spiegelt sich in ihnen eine falsche Auffassung der Strategie, so können sie den ersten Anstoß zur Niederlage geben. Das alles ist ein bißchen zu technisch für dich«, wandte er sich an mich. »Im Grunde wirst du dir sagen können: am stärksten wird die Entwicklung der Kriegskunst gefördert durch die Kriege selbst. Im Lauf eines etwas längeren Feldzugs kann man sehen, wie einer der Kriegführenden aus den Lehren Nutzen zieht, die ihm Erfolge und Fehler des Gegners geben, wie er die Methoden des andern vervollkommnet und dieser wieder ihn überbietet. Aber das gehört alles der Vergangenheit an. Bei den furchtbaren Fortschritten der Artillerie werden die künftigen Kriege, wenn es überhaupt noch Kriege gibt, so kurz sein, daß, ehe man daran denken kann, aus Lehren Vorteil zu gewinnen, der Frieden geschlossen sein wird.«

»Sei nicht so empfindlich«, sagte ich zu Saint-Loup und antwortete damit auf das, was er vor seinen letzten Worten gesagt hatte. »Ich habe dir doch recht eifrig zugehört.«

»Wenn du nicht gleich wieder böse wirst, sondern es erlaubst,« nahm Saint-Loups Freund wieder auf, »möchte ich dem, was du gesagt hast, hinzufügen: es liegt nicht nur am Geist des Führers, wenn typische Schlachten nachgeahmt werden und sich häufen. Mitunter kann ein Fehler des Führers (wenn er zum Beispiel den Wert des Gegners unterschätzt) ihn dazu bringen, von seinen Truppen übertriebene Opfer zu verlangen, Opfer, die gewisse Einheiten mit erhabener Selbstverleugnung bringen; ihre Haltung entspricht dann der Haltung unserer Einheiten in anderen Schlachten und wird in der Geschichte als austauschbares Beispiel angeführt: um bei 1870 zu bleiben, die preußische Garde bei Saint-Privat, die Turkos bei Fröschweiler und Weißenburg.«

»Austauschbar, sehr richtig! ausgezeichnet! Du bist intelligent«, sagte Saint-Loup.

Diese Beispiele waren mir nicht gleichgültig, da es mir immer wichtig war, im Besonderen das Allgemeine gezeigt zu bekommen. Aber vor allem interessierte mich der Genius des Feldherrn, ich wollte mir klar darüber werden, worin er bestehe, wie in einer gegebenen Lage, in der ein ungenialer Feldherr dem Gegner nicht standhalten kann, der geniale es anfängt, die gefährdete Schlacht wiederherzustellen; das war doch nach Saint-Loup sehr wohl möglich und von Napoleon zu wiederholten Malen verwirklicht worden. Und um zu verstehn, was militärische Größe sei, bat ich um Vergleiche zwischen den Generalen, deren Namen ich kannte, fragte, wer eine richtige Feldherrnnatur, wer die höhere taktische Begabung habe, auf die Gefahr hin, meine neuen Freunde zu langweilen. Sie ließen sich aber wenigstens nichts anmerken und antworteten mir mit unermüdlicher Güte.

Ganz abgetrennt war ich – nicht nur von der großen, einzigen, in die Ferne reichenden Nacht (da draußen pfiff von Zeit zu Zeit ein Zug und machte die Freude, hier zu sein, nur noch lebhafter, oder eine Stunde schlug, zum Glück noch lange nicht die, zu der die jungen Leute ihre Säbel nehmen und heimkehren mußten) – sondern auch von allen äußeren Sorgen, fast sogar von der Erinnerung an Frau von Guermantes, dank der Güte Saint-Loups, zu der die seiner Freunde hinzukam, die sie gewissermaßen verdichtete; dank auch der Wärme dieses kleinen Eßzimmers und der Schmackhaftigkeit der köstlichen Gerichte, die man uns vorsetzte. Die machten meiner Phantasie ebensoviel Vergnügen wie meinem Gaumen. Das Stückchen Natur, dem sie entnommen wurden, das rauhe Weihwasserbecken der Auster, darin noch einige Tropfen Salzwasser blieben, oder ästiges Rebholz und gelbliches Laub einer Weintraube, umgab sie bisweilen noch, selbst uneßbar, schön und fern wie Landschaft, und beschwor im Lauf des Essens eine Siesta am Weinberg und einen Gang durch Meerwellen; an andern Abenden brachte nur der Koch die besondere Herkunft der Gerichte zur Geltung; er bot sie in ihrem natürlichen Rahmen wie ein Kunstwerk dar; ein Fisch, in polnischer Brühe gekocht, kam auf langer irdener Platte, hob sich von einer Streu bläulicher Gräser ab, unversehrt, aber davon, daß er lebend ins kochende Wasser geworfen worden, noch verbogen, rings von Schalwerk kleiner Trabantentiere, Taschenkrebsen, Krabben und Muscheln umgeben, erschien er wie auf einer Keramik von Bernard Palissy.

»Ich bin eifersüchtig, ich bin wütend«, sagte Saint-Loup, halb lachend, halb im Ernst zu mir, auf meine endlosen Einzelgespräche mit seinem Freund anspielend. »Finden Sie ihn klüger als mich, lieben Sie ihn mehr? Dann gibts wohl nur noch ihn?« Männer, die sehr in eine Frau verliebt sind und unter lauter galanten Frauenfreunden leben, erlauben sich Scherze, die andere weniger unschuldig finden und nicht wagen würden.

Sobald die Unterhaltung allgemein wurde, vermied man es, von Dreyfus zu sprechen, um Saint-Loup nicht zu kränken. Gleichwohl machten zwei seiner Kameraden eine Woche später einmal die Bemerkung, es sei doch seltsam, daß er, der in einer ausgesprochen militärischen Umgebung lebe, so dreyfusfreundlich und fast antimilitaristisch sei. Ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, sagte ich: »Der Einfluß der Umgebung ist eben nicht so wichtig, wie man glaubt.« Damit wollte ichs genug sein lassen und nicht die Gedankengänge wiederaufnehmen, die ich ein paar Tage vorher Saint-Loup vorgebracht hatte. Um mich aber für etwas, das ich ihm fast wörtlich gesagt hatte, zu entschuldigen, fügte ich hinzu: »Das ist es ja gerade, was ich neulich ...« Aber ich hatte nicht mit der Kehrseite seiner liebenswürdigen Bewunderung für mich und einige andere Personen gerechnet. Seiner Bewunderung für diese entsprach nämlich ein völliges Assimilieren ihrer Ideen, und schon nach vierundzwanzig Stunden hatte er vergessen, daß es nicht seine eigenen Ideen waren. Ganz als habe meine bescheidene These immer schon in seinem Hirn gewohnt und als jagte ich nur auf seinen Feldern, glaubte er mich nur herzlich willkommen heißen und mir beistimmen zu müssen:

»Gewiß doch! Die Umgebung spielt keine Rolle.«

Und lebhaft – als fürchte er, ich könnte ihn unterbrechen oder verstünde ihn nicht, fuhr er fort: »Den wahren Einfluß übt die geistige Umgebung aus! Man ist der Mensch seiner Idee!«

Er hielt einen Augenblick inne, mit dem Lächeln eines Menschen, der gut verdaut hat, ließ dann sein Monokel fallen, heftete seinen durchbohrenden Blick auf mich und sagte in herausforderndem Ton: »Alle Menschen derselben Idee sind einander ähnlich.« Gewiß hatte er ganz vergessen, daß ich ihm vor wenigen Tagen das gesagt hatte, woran er sich nun so genau erinnerte.

Nicht jeden Abend kam ich in der gleichen Stimmung in Saint-Loups Restaurant. Kann eine Erinnerung, ein Kummer uns so ganz entschwinden, daß wir nichts mehr von ihm merken, so kommt er doch auch, und manchmal nach langer Zeit, wieder und verläßt uns nicht. An manchen Abenden hatte ich, wenn ich die Stadt durchquerte, um in das Restaurant zu gehn, solche Sehnsucht nach Frau von Guermantes, daß ich kaum atmen konnte: es war, als habe ein geschickter Anatom einen Teil meiner Brust bloßgelegt, herausgenommen und durch eine entsprechende Masse unkörperlichen Schmerzes, durch ein Äquivalent aus Sehnsucht und Liebe ersetzt. Und sind auch die Nähte gut gemacht, es ist doch recht beschwerlich zu leben, wenn man statt Eingeweiden Sehnsucht nach einem Wesen hat; die scheint mehr Platz zu brauchen als jene, man fühlt sie immerzu; und dann, was für ein zweideutiger Zustand, einen Teil seines Körpers *denken* zu müssen. Immerhin scheint man mehr wert zu sein. Beim leisesten Windhauch seufzt man vor Beklemmung, aber auch vor Liebesweh. Ich sah den Himmel an. War er klar, sagte ich mir: Vielleicht ist sie auf dem Lande, sie sieht dieselben Sterne an; wer weiß, wenn ich ins Restaurant komme, wird Robert zu mir sagen: »Eine gute Neuigkeit, meine Tante hat mir geschrieben, sie möchte dich sehn, sie kommt hierher.« Nicht nur an das Firmament heftete ich meine Gedanken an Frau von Guermantes. Ein sanft streifender Wind schien mir Botschaft von ihr zu bringen wie einst in den Kornfeldern von Méséglise von Gilberte: man ändert sich nicht, man läßt nur in das Gefühl, das man mit einem Wesen verbindet, manche eingeschlafenen Elemente eintreten, die es erweckt und doch nicht teilt. Und immer zwingt uns etwas, diese besondern Gefühle wahrer zu machen, das heißt, sie mit einem allgemeineren Gefühl sich verbinden zu lassen, das die ganze Menschheit teilt; die Individuen und der Kummer, den sie uns verursachen, sind nur eine Gelegenheit, mit diesem Gefühl zu kommunizieren. Es brachte einige Lust in meine Pein, daß ich wußte, sie war ein Teil der allgemeinen Liebe. Wohl glaubte ich in meinem Weh, mit dem Frau von Guermantes, ihre Kälte, ihre Ferne nicht so deutlich verknüpft waren, wie es im Geiste des Gelehrten Ursache mit Wirkung ist, Traurigkeiten wiederzuerkennen, die ich um Gilbertes willen empfunden hatte, oder in Combray, abends, wenn Mama nicht in meinem Zimmer blieb, oder bei dem Gedanken an gewisse Seiten von Bergotte, aber ich schloß nicht daraus,

daß Frau von Guermantes gar nicht die Ursache dieses Wehs sei. Gibt es doch auch unbestimmte physische Schmerzen, die in Gebiete ausstrahlend sich verbreiten, welche außerhalb des erkrankten Körperteils liegen; wenn dann der Arzt genau den Punkt berührt, woher sie kommen, verlassen sie jene Gebiete und zerstreuen sich ganz; und doch gab vorher ihre Ausdehnung ihnen einen so verhängnisvoll undeutlichen Charakter: unfähig, sie zu erklären oder auch nur zu lokalisieren, hielten wir es für unmöglich, sie zu heilen. Nach dem Restaurant zu weitergehend, sagte ich zu mir selbst: »Jetzt hab ich schon vierzehn Tage Frau von Guermantes nicht gesehn.« Vierzehn Tage, das war wohl nur für mich etwas Ungeheueres, der ich, wenn es sich um Frau von Guermantes handelte, nach Minuten rechnete. Für mich bekamen nicht nur Sterne und Wind, sondern auch die errechenbaren Bruchteilchen der Zeit etwas schmerzlich Schönes. Jeder Tag war jetzt wie der immer in Bewegung scheinende Kamm eines undeutlich sichtbaren Hügels: auf der einen Seite, fühlte ich, könnte ich hinabsteigen ins Vergessen, auf der andern riß mich das Bedürfnis, die Herzogin wiederzusehn, fort. Und ich war bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nah und ohne stabiles Gleichgewicht. Eines Tages sagte ich mir: »Heut Abend wird vielleicht ein Brief dasein«, und hatte, als ich zum Essen kam, den Mut, Saint-Loup zu fragen:
»Hast du nicht zufällig Nachrichten aus Paris?«
»Ja,« antwortete er düster, »schlechte.«
Ich atmete auf; der Kummer traf nur ihn, die Nachrichten waren von seiner Geliebten. Aber bald merkte ich, sie würden unter anderm zur Folge haben, daß Robert mich nicht zu seiner Tante mitnehmen könne.
Ich erfuhr, es war ein Streit zwischen ihm und seiner Geliebten ausgebrochen, sei es brieflich, sei es gelegentlich eines Morgenbesuches, den sie ihm zwischen zwei Zügen gemacht hatte. Und selbst die geringfügigeren Zwiste, die sie bisher gehabt hatten, schienen immer unversöhnlich sein zu müssen. Denn sie war übellaunig, stampfte gleich mit dem Fuß, weinte aus so unbegreiflichen Gründen wie Kinder, die sich in ein dunkles Kämmerchen einschließen, nicht zum Essen kommen, jede Auskunft verweigern und nur noch heftiger schluchzen, wenn man schließlich mit aller Vernunft zu Ende ist und ihnen Schläge gibt. Saint-Loup litt schrecklich unter diesem Zwist, aber wenn man das einfach so ausdrückt, fälscht man

die Vorstellung, die man sich von seinem Schmerz zu machen hat. War er wieder allein und hatte nur noch an seine Geliebte zu denken, die mit Respekt vor ihm abgereist war, weil sie ihn energisch gesehn hatte, vergingen seine Qualen angesichts des Unabänderlichen, und das Aufhören einer Qual ist etwas so Süßes, daß der einmal zur Gewißheit gewordene Zwist für ihn ein wenig von dem Reiz bekam, den eine Versöhnung gehabt hätte. Etwas später stellte sich bei ihm als sekundäres Symptom ein neuer Schmerz ein, der seinem eigenen Wesen entsprang: er litt bei dem Gedanken, sie habe vielleicht eine Annäherung gesucht, es sei nicht ausgeschlossen, daß sie von ihm ein Wort erwarte. Lasse er sie nun warten, werde sie, um sich zu rächen, vielleicht an dem und dem Abend, dem und dem Ort etwas tun ... Er brauche ihr nur zu telegraphieren, er komme, damit sie es nicht tue: andere werden vielleicht die Zeit nutzen, die er verloren gehn lasse, in einigen Tagen würde es zu spät sein, um sie wiederzugewinnen, sie würde in andern Händen sein. Von all diesen Möglichkeiten wußte er nichts Bestimmtes, seine Geliebte wahrte ihr Schweigen, und das machte ihn schließlich so toll vor Schmerz, daß er sich fragte, ob sie sich nicht am Ende in Doncières verborgen halte oder nach Indien verreist sei.

Man hat gesagt, Schweigen sei eine Macht; es ist aber in ganz besonderm Sinne eine schreckliche Macht derer, die geliebt werden. Sie steigert die Qual des Liebenden, der wartet. Nichts verlockt so sehr, uns einem Wesen zu nähern, als das, was uns von ihm trennt; und welche Schranke wäre schwerer zu durchbrechen als das Schweigen? Man hat auch gesagt, Schweigen sei eine Marter und könne den, der im Gefängnis dazu gezwungen werde, wahnsinnig machen. Aber marternder als Schweigen zu wahren, ist es, aushalten zu müssen, daß das geliebte Wesen schweigt! Robert sagte sich: »Was tut sie wohl, daß sie so schweigt? Gewiß betrügt sie mich mit andern?« Er sagte auch: »Was hab ich getan, daß sie so schweigt? Sie haßt mich vielleicht und für immer.« Und er machte sich Vorwürfe. So machte ihn das Schweigen wahnsinnig vor Eifersucht und Reue. Solches Schweigen ist grausamer als das der Gefängnisse, ist selbst Gefängnis. Eine wohl unkörperliche, doch undurchdringliche Klausur, dieses eingeschobene Stück leere Luft, das die Sehstrahlen des Verlassenen nicht durchdringen können. Was kann schrecklicher beleuchten als das Schweigen, das uns statt einer Abwesenden tausend zeigt, und jede ergibt sich einem andern Verrat! Bisweilen

fühlte Robert eine plötzliche Entspannung, er glaubte, das Schweigen werde augenblicklich aufhören, der erwartete Brief werde kommen. Er sah ihn ankommen, er lauschte auf jedes Geräusch, ihm war schon leichter, er flüsterte: »Der Brief! Der Brief!« Hatte er dann schon eine Traumoase voll zärtlicher Liebe zu sehn gemeint, fand er sich wieder im Wirklichen, im Wüstensand endlosen Schweigens watend. Im voraus litt er, ohne einen einzigen zu übergehn, alle Schmerzen, die ein Bruch mit sich bringt, und glaubte doch wiederum zeitweise, den Bruch vermeiden zu können. Er glich den Leuten, die in der Aussicht, ihre Heimat verlassen zu müssen – eine Aussicht, die sich dann gar nicht verwirklicht –, alle ihre Angelegenheiten ordnen. Ihre Gedanken, die nicht mehr wissen, wohin sie morgen gehören, bewegen sich für den Augenblick ganz losgelöst von ihren Trägern, wie das Herz, das man einem Kranken herausnimmt, getrennt vom Körper weiterschlägt. Immerhin gab ihm die Hoffnung auf die Wiederkehr der Geliebten Mut, im Bruche zu beharren, wie der Glaube, man könne lebend aus dem Kampfe wiederkehren, dem Tode zu trotzen hilft. Und da Gewohnheit von allem, was Menschen anpflanzen, am wenigsten Nährboden braucht, um zu gedeihen, und als erstes auf dem anscheinend trostlosesten Felsen keimt, hätte Robert an den Bruch, der zunächst eine Finte von ihm war, vielleicht ganz redlich sich gewöhnt. Aber immer im Ungewissen und voller Erinnerungen an jene Frau, geriet er in einen Zustand, welcher der Liebe glich. Indes zwang er sich, ihr nicht zu schreiben; vielleicht schien es ihm nicht so qualvoll, ohne seine Geliebte, als unter bestimmten Bedingungen mit ihr zu leben, oder er hielt es nach der Art, wie sie sich verlassen hatten, für nötig, ihre Entschuldigungen abzuwarten, damit sie bewahre, was sie nach seiner Meinung, wenn nicht an Liebe, so doch wenigstens an Achtung und Rücksicht für ihn empfände. Er beschränkte sich darauf, an das Telephon zu gehn, das man jüngst in Doncières eingerichtet hatte und von einer Zofe, die er bei seiner Freundin angestellt hatte, Erkundigungen einzuziehen und ihr Weisungen zu geben. Die Telephonverbindung war, nebenbei bemerkt, etwas umständlich und nahm ihm viel Zeit; Roberts Geliebte hatte nämlich ein kleines Grundstück in der Umgegend von Versailles gemietet. Damit folgte sie dem Geschmack ihrer literarischen Freunde, welche die Hauptstadt häßlich fanden; vor allem aber tat sie es um ihrer Tiere willen, der Hunde, des Affen, der

Kanarienvögel und des Papageien, deren beständigen Lärm ihr Pariser Wirt nicht länger dulden wollte. Nun konnte Robert in Doncières des Nachts keinen Augenblick mehr schlafen. Einmal schlummerte er bei mir, von Müdigkeit überwältigt, ein wenig ein. Plötzlich fing er an, aus dem Schlafe zu sprechen, er wollte laufen, etwas verhindern, er sagte: »Ich höre sie, Sie werden nicht ... werden nicht ...« Dann wachte er auf. Er sagte, er habe geträumt, er sei auf dem Lande bei dem Quartierwachtmeister gewesen. Der versuchte ihn von einem Teil des Hauses zu entfernen. Saint-Loup hatte erraten, daß der Wachtmeister einen sehr reichen und sehr lasterhaften Leutnant zu Besuch habe, der, wie er wußte, sehr nach seiner Freundin begehrte. Und mit einmal hatte er im Traum deutlich die regelmäßig wiederkehrenden und aussetzenden Schreie gehört, die seine Geliebte in den Augenblicken der Wollust auszustoßen pflegte. Da hatte er den Wachtmeister zwingen wollen, ihn in das Zimmer zu führen. Und der hielt ihn fest, wollte ihn nicht hinein lassen und setzte eine sehr gekränkte Miene auf, so indiskret fand er dies Verlangen. Robert sagte, er werde diese Miene nie vergessen können.

»Ein idiotischer Traum«, schloß er, noch ganz außer Atem.

Aber schon in der nächsten Stunde war er einige Male drauf und dran, seiner Geliebten zu telephonieren und sie um eine Aussöhnung zu bitten. Seit kurzem hatte mein Vater Telephon, aber ich weiß nicht, ob Saint-Loup damit viel gedient gewesen wäre. Auch schien es mir nicht eben angemessen, meinen Eltern, ja auch nur einem Apparat in ihrem Hause die Vermittlerrolle zwischen Saint-Loup und seiner Geliebten zu geben, mochte diese auch noch so fein und vornehm empfinden. Der Eindruck von Saint-Loups Schrecktraum verwischte sich ein wenig in seinem Bewußtsein. Mit zerstreutem, starrem Blick kam er während all dieser schrecklichen Tage zu mir, und ich sah ihr Nacheinander wie die herrlich geschwungene Kurve eines schmiedeeisernen Geländers, an dem Robert lehnte und sann, was für einen Entschluß seine Freundin fassen werde.

Endlich fragte sie ihn, ob er sich darauf einlassen würde zu verzeihen. Kaum hatte er begriffen, daß der Bruch vermieden war, sah er alle Nachteile einer neuen Annäherung. Übrigens litt er schon weniger und hatte den Schmerz fast hingenommen; er würde ja wohl doch in einigen Monaten von neuem sein Stechen zu fühlen bekom-

men, wenn die Liebschaft wieder begann. Er zauderte nicht lange. Vielleicht zauderte er überhaupt nur, weil er endlich sicher war, seine Geliebte wieder zu sich nehmen zu können, und es zu können, bedeutete für ihn, es zu tun. Allein sie bat ihn, nicht vor dem ersten Januar nach Paris zu kommen, damit sie erst ihre Ruhe wiederfinde. Er hatte nicht den Mut, nach Paris zu gehn, ohne sie dort zu sehn. Anderseits war sie damit einverstanden, mit ihm zu verreisen, aber dafür brauchte er einen richtigen Urlaub, den Rittmeister von Borodino ihm nicht bewilligen wollte.

»Das verdrießt mich wegen unseres Besuches bei meiner Tante, den wir nun aufschieben müssen. Ostern komme ich aber sicher wieder nach Paris.«

»Dann können wir nicht zusammen zu Frau von Guermantes gehen. Ostern werde ich schon in Balbec sein. Aber das macht gar nichts.«

»In Balbec? Aber da sind Sie doch erst im August hingegangen.«

»Ja, aber dies Jahr muß man mich aus Gesundheitsgründen früher hinschicken.«

Seine Hauptsorge war, ich könne ungünstig über seine Geliebte urteilen nach dem, was er mir von ihr erzählt hatte. »So heftig ist sie nur, weil sie zu freimütig ist und zu sehr in ihren Empfindungen aufgeht. Aber sie ist ein wundervolles Geschöpf. Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein poetisches Zartgefühl sie hat. Jedes Jahr geht sie zum Totensonntag nach Brügge. Das ist hübsch, nicht wahr? Wenn du sie jemals kennen lernst, wirst du sehn, sie hat etwas Großzügiges ...« Und da er gewisse Ausdrücke literarischer Kreise aus der Umwelt dieser Frau angenommen hatte, fuhr er fort: »Sie hat etwas Siderales, Seherisches, du verstehst, was ich sagen will, der Dichter, der fast ein Priester ist.«

Ich suchte beim Essen die ganze Zeit nach einem Vorwand, der Saint-Loup gestatten würde, seine Tante zu bitten, sie möge mich empfangen, ohne seine Rückkehr nach Paris abzuwarten. Diesen Vorwand lieferte mir mein Wunsch, die Bilder Elstirs wiederzusehn, des großen Malers, den Saint-Loup und ich in Balbec kennen gelernt hatten. Der Vorwand enthielt übrigens einige Wahrheit: bisher hatte ich, wenn ich Elstir besuchte, von seiner Malerei Verständnis und Liebe für Dinge nähergebracht bekommen wollen, die mehr waren als diese Kunst, ein richtiges Tauwetter, ein authentischer Provinzplatz, lebendige Frauen am Strande (allenfalls hätte

ich von ihm das Porträtieren der Wirklichkeiten verlangt, die ich noch nicht tiefer zu durchdringen verstanden hatte, eines Weißdornpfades zum Beispiel, nicht damit er mir ihre Schönheit festhalte, sondern sie mir entdecke), jetzt aber war ich begierig auf die Originalität und den Reiz dieser Malereien selber, und vor allem wollte ich noch andre Bilder von Elstir sehn.

Übrigens schien mir jedes Bild von ihm, auch das unbedeutendste, etwas ganz anderes zu sein als die Meisterwerke selbst von größeren Malern. Sein Werk war wie ein verschlossenes Königreich mit unüberschreitbaren Grenzen und von unvergleichlicher Materie. Begierig hatte ich die seltenen Zeitschriften gesammelt, in denen Aufsätze über ihn veröffentlicht waren, und daraus erfahren, daß er erst neuerdings Landschaften und Stilleben male; begonnen habe er mit mythologischen Darstellungen (von zwei solchen hatte ich in seinem Atelier die Photographien gesehn), dann hatte er lange Zeit unter dem Eindruck der japanischen Kunst gestanden.

Einige der bezeichnendsten Werke seiner verschiedenen Malweisen befanden sich in der Provinz. Ein Haus etwa in Les Andelys, in dem eine seiner schönsten Landschaften hing, erschien mir so wertvoll, machte mir so viel Reiselust, wie ein Dorf aus der Gegend von Chartres, dessen Kalkstein eines der glorreichen Fenster einfaßt; und zu dem Besitzer dieses Meisterwerks, zu dem Menschen, der da in seinem bäurischen Haus an der Landstraße, verborgen und eingeschlossen wie ein Astrologe, einen dieser Spiegel der Welt – denn das ist ein Bild Elstirs – befragte, der es vielleicht für mehrere tausend Franken gekauft hatte, fühlte ich die Sympathie, die uns zum Herzen und Charakter derer zieht, die über etwas Wesentliches ebenso denken wie wir. Drei wichtige Werke meines Lieblingsmalers waren in einer der Zeitschriften als im Besitz der Frau von Guermantes bezeichnet. Es war also doch schließlich ganz aufrichtig von mir, als ich an dem Abend, an dem Saint-Loup mir die Reise seiner Freundin nach Brügge ankündigte, beim Essen vor seinen Freunden ihm wie einen plötzlichen Einfall hinwarf:

»Wenn du erlaubst, komm ich noch ein letztes Mal auf das Thema von der Dame, über die wir gesprochen haben, zurück. Du erinnerst dich doch an Elstir, den Maler, den ich in Balbec kennen lernte.«

»Aber natürlich.«

»Du erinnerst dich meiner Bewunderung für ihn?«

»Gewiß, und auch des Briefes, den wir ihm überbringen ließen.«
»Nun denn, einer der Gründe, nicht der wichtigste, nur einer, der noch hinzukommt, weshalb ich besagte Dame gern kennen lernen möchte, du weißt doch noch, welche ich meine.«
»Ja doch! Was machst du für Parenthesen.«
»Dieser Grund ist, es gibt bei ihr wenigstens ein sehr schönes Bild von Elstir.«
»Ach, das wußte ich nicht.«
»Elstir wird Ostern sicherlich in Balbec sein, Sie wissen, er verbringt jetzt fast das ganze Jahr an der Küste. Sehr gern hätte ich vor meiner Abreise dies Bild gesehn. Ich weiß nicht, ob Sie vertraulich genug mit Ihrer Tante stehn; könnten Sie mich in ihren Augen geschickt ein wenig herausstreichen, damit sie nichts dagegen hat, und sie bitten, mich, da Sie doch um die Zeit nicht dasein werden, ohne Sie das Bild sehn zu lassen?«
»Selbstverständlich, ich verbürge mich für meine Tante, das wird gemacht.«
»Wie ich Sie liebe, Robert!«
»Es ist nett von Ihnen, mich zu lieben, aber noch netter wäre es, mich zu duzen, wie Sie es versprochen haben und wie du schon angefangen hattest.«
»Ich hoffe, was Sie da heimlich bereden, ist nicht Ihre Abreise«, sagte einer von Roberts Freunden zu mir. »Sie müssen wissen, wenn Saint-Loup in Urlaub geht, braucht sich deshalb hier nichts zu ändern, wir sind da! Es wird vielleicht für Sie weniger unterhaltsam sein, aber man wird sich alle Mühe geben, so gut es geht, Sie seine Abwesenheit vergessen zu machen.« Als man nämlich schon glaubte, Roberts Freundin werde allein nach Brügge gehn, wurde bekannt, der Rittmeister von Borodino, welcher bisher dagegen war, habe dem Unteroffizier Saint-Loup einen längeren Urlaub nach Brügge bewilligt. Und das kam so: Dieser Fürst war sehr stolz auf seinen üppigen Haarwuchs und ein eifriger Kunde des ersten Friseurs der Stadt, eines früheren Gehilfen des ehemaligen Friseurs von Napoleon III. Der Rittmeister von Borodino stand sehr gut mit dem Friseur, er war trotz seiner geheimnisvoll vornehmen Manieren einfach mit kleinen Leuten. Nun war der Fürst seit mindestens fünf Jahren bei ihm mit einer Rechnung in Rückstand, welche die vielen Fläschchen »Portugal« und »Eau des Souverains«, die Brennscheren, Rasierbestecks und Streichriemen nicht minder auf-

schwollen als Shamponieren und Haarschneiden usw. Und der Friseur schätzte Saint-Loup höher, der immer gleich bar bezahlte und mehrere Wagen und Reitpferde hatte. Als er nun hörte, Saint-Loup sei verdrossen, weil er nicht mit seiner Geliebten verreisen könne, benutzte er den Augenblick, in dem der Fürst, in ein weißes Chorhemd eingebunden, mit zurückgebogenem Kopf unter seiner drohenden Klinge saß, und führte mit warmen Worten Saint-Loups Sache. Der Bericht über die galanten Abenteuer eines jungen Mannes entlockte dem fürstlichen Rittmeister ein Lächeln bonapartistischer Nachsicht. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß er an seine unbezahlte Rechnung dachte, aber die Empfehlung des Friseurs wirkte so gut auf seine Laune, wie die eines Herzogs sie ihm verdarb. Noch hatte er das Kinn voll Seife, und schon war der Urlaub versprochen und wurde am selben Abend unterschrieben. Der Friseur, der sonst immer sehr großsprecherisch war und um sich rühmen zu können, mit außerordentlichem Talent zum Lügen, gänzlich erfundene Ruhmestitel sich anmaßte, posaunte dies eine Mal, da er Saint-Loup erwiesenermaßen einen ausgezeichneten Dienst geleistet hatte, seine Tat nicht aus; ja, als müsse die Eitelkeit immer lügen und, wo sich ihr keine Gelegenheit dazu biete, der Bescheidenheit Platz machen – er sprach später nie zu Robert von dem, was er für ihn getan hatte.

Alle sagten mir, wenn Robert nicht da sei, stünden mir, solange ich in Doncières bliebe oder wann immer ich wieder herkäme, ihre Wagen, Pferde, Häuser und freien Stunden zur Verfügung, und deutlich fühlte ich, daß diese jungen Leute von ganzem Herzen ihren Überfluß, ihre Jugend, ihre Lebenskraft in den Dienst meiner Schwäche stellten.

Und nachdem sie darauf bestanden hatten, daß ich bleiben sollte, fragten sie noch: »Können Sie denn nicht jedes Jahr wieder herkommen? Sie sehn doch, daß unser kleiner Betrieb Ihnen gefällt! Und dabei interessieren Sie sich auch noch für alles, was im Regiment passiert, wie ein alter Kavallerist.«

Ich bat sie nämlich immer wieder eifrig, die verschiedenen Offiziere, deren Namen ich wußte, nach dem Grade der Bewunderung, die sie nach ihrer Meinung verdienten, zu klassifizieren, wie ich es ehedem auf dem Gymnasium meine Kameraden mit den Schauspielern des Théâtre-Français hatte tun lassen. Wenn dann statt einen der Generale, die ich immer am häufigsten nennen hörte, Gallifet

oder Négrier anzuführen, einer von Saint-Loups Freunden sagte: »Aber Négrier ist einer der mittelmäßigsten Offiziere«, und einen neuen, unverbrauchten und schmackhaften Namen, Pau oder Geslin de Bourgogne hinwarf, hatte ich dieselbe freudige Überraschung wie einst, wenn die abgegriffenen Namen eines Thiron oder Febvre durch das plötzliche Auftauchen des ungewohnten Namens Amaury verdrängt wurden. »Sogar besser als Négrier? Aber inwiefern? Geben Sie mir ein Beispiel.« Ich hätte gewollt, daß selbst zwischen den untergeordneten Offizieren des Regiments tiefgehende Unterschiede beständen, und hoffte, mit den Gründen für solche Unterscheidungen das Wesen dessen, was die militärische Überlegenheit ausmachte, zu erfassen. Einer, von dem dergleichen zu hören mich mit am meisten interessiert hatte, weil ich ihn am häufigsten sah, war der Fürst von Borodino. Aber weder Saint-Loup noch seine Freunde liebten, so sehr sie dem stattlichen Offizier, der für tadellose Haltung seiner Schwadron sorgte, Gerechtigkeit widerfahren ließen, den Menschen. Sie sprachen zwar nicht von ihm im selben Ton wie von gewissen Offizieren, die aus dem Mannschaftsstande hervorgegangen und Freimaurer waren, nicht mit den andern verkehrten und neben ihnen immer die finstere Scheu von Offiziersstellvertretern bewahrten; doch schienen sie Herrn von Borodino auch nicht den andern adligen Offizieren beizuzählen. Er war allerdings von diesen auch sehr verschieden in seinem Benehmen, sogar Saint-Loup gegenüber. Die andern machten sichs zu nutze, daß Robert nur Unteroffizier war und somit seine mächtige Familie sich glücklich schätzen konnte, daß er von Vorgesetzten eingeladen wurde, auf die sie sonst herabgeblickt hätte, und sie versäumten keine Gelegenheit, ihn an ihrem Tische zu empfangen, wenn irgendeine große Kanone zugegen war, die einem jungen Unteroffizier nützlich sein konnte. Der Rittmeister von Borodino hatte als einziger nur rein dienstliche Beziehungen zu Robert, die übrigens ausgezeichnet waren. Das hing so zusammen: Der Großvater des Fürsten war vom Kaiser zum Marschall und Fürst-Herzog gemacht worden und hatte sich dann durch seine Heirat mit der kaiserlichen Familie verschwägert; der Vater hatte eine Kusine von Napoleon III. geheiratet und war nach dem Staatsstreich zweimal Minister gewesen, und dennoch fühlte der Fürst, daß er für Saint-Loup und den Kreis der Guermantes nichts Besonderes war; und andererseits waren diese, da er sich nicht auf ihren Standpunkt

stellte, in seinen Augen nicht viel. Er vermutete, daß er für Saint-Loup – der mit den Hohenzollern verschwägert war – kein richtiger Adliger, sondern der Enkel eines Bauern war, und betrachtete dafür Saint-Loup als den Sohn eines Mannes, dessen Grafschaft vom Kaiser bestätigt worden, der sich bei ihm um eine Präfektur, dann einen andern Posten bemüht hatte, der tief unter dem Range Seiner Hoheit des Fürsten von Borodino stand, eines Staatsministers, an den man »Monseigneur« schrieb und der des Herrschers Neffe war.
Vielleicht sogar mehr als Neffe. Die erste Fürstin Borodino soll eine Neigung zu Napoleon I. gehabt haben – sie begleitete ihn auf die Insel Elba – die zweite soll Napoleon III. nahe gestanden sein. Von Napoleon I. fand man in dem klaren Gesicht des Hauptmanns, wenn nicht die natürlichen Züge, so doch immerhin die eingelernte Majestät der Maske wieder; vor allem aber hatte der Offizier in dem schwermütig-gütigen Blick und im herunterhängenden Schnurrbart etwas, das an Napoleon III. erinnerte; und wie auffallend diese Ähnlichkeit war, geht aus dem Verhalten Bismarcks hervor, vor den der Fürst nach Sedan geführt wurde. Nachdem er die Bitte, sich dem Kaiser anschließen zu dürfen, ihm erst wie allen andern abgeschlagen hatte, traf sein Blick zufällig den jungen Mann, der sich anschickte wegzugehn; Bismarck war plötzlich überrascht von der Ähnlichkeit, besann sich eines bessern, rief ihn zurück und erteilte ihm die Erlaubnis.
Daß Fürst Borodino weder Saint-Loup noch den andern Angehörigen des Faubourg Saint-Germain im Regiment entgegenkam, während er zwei bürgerliche Leutnants von angenehmem Wesen häufig einlud, hatte seinen Grund: Von seiner kaisernahen Höhe sah er auf alle herab und machte zwischen all diesen Untergebenen nur den Unterschied, daß die einen wußten, sie waren Untergebene – mit denen verkehrte er gern, zumal er bei all seiner majestätischen Würde einfach und leutselig war –, während die andern Untergebene waren, die sich für höherstehend hielten, und das ließ er nicht gelten. Während also alle andern Offiziere des Regiments sich um Saint-Loup bemühten, beschränkte sich Fürst Borodino, an den er vom Marschall von X ... empfohlen war, darauf, im Dienst, in welchem Saint-Loup übrigens mustergültig war, verbindlich zu ihm zu sein; aber nie empfing er ihn bei sich zu Hause außer bei einer Gelegenheit, bei welcher er durch besondere Umstände sozusagen gezwungen war, ihn einzuladen, und da sich diese während

meines Aufenthaltes in Doncières bot, bat er ihn, mich mitzubringen. An diesem Abend, da ich Saint-Loup am Tische seines Hauptmanns sah, konnte ich bis in alle Kleinigkeiten des Benehmens und der Eleganz den Unterschied zwischen den beiden Aristokratien, dem alten Adel und dem von Kaisers Gnaden, beobachten. Saint-Loup entstammte einer Kaste, deren Fehler, so sehr sein Verstand sie mißbilligte, in sein Blut übergegangen waren; diese Kaste übt seit fast einem Jahrhundert keine wirkliche Autorität mehr aus und sieht daher in der begönnernden Liebenswürdigkeit gegen die Bürger, die nun einmal zu ihrer Erziehung gehört, nur eine Übung, die man wie Fechten und Reiten ohne ernsten Zweck zum Vergnügen betreibt; dabei verachtet sie den Bürger hinreichend, um zu glauben, ihre Freundlichkeit schmeichle ihm und ihre Zwanglosigkeit ehre ihn. Saint-Loup gab jedem Bürgerlichen, den man ihm vorstellte, auch wenn er seinen Namen gar nicht verstanden hatte, freundlich die Hand, plauderte mit ihm (wobei er die Beine immer wieder abwechselnd übereinander schlug, sich zurücklehnte und in nachlässiger Haltung den Fuß in die Hand nahm) und redete ihn »Mein Lieber« an. Fürst Borodino dagegen gehörte zu einem Adel, dessen Titel noch ihre Bedeutung bewahrten, da sie sich auf reiche Majorate, den Lohn glorreicher Dienste bezogen und an hohe Amtsstellungen gemahnten, in denen man über viel Menschen gebietet und die Menschen kennen muß; und so betonte er – nicht gerade deutlich und mit persönlichem, klarem Bewußtsein, aber doch rein körperlich in Haltung und Gebärde – seinen Rang, den er als ein Vorrecht ansah; an Bürgerliche, die Saint-Loup auf die Schulter geklopft oder am Arm genommen hätte, wandte er sich mit majestätischer Verbindlichkeit, in der eine erhabene Zurückhaltung die heitere Gutmütigkeit milderte, die ihm natürlich war; er sprach zu ihnen in einem zugleich aufrichtig wohlwollenden und gewollt würdevollen Ton. Das war begreiflich: er stand eben den großen Gesandtschaften und dem Hof, an dem sein Vater hohe Ämter bekleidet hatte, nicht so fern – und an diesem Hof wäre Saint-Loups Benehmen, der Ellbogen auf dem Tisch, der Fuß in der Hand, übel vermerkt worden; vor allem aber sah er nicht so verächtlich auf die Bürgerschaft herab, sie war doch das große Sammelbecken, aus dem der erste Kaiser seine Marschälle, seinen Adel genommen, in dem der zweite einen Fould, einen Rouher gefunden hatte.

Dieser richtige Sohn oder Enkel eines Kaisers hatte nun weiter

nichts als eine Schwadron zu befehligen. Was seinen Vater und Großvater beschäftigte, konnte sich bei Herrn von Borodino keinem Gegenstand zuwenden und daher nicht wirklich in seinen Gedanken fortleben. Wie aber der Geist eines Künstlers noch Jahre, nachdem er erloschen, an der Statue, die er gemeißelt hat, weiterformt – so hatten diese Gedanken in ihm Gestalt angenommen, Leib und Fleisch, und spiegelten sich in seinem Gesicht. Mit der Lebhaftigkeit des ersten Kaisers in der Stimme wies er einen Unteroffizier zurecht, mit der nachdenklichen Schwermut des zweiten blies er den Rauch seiner Zigarette. Kam er in Zivil durch die Straßen von Doncières, dann drang unter dem runden steifen Hut ein gewisser Glanz aus seinen Augen hervor und ließ rings um den Hauptmann ein fürstliches Inkognito schimmern; man zitterte, wenn er in das Bureau des Quartierwachtmeisters trat, gefolgt vom Adjutanten und Furier wie von Berthier und Masséna. Wählte er den Stoff zu einer Hose für seine Schwadron aus, richtete er auf den Kammerunteroffizier einen Blick, der Talleyrand entlarven und Alexander hätte täuschen können; und bisweilen blieb er, während er einen Sattelappell abhielt, stehn, seine wunderbaren blauen Augen bekamen einen träumerischen Ausdruck, er zwirbelte seinen Schnurrbart und sah aus, als plane er ein neues Preußen und Italien. Aber gleich wurde er dann aus dem dritten wieder der erste Napoleon, tadelte, daß das Sattelzeug nicht geputzt war, und wollte die Mannschaftsküche kosten. Und zu Hause in seinem Privatleben ließ er den Frauen von bürgerlichen Offizieren, vorausgesetzt daß es nicht Freimaurer waren, auf königsblauem Sèvresgeschirr auftragen, das eines Botschafters würdig gewesen wäre (Napoleon hatte es seinem Vater geschenkt und in dem Kleinstadthaus an der Promenade, das er bewohnte, wirkte es besonders kostbar wie das seltene Porzellan, das Reisende mit besonderm Vergnügen in dem ländlichen Schrank einer alten Burg, die jetzt als blühende und gedeihende Meierei bewirtschaftet wird, bewundern), aber er konnte ihnen mit noch andern Gaben des Kaisers aufwarten: mit dem vornehmen und bezaubernden Benehmen, das auch auf einem repräsentativen Posten wunderbar gewirkt hätte, wäre man als »Geborener« nicht meist für das ganze Leben dem ungerechtesten Scherbengericht ausgeliefert, – mit ungezwungenen Gebärden, Güte und Huld und der geheimnisvollen Reliquie, die leuchtend in seinem Blick weiterlebte und unter ihrem ebenfalls königsblauen

Email glorreiche Bilder barg. Von des Fürsten bürgerlichen Beziehungen in Doncières ist mitzuteilen, daß der Oberstleutnant vorzüglich Klavier spielte und die Frau des Stabsarztes sang, als habe sie einen ersten Preis am Konservatorium bekommen. Sie und ihr Mann, sowie der Oberstleutnant mit seiner Frau speisten allwöchentlich bei Herrn von Borodino. Sicher schmeichelte ihnen das; sie wußten, wenn der Fürst nach Paris in Urlaub ging, speiste er bei Frau von Pourtalès und den Murat usw. Aber sie sagten sich: »Es ist ein einfacher Rittmeister, er ist nur allzu glücklich, daß wir zu ihm kommen. Übrigens ist er wirklich ein guter Freund.« Als jedoch Herr von Borodino, der schon seit langem Schritte tat, um sich Paris zu nähern, nach Beauveais versetzt wurde und fortzog, vergaß er die beiden musikalischen Paare so vollständig wie das Theater von Doncières und das kleine Restaurant, aus dem er häufig sein Frühstück hatte kommen lassen, und zu ihrer großen Entrüstung bekamen weder der Oberstleutnant noch der Stabsarzt, die so oft bei ihm gespeist hatten, in ihrem ganzen Leben jemals etwas von ihm zu hören.

Eines Morgens gestand mir Saint-Loup, er habe an meine Großmutter geschrieben, um ihr von mir zu berichten und sie, da zwischen Doncières und Paris eine Telephonverbindung in Betrieb war, auf den Gedanken zu bringen, mit mir zu sprechen. Kurz, sie würde mich wohl noch am gleichen Tage anrufen; er riet mir, gegen dreiviertel vier Uhr auf der Post zu sein. Damals war das Telephon noch kein so üblicher Gebrauchsgegenstand wie heutzutage. Aber nur allzuschnell raubt Gewohnheit den ehrwürdigen Erscheinungsformen, mit denen wir in Berührung stehn, ihr Geheimnis: als ich nicht unmittelbar meine Verbindung bekam, war mein einziger Gedanke: das ist doch recht langwierig und unbequem, und fast hatte ich die Absicht, mich zu beschweren. Wie heute uns allen, war es mir nicht schnell genug in seinen plötzlichen Wechselwirkungen, das bewundernswerte Zauberwerk, dem wenige Augenblicke genügen, um vor uns unsichtbar aber gegenwärtig das Wesen erscheinen zu lassen, mit dem wir sprechen wollen. Es bleibt an seinem Tisch in der Stadt, die es bewohnt (im Falle meiner Großmutter Paris), unter einem Himmel anders als unserer, bei einem Wetter, das auch nicht zu sein braucht wie es bei uns ist, mitten in Umständen und Sorgen, die wir nicht kennen und von denen es gleich zu uns sprechen wird,

dies Wesen, das nun mit einem Schlage hunderte von Meilen weit nebst der ganzen Atmosphäre, von der es weiter umgeben bleibt, dicht an unser Ohr versetzt wird, sobald unsere Laune das so angeordnet hat. Wir gleichen dem Manne im Märchen, dem eine Zauberin auf seinen Wunsch in übernatürlicher Helle seine Großmutter oder seine Braut erscheinen läßt, wie sie gerade in einem Buch blättert, Tränen vergießt oder Blumen pflückt, ganz nah vor seinen Augen und doch weit entfernt, eben dort, wo sie sich tatsächlich befindet. Und damit dies Wunder sich vollziehe, haben wir nur die Lippen der magischen Scheibe zu nähern und – manchmal ein bißchen lange, das gebe ich zu – nach den wachsamen klugen Jungfrauen zu rufen, deren Stimme wir täglich hören, ohne jemals ihr Gesicht zu sehn; sie sind unsere Schutzengel in der finstern abgründigen Welt, deren Pforten sie eifrig bewachen, sind die Allmächtigen, die Abwesende neben uns aufstehn lassen, ohne daß es uns gewährt ist, sie zu erblicken; Danaiden des Unsichtbaren, leeren, füllen und reichen sie einander ohne Unterlaß die Urnen der Töne, höhnische Furien, rufen sie, wenn wir gerade einer Freundin ein Geständnis flüstern, das niemand hören soll, grausam uns zu: »Hier Amt ...« Sie, die immer gereizten Dienerinnen des Mysteriums, die argwöhnischen Priesterinnen des Unsichtbaren, die Telephonfräulein!

Und sobald unser Anruf erklungen ist, – mitten in der bilderreichen Nacht, die sich nur unsern Ohren auftut, ein Geräusch leise – abstrakt – das Geräusch der unterdrückten Entfernung – und die Stimme des lieben Wesens kommt zu uns.

Es ist da, seine Stimme spricht zu uns, ist zugegen. Aber wie fern sie ist! Oft habe ich sie nicht ohne Beklemmung hören können, und bei dem Gedanken, erst nach langen Reisestunden kann ich sie sehn, sie, deren Stimme so nah an meinem Ohr ist, fühlte ich deutlicher, wie enttäuschend die scheinbar süßeste Nähe ist, wie weit wir sein können von den geliebten Personen gerade im Augenblick, da wir meinen, wir brauchten nur die Hand auszustrecken, um sie festzuhalten. Wirklich gegenwärtig, diese nahe Stimme, und doch tatsächlich abgetrennt: so wird eine ewige Trennung vorweggenommen! Oft, wenn ich so horchte, ohne die zu sehn, die von so fernher zu mir sprach, schien es mir, als schrie diese Stimme aus Tiefen, von denen man nicht wieder heraufsteigt, und ich erfuhr die Angst, die eines Tages mich umklammern würde, wenn eine Stimme so wiederkäme (allein, nicht mehr an einen Körper gebunden, den ich nie

wiedersehn sollte) und mir Worte ins Ohr flüsterte, die ich hätte küssen mögen auf ihrem Wege über für immer in Staub zerfallene Lippen.

An jenem Tag in Doncières fand leider das Wunder nicht statt. Als ich in die Telephonzelle kam, hatte meine Großmutter mich bereits angerufen; ich trat ein, die Leitung war besetzt, es sprach jemand, der offenbar nicht wußte, daß niemand da war, ihm zu antworten, denn als ich den Hörer an mich nahm, fing dies Stück Holz zu reden an wie Hanswurst; ich brachte es wie im Kasperletheater zum Schweigen, indem ich es wieder an seinen Platz tat, aber wie Hanswurst begann es von neuem sein Geschwätz, sobald ich es wieder an mich nahm. Schließlich griff ich zum letzten verzweifelten Mittel, hing den Hörer endgültig an und erstickte so die Zuckungen dieses tönenden Stummels, der bis zur letzten Sekunde plapperte, dann suchte ich den Beamten auf, der mich einen Augenblick warten hieß. Nun sprach ich, und nach einem Augenblick der Stille hörte ich plötzlich die Stimme, die ich mit Unrecht gut zu kennen glaubte. Bisher, so oft meine Großmutter zu mir sprach, hatte ich, was sie mir sagte, in der offenen Partitur ihres Gesichtes, in dem die Augen viel Platz einnahmen, verfolgt, ihre Stimme selbst aber hörte ich heute zum erstenmal. Und da diese Stimme von dem Augenblick an, da sie ein Ganzes war, in ihren Verhältnissen mir verändert schien und ganz allein und ohne die Begleitung der Gesichtszüge zu mir kam, entdeckte ich, wie über alle Maßen sanft sie war; so sanft war sie vielleicht auch noch nie gewesen, denn heut fühlte meine Großmutter mich fern und unglücklich und glaubte ihre zärtliche Liebe ungehemmt hinströmen lassen zu können, während sie sonst aus erzieherischen »Grundsätzen« sie im Zaum hielt und verbarg. Sanft war sie, aber auch sehr traurig, zunächst wegen ihrer fast abgeklärten Sanftheit selbst: so ohne jede Härte, ohne jedes Element des Widerstandes, ohne alle Selbstsucht mögen wenig menschliche Stimmen jemals gewesen sein; schwach vor lauter Zartheit, schien sie jeden Augenblick in Gefahr zu zerbrechen, zu verhauchen in einen reinen Tränenstrom. Und dann: ich hatte sie allein bei mir, sah sie ohne die Maske des Gesichtes und bemerkte in ihr zum erstenmal all den Kummer, der im Laufe des Lebens Sprünge in sie geschlagen hatte.

Was so neu und herzzerreißend auf mich wirkte, war das nur die Stimme, weil sie so allein war? Nein: diese Einsamkeit der Stimme

war wie ein Symbol, sie beschwor eine andere Einsamkeit herauf, aus der sie unvermittelt hervorging, die Einsamkeit meiner Großmutter, die zum erstenmal von mir getrennt war. Die Weisungen und Verbote, die sie mir im gewöhnlichen Leben alle Augenblicke erteilt hatte, der Verdruß, gehorchen zu müssen, und das Fieber des Trotzes, die sonst meiner Liebe zu ihr die Waage gehalten hatten, das alles war jetzt unterdrückt und konnte es sogar auch in Zukunft sein (denn meine Großmutter verlangte nicht mehr, mich bei sich und unter ihrem Gesetz zu haben, sie wollte mir gerade die Hoffnung aussprechen, ich könne ganz in Doncières bleiben oder wenigstens meinen Aufenthalt solange wie möglich ausdehnen, was für meine Gesundheit und Arbeit nur gut sein konnte); und so hielt ich denn hier unter der kleinen Glocke nah an meinem Ohr, frei von allem Gegendruck, der sonst sie im Gleichgewicht hielt, unser beider Liebe, die mich nun unwiderstehlich hinriß. Daß meine Großmutter mich bleiben hieß, gab mir ein qualvoll tolles Bedürfnis, zu ihr zurückzukehren. Die Freiheit, die sie von nun an mir ließ – und ich hätte nie vermutet, daß sie es könne – schien mir plötzlich so traurig wie es etwa meine Freiheit nach ihrem Tode sein würde (dann würde ich sie doch noch lieben und sie hätte für immer auf mich verzichtet). »Großmutter, Großmutter!« rief ich und hätte sie küssen mögen, aber in meinem Bereich war nur dies Phantom einer Stimme, so unberührbar wie das, welches vielleicht mich besuchen kommen würde, wenn meine Großmutter tot wäre. »Sprich zu mir«; aber da geschah es, daß sie mich noch mehr allein ließ, plötzlich konnte ich auch ihre Stimme nicht mehr vernehmen. Meine Großmutter hörte mich nicht mehr, war nicht mehr mit mir in Verbindung, wir hatten aufgehört, einander gegenüber, einander hörbar zu sein; ich fuhr fort durch die Nacht tastend, nach ihr zu fragen, und fühlte, daß auch von ihr Anrufe in die Irre gehn mochten. In mir pochte dieselbe Angst wie damals in ferner Vergangenheit, als ich, ein kleines Kind, in der Menschenmenge sie verloren hatte; wobei es weniger beängstigend war, sie nicht wiederzufinden als zu fühlen, sie sucht mich, zu fühlen: sie sagt sich, daß ich sie suche. So angstvoll würde mir wohl ums Herz sein an dem Tage, da man zu denen spricht, die nicht mehr antworten können, und man möchte ihnen doch wenigstens zu verstehn geben, was alles man ihnen nicht gesagt hat, und versichern, daß man nicht leide. Mir kam es vor, als wäre sie, die ich zwischen den Schatten hatte verloren gehn lassen,

selbst schon ein geliebter Schatten, und allein vor dem Apparate rief ich immer wieder umsonst: »Großmutter, Großmutter«, wie Orpheus allein geblieben den Namen der Toten wiederholt. Ich entschloß mich, die Post zu verlassen und Robert in seinem Restaurant aufzusuchen, um ihm zu sagen, ich werde vielleicht ein Telegramm bekommen, das mich zur Heimreise zwingen würde, und wolle auf alle Fälle wissen, wann die Züge gingen. Allein bevor ich diesen Entschluß faßte, wollte ich gern ein letztes Mal die Töchter der Nacht, die Botinnen des Wortes, die Gottheiten ohne Gesicht anrufen; aber die launischen Hüterinnen wollten nicht mehr die Wunderpforten öffnen, oder sie konnten es wohl nicht mehr; umsonst mochten sie unablässig nach ihrem Brauch den ehrwürdigen Erfinder der Buchdruckerkunst und den jungen Fürsten, Automobilisten und Liebhaber impressionistischer Malerei (der ein Neffe des Rittmeisters von Borodino war) anrufen, »Gutenberg« und »Wagram« ließen ihr Flehen ohne Antwort, ich fühlte, das Unsichtbare, das wir beschworen, würde taub bleiben, und ging.
Als ich zu Robert und seinen Freunden kam, gestand ich ihnen nicht, daß mein Herz nicht mehr bei ihnen und meine Abreise schon unwiderruflich entschieden war. Er schien mir zu glauben, was ich sagte, wie ich aber später erfahren habe, begriff er von der ersten Minute an, daß ich mich nur unsicher stellte und morgen nicht mehr da sein werde. Während nun seine Freunde ihr Essen kalt werden ließen und mit ihm im Fahrplan den Zug suchten, mit dem ich nach Paris zurückfahren könnte, hörte man in kalter, ausgestirnter Nacht das Pfeifen der Lokomotiven; aber jetzt fühlte ich nicht mehr den Frieden, den mir hier so manchen Abend die Freundschaft der einen und das ferne Vorübergehn der andern gegeben hatten. In anderer Form jedoch erfüllten sie an diesem Abend dieselbe Bestimmung: Die Abreise wurde mir leichter, ich brauchte ja nicht allein an sie zu denken; um sie zu bewerkstelligen, fühlte ich die normalere, gesundere Tatkraft meiner energischen Freunde, Saint-Loups Kameraden, und jener andern starken Wesen, der Züge, angewandt, deren Kommen und Gehn morgens und abends von und nach Paris das allzu Kompakte und Unerträgliche meiner langen Trennung von meiner Großmutter in lauter tägliche Möglichkeiten, zu ihr zurückzukehren, zerkleinerte.
»Ich zweifle nicht an deinen Worten, abreisen willst du noch nicht,« sagte Saint-Loup lachend zu mir, »aber tu, als ob du abrei-

sest, und komm morgen Vormittag frühzeitig Abschied nehmen, sonst lauf ich Gefahr, dich nicht wiederzusehn; zum Frühstück bin ich in der Stadt, der Rittmeister hat mir Erlaubnis gegeben; ich muß aber um zwei Uhr wieder in der Kaserne sein, wir sind dann den ganzen Tag auf dem Marsch. Sicher wird mich der Herr, bei dem ich drei Kilometer von hier frühstücke, rechtzeitig heimbringen, damit ich um zwei Uhr wieder in der Kaserne bin.«

Kaum hatte er das gesagt, da wurde aus dem Hotel nach mir geschickt, ich war von der Post ans Telephon gerufen worden. Ich lief hin, sie mußte gleich schließen. Das Wort: »interurban« kam immer wieder in den Antworten vor, die mir die Angestellten gaben. Ich war in äußerster Angst: der Anruf mußte von meiner Großmutter sein. Gleich würde das Amt schließen. Endlich hatte ich die Verbindung. »Bist dus, Großmutter?« Eine Frauenstimme mit stark englischem Akzent antwortete: »Ja, aber ich erkenne Ihre Stimme nicht.« Ich erkannte ebensowenig die Stimme, die zu mir sprach, und dann sagte meine Großmutter doch nicht »Sie« zu mir. Schließlich klärte sich alles auf. Der junge Mann, den seine Großmutter ans Telephon hatte rufen lassen, hieß fast ebenso wie ich und wohnte in einem Nebengebäude des Hotels. Da der Anruf am selben Tage kam, an dem ich meiner Großmutter hatte telephonieren wollen, hatte ich nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß sie es war, die angerufen hatte. Durch dies einfache Zusammentreffen der Umstände begingen Post und Hotel einen doppelten Irrtum.

Am nächsten Vormittag verspätete ich mich und traf Saint-Loup nicht mehr, er war schon fort zum Frühstück auf das Schloß in der Umgegend. Gegen halb zwei Uhr machte ich mich auf den Weg, um auf gut Glück in die Kaserne zu gehn und zu seiner Ankunft dazusein. Als ich die eine der Hauptstraßen, die dahin führen, überschritt, sah ich in meiner Richtung ein Tilbury kommen, das mich im Vorbeifahren auszuweichen zwang. Ein Unteroffizier kutschierte, er trug ein Monokel, es war Saint-Loup. Neben ihm saß der Freund, bei dem er gefrühstückt hatte: ich war ihm schon einmal, in dem Hotel, wo Robert speiste, begegnet. Ich wagte nicht, Robert zu rufen, weil er nicht allein war, wollte aber, daß er anhalte und mich mitnehme; um ihn also aufmerksam zu machen, grüßte ich besonders tief; das ließ sich ja durch das Beisein eines Unbekannten erklären. Ich wußte, Robert war kurzsichtig, hatte aber doch gemeint, wenn er mich nur sehe, werde er mich auch unfehl-

bar erkennen; wohl sah er den Gruß und erwiderte ihn, hielt aber nicht an. Eiligst fuhr er weiter, ohne auch nur zu lächeln, ohne daß ein Muskel in seinem Gesicht sich bewegte, und begnügte sich damit, eine Zeitlang die Hand am Rand des Käppis zu halten, als beantworte er den Gruß eines Soldaten, den er nicht erkannt hatte ... Ich lief bis zur Kaserne, es war noch weit; als ich ankam, nahm das Regiment im Hof Aufstellung, man ließ mich dort nicht bleiben; ich war trostlos, daß ich Saint-Loup nicht hatte Lebewohl sagen können, ich ging in sein Zimmer hinauf, da war er nicht mehr; ich konnte mich bei einer Gruppe von kranken Soldaten und Rekruten, welche den Felddienst nicht mitmachen brauchten, erkundigen; darunter war der junge Student und ein gedienter Mann, die sahen der Aufstellung des Regimentes zu.

»Haben Sie nicht den Unteroffizier Saint-Loup gesehn?« fragte ich.

»Er ist schon hinuntergegangen«, sagte der Gediente.

»Ich habe ihn nicht gesehn«, sagte der Student.

»Du hast ihn nicht gesehn«, sagte der Gediente, ohne sich weiter um mich zu kümmern. »Du hast unsern famosen Saint-Loup nicht gesehn, mit seiner neuen chiken Attila! Wenn das der Häuptling sieht, Offizierstuch!«

»Mensch, red doch nicht, Offizierstuch!« sagte der junge Student, der revierkrank und dienstfrei war. Er versuchte, etwas unsicher, mit dem Gedienten keck zu reden. »Dies Offizierstuch ist solches Tuch wie meins hier.«

»Monsieur?« fragte zornig der Gediente, der von der Attila gesprochen hatte.

Er war entrüstet, daß der junge Student bezweifelte, die Attila sei aus Offizierstuch, aber als Bretone aus einem Dorf, das Penguern-Stereden heißt, hatte er das Französische so schwer gelernt, als wäre es englisch oder deutsch, und wenn ihn eine Erregung überkam, sagte er immer zwei- oder dreimal »Monsieur«, um sich Zeit zu nehmen und seine Worte zu finden; nach diesen Vorbereitungen überließ er sich dann seiner Beredsamkeit, wobei er sich damit begnügte, einige Worte, die er besser kannte als die andern, zu wiederholen, und zwar ohne Hast mit Vorsichtsmaßregeln gegen die ungewohnten Schwierigkeiten der Aussprache.

»Ach? Solches Tuch wie deins hier«, begann er, und seine Worte wurden immer zorniger und immer langsamer. »Solches Tuch wie

deins hier, wenn ich dir sage, es ist Offizierstuch, wenn ichs dir sage, wo ichs dir sage, weiß ichs doch, meine ich.«
»Na also, gut«, sagte der junge Student, er ließ sich von den Beweisgründen des andern überzeugen.
»Brauchst uns deshalb keine langen Reden zu halten.«
»Da schau, grad kommt der Häuptling vorbei. Sieh dir doch den Saint-Loup an; wie der loslegt! Was der für einen Kopf aufhat! Das soll ein Unteroffizier sein? Und das Monokel. Der verstehts!«
Ich bat die Soldaten, die sich durch meine Gegenwart nicht stören ließen, mich aus dem Fenster sehn zu lassen. Sie hinderten mich nicht, rückten aber auch nicht zur Seite. Ich sah den Rittmeister von Borodino majestätisch im Trab vorbeikommen. Er sah aus, als wähne er sich in der Schlacht von Austerlitz. Spaziergänger hatten sich vor dem Gitter der Kaserne angesammelt, um das Regiment ausrücken zu sehn. Wie er da aufrecht zu Pferde saß, mit etwas fettem Gesicht, die Backen von kaiserlicher Fülle, und leuchtenden Auges, mochte der Fürst das Spielwerk von Halluzinationen sein, wie ich es jedes Mal war, wenn die Trambahn vorbeigekommen war und die Stille, die ihrem Rollen folgte, mir schrill durchzogen schien von undeutlich bebender Musik. Ich war untröstlich, mich von Saint-Loup nicht verabschiedet zu haben, aber ich reiste doch ab; denn meine einzige Sorge war, wieder zu meiner Großmutter zurückzukommen: bis auf diesen Tag hatte ich hier in der kleinen Stadt mir meine Großmutter, wenn ich nachdachte, was sie wohl so allein tue, vorgestellt, wie sie mit mir zusammen war und mich dabei weggelassen, aber nie damit gerechnet, wie es auf sie wirken mußte, daß ich nicht bei ihr war; jetzt mußte ich mich schnell in ihre Arme werfen, um das bisher ungeahnte, jetzt plötzlich durch ihre Stimme beschworene Phantom einer wirklich von mir getrennten Großmutter loszuwerden, einer Großmutter, die sich darein ergeben hatte, die etwas, was ich noch nicht bei ihr kannte, besaß, ein Alter, die gerade einen Brief von mir bekam in demselben leeren Zimmer, in dem ich mir, als ich nach Balbec abgereist war, schon einmal meine Mutter vorgestellt hatte.
Und gerade dies Phantom sollte ich zu sehn bekommen, als ich nun wirklich in den Salon trat, ohne daß meine Großmutter von meiner Rückkehr benachrichtigt war. Da saß sie und las. Ich war da, oder vielmehr, ich war noch gar nicht da, denn sie wußte es nicht. Wie eine Frau, die man bei einer Handarbeit überrascht, welche sie ver-

bergen wird, wenn man eintritt, saß sie Gedanken hingegeben, die sie nie vor mir sich hatte anmerken lassen. Von mir war – ein Vorrecht, das nicht lange währt, das uns für den kurzen Augenblick der Rückkehr ermöglicht, mit einemmal unserer eigenen Abwesenheit beizuwohnen – nur der Zeuge da, der Beobachter in Hut und Mantel, der Fremde, der nicht zum Haus gehört, der Photograph, der von Orten, welche er nicht wiedersehn wird, eine Aufnahme machen kommt. Was in diesem Moment, als ich meine Großmutter sah, in meinen Augen mechanisch stattfand, war wirklich eine photographische Aufnahme! Wir sehn die geliebten Wesen immer nur in dem belebten System, in der beständigen Bewegung unserer unablässigen Zuneigung, und bevor die die Bilder, die ein Gesicht uns bietet, bis zu uns kommen läßt, nimmt sie sie in ihren Wirbel auf, wirft sie der Vorstellung zu, die wir uns von jeher von ihnen machen, läßt sie mit dieser Vorstellung verwachsen, eins werden. Da Stirn und Wangen meiner Großmutter mir alles Zarteste und Dauerndste ihres Geistes verkörperten, da jeder gewohnte Blick eine Totenbeschwörung und jedes Gesicht, das man liebt, Spiegel der Vergangenheit ist, wie sollte ich nicht das, was an ihr schlaff und anders werden mochte, übersehn! Vernachlässigt unser gedankenbelastetes Auge doch selbst bei den gleichgültigsten Schauspielen des Lebens – ganz wie die klassische Tragödie es tut – alle Bilder, die nicht zur Handlung beitragen, und behält nur die, welche das Ziel der Handlung begreiflich machen. Sieht aber statt unseres Auges ein rein materielles Objektiv, eine photographische Platte, dann wird zum Beispiel von dem Akademiker, der aus dem Hof des Instituts tritt und einem Fiaker winken will, nur sein schwankender Gang sichtbar, seine Vorsichtsmaßregeln, um nicht rückwärts zu fallen, die Parabel seines Vorstürzens, als wäre er betrunken oder der Boden mit Glatteis bedeckt. Ebenso ist es, wenn eine grausame List des Zufalls unser bewußtes und frommes Gefühl hindert, rechtzeitig herbeizueilen, um unsern Blicken zu verbergen, was sie nie betrachten sollen, wenn sie ihm zuvorkommen, zuerst am Platze und sich selbst überlassen sind, mechanisch arbeiten wie ein Filmstreifen und statt des geliebten Wesens, das längst nicht mehr existiert, dessen Tod unser Gefühl uns aber nicht enthüllen will, das neue Wesen uns zeigen, welches es hundertmal am Tage mit holder trügerischer Ähnlichkeit bekleidet hat. So erging es mir denn wie einem Kranken, der sich lange nicht mehr gesehn und jederzeit das

Gesicht, das er nicht sah, nach dem Idealbilde, das er vom eigenen Ich in sich trägt, gestaltet hat: er schreckt zurück, wenn er im Spiegel mitten aus einem dürren öden Antlitz schräg und rosa wie eine ägyptische Pyramide eine gigantische Nase steigen sieht. Für mich war meine Großmutter noch – ich selbst, ich, der sie immer nur in meiner Seele gesehn, immer an derselben Stelle der Vergangenheit, durch die Transparenz angrenzender und übergelagerter Erinnerungen, und nun sah ich plötzlich in unserm Salon, der ein Teil der neuen Welt bildete, der Welt der Zeit, der Welt, in der die Fremden leben, von denen man sagt »Er wird recht alt«, nun sah ich zum ersten Male und nur für einen Augenblick, denn ganz schnell verschwand sie wieder, auf dem Kanapee unter der Lampe rot, schlaff, gewöhnlich, krank, dösend, mit etwas irren Augen über ein Buch gleitend, eine gedrückte Frau, die ich nicht kannte.

Auf meinen Wunsch, die Elstirs bei Frau von Guermantes zu sehn, hatte Saint-Loup mir gesagt: »Ich bürge für sie.« Zum Unglück bürgte in der Tat nur er für sie. Wir verbürgen uns leicht für andere, wenn wir mit den kleinen Bildern, die sie in unserm Denken darstellen, umgehn und sie nach unserm Geschmack sich bewegen lassen. Sicherlich rechnen wir in solchen Augenblicken auch mit den Schwierigkeiten, die in der von der unsern verschiedenen Natur eines jeden liegen, und wir verfehlen nicht, zu gewissen Mitteln zu greifen, die auf sie wirken – eigenes Interesse, Überredung, Erregung –, um dadurch entgegengesetzte Neigungen unwirksam zu machen. Aber diese Gegensätze zu unserer Natur stellt sich eben wiederum unsere Natur selbst vor, wir selbst beheben die Schwierigkeiten; wir wägen die wirksamen Beweggründe ab. Und sollen dann die andern das, was wir sie in unserm Bewußtsein wiederholt auf unsere Art haben ausführen lassen, im Leben wiederholen, dann wird alles anders, wir stoßen auf unvorhergesehene Schwierigkeiten, welche unüberwindlich sein können. Eine der stärksten ist ohne Zweifel der unwiderstehliche geekelte Widerwille, den in einer Frau, die nicht liebt, der Mann, der sie liebt, entwickelt: während der langen Wochen, die Saint-Loup fern von Paris blieb, forderte seine Tante, der er doch, wie ich nicht zweifelte, die Bitte brieflich ausgesprochen hatte, mich nicht ein einziges Mal auf, die Bilder von Elstir bei ihr anzusehn.

Beweise der Kälte empfing ich noch von einer andern Person im Hause. Von Jupien. Fand er vielleicht, ich hätte gleich bei meiner

Rückkehr aus Doncières bei ihm eintreten und ihm guten Tag sagen sollen, noch bevor ich in unsere Wohnung hinaufging? Meine Mutter sagte, nein, man brauche sich nicht zu wundern, Françoise habe ihr gesagt, so sei er nun einmal, sei plötzlichen Anfällen von schlechter Laune ohne Grund ausgesetzt. Das verginge immer wieder nach kurzer Zeit.

Indes ging der Winter zu Ende. Und eines Morgens nach wochenlangem Regen- und Sturmwetter hörte ich in meinem Kamin – statt des einförmig schnellenden düstern Windes, der die Begierde, an die See zu gehn, in mir aufrüttelte – das Gurren der Tauben, die in der Mauer nisteten; in vielen ungeahnten Farben spielend – wie eine frühe Hyazinthe, die sanft ihr nährendes Herz aufreißt, auf daß ihre steigende Blüte von Lila und Atlas ertöne – ließ es wie ein aufgehendes Fenster in mein noch verschlossenes schwarzes Zimmer Glanz, laue Luft und Mattheit eines ersten schönen Tages dringen. An diesem Morgen überraschte ich mich dabei, daß ich ein Kaffee-Konzert-Lied trällerte, welches ich vergessen hatte seit dem Jahr, in dem ich nach Florenz und Venedig hatte gehn sollen. So tief dringt, vom Zufall der Stunde begünstigt, die Atmosphäre in unsern Organismus und holt aus dunkler Vorratskammer, die sie bewahrte, vergessene Melodien hervor, welche unser Gedächtnis nicht hat entziffern können. Bald begleitete mit deutlicherem Bewußtsein ein Träumer den Musiker, den ich in mir hörte, ohne gleich erkannt zu haben, was er spielte.
Ich fühlte, es lag nicht nur an Balbec selbst, daß ich dort angesichts der Kirche nicht den Reiz empfunden hatte, den sie für mich besaß, bevor ich sie kannte; in Florenz, Parma oder Venedig würde meine Phantasie sich ebensowenig den Augen unterschieben und statt ihrer sehn können. Das fühlte ich. Gerade so hatte ich an jenem ersten Januar bei Einbruch der Nacht vor einer Anschlagsäule entdeckt, daß es ein Wahn ist zu glauben, gewisse Festtage unterschieden sich wesentlich von den andern Tagen. Und doch konnte ich nicht verhindern, daß die Erinnerung an die Zeit, während welcher ich die Karwoche in Florenz zu verbringen gedachte, auch fernerhin dieser Woche etwas von der Atmosphäre der Blumenstadt gab: Ostern behielt etwas Florentinisches für mich, Florenz etwas Österliches. Die Osterwoche war noch fern; aber in der Reihe der Tage, die ich überblickte, hoben sich die heiligen Tage schon deutlicher ab hinter

den dazwischenliegenden. Wie bestimmte Häuser eines Dorfes, das man von fern in Licht und Schatten liegen sieht, zogen sie alles Sonnenlicht auf sich. Das Wetter war milder geworden. Meine Eltern rieten mir, spazieren zu gehn, und gaben mir so selbst einen Vorwand, meine Morgenausgänge fortzusetzen. Ich hatte sie aufgeben wollen, weil ich auf ihnen Frau von Guermantes begegnete. Aber gerade deshalb dachte ich immerfort an diese Spaziergänge. Und so fand ich jeden Augenblick einen neuen Anlaß auszugehn, der nichts mit Frau von Guermantes zu tun hatte, und konnte mir einreden, ich hätte nicht verfehlt, um diese Zeit auszugehn, auch wenn Frau von Guermantes gar nicht existierte.

Ach! Für mich wäre es belanglos gewesen, jedem andern als ihr zu begegnen, für sie aber, das fühlte ich, mochte es erträglich sein, irgendjemanden zu treffen außer mir. Auf ihrem Morgenspaziergang wurde sie von vielen albernen und von ihr für albern gehaltenen Menschen gegrüßt. Wenn sie sich von der Begegnung mit diesen Leuten nun auch gerade kein Vergnügen versprach, so hielt sie sie doch für nur zufällig. Manchmal blieb sie sogar mit diesen Leuten stehn, denn wir haben zeitweise das Bedürfnis, aus uns herauszugehn und die Gastfreundschaft anderer Seelen anzunehmen, sofern diese Seelen, ob auch noch so bescheiden und häßlich, fremde Seelen sind; mir gegenüber aber fühlte sie, sie würde in meinem Herzen sich selbst finden, und das war ihr ärgerlich. Selbst wenn ich aus einem andern Grund als sie zu sehn den Weg einschlug, auf dem ich ihr begegnete, zitterte ich wie ein Schuldiger, wenn sie vorüberkam; und um ihr nur nicht zu übertrieben entgegenzukommen, erwiderte ich manchmal kaum ihren Gruß, oder ich sah sie an, ohne sie zu grüßen, wodurch ich sie nur noch mehr verdrießen mochte, sie mußte mich ja obendrein noch für unverschämt und schlecht erzogen halten.

Jetzt trug sie leichtere Kleider oder wenigstens hellere, und wenn sie die Straße herunterkam, waren schon, als ob es bereits Frühling wäre, vor den schmalen Läden, die zwischen den breiten Fassaden der alten aristokratischen Häuser nisteten, und über dem kleinen Schutzdach der Butter-, Obst- und Gemüsehändlerin Vorhänge gegen die Sonne gespannt. Ich sagte mir, die Frau, die ich da spazieren, ihren Sonnenschirm öffnen, die Straße überschreiten sah, war nach dem Urteil der Kenner zur Zeit die Meisterin in der Kunst, diese Bewegungen auszuführen und aus ihnen etwas Köstliches zu

machen. Sie aber kam daher, als wüßte sie nichts von diesem weitverbreiteten Ruhm, ihr schmaler, unzugänglicher Körper, der nichts von diesem Ruhm absorbiert hatte, wand sich schräg in einer Schärpe von violettem Surah, ihre verdrossen klaren Augen sahen zerstreut vor sich hin und hatten mich vielleicht bemerkt; sie biß sich auf die Lippen, ich sah, wie sie den Muff richtete, einem Armen ein Almosen gab, bei einer Blumenfrau einen Veilchenstrauß kaufte, und dieser Anblick war mir so merkwürdig, als sähe ich einem großen Maler bei seinen Pinselstrichen zu. Und wenn sie auf gleiche Höhe mit mir kam und mich – manchmal mit einem leisen Lächeln – grüßte, war es, als habe sie für mich eine meisterhafte Zeichnung ausgeführt, unter die sie nun noch eine Widmung setzte. Jedes ihrer Kleider schien eine natürliche, notwendige Umrahmung, gleichsam die Projektion einer besondern Erscheinungsform ihrer Seele. An einem Morgen der Fastenzeit begegnete ich ihr, als sie zum Frühstück ausging; sie trug ein hellrotes Samtkleid, am Halse leicht ausgeschnitten. Ihr Gesicht sah träumerisch aus unter dem blonden Haar. Ich war weniger traurig als gewöhnlich, ihr schwermütiger Gesichtsausdruck und diese Art Klausur, mit welcher die heftige Farbe sie umgab und gegen die übrige Welt abschloß, verlieh ihr etwas Unglückliches und Einsames, das mir Sicherheit gab. Das Kleid schien die scharlachroten Strahlen eines Herzens, das ich nicht kannte und vielleicht hätte trösten können, rings um sie her zu verkörpern; geflüchtet in das mystische Licht des sanft gewellten Stoffes gemahnte sie mich an eine Heilige des ersten christlichen Zeitalters. Ich schämte mich, durch meinen Anblick die Märtyrerin zu betrüben. »Aber schließlich gehört die Straße aller Welt.«

Die Straße gehört aller Welt, nahm ich wieder auf und gab diesen Worten einen andern Sinn; es war mir wunderbar, daß tatsächlich in dieser belebten oft regennassen Straße, die dann kostbar wurde, wie es bisweilen in altitalienischen Städten die Straße ist, die Herzogin von Guermantes dem öffentlichen Leben Züge ihres heimlichen Lebens vermischte und mitten in der Menge jedermann sich in ihrem Mysterium zeigte, großartig unentgeltlich wie es große Meisterwerke tun. Da ich morgens ausging, nachdem ich die ganze Nacht wach geblieben, sagten mir meine Eltern, ich sollte mich nachmittags ein wenig hinlegen und zu schlafen versuchen. Um einzuschlafen, bedarf es nicht viel Überlegens, leichter geht es, wenn man sich

daran gewöhnt und sogar vermeidet nachzudenken. Aber das wollte mir beides um diese Zeit nicht gelingen. Bevor ich einschlief, dachte ich lange Zeit, ich würde es nicht können, und selbst, als ich eingeschlafen war, blieb mir noch etwas von meinen Gedanken. Es war nur ein Schimmer in fast vollständiger Dunkelheit, aber genug, um in meinen Schlaf zunächst den Gedanken zu reflektieren, ich könne nicht schlafen, dann, Reflex dieses Reflexes, den Gedanken, ich habe im Schlafen den Gedanken gehabt, daß ich nicht schlafe, und dann durch eine neue Rückstrahlung mein Erwachen ... zu einem neuen Schlummer, in welchem ich Freunden, die in mein Zimmer getreten waren, erzählen wollte, eben im Schlaf habe ich geglaubt, ich schliefe nicht. Diese Schatten waren kaum zu erkennen, es hätte einer großen und recht müßigen Feinheit der Wahrnehmung bedurft, um sie zu erfassen. So habe ich später in Venedig lange nach Sonnenuntergang, wenn es schon ganz Nacht zu sein schien, dank dem doch unsichtbaren Echo einer letzten, unendlich lang über den Kanälen angehaltenen Note von Licht wie durch die Wirkung eines optischen Pedales auf dem Dämmergrau der Wasser die Widerscheine der Paläste gesehn, die für immerdar in schwärzerem Samt aufgerollt schienen. Einer meiner Träume war die Synthese dessen, was meine Phantasie oft sich vorzustellen versucht hatte, einer Seelandschaft und ihrer mittelalterlichen Vergangenheit. Im Schlafe sah ich eine gotische Stadt mitten in einem Meer, dessen Wellen wie auf einem Kirchenfenster erstarrt waren. Ein Meeresarm teilte die Stadt in zwei Teile; grünes Wasser erstreckte sich bis zu meinen Füßen; am gegenüberliegenden Ufer spülte es an eine orientalische Kirche, dann an Häuser, wie sie noch im vierzehnten Jahrhundert dastanden; zu ihnen zu fahren, wäre gewesen, als stiege man den Lauf der Zeitalter stromaufwärts. Diesen Traum, in dem die Natur Kunst gelernt hatte, in dem das Meer gotisch geworden war, diesen Traum, in dem ich an das Unmögliche zu landen wünschte und wähnte, ich meinte ihn schon oft geträumt zu haben. Da es aber dem, was man im Schlaf phantasiert, eigen ist, sich nach der Vergangenheit hin zu vervielfältigen und, obwohl neu, vertraut zu erscheinen, meinte ich mich getäuscht zu haben. Jedoch bemerkte ich, daß ich diesen Traum tatsächlich oft träumte.

Sogar die Verminderungen der Fähigkeiten, welche für den Schlaf bezeichnend sind, spiegelten sich in meinem Traum, aber in symbolischer Weise: ich konnte die Gesichter meiner Freunde, die da wa-

ren, in der Dunkelheit nicht erkennen, denn man schläft mit geschlossenen Augen; während ich mir selbst im Traum lange Reden hielt, fühlte ich, sobald ich zu meinen Freunden sprechen wollte, den Ton in meiner Kehle stecken bleiben, denn man spricht nicht deutlich im Schlaf; ich wollte zu ihnen gehn und konnte die Beine nicht bewegen, denn man geht im Schlafe nicht; und plötzlich schämte ich mich, vor ihnen zu erscheinen, denn man schläft entkleidet. So sah das Bild des Schlafes, das mein Schlaf selbst entwarf, mit seinen blinden Augen, versiegelten Lippen, gefesselten Beinen und nacktem Körper wie die großen allegorischen Figuren aus, in denen Giotto den Neid mit einer Schlange im Mund dargestellt hat (Swann hatte sie mir gegeben).

Saint-Loup kam nur auf einige Stunden nach Paris. Er versicherte mir, er habe keine Gelegenheit gehabt, zu seiner Tante von mir zu sprechen, zugleich aber verriet er sich unbefangen, indem er sagte: »Oriane ist gar nicht nett, gar nicht mehr meine Oriane von früher, man hat sie mir verändert. Ich versichere dir, es ist nicht der Mühe wert, daß du dich mit ihr beschäftigst. Du erweist ihr viel zu viel Ehre. Möchtest du nicht, daß ich dich meiner Kusine Poictiers vorstelle?« fügte er hinzu, ohne sich darüber klar zu werden, daß mir das kein Vergnügen machen könnte. »Das ist eine verständige junge Frau, die dir gefallen würde. Sie hat meinen Vetter, den Herzog von Poictiers, geheiratet, einen guten Burschen, nur etwas zu einfach für sie. Ich habe ihr von dir gesprochen. Sie hat mich gebeten, dich zu ihr zu bringen, sie ist viel hübscher als Oriane und jünger. Die ist nett, weißt du, die hat Stil.«

Diese Ausdrücke, die eine feinfühlige Natur bezeichnen sollten, hatte Robert erst kürzlich – aber um so eifriger – übernommen. »Ich will nicht behaupten, daß sie Dreyfusanhängerin ist, man muß doch auch ihre Umwelt in Betracht ziehen, aber sie hat gesagt: ›Wenn er unschuldig wäre, wie entsetzlich, ihn auf der Teufelsinsel zu lassen.‹ Du verstehst, nicht wahr? Und dann ist es eine Person, die viel für ihre früheren Lehrerinnen tut, sie hat verboten, daß man sie die Hintertreppe hinaufgehn läßt. Ich versichere dir, die hat Stil. Im Grunde liebt Oriane sie nicht, weil sie ihre geistige Überlegenheit fühlt.«

Françoise war zwar ganz in Anspruch genommen von dem Mitleid, das ihr ein Lakai der Guermantes einflößte – er konnte nicht zu seiner Verlobten gehn, selbst wenn die Herzogin ausgegangen war,

es wäre doch sofort durch die Pförtnerloge hinterbracht worden –, dennoch ärgerte es sie, gerade als Saint-Loup mir seinen Besuch machte, nicht dagewesen zu sein; das kam, weil sie jetzt selbst Besuche machte. Unfehlbar ging sie immer an den Tagen aus, an denen ich sie brauchte. Dann mußte sie immer ihren Bruder, ihre Nichte und vor allem ihre Tochter besuchen, die seit kurzem in Paris war. Daß es lauter Familienbesuche waren, machte mir diese Ausgänge, die mich ihrer Dienste beraubten, noch unangenehmer, denn ich sah voraus, sie würde von jedem dieser Besuche als von einer Angelegenheit sprechen, die nach den in Saint-André-des-Champs geltenden Gesetzen unumgänglich sei. So hörte ich mir denn ihre Entschuldigungen immer mit übler Laune an, und die wurde noch schlechter durch Françoises Ausdrucksweise: statt: »ich war bei meinem Bruder, ich war bei meiner Nichte«, sagte sie: »Ich war bei dem Bruder, ich bin schnell hinaufgesprungen, der Nichte guten Tag zu sagen« (oder: »meiner Nichte, der Schlächterin«). Ihre Tochter aber hätte Françoise am liebsten nach Combray heimkehren sehn. Allein die neue Pariserin, die schon wie ein elegantes Fräulein in Abkürzungen redete – aber in vulgären –, erklärte, die Woche, die sie in Combray zubringen sollte, würde ihr recht lang vorkommen, da sie dort nicht einmal den »Intran« zu lesen bekäme. Noch weniger Lust hatte sie, zu Françoises Schwester zu gehn, die in einer gebirgigen Provinz wohnte. »Die Berge,« sagte sie – und gab dabei dem Wort »interessant« einen schrecklichen neuen Sinn –, »die Berge sind gar nicht interessant.« Nach Méséglise zurückzukehren, konnte sie sich nicht entschließen, »da sind die Leute so dumm«, da würden auf dem Markt die Gevatterinnen, die »Klatschbasen«, Verwandtschaften mit ihr entdecken und sagen: »Ei, ist das nicht dem seligen Bazireau seine Tochter?« Lieber sterben, als sich da wieder festsetzen, »jetzt, wo sie vom Pariser Leben gekostet hatte«, und Françoise, so altherkömmlich sie empfand, lächelte doch nachgiebig über die modernen Ideen, die die junge »Pariserin» verkörperte, wenn sie sagte: »Mutter, wenn du nicht deinen Ausgangstag hast, brauchst mir bloß eine Rohrpost zu schicken.«
Das Wetter wurde wieder kalt. »Ausgehn? Wozu? Um sich den Tod zu holen?« sagte Françoise, die lieber während der Woche, die ihre Tochter, der Bruder und die Schlächterin in Combray verbrachten, zu Hause blieb. Als letzte Sektiererin, in der die Doktrin meiner Tante Léonie dunkel weiterlebte, fügte Françoise, wenn sie

von diesem unzeitgemäßen Wetter sprach, auf Grund einer besondern Naturkunde hinzu: »Das ist der Rückstand von Gottes Zorn!« Ich aber hatte als Antwort auf ihre Klagen nur ein Lächeln voll Sehnsucht und blieb kalt gegen ihre Prophezeiungen, für mich würde ja das Wetter auf alle Fälle schön sein: ich sah schon die Morgensonne auf dem Hügel von Fiesole und wärmte mich an ihren Strahlen; ihre Stärke zwang mich, die Augenlider lächelnd halb zu öffnen und wieder zu schließen, und sie füllten sich wie Alabasterlämpchen mit rosigem Licht. Nun kamen nicht nur die geweihten Glocken aus Italien zurück, Italien kam mit ihnen. Meinen getreuen Händen würde es nicht an Blumen fehlen, den Jahrestag der Reise, die ich damals hatte machen sollen, zu feiern, denn seit das Wetter in Paris wieder kalt geworden wie in jenem andern Jahr gegen Ende der Fastenzeit, als wir unsere Vorbereitungen zur Abreise trafen, öffneten sich mir in der feuchten, eisigen Luft, in der die Kastanienbäume und Platanen der Boulevards und der Baum im Hof unseres Hauses schwammen, schon ein wenig wie in einer Schale reinen Wassers Narzissen, Märzbecher und Anemonen des Ponte-Vecchio.

Mein Vater hatte uns erzählt, er wisse jetzt durch A. J., wohin Herr von Norpois gehe, wenn er ihm in unserm Hause begegne.
»Zu Frau von Villeparisis, er kennt sie gut, davon wußte ich nichts. Sie scheint ein prachtvolles Wesen, eine bedeutende Frau zu sein. Du solltest sie besuchen«, wandte er sich an mich. »Was mich übrigens gewundert hat: er sprach mir von Herrn von Guermantes als einem ganz ausgezeichneten Manne; ich hatte ihn für derb und dumm gehalten. Er scheint sehr unterrichtet zu sein und viel Geschmack zu haben, nur ist er sehr stolz auf seinen Namen und seine Verwandtschaften. Aber er hat übrigens auch nach dem, was Norpois sagt, eine enorme gesellschaftliche Stellung, nicht nur hier, sondern in ganz Europa. Es scheint, der Kaiser von Österreich und der Kaiser von Rußland stehn mit ihm in freundschaftlichstem Verkehr. Der alte Norpois hat mir gesagt, Frau von Villeparisis habe dich sehr gern und du könntest in ihrem Salon interessante Bekanntschaften machen. Er hat sich sehr lobend über dich ausgesprochen, du wirst ihn bei ihr treffen, und sein Rat kann dir sehr nützlich sein, selbst für den Fall, daß du schriftstellern solltest. Ich sehe schon, du wirst nichts andres tun. Und man kann das als eine ganz

schöne Laufbahn ansehn. Ich für mein Teil hätte ja eine andere für dich vorgezogen, aber nun bist du bald ein Mann, wir werden nicht immer um dich sein, und wir dürfen dich nicht hindern, deinem innern Beruf zu folgen.« Hätte ich wenigstens anfangen können zu schreiben! Aber unter welchen Voraussetzungen ich mich auch an dies Vorhaben machte (wie auch an das, keinen Alkohol mehr zu mir zu nehmen, früh zu Bett zu gehn, zu schlafen, gesund zu sein), ob ich es mit Leidenschaft, mit Methode oder mit Vergnügen tat, ob ich mir einen Spaziergang versagte, ihn verschob und als Belohnung aufhob, ob ich eine Stunde, in der ich mich sehr wohl fühlte, oder die erzwungene Muße eines Tages, an dem ich krank lag, benutzte, was kam schließlich als Ergebnis meiner Bemühungen heraus? Eine weiße Seite, unberührt von jeder Schrift, unausbleiblich wie die Karte, die man bei gewissen Kartenkunststücken zu ziehen gezwungen wird, wie man auch vorher das Spiel gemischt haben mag. Ich war nur das Werkzeug von Gewohnheiten, die sich um jeden Preis durchsetzten, den Gewohnheiten, nicht zu arbeiten, nicht zu Bett zu gehn und nicht zu schlafen; wenn ich ihnen nicht widerstand, wenn ich mich mit dem Vorwand, den ihnen der erste beste Umstand bot, zufrieden gab und sie gewähren ließ, zog ich mich ziemlich schadlos aus der Affäre, ich konnte gegen Ende der Nacht immerhin ein paar Stunden ausruhen, ich las ein wenig, ich vermied größere Exzesse; wollte ich ihnen aber widerstehn, maßte ich mir an, früh zu Bett zu gehn, nur Wasser zu trinken, zu arbeiten, dann wurden sie gereizt, griffen zu den großen Machtmitteln und machten mich ganz krank, ich sah mich gezwungen, die Dosis Alkohol zu verdoppeln, ich legte mich zwei Tage nicht ins Bett, ich konnte nicht einmal mehr lesen, und ich nahm mir vor, ein andermal vernünftiger, das heißt unbesonnener zu sein, wie ein Opfer, das sich berauben läßt aus Furcht, wenn es Widerstand leistet, ermordet zu werden.

Mein Vater hatte inzwischen ein- oder zweimal Herrn von Guermantes getroffen, und jetzt, da Herr von Norpois ihm gesagt hatte, der Herzog sei ein bemerkenswerter Mann, gab er mehr acht auf das, was er sagte. Es traf sich, daß sie im Hof auf Frau von Villeparisis zu sprechen kamen. »Er hat mir gesagt, es sei seine Tante; er spricht ihren Namen Viparisi aus. Er hat mir gesagt, sie habe ungewöhnlich viel Verstand. Er hat sogar hinzugefügt, sie halte ein *Bureau d'esprit*.« Das Unbestimmte dieser Bezeichnung, die er wohl

ein- oder zweimal in alten Memoiren gelesen, ohne ihr aber einen genauen Sinn beizulegen, machte meinem Vater großen Eindruck. Als meine Mutter bemerkte, er fände es nicht gleichgültig, daß Frau von Villeparisis ein Bureau d'esprit hielte, schrieb auch sie bei ihrem großen Respekt vor dem Vater diesem Umstand einige Wichtigkeit zu. Und obwohl sie von meiner Großmutter schon lange wußte, wie hoch die Marquise einzuschätzen sei, machte sie sich jetzt unmittelbar eine günstigere Vorstellung von ihr. Meine Großmutter, die gerade etwas leidend war, begünstigte zunächst diesen Besuch nicht, dann verlor sie das Interesse daran. Seit wir in unserer neuen Wohnung waren, hatte Frau von Villeparisis sie wiederholt gebeten, zu ihr zu kommen. Und meine Großmutter hatte immer brieflich geantwortet, sie gehe zur Zeit nicht aus; ihre Briefe siegelte sie übrigens nicht mehr selbst (eine neue Gewohnheit, die wir nicht begriffen), das überließ sie Françoise. Ich aber konnte mir unter dem Bureau d'esprit nichts Bestimmtes vorstellen und hätte mich nicht sehr gewundert, die alte Dame von Balbec vor einer Art »Bureautisch« sitzend zu finden, was übrigens wirklich geschah.

Mein Vater, der im Institut als freies Mitglied kandidieren wollte, hätte zu allem andern gern gewußt, ob die Fürsprache des Botschafters ihm viele Stimmen sichern würde. Wohl wagte er nicht an der Fürsprache des Herrn von Norpois zu zweifeln, aber er war ihrer eigentlich doch nicht ganz sicher. Als man ihm im Ministerium sagte, Herr von Norpois wünsche hier der einzige Vertreter des Instituts zu sein und werde seiner Kandidatur alle möglichen Hindernisse in den Weg legen, zumal sie ihn gerade in diesem Augenblick, wo er eine andere unterstütze, besonders störe, hatte mein Vater gemeint, er habe es mit bösen Zungen zu tun. Als dann aber Herr Leroy-Beaulieu ihm riet zu kandidieren und seine Aussichten abwog, machte es meinem Vater doch Eindruck, daß der große Nationalökonom unter den Kollegen, auf die er bei dieser Gelegenheit rechnen könne, Herrn von Norpois nicht nannte. Mein Vater wagte nicht, dem früheren Botschafter die Frage gradewegs zu stellen, hoffte aber, ich würde von meinem Besuch bei Frau von Villeparisis mit seiner vollzogenen Wahl zurückkommen. Dieser Besuch stand nahe bevor. Die Unterstützung des Herrn von Norpois, die meinem Vater in der Tat zwei Drittel der Stimmen sichern konnte, schien ihm übrigens um so wahrscheinlicher als die Gefälligkeit des Botschafters sprichwörtlich war; selbst die, welche ihn am wenig-

sten liebten, erkannten an, daß niemand so gern derartige Dienste leiste wie er. Und dann bedachte er doch im Ministerium meinen Vater mehr als irgendeinen andern Beamten mit seiner Gunst.
Mein Vater hatte eine andere Begegnung, die ihn sehr verwunderte und dann in äußerste Entrüstung brachte. Er kam auf der Straße an Frau Sazerat vorbei, die verhältnismäßig arm und deshalb nur selten in Paris bei einer Freundin zu Besuch war. Niemand ging meinem Vater so auf die Nerven wie Frau Sazerat. Einmal im Jahre sah meine Mutter sich genötigt, mit sanft bittender Stimme zu ihm zu sagen: »Lieber, ich muß einmal Frau Sazerat einladen, sie wird nicht lange bleiben.« Oder gar: »Höre, lieber Freund, ich muß dich um ein großes Opfer bitten, mach Frau Sazerat einen kleinen Besuch. Du weißt, wie ungern ich dich mit solchen Sachen quäle, aber es wäre so nett von dir.« Mein Vater lachte dann, schalt ein bißchen und machte den Besuch. Obgleich ihn also Frau Sazerat nicht belustigte, ging mein Vater, als er ihr begegnete, doch auf sie zu und nahm den Hut ab, aber zu seiner großen Überraschung begnügte sich Frau Sazerat mit einem eisigen Gruß, wie ihn die Höflichkeit einem Menschen gegenüber verlangt, der etwas Schlechtes begangen hat oder verurteilt ist, künftig auf der andern Erdhälfte zu leben. Ärgerlich und höchst erstaunt war mein Vater heimgekommen. Am nächsten Tag begegnete meine Mutter Frau Sazerat in einem Salon. Die reichte ihr nicht die Hand, lächelte ihr nur traurig und unbestimmt zu wie einer Person, mit der man als Kind gespielt, dann aber alle Beziehungen abgebrochen hat, weil sie ein ausschweifendes Leben geführt, einen Verbrecher oder, was schlimmer ist, einen geschiedenen Mann geheiratet hat. Nun hatte immer zwischen meinen Eltern und Frau Sazerat die höchste gegenseitige Achtung bestanden. Aber (und das wußte meine Mutter nicht) Frau Sazerat war als einzige ihrer Art in Combray Dreyfusanhängerin. Mein Vater war als Freund von Herrn Méline von Dreyfus' Schuld überzeugt. Er hatte Kollegen, die ihn baten, eine revisionistische Liste zu unterzeichnen, ärgerlich zurückgewiesen. Acht Tage lang sprach er nicht mit mir, als er erfuhr, daß ich einer andern Meinung anhing. Seine Überzeugungen waren bekannt. Man war nahe daran, ihn als Nationalisten anzusehn. Als einzige der Familie schien meine Großmutter hochherzig zu zweifeln; so oft man ihr von Dreyfus' möglicher Unschuld sprach, machte sie eine Bewegung mit dem Kopf, deren Sinn wir damals nicht verstanden, sie sah

aus wie jemand, den man in ernsteren Gedanken gestört hat. Meine Mutter schwankte zwischen ihrer Liebe zu meinem Vater und der Hoffnung, ich sei einsichtig, sie bewahrte eine unentschiedene Haltung, die sie durch Schweigen ausdrückte. Der Großvater endlich verehrte die Armee (obgleich seine Verpflichtungen als Nationalgardist wie ein Alp auf seinem reifen Mannesalter gelastet hatten); so oft er in Combray ein Regiment am Gartengitter vorbeikommen sah, nahm er, wenn Oberst und Fahne erschienen, den Hut ab. Das alles genügte für Frau Sazerat, die doch das uneigennützige und ehrenhafte Leben meines Vaters und Großvaters kannte, um sie als Schergen des Unrechts anzusehn. Persönliche Verbrechen vergibt man, aber nicht die Teilnahme an einem Gemeinschaftsverbrechen. Seit sie von der Dreyfusfeindschaft meines Vaters wußte, lagen zwischen ihr und ihm Erdteile und Jahrhunderte. Eine solche zeitliche und räumliche Ferne macht es erklärlich, daß mein Vater von ihrem Gruß fast nichts zu sehn bekam und daß sie nicht daran dachte, mit einem Händedruck oder ein paar Worten die Welten, die sie trennten, zu überbrücken.

Saint-Loup sollte wieder nach Paris kommen, er hatte mir versprochen, mich zu Frau von Villeparisis mitzunehmen. Dort, hoffte ich, – ohne ihm etwas davon zu sagen – würden wir Frau von Guermantes treffen. Er lud mich ein, mit ihm und seiner Geliebten im Restaurant zu frühstücken, wir würden sie dann zu einer Probe begleiten. Vormittags sollten wir sie in ihrer Wohnung in der Umgegend von Paris abholen.

Bei der Wahl des Restaurants (im Leben der jungen Adligen, die Geld ausgeben, spielt das Restaurant eine so wichtige Rolle wie die Truhen voll kostbarer Stoffe in den arabischen Märchen) bat ich Saint-Loup, das zu bevorzugen, in dem Aimé, wie er mir mitgeteilt hatte, als Oberkellner tätig sein sollte, bis die Saison in Balbec begann. Für mich, der soviel vom Reisen träumte und so wenig reiste, hatte es einen besondern Reiz, einen Menschen wiederzusehn, der nicht nur zu meinen Balbecer Erinnerungen, sondern mehr noch zum wirklichen Balbec gehörte; alle Jahre ging er hin, und während mich Schwäche oder meine Vorlesungen zwangen, in Paris zu bleiben, sah er an langen Spätnachmittagen, die Tischgäste erwartend, die Sonne sinken und ins Meer untergehn, er blickte durch die Glasscheiben des großen Speisesaals, hinter denen zur Zeit des Sonnen-

untergangs unbewegte Flügel ferner bläulicher Schiffe erschienen wie fremdländische Nachtschmetterlinge in einem Glasschrank. Selbst magnetisiert durch seine Fühlung mit dem starken Magneten Balbec, wurde dieser Oberkellner für mich seinerseits ein Magnet. Ich hoffte, im Gespräch mit ihm schon mit Balbec selbst in Verbindung zu treten und mitten in Paris ein wenig von dem Reiz der Reise zu genießen.

Früh ging ich von Hause fort und ließ Françoise jammernd zurück; der Lakai hatte gestern abend wieder einmal nicht ausgehn können, um seine Braut zu besuchen. Françoise hatte ihn in Tränen gefunden, er wollte schon hingehn und den Pförtner ohrfeigen, hatte sich aber zusammengenommen, denn er mochte seine Stellung nicht verlieren.

Bevor ich zu Saint-Loup kam, der mich vor seiner Tür erwarten sollte, traf ich Legrandin, den wir seit Combray aus den Augen verloren hatten. Er war ganz grau geworden, hatte aber noch sein jugendliches offenes Gesicht. Er blieb stehn.

»Ah! Sie sind es«, sagte er, »Sie eleganter Herr, noch dazu im Gehrock! Das ist eine Livrée, der mein Unabhängigkeitsbedürfnis sich nicht anpassen könnte. Nun ja, Sie müssen mondän sein, Besuche machen! Um wie ich vor halb verfallenen Gräbern zu träumen, sind mein breiter Schlips und schlichter Rock das rechte Gewand. Sie wissen, ich schätze die anmutige Qualität Ihrer Seele, umsomehr bedauere ich, daß Sie sie verleugnen unter den Heiden. Ist es Ihnen möglich, auch nur einen Augenblick in der üblen Atmosphäre der Salons, die ich nicht atmen kann, zu bleiben, so sprechen Sie über Ihre Zukunft das Urteil, den Fluch des Propheten. Ich sehe Sie deutlich, wie Sie umgehn mit den ›leichten Herzen‹, mit der Gesellschaft der Schlösser, das ist das Laster der zeitgenössischen Bürgerschaft. Ach, diese Aristokraten! Es war unrecht von der Schrekkensherrschaft, daß sie ihnen nicht allen den Kopf abgeschlagen hat. Schlimme Wüstlinge sind sie alle, wo nicht einfach finstere Idioten. Nun ja, mein armes Kind, wenn Ihnen das Vergnügen macht! Während Sie auf so einen five o'clock tea gehn, wird Ihr alter Freund glücklicher sein als Sie, allein in der Vorstadt wird er den rosenfarbenen Mond in den violetten Himmel steigen sehn. Es ist wahr, ich gehöre nicht mehr dieser Erde an, ich fühle mich hier in der Verbannung. Es bedarf der ganzen Kraft des Gesetzes der Schwere, mich festzuhalten, damit ich nicht in eine andere Sphäre

entweiche. Ich bin von einem andern Planeten. Leben Sie wohl, verübeln Sie ihm nicht seine alte Freimütigkeit, dem Bauern von der Vivonne, der eben ein Bauer geblieben ist. Um Ihnen zu beweisen, daß ich große Stücke auf Sie halte, werde ich Ihnen meinen letzten Roman schicken. Sie werden das nicht mögen; es ist nicht aufgelöst genug, nicht fin de siècle genug für Sie, zu aufrichtig, zu redlich; Sie brauchen Bergotte, Sie haben es selbst zugegeben, haut-goût für verwöhnte Gaumen raffinierter Feinschmecker. In Ihrem Kreis muß man mich als alten Tölpel ansehn; mein Fehler ist, ich lege Herz in das, was ich schreibe; das trägt man nicht mehr; und das Leben des Volkes ist zu schlicht, um Ihre snobistischen Dämchen zu interessieren. Nun denn, sehn Sie zu, bisweilen an das Wort Christi zu denken: ›Tut also und ihr werdet leben.‹ Leben Sie wohl, Freund.«

Eigentlich war ich ganz gut auf Legrandin zu sprechen, als ich ihn verließ. Gewisse Erinnerungen sind wie gemeinsame Freunde, sie versöhnen wieder; die kleine Holzbrücke mitten in den Feldern voll Butterblumen, wo die vielen Ruinen aus ritterlicher Zeit waren, vereinte Legrandin und mich, wie sie die beiden Ufer der Vivonne verband.

In Paris hatten trotz des beginnenden Frühlings die Boulevardbäume noch kaum ihre ersten Blätter, aber als Saint-Loup und ich aus dem Vorortszug stiegen und in das Dörfchen kamen, wo seine Geliebte wohnte, war es ein Wunder, jeden kleinen Garten mit den großen weißen Ruhealtären der blühenden Obstbäume geziert zu sehn. Es erinnerte an die eigentümlichen kurzlebig phantastischen Lokalfeste, die man sich an bestimmten Jahrestagen von weitem ansieht; dies Fest aber gab die Natur. Die Kirschblüten hafteten so eng an den Zweigen wie weiße Hülsen; von weitem, zwischen Bäumen, die fast noch ohne Blüte und Blatt waren, hätte man dies Weiß in der noch kalten Sonne für Schnee halten können, der anderswo geschmolzen und an den Sträuchern hängen geblieben war. Die großen Birnbäume aber umgaben jedes Haus, jeden bescheidenen Hof mit breiterem, einheitlicherem, glänzenderem Weiß, es war, als ob alle Wohnungen und Gehöfte des Dorfes gleichzeitig ihre erste Kommunion begingen.

Diese Dörfer der Umgegend von Paris haben noch an ihren Toren Parke des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche einst Lustorte, »Folies«, der Intendanten und Favoritinnen waren. Ein

Kunstgärtner hatte einen von ihnen, der tiefer als die Straße lag, zur Kultur von Obstbäumen benutzt (oder vielleicht einfach den Plan eines großen Baumgartens der alten Zeit bewahrt). In Schachbrettform angepflanzt, bildeten diese weiter auseinanderstehenden Birnbäume, die in der Blüte hinter den andern zurückgeblieben waren, große – durch niedrige Mauern voneinander getrennte – Vierecke weißer Blüten; auf jeder der vier Seiten malte das Licht sich in anderer Art, und all diese Gemächer ohne Dach sahen aus wie die eines Sonnenpalastes, den man auf irgendeinem Kreta entdeckt haben könnte; sie ließen auch an die Kammern eines Wasserbehälters denken oder an die Teile des Meeres, die der Mensch für Fischerei oder Austernzucht abteilt; von den Zweigen spielte das Licht über die Spaliere hin wie über Frühlingsgewässer und ließ hier und dort, durch das lose geflochtene, vom Azurblau der Zweige durchflutete Gitterwerk schimmernd, den weißen Schaum einer in der Sonne perlenden Blüte sich ablösen.

Es war ein altes Dorf, und vor seinem gebräunten und goldig glänzenden Rathaus standen anstelle von beflaggten Klettermasten drei große Birnbäume, die wie für ein lokales Bürgerfest gefällig mit weißer Seide bewimpelt waren. Nie sprach Robert mir zärtlicher von seiner Freundin, als während wir da vorüberkamen.

Nur sie hatte Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, seine militärische Laufbahn, seine gesellschaftliche Stellung, seine Familie, all das war ihm gewiß nicht gleichgültig, aber es zählte nicht neben den geringsten Dingen, die seine Geliebte betrafen. Nur die hatten Reiz für ihn, viel mehr Geltung als die Guermantes und alle Könige der Erde. Ich weiß nicht, ob er das selbst so ausdrückte, daß sie von höherer Wesenheit sei als alles, jedenfalls war er nur auf das bedacht, um das besorgt, was sie betraf. Durch sie konnte er leiden, glücklich sein, für sie vielleicht töten. Wirklich interessant und Leidenschaft erregend war ihm nur, was die Geliebte wollte und tat, was sich, nur an flüchtigen Mienen zu merken, auf dem schmalen Raum ihres Gesichtes und unter ihrer gebenedeiten Stirn abspielte. Er, der in allen andern Dingen so zartfühlend war, faßte die Aussicht auf eine glänzende Heirat nur zu dem Zweck ins Auge, sie weiter unterhalten und behalten zu können. Hätte man feststellen wollen, wie hoch er sie einschätzte, ich glaube, nie hätte man einen entsprechend hohen Preis ausdenken können. Sie einfach zu heiraten, daran hinderte ihn ein praktischer Instinkt: er ahnte, sobald sie

nichts mehr von ihm zu erwarten habe, würde sie ihn verlassen oder wenigstens nach ihrem Gutdünken leben; um sie zu halten, dürfe er ihr die Spannung auf den nächsten Tag nicht nehmen. Denn er vermutete, sie liebe ihn vielleicht nicht. Gewiß mochte der allgemeine Affekt, den man Liebe nennt, auch ihn – wie er es mit allen Menschen macht – zwingen, bisweilen zu glauben, daß sie ihn liebe. Aber er hatte das deutliche Gefühl, ihre Liebe zu ihm hindere sie nicht, nur seines Geldes wegen bei ihm zu bleiben, und sobald sie nichts mehr von ihm zu erwarten habe, werde sie (ein Opfer der Theorien ihrer literarischen Freunde, meinte er) trotz aller Zuneigung ihn unverzüglich verlassen. – »Ich werde ihr heute,« sagte er, »wenn sie nett ist, etwas schenken, das ihr Vergnügen machen wird. Ein Halsband, das sie bei Boucheron gesehen hat. Es ist im Augenblick etwas teuer für mich, dreißigtausend Franken. Aber das arme Herzchen hat nicht viel Vergnügen im Leben. Sie wird sich mächtig freuen. Sie hatte mir von dem Halsband erzählt und gesagt, sie kenne jemanden, der es ihr vielleicht geben würde. Ich glaube nicht, daß das wahr ist, habe mich aber auf alle Fälle mit Boucheron, welcher der Lieferant meiner Familie ist, verständigt, damit er es mir aufhebe. Ich bin froh, wenn ich denke, daß du sie sehn wirst; ihr Gesicht ist nicht außergewöhnlich schön, weißt du (ich merkte wohl, daß er das Gegenteil dachte und das nur sagte, damit ich sie noch mehr bewundere), vor allem versteht sie, die Dinge wunderbar zu beurteilen; vor dir wird sie vielleicht nicht viel zu sprechen wagen, aber ich freue mich schon im voraus auf das, was sie mir nachher über dich sagen wird, du mußt wissen, sie sagt Dinge, die man unendlich weiterdenken kann, sie hat tatsächlich etwas Pythisches.«

Auf dem Wege zu dem Haus, das sie bewohnte, kamen wir an kleinen Gärten vorbei, und da konnte ich nicht anders, ich mußte stehn bleiben; Kirsch- und Birnbäume standen in Blüte; gestern noch leer und unbewohnt wie ein unvermietetes Grundstück, waren die Gärten plötzlich bevölkert und verschönt durch diese neuangekommenen Gäste, deren weiße Kleider man an den Ecken der Alleen durch das Gitter sehn konnte.

»Ich sehe schon, du willst das alles anschauen, du Schönheitsfreund,« sagte Robert zu mir, »warte hier auf mich, meine Freundin wohnt ganz in der Nähe, ich hole sie ab.«

Inzwischen ging ich vor den bescheidenen Gärten auf und nieder.

Hob ich den Kopf, sah ich bisweilen junge Mädchen in den Fenstern; im Freien aber in der Nähe eines kleinen Zwischenstocks ließen sich hie und da junge Fliederbüschel, die leicht und geschmeidig in ihren frischen lila Roben im Gezweige hingen, vom Winde schaukeln, ohne auf den Vorübergehenden zu achten, der aufblickte zu ihrem grünen Hochparterre. Ich erkannte in ihnen die violetten Knäuel wieder, welche am Eingang zu Swanns Park gleich hinter dem kleinen weißen Schlagbaum an warmen Frühlingsnachmittagen sich zu einer reizenden Kleinstadtstickerei zusammentaten. Ich geriet auf einen Pfad, der auf eine Wiese führte. Da wehte ein kalter Wind, frisch wie in Combray, aber mitten aus der fetten, feuchten Landerde, wie sie auch am Ufer der Vivonne hätte sein können, hob sich dennoch, rechtzeitig zur Stelle wie die ganze Schar seiner Gefährten, einzeln ein großer weißer Birnbaum und bewegte seine vom Winde gekrampften und von den Strahlen wieder geglätteten und mit Silber bezogenen Blüten wie einen Vorhang von körperhaft und tastbar gewordenem Licht der Sonne lächelnd entgegen.

Mit einemmal erschien Saint-Loup in Begleitung seiner Geliebten, und in der Frau, die ihm die ganze Liebe war, alle Süße, die das Leben zu geben vermag, das geheimnisvolle in einen Körper wie in ein Tabernakel eingeschlossene Wesen, an dessen Erkenntnis immer noch unablässig meines Freundes Phantasie arbeitete (und würde es doch, das fühlte er, nie ganz erkennen), vor dem er beständig sich fragte: wie ist sie selbst hinter dem Schleier von Blick und Fleisch? – in dieser Frau erkannte ich auf der Stelle »Rahel wenn von des Herrn«, dieselbe, die vor einigen Jahren – schnell ändern die Frauen jener Welt, wenn sie es überhaupt tun, ihre Stellung – zu der Kupplerin sagte:

»Also, wenn Sie mich morgen für jemand brauchen können, lassen Sie mich holen.«

Und »ließ man sie holen« und war sie dann allein im Zimmer mit diesem Jemand, so wußte sie, was man von ihr wollte, verschloß als vorsichtige Frau oder einer Satzung folgend die Tür, fing an, all ihre Sachen auszuziehen, wie man es vor dem Doktor tut, der einen auskultieren will, und unterbrach sich dabei nur, wenn der »Jemand« die Nacktheit nicht liebte und ihr sagte, sie könne ihr Hemd anbehalten, wie ja auch manche Ärzte, die ein sehr feines Ohr haben und vermeiden wollen, daß ihr Patient sich erkälte, sich damit be-

gnügen, Atem und Herzschlag durch die Wäsche hindurch zu belauschen. Dieser Frau, deren ganzes Dasein, Denken und Vorleben nebst allen Männern, die sie besessen haben mochte, mir äußerst gleichgültig war – ich hätte ihr nur aus Höflichkeit zugehört und nicht acht gegeben, wenn sie mir davon erzählt hätte –, dieser Frau also war Saint-Loups Unruhe, Qual und Liebe zugewandt, und aus dem, was für mich ein mechanisches Spielzeug war, machte er einen Gegenstand unendlicher Leiden, ja den Preis des Daseins. Angesichts dieses Widerspruchs (ich hatte »Rahel wenn von des Herrn« in einem Bordell kennen gelernt) begriff ich, daß viele Frauen, für die Männer leben, leiden und sich töten, an sich oder für andere sein mögen, was Rahel für mich war. Höchst erstaunlich war mir der Gedanke, man könne auf ihr Leben unter Schmerzen neugierig sein. Ich hätte Robert mancherlei Bettgeschichten von ihr mitteilen können, die mir das Gleichgültigste auf der Welt schienen. Und wie hätte ihn das gepeinigt! Was hatte er nicht darum gegeben, um von solchen Dingen etwas zu erfahren, und es war ihm nicht gelungen.

Mir wurde deutlich, was alles menschliche Phantasie hinter ein Stückchen Gesicht wie das dieser Frau tun kann, wenn zuerst eben nur die Phantasie sie kennen gelernt hat, und, umgekehrt, in welch elende materielle, alles Wertes und Preises beraubte Elemente sich dies Ziel so vieler Träumereien auflösen kann, wenn die Bekanntschaft auf ganz banale Art gemacht worden ist. Ich begriff: was mir nicht zwanzig Franken wert geschienen war, als es mir im Bordell für zwanzig Franken angeboten wurde, wo es für mich nur eine Frau war, die gern zwanzig Franken verdienen wollte, kann mehr wert sein als eine Million, als die Familie, als alle begehrenswerten Lebensstellungen, wenn man darunter sich zunächst ein unbekanntes Wesen vorgestellt hat, das interessant, kennen zu lernen, schwer zu erringen, schwer zu behalten ist. Gewiß sahn wir beide in dasselbe Antlitz, Robert und ich. Aber wir waren auf zwei entgegengesetzten Wegen, die nie zusammentreffen werden, zu ihm gekommen, und so würden wir nie dasselbe Äußere von ihm zu sehn bekommen. Dies Gesicht mit seinen Blicken, seinem Lächeln und den Bewegungen des Mundes hatte ich von außen als das irgendeines Geschöpfes kennen gelernt, das für zwanzig Franken tun würde, was ich wollte. So waren mir denn die Blicke, das Lächeln, die Mundbewegungen nur als Merkmale allgemeiner Tätigkeiten und

ohne alles Eigentümliche erschienen, und ohne sie wäre ich nicht begierig gewesen, nach einer Person zu suchen. Aber was mir gewissermaßen bei der Abreise angeboten wurde, dies bereitwillige Gesicht, es war für Robert eine Stätte der Ankunft gewesen, ein Ziel, dem er durch unendlich viel Hoffnung, Zweifel, Verdacht und Traum zustrebte. Er gab mehr als eine Million, um das, was mir und jedem für zwanzig Franken angeboten wurde, zu haben und zu hindern, daß es einem andern angeboten werde. Aus welchem Grunde er es nicht auch zu unserm Preise bekam, kann vom Zufall eines Augenblicks abgehangen haben, eines Augenblicks, während dessen sie, die bereit schien, sich zu geben, auswich, vielleicht weil sie eine Verabredung hatte oder sonst einen Grund, der sie gerade an diesem Tage schwieriger machte. Hat sie es in einem solchen Fall mit einem Schwärmer zu tun, so beginnt, auch wenn sie das nicht bemerkt, vor allem aber, wenn sie es bemerkt, ein schreckliches Spiel. Unfähig, seine Enttäuschung zu überwinden und sich dieser Frau zu entschlagen, stellt er ihr nach, sie flieht ihn, und dann wird schon ein Lächeln, das er nicht zu erhoffen wagte, tausendmal so teuer bezahlt als die letzte Gunst bezahlt worden wäre. Wer in solcher Lage naiv urteilt und zugleich feige Angst vor Schmerzen hat, kann toll genug werden, aus der Dirne ein unerreichbares Idol zu machen, und dann wird er die letzte Gunst, ja vielleicht sogar die des ersten Kusses niemals erfahren, wird nicht einmal wagen, darum zu bitten, um nicht die Beteuerungen seiner platonischen Liebe Lügen zu strafen. Dann ist es ein großer Schmerz, das Leben verlassen zu müssen, ohne je erfahren zu haben, wie der Kuß der Frau sein könnte, die man am meisten geliebt hat. Rahels Gunst hatte Saint-Loup allerdings zum Glück vollständig gehabt. Hätte er jetzt erfahren, daß diese Gunst aller Welt für ein Goldstück angeboten worden war, er hätte sicherlich schrecklich gelitten, aber nichtsdestoweniger eine Million darum gegeben, sich diese Gunst zu erhalten, denn was er auch erfahren hätte, es konnte ihn nicht – das geht nämlich über Menschenkraft und kann nur gegen den menschlichen Willen durch die Wirksamkeit eines großen Naturgesetzes geschehn – von dem Wege abbringen; er konnte nunmehr dies Gesicht nur durch die Schleier der Träume sehn, die sich in ihm geformt hatten; Blick, Lächeln und Mundbewegung blieben für ihn die einzige Enthüllung der Person, deren wahre Natur er hätte kennen lernen, deren Begierden er allein hätte besitzen wollen. Die Un-

bewegtheit des kleinen Gesichtes war wie die eines Blattes Papier, das dem ungeheuern Druck zweier Atmosphären ausgesetzt wird, sie schien mir im Gleichgewicht gehalten durch zwei Unendliche, die auf sie zustrebten, ohne sich zu begegnen, denn sie trennte sie. Indem wir beide sie ansahen, Robert und ich, sahen wir sie nicht von derselben Seite des Geheimnisses.

»Rahel wenn von des Herrn« nahm ich nicht weiter wichtig, aber die Macht der menschlichen Phantasie, den Wahn, auf dem die Schmerzen der Liebe beruhen, fand ich groß. Robert bemerkte meine Erregung. Ich wandte meine Augen zu den Birn- und Kirschbäumen im Garten gegenüber: er sollte glauben, was mich so bewege, sei ihre Schönheit. Und sie bewegte mich in ein wenig verwandter Art, auch sie bot mir Dinge dar, die wir nicht nur mit unsern Augen sehn, sondern im Herzen fühlen. Als ich die blühenden Bäume im Garten für fremde Götter hielt, hatte ich mich da nicht getäuscht wie Magdalena, als sie an einem Tage des Jahres, der nun bald wiederkehren sollte, in einem andern Garten eine menschliche Gestalt sah und »glaubte, es sei der Gärtner«? Diese Bäume hüteten das Gedächtnis des goldenen Zeitalters, sie bürgten für die Verheißung: die Wirklichkeit ist nicht, was man glaubt, Leuchten der Poesie, wunderbarer Glanz der Unschuld kann in ihr spiegeln und der Lohn werden, den zu verdienen wir uns mühen; und waren so die großen weißen Geschöpfe, die sich neigten, um dem Ruhen, Fischen, Lesen Schatten zu spenden, nicht vielmehr Engel? Ich wechselte ein paar Worte mit der Geliebten von Saint-Loup. Wir durchquerten das Dorf. Die Häuser waren schmutzig. Aber neben den elendesten, denen, die aussahn, wie von einem Salpeterregen versengt, erhob sich, für einen Tag in der Luft verweilend, ein geheimnisvoller Reisender; aufrecht stand er, ein strahlender Engel, und breitete weithin über sie den blendenden Schutz, die unschuldige Blüte seiner Flügel: ein Birnbaum. Saint-Loup ging ein paar Schritte mit mir voraus:

»Gern hätte ich mit dir zusammen gewartet, ja sogar lieber allein mit dir gefrühstückt, und wir wären dann allein zusammengeblieben, bis wir zu meiner Tante gehn. Aber meinem armen Mädel macht das soviel Vergnügen, und sie ist so lieb zu mir, weißt du, ich konnte es ihr nicht abschlagen. Übrigens wird sie dir gefallen, sie kennt die Literatur gut, ist eine Enthusiastin, und dann ist es so nett, mit ihr im Restaurant zu frühstücken, sie ist so angenehm, so einfach und immer mit allem zufrieden.«

Gleichwohl glaube ich, daß Robert gerade an diesem Vormittag – und wahrscheinlich nur dies eine Mal – für einen Augenblick sich freimachte von dem Bilde der Frau, das er mit immer neuer Zärtlichkeit langsam aufgebaut hatte, und plötzlich ein Stückchen davon entfernt eine andere Rahel wahrnahm, eine Doppelgängerin seiner Rahel, von ganz anderer Art, und die trat auf als einfache kleine Hure. Als wir den schönen Baumgarten verlassen hatten und zu dem Zuge uns begaben, der uns nach Paris zurückbringen sollte, ging am Bahnhof Rahel ein paar Schritte von uns entfernt; da wurde sie erkannt und angerufen von gewöhnlichen »Nutten«, wie sie selbst eine gewesen war; die glaubten erst, sie sei allein, und riefen ihr zu: »Rahel, steig doch mit uns ein, Lucienne und Germaine sind im Wagen, es ist gerade noch ein Platz, komm, wir gehen zusammen zum Skating«, und sie waren schon im Begriff, ihre zwei Ladenschwengel, ihre Liebhaber und Begleiter, vorzustellen, da bemerkten sie, daß Rahel etwas verlegen dreinsah, hoben neugierig die Augen, sahen etwas weiter uns beide, entschuldigten sich und sagten ihr Auf Wiedersehn, was sie ein wenig verwirrt, aber freundschaftlich erwiderte. Es waren zwei arme kleine Nutten mit Kragen aus falschem Otterfell, sie sahen ungefähr so aus wie Rahel, als Saint-Loup sie zum erstenmal getroffen hatte. Er kannte sie nicht, wußte nicht ihre Namen, und als er nun sah, daß seine Freundin ihnen sehr nahestand, kam ihm der Gedanke, sie habe vielleicht deren Situation gehabt und habe sie vielleicht noch in einem Leben, von dem er nichts ahnte; es war sehr verschieden von dem, welches er mit ihr führte, und in diesem Leben bekam man die Frauen für ein Goldstück, während er der Rahel mehr als hunderttausend Franken im Jahre gab. Er tat nur einen flüchtigen Blick in dies Leben, aber mitten darin sah er eine ganz andere Rahel als die, welche er kannte, eine Rahel, die den beiden kleinen Kokotten ähnlich war, eine Rahel zu zwanzig Franken. Rahel hatte für einen Augenblick sich ihm in zwei Wesen geteilt, und er sah in einiger Entfernung von seiner Rahel die kleine Kokotte Rahel, die wirkliche Rahel (vorausgesetzt, daß die Kokotte Rahel wirklicher war als die andere). Am Ende kam ihm da der Gedanke, er hätte vielleicht bequem sich losreißen können aus der Hölle, in der er lebte – immer mit der Aussicht, unbedingt eine reiche Heirat schließen und seinen Namen verkaufen zu müssen, um weiter der Rahel hunderttausend Franken im Jahre geben zu können –, und hätte die Gunst seiner Geliebten wie jene La-

denschwengel die ihrer Huren billig haben können. Aber wie war das anzustellen? Sie hatte sich nichts gegen ihn zu schulden kommen lassen. Hätte er sie weniger mit Geschenken überhäuft, sie wäre nicht so liebenswürdig, würde ihm nicht mehr all das Reizende sagen und schreiben, das ihn so sehr rührte, das er ein wenig prahlerisch seinen Kameraden bruchstückweise vorlas. Dabei hob er gern hervor, wie nett es von ihr sei, ließ aber weg, daß er sie verschwenderisch aushielt, ihr schenkte, was sie wollte, und daß diese Widmungszeilen auf einer Photographie oder diese hübschen Schlußsätze einer Depesche die auf die kürzeste Form gebrachte und wertvollste Transmutation von hunderttausend Franken waren. Es war nicht Eigenliebe oder Eitelkeit von ihm, daß er es vermied zu gestehn, er müsse für die seltenen Liebenswürdigkeiten Rahels zahlen – wie man es doch ziemlich einfältig von allen Liebhabern, die ausgenutzt werden, und von soviel Ehemännern behauptet. Saint-Loup war klug genug, um sich darüber klar zu sein, daß er mit seinem großen Namen und seinem hübschen Gesicht in der Gesellschaft alle Genüsse der Eitelkeit bequem und unentgeltlich hätte haben können; gerade sein Verhältnis zu Rahel hatte ihn, er wußte es wohl, etwas aus der Gesellschaft entfernt und bewirkt, daß er weniger hoch eingeschätzt wurde. Nein, den Anschein erwecken zu wollen, man bekäme die sichtlichen Beweise der Vorliebe von der, die man liebt, unentgeltlich, ist einfach ein Nebenerzeugnis der Liebe, man will vor sich und den andern als Geliebter des so sehr geliebten Wesens dastehn. Rahel kam wieder zu uns und ließ die beiden Nutten in ihr Abteil steigen; aber außer dem falschen Otterfell dieser Mädchen und dem geschniegelten Aussehn der Ladenschwengel nährten die Namen Lucienne und Germaine noch eine Weile Roberts Gedanken an die neue Rahel. Einen Augenblick stellte er sich ein Leben auf der Place Pigalle vor mit unbekannten Freunden und schmutzigen Abenteuern, harmlosen Nachmittagsvergnügungen, Spazierfahrten und Lustpartien; und der Sonnenschein über diesem Paris, das vom Boulevard de Clichy ausgeht, schien ihm etwas ganz anderes als die Sonnenhelle, in der er sich mit der Geliebten erging, Liebe und Leid, das zur Liebe gehört, machen wie die Trunkenheit uns alle Dinge anders. Das Paris seiner Liebe war eine unbekannte Stadt mitten in dem vermutlich wirklichen Paris. Seine Liebschaft war wie eine Entdeckungsfahrt in ein fremdartiges Leben. Mit ihm zusammen war Rahel ein wenig wie er selbst,

und doch war es ein Teil ihres wirklichen Lebens, was Rahel mit ihm lebte, und wegen der tollen Summen, die er ihr gab, sogar der kostbarste Teil, um den ihre Freundinnen sie sehr beneideten; dieser Teil ihres Lebens würde ihr die Möglichkeit verschaffen, sich eines Tages aufs Land zurückzuziehen oder große Theaterkarriere zu machen, nachdem sie sich ein Sümmchen gesammelt hatte. Gern hätte Robert seine Freundin gefragt, wer Lucienne und Germaine seien, was sie ihr gesagt hätten, wenn sie zu ihnen in den Wagen gestiegen wäre, und wie sie mit ihren Kameradinnen den Tag verbracht hätte; der wäre vielleicht nach den Freuden des Skating in der Taverne der Olympia – letzte Höhe der Vergnügungen – zu Ende gegangen, wenn Robert und ich nicht zugegen gewesen wären. Einen Augenblick erregten die Eingangshallen der Olympia, die ihm bisher höchst unleidlich gewesen, seine schmerzliche Neugier, und die Sonne dieses Frühlingstages mußte er sich auf der rue Caumartin vorstellen, wohin Rahel, wenn sie ihn nicht gekannt hätte, vielleicht gegangen wäre, ein Goldstück zu verdienen; dies Bild machte ihm eine unbestimmte Sehnsucht. Aber wozu Rahel Fragen stellen? Er wußte im voraus, ihre Antwort würde ein einfaches Schweigen oder eine Lüge oder sehr peinlich für ihn sein und ihm nichts beschreiben. Die Schaffner schlossen die Wagentüren, wir stiegen schnell in ein Abteil erster Klasse ein, Rahels wunderbare Perlen überzeugten Robert aufs neue, daß sie eine sehr teure Frau war, er streichelte sie und ließ sie wieder in sein Herz ein, wo er sie wie bisher – mit Ausnahme der kurzen Minute, in der er sie auf einer von Impressionisten gemalten Place Pigalle sah – mit zentralster Andacht betrachten konnte, und der Zug ging ab.

Übrigens war sie wirklich eine »Schöngeistige«. Die ganze Zeit unterhielt sie mich über Bücher, moderne Kunst, Tolstoiismus und unterbrach sich nur, um Saint-Loup Vorwürfe zu machen, daß er zuviel Wein trinke.

»Ach, wenn du ein Jahr lang mit mir leben könntest, man würde schon sehn, bei mir würdest du Wasser trinken und viel gesünder sein.«

»Einverstanden! Laß uns verreisen.«

»Aber du weißt doch, daß ich viel zu arbeiten habe!« (Sie nahm die dramatische Kunst ernst.) »Und dann, was würde deine Familie sagen?«

Und sie begann mir über seine Familie zu klagen, und ihre Vor-

würfe schienen mir sehr gerechtfertigt. Saint-Loup, der ihr im Punkte Champagner nicht gehorchte, stimmte ihr vollkommen bei. Ich hatte den Wein ja immer gefährlich für Saint-Loup gefunden und fühlte den guten Einfluß seiner Geliebten, ich war nahe daran, ihm zu raten, er solle seine Familie zum Teufel wünschen. Als ich dann die Unvorsichtigkeit hatte, von Dreyfus zu sprechen, stiegen der jungen Frau Tränen in die Augen.

»Der arme Märtyrer,« sagte sie, »sie werden ihn noch umkommen lassen da unten.«

»Beruhige dich, Zézette, er wird zurückkehren, er wird freigesprochen werden; man wird den Irrtum eingestehn.«

»Vorher aber wird er tot sein! Nun, wenigstens werden seine Kinder einen makellosen Namen tragen. Aber zu denken, was er leiden muß, das tötet mich! Und wollen Sie wohl glauben, daß Roberts Mutter, eine fromme Frau, sagt, er müßte auf der Teufelsinsel bleiben, selbst wenn er unschuldig sei, ist das nicht entsetzlich?«

»Ja, sie sagt die reine Wahrheit«, bestätigte Robert. »So spricht meine Mutter, ich kann es nicht leugnen; aber sie hat eben auch nicht Zézettes Feinfühligkeit.« In Wirklichkeit verliefen die angeblich so reizenden Essen mit Rahel meist sehr unangenehm. Sobald sich nämlich Saint-Loup mit seiner Geliebten in der Öffentlichkeit zeigte, redete er sich ein, sie sehe alle anwesenden Männer an, er wurde düster, sie bemerkte seine schlechte Laune, und es machte ihr dann vielleicht Freude, das Feuer noch zu schüren, oder aber – das ist wahrscheinlicher – sie fühlte sich durch seinen Ton in ihrer dummen Eigenliebe gekränkt und wollte durchaus nicht den Anschein erwecken, als suche sie seinen Groll zu entwaffnen; sie tat, als könne sie die Augen nicht losreißen von dem oder jenem Mann, und das war übrigens nicht immer ein bloßes Spiel. Hatte ein zufälliger Nachbar im Theater oder Café oder ganz einfach der Kutscher, der sie fuhr, irgendetwas Anziehendes, so fiel es Robert noch vor seiner Geliebten auf, seine Eifersucht warnte ihn; sofort sah er in dem Betreffenden eines dieser unsauberen Wesen, von denen er mir in Balbec gesprochen, einen der Männer, welche die Frauen zu ihrem Vergnügen verderben und entehren. Er bat seine Geliebte inständig, ihre Blicke von dem Menschen wegzuwenden, und gerade dadurch machte er sie auf ihn aufmerksam. Manchmal fand sie, Robert bewiese mit seinem Verdacht einen recht guten Geschmack, und damit er sich beruhige und darauf einginge fortzugehn, um

eine Besorgung zu machen, hörte sie auf, ihn zu necken, um so Zeit zu gewinnen, mit dem Unbekannten ein Gespräch anzuknüpfen; oft verabredete sie bei dieser Gelegenheit ein Stelldichein, manchmal machte sie gleich einen kleinen Seitensprung. Kaum waren wir im Restaurant, so fiel mir Roberts besorgte Miene auf. Sofort hatte er etwas bemerkt, was uns in Balbec entgangen war: von Aimé ging mitten unter seinen gewöhnlichen Kameraden, ohne daß er es beabsichtigte, gedämpft durch Bescheidenheit, der romantische Glanz aus, den bis zu einem gewissen Alter weiches Haar und eine griechische Nase verleihen. Das unterschied ihn von der Schar der andern bedienenden Kellner. Die waren fast alle ziemlich alt und hatten die außerordentlich häßlichen und ausgeprägten Typen heuchlerischer Pfaffen und schwatzhafter Beichtväter, und öfter noch die alter Komiker mit Zuckerhutstirnen, wie man sie nur noch in der Porträtsammlung des schlicht historischen Foyers aus der Mode gekommener kleiner Theater findet (dort sind sie in den Rollen von Kammerdienern oder Prälaten dargestellt); von diesem feierlichen Typus schien das Restaurant auf Grund von Ersatz durch Zuchtwahl und vielleicht mittels erblicher Ernennung eine Art Augurenkollegium zu konservieren. Zum Unglück hatte Aimé uns erkannt, und während der Zug der Operettenpriester sich zu den andern Tischen ergoß, kam er, unsere Bestellung entgegenzunehmen. Er erkundigte sich nach der Gesundheit meiner Großmutter, ich fragte, wie es seiner Frau und seinen Kindern gehe. Gerührt gab er mir Bescheid, er hing sehr an seiner Familie. In seiner Miene lag Klugheit und Tatkraft, aber auch Achtung. Roberts Geliebte begann, ihn mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Aber Aimés Gesicht blieb unbewegt, und seinen tiefliegenden Augen, die durch leichte Kurzsichtigkeit etwas trügerisch Unergründliches bekamen, war nichts anzumerken. Bevor er nach Balbec kam, hatte er jahrelang in einem Provinzhotel gedient, und jahrelang hatte man die hübschen Umrisse seines jetzt etwas gelb und matt gewordenen Gesichtes immer am selben Platz im Hintergrund des meist leeren Speisesaals gesehn, wie etwa einen Stich, der den Prinzen Eugen darstellt, und da mochten sie wohl keine sehr neugierigen Blicke angelockt haben. So hatte er lange Zeit, aus Mangel an Kennern, von dem künstlerischen Wert seines Gesichtes nichts gewußt; bei seinem kühlen Temperament war er im übrigen durchaus aufgelegt, diesen Wert zur Geltung zu bringen. In jener Kleinstadt hatte höch-

stens gelegentlich eine durchreisende Pariserin die Augen zu ihm erhoben, ihn vielleicht gebeten, ihr, bevor ihr Zug abging, in ihrem Zimmer aufzutragen, und in dies Dasein eines guten Gatten und Provinzbedienten das Geheimnis einer Eintagslaune vergraben, wovon nie jemand eine Spur entdecken würde. Immerhin mußte es Aimé auffallen, wie eindringlich die Augen der jungen Künstlerin an ihm hafteten. Jedenfalls entging das Robert nicht, und ich sah, wie sein Gesicht sich rötete; es war nicht die lebendige Röte, die ihn mit Purpur übergoß, wenn er eine plötzliche Erregung fühlte, sondern ein schwaches, bröckliges Rot.

»Dieser Oberkellner ist wohl sehr interessant, Zézette?« fragte er seine Geliebte, nachdem er Aimé ziemlich kurz abgefertigt hatte. »Man sollte meinen, du willst eine Studie nach ihm machen.«

»Jetzt gehts los, ich wußte es ja!«

»Was geht los, mein Kind? Wenn ich unrecht gehabt habe, will ich selbstverständlich nichts gesagt haben. Aber ich habe doch wohl das Recht, dich zu warnen vor diesem Lakaien, den ich aus Balbec kenne (sonst würde ich mich den Teufel um ihn kümmern), er ist einer der größten Lumpen, den die Erde je getragen hat.«

Sie schien Robert gehorchen zu wollen und begann mit mir eine literarische Unterhaltung, in die Robert sich mischte. Es langweilte mich nicht, mit ihr zu plaudern, sie kannte die Werke gut, die ich bewunderte, und unser Urteil stimmte annähernd überein; da ich aber von Frau von Villeparisis gehört hatte, sie habe kein Talent, nahm ich ihre Bildung nicht sehr wichtig. Sie wußte fein über tausenderlei zu scherzen und hätte wirklich Wohlgefallen erwecken können, hätte sie nicht eine aufreizende Vorliebe für die Ausdrucksweise der Cliquen und der Ateliers gehabt. Die wandte sie auf alles an, und da sie die Gewohnheit angenommen hatte, von einem Bild, wenn es impressionistisch, von einer Oper, wenn sie wagnerianisch war, zu sagen »ach, das hat Stil«, sagte sie auch eines Tages zu einem jungen Mann, der sie aufs Ohr geküßt und, betroffen von ihrem vorgetäuschten Schauer, den Bescheidenen gespielt hatte: »Doch, doch, als Sensation, finde ich, hat es Stil.« Vor allem aber wunderte es mich, daß sie Roberts eigentümliche Ausdrücke (vielleicht hatte er sie übrigens von den Literaten, die er durch sie kennen gelernt) vor ihm anwandte, und er ebenfalls vor ihr, als müßte dergleichen unbedingt so gesagt werden, ohne Gefühl für das Nichtige solch einer Allerweltsursprünglichkeit.

Beim Essen gebrauchte sie ihre Hände äußerst ungeschickt: man konnte danach vermuten, daß sie auf der Bühne beim Spielen sehr linkisch sein mochte. Nur in der Liebe bekam sie eine natürliche Gewandtheit, sie hatte die rührende, ahnungsvolle Sicherheit der Frauen, die den Körper des Mannes sehr lieben: dadurch erraten sie sofort, was diesem Körper, der doch von dem ihren sehr verschieden ist, das größte Vergnügen bereiten kann.
Als man vom Theater sprach, beteiligte ich mich nicht mehr an der Unterhaltung, über diesen Gegenstand redete Rahel allzu böswillig. Allerdings verteidigte sie in mitleidigem Ton die Berma gegen Saint-Loup, was nur bewies, daß sie sie sonst oft vor ihm angriff. »O nein, es ist eine bemerkenswerte Frau. Gewiß ergreift uns ihre Art nicht mehr, sie entspricht nicht mehr ganz dem, was wir suchen, man muß sie an den Zeitpunkt stellen, an dem sie erschienen ist, man verdankt ihr viel. Sie hat Stil gehabt, mußt du wissen. Und dann ist es eine so rechtschaffene Frau, so hochherzig; natürlich liebt sie nicht das, was uns interessiert, aber sie hat mit einem recht ergreifenden Gesichtsausdruck hübsche Geistesfähigkeiten verbunden.« (Nicht alle ästhetischen Urteile werden von denselben Fingerbewegungen begleitet. Handelt sichs um Bilder, und will man ein schön pastoses Stück Malerei andeuten, begnügt man sich damit, den Daumen vorspringen zu lassen. Aber »hübsche Geistesfähigkeiten« verlangen mehr. Da sind zwei Finger erforderlich oder vielmehr zwei Nägel, als gelte es, etwas Staub zu entfernen.) Aber – bis auf diesen einen Fall – sprach Saint-Loups Geliebte von den bekanntesten Künstlern sehr spöttisch und von oben herab, und das ärgerte mich, weil ich – irrtümlicherweise – meinte, sie stehe nicht auf der Höhe dieser Künstler. Sie merkte deutlich, daß ich sie für eine mittelmäßige Künstlerin halten und die, welche sie verachtete, sehr hoch schätzen mochte. Aber das verletzte sie nicht: das große, noch nicht anerkannte Talent – wie sie es besaß – hat, so sicher es seiner selbst sein mag, eine gewisse Demut; auch bemessen wir die Achtung, die wir verlangen, nicht nach unsern verborgenen Gaben, sondern nach der Stellung, die wir errungen haben. (Eine Stunde später im Theater sollte ich sehn, wie Saint-Loups Geliebte gegen dieselben Künstler, über die sie eben erst so hart geurteilt hatte, sich sehr ehrerbietig benahm.) Obwohl sie also über den Sinn meines Schweigens nicht im Zweifel sein konnte, bestand sie doch darauf, wir sollten am Abend zusammen speisen, und versicherte, sie habe

sich noch mit niemand so gut unterhalten wie mit mir. Wir sollten zwar erst nach dem Essen ins Theater gehn, aber schon hier waren wir wie in einem Foyer, das die Bildnisse früherer Mitglieder der Truppe schmücken. Die Oberkellner hatten Gesichter, wie sie mit einem ganzen veralteten Künstlergeschlecht vom Palais-Royal ausgestorben schienen; auch von Akademiemitgliedern hatten sie etwas; einer, der die Birnen auf einer Anrichte prüfend betrachtete, hatte im Ausdruck die uneigennützige Wißbegier des Herrn von Jussieu. Andere neben ihm warfen in den Saal die kalt neugierigen Blicke, mit denen ans Ziel gelangte Mitglieder des Instituts das Publikum betrachten – sie wechseln dabei Worte, die man nicht versteht. Sie hatten die berühmten, allbekannten Gesichter. Man zeigte sich einen neuen mit kupfriger Nase und plappernder Lippe, der kirchlich aussah und zum erstenmal bediente; jeder beobachtete mit Interesse den Neugewählten. Bald aber – vermutlich, um Robert zu entfernen und mit Aimé allein zu bleiben – warf Rahel einem jungen Börsianer Blicke zu, der an einer benachbarten Tafel mit einem Freunde speiste.

»Zézette, ich möchte dich bitten, diesen jungen Mann nicht so anzusehn«, sagte Saint-Loup; auf seinem Gesicht waren die einzelnen zögernden Flecken zu einer blutroten Masse zusammengeflossen, welche die entspannten Züge meines Freundes dehnte und verdunkelte, »wenn du uns hier zur Schau stellen willst, eß ich lieber für mich allein und erwarte dich dann im Theater.«

In diesem Augenblick wurde Aimé gemeldet, ein Herr, der ihn zu sprechen wünsche, bitte ihn, an seinen Wagenschlag zu kommen. Saint-Loup, der die ganze Zeit unruhig war, fürchtete, es handle sich um eine Liebesbotschaft an seine Freundin; er sah durchs Fenster und bemerkte in seinem Wagen, die Hände in weißen, schwarz gestreiften Handschuhen und eine Blume im Knopfloch, Herrn von Charlus.

»Siehst du,« sagte er leise zu mir, »bis hierher stellt mir meine Familie nach. Ich bitte dich – ich selber kann es nicht – du kennst doch den Oberkellner gut –, er wird uns sicher verkaufen; sag ihm, er soll nicht an den Wagen gehn. Wenn einer hin muß, dann soll es ein Kellner sein, der mich nicht kennt. Sagt man meinem Onkel, man kenne mich nicht, so wird er nicht hier nachsehn kommen, ich weiß, wie er ist, er haßt solche Stätten. Aber ist es nicht ekelhaft, daß so ein alter Mädchenjäger wie er, der noch immer nicht aus-

spannen will, mir beständig Lehren gibt und mich auskundschaftet!«

Auf meine Weisung hin schickte Aimé einen seiner Hilfskellner, um sagen zu lassen, er könne nicht abkommen und, wenn man nach dem Marquis von Saint-Loup frage, zu bestellen, man kenne ihn nicht. Bald darauf fuhr der Wagen ab. Aber Saint-Loups Geliebte, die nicht verstanden hatte, was wir flüsterten, und meinte, es handle sich um den jungen Menschen, mit dem sie, wie Robert ihr vorwarf, Blicke gewechselt haben solle, fing zu schelten an:

»Das wird ja immer besser! Jetzt ist es wohl der junge Mann da drüben? Gut, daß du mich warnst. Das ist ja ein reizendes Essen! Kümmern Sie sich nicht um das, was er sagt,« wandte sie sich dann an mich, »er redet so, weil er denkt, das macht sich elegant, das sieht nach großem Herrn aus, wenn man eifersüchtig tut.«

Ihre Hände und Füße zuckten nervös.

»Aber, Zézette, für mich ist das doch unangenehm. Du machst uns lächerlich in den Augen dieses Herrn, er wird überzeugt sein, du machst ihm Avancen, und er sieht mir höchst widerlich aus.«

»Mir dagegen gefällt er sehr gut; erstens hat er entzückende Augen und eine Art, die Frauen anzusehn, man merkt, er muß sie lieben.«

»Schweig wenigstens, bis ich fort bin, wenn du schon toll bist«, schrie Robert. »Kellner, meine Sachen.«

Ich wußte nicht, ob ich ihm folgen sollte.

»Nein, ich muß allein sein«, sagte er in demselben Ton, in dem er mit seiner Geliebten gesprochen hatte, als ob er auch auf mich böse sei; sein Zorn war wie eine musikalische Phrase, die in einer Oper auf mehrere Repliken gesungen wird, die unter einander im Textbuch an Sinn und Charakter ganz verschieden sind; aber musikalisch verbindet sie dieselbe Stimmung. Als Robert fort war, rief seine Geliebte Aimé und bat ihn um verschiedene Auskünfte. Dann wollte sie wissen, wie ich ihn fände.

»Er hat etwas Amüsantes im Blick, nicht wahr? Sie verstehn: es würde mir Spaß machen zu wissen, was er sich denken mag, oder oft von ihm bedient zu werden, ihn mit auf die Reise zu nehmen. Aber nicht mehr. Wenn man gezwungen wäre, alle Leute zu lieben, die einem gefallen, das wäre im Grunde ziemlich schrecklich. Robert hat unrecht, sich Gedanken zu machen. Das existiert ja alles nur in meinem Kopf. Robert sollte ganz ruhig sein.« Dabei sah sie

immer noch Aimé an. »Sehn Sie doch, was für schwarze Augen er hat. Ich möchte wissen, was dahinter steckt.«
Bald wurde ihr gemeldet, Robert lasse sie in ein Nebenzimmer bitten; dahin war er, ohne noch einmal durch das Restaurant zu müssen, durch einen andern Eingang gekommen und hatte dort weiter gegessen. So blieb ich allein, dann ließ Robert auch mich rufen. Ich fand seine Geliebte auf ein Sofa ausgestreckt, sie lachte unter seinen Küssen und Liebkosungen. Sie tranken Champagner. »Guten Tag, du!« sagte sie zu ihm. Erst kürzlich hatte sie diese Formel gelernt, die ihr der äußerste Schick in Liebe und Geist schien. Ich hatte schlecht gegessen, ich fühlte mich unbehaglich, und ohne daß die Worte Legrandins hineinspielten, tat es mir doch leid, den ersten Frühlingsnachmittag im Nebenzimmer eines Restaurants zu beginnen, um ihn dann in Theaterkulissen zu beenden. Rahel sah nach der Uhr, ob sie sich nicht verspäten würde, dann bot sie mir Champagner an, reichte mir eine ihrer orientalischen Zigaretten und löste für mich eine Rose von ihrem Gürtel.
Nun sagte ich mir: es braucht mir um einen Tag nicht allzu leid zu tun; diese bei einer jungen Frau verbrachten Stunden sind nicht verloren für mich, es ist doch reizend und unbezahlbar, daß ich von ihr eine Rose, eine parfümierte Zigarette und ein Glas Champagner bekommen habe. Damit schienen mir diese etwas langweiligen Stunden einen ästhetischen Charakter zu bekommen, gerechtfertigt und gerettet zu sein. Vielleicht hätte ich bedenken sollen, schon mein Bedürfnis, zum Trost für meinen Verdruß einen Grund zu finden, bewies hinreichend, ich fühlte nichts Ästhetisches. Robert und seine Geliebte schienen sich gar nicht mehr an den Streit, den sie eben erst gehabt hatten, zu erinnern, auch nicht daran, daß ich dabei gewesen war. Sie machten keine Anspielung darauf, suchten nach keiner Entschuldigung, auch nicht dafür, daß sie sich jetzt im Gegensatz zu vorhin ganz anders benahmen. Ich trank Champagner mit ihnen und spürte dabei etwas von der Trunkenheit, die ich in Rivebelle erlebt hatte, aber es war wohl doch nicht ganz dieselbe. Es gibt ja nicht nur verschiedene Arten von Trunkenheit: vom Sonnenrausch und Reiserausch bis zu dem, der von Ermüdung oder vom Weintrinken kommt, sondern auch Grade, und jeder Grad müßte besonders »notiert« werden, eine Maßbezeichnung tragen wie die verschiedenen Tiefen des Meeres, er enthüllt in uns mit seinem jeweiligen Tiefengrad einen besondern Menschen. Das Kabinett, das

Saint-Loup gewählt hatte, war klein, aber der einzige Spiegel, der es schmückte, hing so, daß er etwa dreißig weitere Kabinette unendlicher Fernschau widerzuspiegeln schien; und die Glühbirne oben an seinem Rahmen mochte abends, wenn sie angesteckt war, mit ihrem Gefolge von dreißig gleichen spiegelnden Birnen selbst dem einsamen Trinker die Vorstellung geben, der Raum um ihn her vervielfältige sich zugleich mit seinen von Trunkenheit gesteigerten Empfindungen; einsam in diesen Schlupfwinkel eingeschlossen, herrsche er doch über ein in unendlicher Kurve weiter schweifendes Lichtgebiet als es eine Allee des »Jardin de Paris« ist. In diesem Augenblick war ich mit einemmal selbst solch ein Trinker geworden, ich suchte ihn im Spiegel und fand einen häßlichen Unbekannten, der mich ansah. Die Freude des Rausches war stärker als der Ekel; aus Übermut oder Trotz lächelte ich ihm zu und zugleich lächelte er mir zu. Ich fühlte mich ganz in der einmaligen Macht der Minute, in der so starke Gefühle herrschen; ich glaube, mein einziger Kummer war, daß das häßliche Ich im Spiegel jetzt vielleicht seinen letzten Tag erlebe, daß ich diesen Fremden nie wieder treffen werde im Lauf meines Lebens.

Robert war nur über eins verdrossen: daß ich in den Augen seiner Geliebten nicht mehr glänzen wollte.

»Du, das mit dem Herrn, den du heute früh getroffen hast, dem, der Snobismus und Astronomie durcheinandermengt, erzähls ihr doch, ich kann mich nicht mehr genau erinnern«, und er zwinkerte mir zu.

»Ach, mein Junge, da gibts ja weiter nichts zu erzählen, als was du eben gesagt hast.«

»Du bist abscheulich. Also erzähle die Sachen mit Françoise in den Champs-Elysées, das wird ihr gefallen.«

»Ach ja! Bobbey hat mir so viel von Françoise erzählt.« Und sie faßte Saint-Loup am Kinn, zog dies Kinn ins Licht und sagte aus Mangel an neuen Einfällen: »Guten Tag, du!«

Seit die Schauspieler für mich nicht mehr ausschließlich Wesen waren, die in ihrem Vortrag und ihrem Spiel eine künstlerische Wahrheit aufbewahrten, interessierten sie mich als Menschen, ich glaubte Personen eines alten komischen Romans vor mir zu haben und ergötzte mich, wenn die Naive in das neu auftauchende Gesicht eines jungen vornehmen Herrn, der eben den Saal betreten hatte, sah,

während sie zerstreut der Erklärung zuhörte, die ihr im Stück der erste Liebhaber machte, während dieser mitten im Feuer seiner verliebten Tirade einen flammenden Blick auf eine alte Dame in der Nachbarloge warf, deren prächtige Perlen es ihm angetan hatten; Saint-Loup wußte mir auch mancherlei von dem Privatleben der Schauspieler zu berichten, und so sah ich ein zweites stummes und ausdrucksvolles Stück unter dem gesprochenen sich abspielen; aber auch dies, obwohl mittelmäßig, interessierte mich, ich spürte, wie aus den beiden aufeinandergepappten Gesichtern des Schauspielers, seinem wirklichen und dem andern aus Schminke und Pappe, auf seiner eigenen Seele Worte einer Rolle für eine Stunde im Rampenlicht keimten und sich entfalteten.
Ephemer lebendige Individualitäten sind die Personen eines Stükkes, das reizvoll wird wie sie; man liebt, bewundert, beklagt sie, man möchte sie noch einmal erleben, wenn man das Theater verlassen hat, aber dann haben sie sich schon zersetzt in einen Komödianten, der ein anderes Schicksal hat als im Stück, in einen Text, in dem das Gesicht des Komödianten nicht mehr ist, und in etwas farbigen Puder, das ein Taschentuch abwischt; sie sind mit einem Wort in Elemente zurückgekehrt, die nichts mehr von ihnen enthalten, mit dem Schluß des Schauspiels vollzieht sich unmittelbar ihre Auflösung; und so erregen diese Individualitäten wie die eines geliebten Wesens Zweifel an der Wirklichkeit des eigenen Ichs und Gedanken über das Geheimnis des Todes.
Eine Nummer des Programms war mir äußerst peinlich: Eine junge Frau, die Rahel und mehrere ihrer Freundinnen nicht leiden konnten, sollte mit alten Chansons zum erstenmal auftreten; auf dieses Debüt hatte sie alle Zukunftshoffnungen für sich und die ihren gesetzt. Die junge Frau hatte eine zu stark ausladende Rückenpartie, die fast lächerlich wirkte, und eine hübsche, aber sehr kleine Stimme, die noch schwächer wurde durch ihre Aufregung und mit ihrer gewaltigen Muskulatur im Widerstreit lag. Rahel hatte eine Anzahl Freunde und Freundinnen im Saal verteilt, welche die Anfängerin – man wußte, sie war schüchtern – mit Spott und Hohn aus der Fassung bringen sollten, bis sie den Kopf verlor und ganz durchfiel; dann würde der Direktor sie nicht anstellen. Gleich nach den ersten Noten ihres Liedes zeigten einige dafür angeworbene Zuschauer einander lachend den Rücken der Unglücklichen, einige Frauen, die mit im Einvernehmen waren, lachten ganz laut, mit

jeder ängstlich gezirpten Note wurde die absichtliche Heiterkeit größer und schwoll zum Skandal an. Die Unglückliche schwitzte vor Qual unter ihrer Schminke; einen Augenblick versuchte sie dagegen anzukämpfen, dann warf sie rings auf die Menge verzweifelte, empörte Blicke, aber das verdoppelte nur das Hohngelächter. Aus Nachahmungstrieb und um sich gescheit und tapfer zu zeigen, machten nun auch einige hübsche Schauspielerinnen, die nicht in den Anschlag eingeweiht waren, mit, warfen den andern Blicke bösen Einverständnisses zu und wanden sich vor Lachen. Die Ausbrüche der Heiterkeit wurden so heftig, daß nach dem zweiten Lied, obwohl im ganzen fünf im Programm vorgesehn waren, der Regisseur den Vorhang fallen ließ. Ich gab mir Mühe, nicht an den Zwischenfall zu denken, wie ich ehemals zu vermeiden suchte, an den Schmerz meiner Großmutter zu denken, wenn mein Großonkel, um sie zu necken, meinen Großvater zum Kognaktrinken ermunterte. Die Vorstellung der Bosheit hatte immer etwas allzu Quälendes für mich. Allein wie vielleicht Mitleid mit dem Unglück etwas Ungenaues ist – denn unsere Phantasie schafft eine Fülle von Schmerzen, denen der Unglückliche, der gegen sie ankämpfen muß, nicht nachgibt –, so ist auch die Bosheit in der Seele des Boshaften vermutlich keine so rein wollüstige Grausamkeit, wie wir es uns unter Qualen vorstellen. Ihm flößt der Haß, ihm gibt der Zorn einen Eifer, eine Betriebsamkeit ein, die nichts sehr Vergnügliches an sich hat; er müßte Sadist sein, um daraus Lust zu gewinnen; der Böse glaubt, einen Bösen leiden zu machen. Gewiß stellte Rahel sich die Schauspielerin, der sie Leid zufügte, als höchst uninteressantes Wesen vor, und wenn sie sie verhöhnen ließ, glaubte sie jedenfalls, den guten Geschmack zu rächen, indem sie das Lächerliche verspottete und einer schlechten Kollegin eine Lehre gab. Gleichwohl vermied ich es, von dem Vorfall zu sprechen, ich hatte ja weder Mut noch Macht gehabt, ihn zu verhindern, und es wäre mir sehr peinlich gewesen, Gutes über das Opfer zu sagen und dadurch die Gefühle, welche die Peiniger der Debütantin beseelten, den Befriedigungen der Grausamkeit gleichzumachen.

Noch auf andere Art interessierte mich der Anfang dieser Vorstellung. Er machte mir zum Teil begreiflich, welcher Art von Täuschung Robert Rahel gegenüber erlag und warum ein Abgrund die Vorstellungen trennte, die wir beide, er und ich, von seiner Geliebten hatten, als wir sie heute früh unter den blühenden Birnbäumen

sahen. Rahels Rolle in dem kleinen Stück war fast nur die einer Statistin. Aber so gesehn war sie eine ganz andere Frau. Sie hatte eines der Gesichter, die in der Entfernung – und durchaus nicht nur in der Bühnenferne, die ganze Welt ist in dieser Beziehung ja nur ein größeres Theater – Umriß bekommen, während sie in der Nähe zerstäuben. Stand man neben ihr, sah man nur einen Nebelfleck, eine Milchstraße von Sommersprossen und ganz kleinen Flecken, sonst nichts. In entsprechender Entfernung war das alles nicht mehr sichtbar. Von den verwischten, aufgesogenen Wangen hob sich wie ein Halbmond eine feine reingeformte Nase ab, und man bekam Lust, von Rahel beachtet zu werden, sie nach Belieben wiederzusehn, sie bei sich zu haben, wenn man sie noch nie anders, noch nie aus der Nähe gesehn hatte. Ich war nicht in diesem Fall, wohl aber Saint-Loup, als er sie zum erstenmal auftreten sah. Wie kommt man ihr nah, wie lernt man sie kennen? hatte er sich da gefragt; eine wunderbare Welt hatte sich in ihm aufgetan: darin lebte sie, von da gingen köstliche Strahlen aus, er aber würde nicht eindringen können. Er verließ das Theater und sagte sich, ihr zu schreiben, wäre Wahnsinn, sie würde ihm nicht antworten. Schon war er bereit, Vermögen und Namen herzugeben für das Geschöpf, welches in ihm in einer die bekannten Wirklichkeiten hoch überragenden Welt lebte, in einer Welt, die Wunsch und Traum verschönten –, als er aus dem Theater, einem kleinen alten Gebäude, das selbst wie eine Kulisse aussah, am Bühnenausgang durch eine Tür die muntere Schar der Künstlerinnen, die gespielt hatten, in hübschen Hüten kommen sah. Junge Leute, die sie kannten, warteten dort auf sie. Die Zahl der menschlichen Steine im Brettspiel des Lebens ist nicht so groß wie die der Kombinationen, die sie bilden können; in einem Saal, wo man von vornherein niemanden kennt, findet sich leicht ein Wesen, von dem man glaubt, nie werde sich eine Gelegenheit ergeben, es wiederzusehn; das kommt dann wie gerufen, der Zufall spielt Vorsehung. Und doch würde an seine Stelle sicher ein anderer Zufall treten, wären wir an einem andern Ort, wo andere Begierden in uns erwachen würden und wir eine alte Bekannte träfen, die ihnen entgegenkäme. Die goldene Pforte des Traumes hatte sich hinter Rahel geschlossen, bevor Saint-Loup sie aus dem Theater kommen sah; da hatten die Sommersprossen und Flecken nicht viel zu bedeuten. Immerhin mißfielen sie ihm, zumal er nicht mehr allein war und nicht mehr träumen konnte wie im Theater. Aber die

geträumte Rahel beherrschte, obwohl er sie nicht mehr sah, weiter sein Tun, wie die Sterne, die uns durch ihre Anziehung lenken selbst in den Stunden, in denen sie unserm Auge nicht sichtbar sind. Das Verlangen nach der Schauspielerin mit den feinen Zügen, die jetzt nicht einmal seinem Gedächtnis gegenwärtig waren, bewirkte, daß Robert sich auf einen alten Kameraden stürzte, der zufällig da war, und sich der Person ohne Züge und mit Sommersprossen vorstellen ließ: es war ja dieselbe, später würde man schon zusehn, herauszubekommen, welche von beiden diese Person in Wirklichkeit war. Sie war in Eile, an diesem Abend richtete sie nicht einmal das Wort an Saint-Loup, und erst Tage später konnte er endlich durchsetzen, daß sie sich von ihren Kolleginnen trennte und er sie begleiten durfte. Er liebte sie bereits. Traumtrieb und Sehnsucht, durch die Erträumte glücklich zu werden, sorgen dafür, daß man wenig Zeit braucht, um der, die noch vor ein paar Tagen eine zufällige, unbekannte, gleichgültige Erscheinung auf den Bühnenbrettern war, alle seine Glücksmöglichkeiten anzuvertrauen.

Der Vorhang fiel. Wir gingen auf die Bühne. Es schüchterte mich ein, auf dieser Fläche mich zu bewegen, deshalb wollte ich mich lebhaft mit Saint-Loup unterhalten; dann würde meine unsichere Haltung an dieser Stätte nicht auffallen, ich würde ganz von unserm Gespräch in Anspruch genommen erscheinen, man würde dementsprechend meine Zerstreutheit auslegen und es ganz natürlich finden, daß ich nicht den Gesichtsausdruck hatte, wie ich ihn hier hätte haben müssen, es würde so aussehn, als wüßte ich, ganz aufgesogen von dem, was ich besprach, gar nicht, wo ich mich befände; in aller Eile ergriff ich das erste Thema, das mir einfiel:

»Weißt du, Robert, am Tage meiner Abreise bin ich noch dagewesen, um mich von dir zu verabschieden; davon haben wir nie Gelegenheit gehabt zu sprechen. Ich habe dich auf der Straße gegrüßt.«

»Sprich nicht davon,« erwiderte er, »es hat mich ganz traurig gemacht. Wir sind uns ganz nahe bei der Kaserne begegnet, aber ich konnte nicht anhalten, weil ich schon verspätet war. Ich versichere dir, es war mir schrecklich.«

Also hatte er mich erkannt! Ich sah wieder den ganz unpersönlichen Gruß, den er an mich richtete, sah, wie er die Hand ans Käppi legte, ohne mit einem Blick zu verraten, er erkenne mich, ohne durch eine Bewegung kundzutun, es tue ihm leid, nicht anhalten zu können.

Offenbar hatte die in diesem Augenblick angenommene Vorspiegelung, er erkenne mich nicht, ihm die Umstände sehr vereinfacht. Aber ich war doch starr, daß er sich so schnell darauf einstellen konnte, daß keine Reflexbewegung seinen ersten Eindruck verriet. Etwas war mir schon in Balbec aufgefallen: trotz der ungekünstelten Aufrichtigkeit seines Gesichtes, dessen Haut den jähen Andrang gewisser Erregungen durchschimmern ließ, war sein Körper zu einer Reihe schicklicher Verstellungen durch Erziehung abgerichtet, und wie ein vollkommener Schauspieler konnte er im Dienst und in der Gesellschaft nacheinander verschiedene Rollen spielen. In einer dieser Rollen liebte er mich von Herzen und behandelte mich fast wie einen Bruder; ja, er war mein Bruder gewesen und war es wieder geworden, aber einen Augenblick war er ein anderer Mensch gewesen, der mich nicht kannte: der hob die Zügel, saß da, das Monokel am Auge, ohne einen Blick, ohne ein Lächeln und legte die Hand an das Käppi, um militärisch tadellos meinen Gruß zu erwidern!

Ich ging an den noch aufgestellten Kulissen entlang; aus der Nähe gesehn, waren sie alles dessen beraubt, was Entfernung und Beleuchtung, mit denen der große Künstler, der sie gemalt hatte, rechnete, ihnen gaben, und sahen erbärmlich aus; und als ich mich ihr näherte, erlag Rahel einer nicht minder heftigen Verheerung. Die Flügel ihrer reizenden Nase waren noch in der zwischen Zuschauerraum und Bühne bestehenden Perspektive geblieben, ganz wie das Relief der Kulissen. Das war nicht mehr sie, ich konnte sie nur an ihren Augen erkennen, in die ihre Identität sich geflüchtet hatte. Form und Glanz des jungen Sterns, der eben erst so hell gestrahlt hatte, waren verschwunden. Dafür sah ich – als käme ich dem eben noch rosig goldenen Mond nah – auf Rahels Gesicht nichts als Protuberanzen, Flecken, Schluchten. Aber trotz der Inkoherenz, welcher, aus der Nähe gesehn, sowohl das weibliche Gesicht wie die bemalte Leinwand verfielen, fühlte ich mich glücklich hier zu sein, ich war froh, mich zwischen den Kulissen zu ergehn; früher hätte ich aus Liebe zur Natur diesen Rahmen öde und künstlich gefunden; aber seine Beschreibung in Goethes Wilhelm Meister hatte ihm eine gewisse Schönheit für mich gegeben; schon im voraus entzückt, bemerkte ich mitten unter Journalisten und Herren der Gesellschaft, Freunden der Schauspielerinnen, die wie draußen in der Stadt grüßten, plauderten und rauchten, einen jungen Mann in

schwarzem Samtbarett und hortensienfarbenen Trikot; seine Bakken waren rot pastelliert wie die eines Pagen in einem Album von Watteau; mit lächelndem Mund und zum Himmel erhobenen Augen entwarf er zierliche Bewegungen mit den Handtellern und hüpfte ein wenig dazu; er schien von ganz anderer Art als die vernünftigen Leute in Jacken und Gehröcken, zwischen denen er wie ein Irrer seinem verzückten Traum nachging, fremd war er ihren Beschäftigungen und Sorgen, aus ferner Vorzeit gegenüber ihren gebildeten Gewohnheiten, frei von den Naturgesetzen; beruhigend und erfrischend wie der Anblick eines Schmetterlings, der sich in eine Menschenmenge verirrt hat, war es, zwischen den Bühnenwänden die natürlichen Arabesken zu verfolgen, die sein beflügeltes, launisches, geschminktes Tänzeln zeichnete. Aber mit einmal meinte Saint-Loup, seine Geliebte beachte diesen Tänzer, der gerade zum letztenmal eine Figur des Zwischenspiels, in dem er auftreten sollte, probte: sein Gesicht verdüsterte sich.

»Kannst du nicht wo anders hinsehn«, sagte er finster zu ihr. »Du weißt doch, diese Tänzer sind den Strick nicht wert, auf den sie steigen sollten, um sich den Hals zu brechen; solche Leute sind imstande, nachher damit zu prahlen, daß du sie beachtet hast. Übrigens hörst du nicht, daß man dich ruft? Du mußt in deine Garderobe, dich anziehn. Du wirst dich wieder verspäten.«

Drei Herren – drei Journalisten – sahen Saint-Loups wütendes Gesicht und kamen belustigt näher, um zu hören, was gesprochen wurde. Und da man auf der andern Seite gerade eine Kulisse aufbaute, wurden wir gegen sie gedrängt.

»Aber das ist doch mein Freund, ich erkenne ihn wieder«, rief Saint-Loups Geliebte und sah den Tänzer an. »Das macht er hübsch. Seht doch nur die kleinen Hände, sie tanzen wie sein ganzer Körper.« Der Tänzer wandte ihr den Kopf zu, und unter dem Sylphen, den er darstellte, erschien seine menschliche Person, das kompakte, graue Gelee seiner Augen bebte und leuchtete zwischen den starren gemalten Wimpern, ein Lächeln verlängerte nach beiden Seiten seinen Mund mitten in dem rot pastellierten Gesicht; dann machte er, um die junge Frau zu ergötzen, – wie eine Sängerin, die uns das Lied, für das wir unsere Bewunderung ausgesprochen haben, aus Gefälligkeit trällert – mit den Händen noch einmal die Bewegung: mit dem Raffinement eines Imitators und kindlicher Gutmütigkeit kopierte er sich selbst.

»Oh, zu nett, wie er sich selbst nachmacht!« rief sie und klatschte in die Hände.

»Ich bitte dich inständig, liebes Kind,« sagte Saint-Loup mit Verzweiflung in der Stimme, »stell dich nicht so zur Schau, du bringst mich um, ich schwöre dir, wenn du noch ein Wort sagst, komm ich nicht mit in deine Garderobe, ich gehe fort. Spiel doch nicht den Trotzkopf.«

»Und du,« wandte er sich dann an mich mit der Fürsorge, die er mir seit Balbec erwies, »bleib nicht hier in dem Zigarrenrauch, das wird dir schlecht bekommen.«

»Mich solls freuen, wenn du gehst!«

»Ich sags dir im voraus, ich komme nicht wieder.«

»Das wag ich nicht zu hoffen.«

»Du weißt, ich habe dir das Halsband versprochen, wenn du nett bist; aber wenn du mich so behandelst ...«

»Ah! Das sieht dir ähnlich. Du hast mir was versprochen, ich hätte mir denken sollen, daß du es nicht hältst. Man solls hören, daß du Geld hast. Ich bin nicht so egoistisch wie du. Ich pfeif auf dein Halsband. Ich habe schon einen, der mirs geben wird.«

»Kein anderer kanns dir geben; ich habe es mir bei Boucheron zurücklegen lassen und habe sein Wort, daß er es nur mir verkaufen wird.«

»Recht so! Du drohst mit Erpressung, hast im voraus deine Maßregeln getroffen. Das ist echt, ›Marsantes‹: Mater Semita, das schmeckt nach der Rasse.« Rahel wiederholte eine Wortableitung, die auf einem groben Widersinn beruhte: Semita bedeutet Pfad, nicht Semitin, aber die Nationalisten wandten diese Ableitung auf Saint-Loup wegen seiner dreyfusfreundlichen Gesinnung an, die er wiederum nur der Schauspielerin verdankte. Diese war am allerwenigsten berufen, Frau von Marsantes als Jüdin anzusehn; die Salonethnographen konnten an dieser Dame beim besten Willen nichts Jüdisches entdecken außer ihrer Verwandtschaft mit den Levy-Mirepoix. »Aber noch ist nicht aller Tage Abend, darauf kannst du dich verlassen. Unter solchen Bedingungen gegeben, hat ein Wort keine Geltung. Du hast heimtückisch gegen mich gehandelt. Boucheron wird es erfahren, und man wird ihm für sein Halsband das Doppelte geben. Du wirst bald von mir hören, beruhige dich.«

Robert hatte hundertmal recht. Aber die Umstände sind immer so verworren, wer hundertmal recht hat, kann einmal unrecht gehabt

haben. Und ich konnte nicht umhin, an ein unangenehmes und doch recht unschuldiges Wort zu denken, das er in Balbec gesagt hatte: »Auf die Art hab ich sie in der Hand.«

»Du hast falsch verstanden, was ich dir über das Halsband gesagt habe! Ich hatte es dir nicht ausdrücklich versprochen. Mit dem Augenblick, wo du alles tust, damit ich dich verlasse, ist es doch wohl nur natürlich, daß ich es dir nicht gebe, ich verstehe nicht, wie du darin etwas Heimtückisches erblicken kannst und inwiefern ich egoistisch sein soll. Man kann nicht behaupten, daß ich mit meinem Geld prahle, ich habe dir immer gesagt, daß ich ein armer Schlucker bin und keinen Heller habe. Du tust unrecht, das so aufzufassen, liebes Kind. Inwiefern bin ich habsüchtig? Du bist das einzige, was ich haben will.«

»Ja, ja, du kannst noch lange reden«, sagte sie ironisch und deutete die Gebärde des Einseifens an. Dann wandte sie sich zu dem Tänzer:

»Wahrhaftig, das mit den Händen macht er großartig. Ich als Frau könnte das nicht so machen, wie er es macht.« Sie kam ihm näher und zeigte auf Roberts verzerrte Züge: »Sieh doch, wie er leidet.« Sie sagte es in einem Augenblicksanfall von sadistischer Grausamkeit, die übrigens in gar keinem Zusammenhang mit ihren wahren Gefühlen für Saint-Loup stand.

»Also jetzt zum letztenmal, ich schwöre dir, nachher kannst du anstellen, was du willst, in acht Tagen mag es dir noch so leid tun, ich komme nicht wieder, das Maß ist voll, gib acht, es ist unwiderruflich, eines Tages wirst du es bedauern, dann ist es zu spät.«

Vielleicht war er aufrichtig, und es schien ihm weniger qualvoll, seine Geliebte zu verlassen als unter gewissen Bedingungen bei ihr zu bleiben.

»Aber, lieber Junge, bleib nicht da stehn, sag ich dir, du wirst Husten bekommen.«

Ich zeigte auf die Kulisse, die mir im Weg war. Er faßte an seinen Hut und sagte zu dem Journalisten: »Mein Herr, würden Sie, bitte, Ihre Zigarre wegwerfen, der Rauch bekommt meinem Freunde schlecht.«

Ohne auf ihn zu warten, begab sich seine Geliebte zu ihrer Garderobe.

Unterwegs drehte sie sich um und rief aus dem Hintergrund der Bühne mit der künstlich melodiösen und unschuldigen Stimme ei-

ner »Naiven« dem Tänzer zu: »Machen die kleinen Hände mit den Frauen auch so? Du siehst selbst aus wie eine Frau, ich glaube, man würde sich mit dir und einer meiner Freundinnen sehr gut verstehn.«

»Meines Wissens ist es hier nicht verboten zu rauchen; wer krank ist, kann ja zu Hause bleiben«, sagte der Journalist.

Der Tänzer lächelte der Künstlerin geheimnisvoll zu. »Oh, sei still, du machst mich toll!« rief sie, »das wird hübsche Partien geben!«

»Auf jeden Fall ist es nicht sehr liebenswürdig von Ihnen, mein Herr«, sagte Saint-Loup, immer noch sanft und höflich zu dem Journalisten, mit feststellender Miene, als beurteile er rückblickend einen abgeschlossenen Vorgang.

Zugleich seh ich ihn seinen Arm senkrecht über den Kopf erheben, als mache er einem mir Unsichtbaren ein Zeichen, oder wie ein Kapellmeister, und ganz ohne Übergang – wie auf eine einfache Bewegung des Taktstocks heftige Rhythmen ein zierliches Andante ablösen – ließ er gleich nach den höflichen Worten, die er gesprochen, seine Hand zu einer schallenden Ohrfeige auf die Backe des Journalisten niedersausen.

Jetzt, da auf die abgemessenen Unterhaltungen der Diplomaten, auf die heiteren Künste des Friedens wütende Wucht des Krieges gefolgt war, wo ein Schlag den anderen hervorruft, hätte es mich nicht sehr gewundert, die Gegner im Blute schwimmen zu sehn. Aber – wie die Leute, die es gegen die Spielregel finden, daß zwischen zwei Ländern ein Krieg ausbricht, wenn es sich doch nur um eine Grenzberichtigung gehandelt hat, oder daß ein Kranker stirbt, bei dem nur eine Leberschwellung festgestellt worden ist – konnte ich nicht verstehn, warum Saint-Loup auf Worte, die eine gewisse Liebenswürdigkeit bekundeten, eine Geste folgen ließ, die gar nicht aus ihnen hervorging, nicht von ihnen angekündigt wurde; sein erhobener Arm sprach nicht nur dem Völkerrecht, sondern auch der Logik Hohn, seine Geste war eine Urzeugung des Zorns und *ex nihilo* geschaffen. Zum Glück gab der Journalist, der unter dem heftigen Schlag strauchelte, blaß wurde und einen Augenblick zauderte, den Schlag nicht zurück. Von seinen Freunden hatte der eine den Kopf gleich weggewandt und sah aufmerksam in die Kulissen auf jemanden, der offenbar nicht da war, der zweite tat, als wäre ihm ein Staubkorn ins Auge gekommen, rieb sein Lid und schnitt Schmerzgrimassen, der dritte war davongestürzt mit dem Ruf: »Mein Gott,

ich glaube, der Vorhang geht auf, wir bekommen unsere Plätze nicht.«

Ich hätte gerne mit Saint-Loup gesprochen, aber er war so benommen von seiner Entrüstung über den Tänzer, daß die Oberfläche seiner Augäpfel ganz davon überzogen schien; wie eine innere Maschinerie spannte diese Entrüstung seine Wangen, die innere Bewegung verriet sich außen durch eine vollkommene Starrheit, er hatte nicht einmal genug Entspannung, genug Spielraum, um ein Wort von mir aufnehmen oder beantworten zu können. Als die Freunde des Journalisten sahen, daß alles vorbei war, kamen sie, noch zitternd, wieder zu ihm. Sie schämten sich wohl, ihn im Stich gelassen zu haben, und wollten ihn unbedingt glauben machen, sie hätten nichts bemerkt. So verbreiteten sie sich denn, der eine über das Staubkorn in seinem Auge, der andere über einen falschen Schreck, als er gemeint habe, der Vorhang gehe auf, der dritte über die außerordentliche Ähnlichkeit eines Mannes, der vorübergekommen sei, mit seinem Bruder. Und sie wurden sogar etwas gereizt, weil er ihre Erregungen nicht teilen wollte. »Wie! Das ist dir nicht aufgefallen? Du siehst wohl nicht gut?«

»Memmen seid ihr alle miteinander«, brummte der geohrfeigte Journalist.

Da hielten sie sich gar nicht an ihre eigenen Vorspiegelungen, dachten gar nicht daran, sich zu stellen, als verstünden sie nicht, was er sagte, sondern brachten die unter solchen Umständen üblichen Redensarten vor: »Wie kannst du dich so aufregen? Mach dir doch nichts daraus! Wer wird sich denn so hinreißen lassen!«

Am Morgen unter der Birnbaumblüte hatte ich den Wahn begriffen, auf dem Saint-Loups Liebe zu »Rahel wenn von des Herrn« beruhte, und nun wurde mir auch klar, wie wirklich die Schmerzen waren, die aus dieser Liebe entprangen. Nach und nach trat die Qual, die er seit einer Stunde empfand, ohne deshalb aufzuhören, etwas zurück, blieb in seinem Innern, und in seinen Augen bildete sich eine zugängliche geschmeidige Zone. Wir beide verließen das Theater und gingen zunächst ein Stück Weges. An einer Ecke der Avenue Gabriel, von wo ich ehedem öfters Gilberte hatte kommen sehn, blieb ich einen Augenblick zurück. Einige Sekunden lang suchte ich mir die fernen Eindrücke zu vergegenwärtigen, dann schickte ich mich an, Saint-Loup im Laufschritt einzuholen: da sah ich, daß ein ziemlich schlecht gekleideter Herr sich ihm genähert

hatte und mit ihm zu sprechen schien. Ich nahm an, es sei ein persönlicher Freund von Robert; indessen kamen sich die beiden noch näher; und plötzlich wie eine nächtliche Himmelserscheinung sah ich eiförmige Körper mit schwindelnder Schnelligkeit alle Stellungen einnehmen, aus denen sich vor Saint-Loup ein schwankes Sternbild formen ließ. Wie mit der Schleuder geschnellt, schienen es mir mindestens sieben zu sein. Es waren aber nur die beiden Fäuste von Saint-Loup, welche die Geschwindigkeit, mit der sie in diesem anscheinend idealen und malerischen Zusammenspiel den Ort wechselten, vervielfältigte. Und das Feuerwerk war nur eine Tracht Prügel, die Saint-Loup verabreichte; daß es sich um etwas Aggressives und nichts Ästhetisches handelte, wurde mir zunächst klar durch den Anblick des mittelmäßig gekleideten Herrn, der zugleich alle Fassung, ein Gebiß und viel Blut zu verlieren schien. Er gab den Personen, die sich fragend näherten, lügenhafte Erklärungen, wandte den Kopf, sah, daß Saint-Loup sich endgültig entfernte, um mich einzuholen, und schaute ihm nach, grollend und niedergeschlagen, aber durchaus nicht wütend. Saint-Loup aber war wütend, obgleich er nichts abbekommen hatte, und seine Augen funkelten noch vor Zorn, als er bei mir anlangte. Der Vorfall stand nicht, wie ich geglaubt hatte, in Zusammenhang mit der Ohrfeige im Theater. Ein Spaziergänger von leidenschaftlichem Temperament, der den schönen Soldaten Saint-Loup gesehn, hatte ihm Anträge gemacht. Mein Freund konnte sich gar nicht beruhigen über die Verwegenheit dieser »Zunft«, die nicht einmal mehr die Schatten der Nacht abwarte, um sich Freiheiten herauszunehmen; er sprach von den Anträgen, die man ihm gemacht hatte, so entrüstet wie die Zeitungen von einem Raubanfall bei hellem Tage mitten in Paris. Gleichwohl war der geprügelte Herr zu entschuldigen: bei einem, der sich auf schiefer Ebene bewegt, kommen Begier und Genuß einander so nahe, daß der bloße Anblick der Schönheit ihm schon wie eine Gewähr erscheint. Und daß Saint-Loup schön war, stand außer Frage. Faustschläge der Art, wie er sie verabreicht hatte, haben ihren Nutzen für die Menschen vom Schlage dessen, der ihn belästigt hatte: sie geben ihnen ernstlich zu denken, allerdings für zu kurze Zeit, um sie zu bessern und vor gerichtlicher Bestrafung zu bewahren. Und derartige Prügel – Saint-Loup hatte seine gegeben, ohne sich viel dabei zu denken – bewirken, selbst wenn sie den Gesetzen zu Hilfe kommen, nicht, daß die Sitten sich ausgleichen.

Nach diesem Vorfall und erst recht nach dem andern, an den er mehr dachte, mochte Robert wünschen, ein wenig allein zu bleiben. Nach einer Weile legte er mir nahe, wir sollten uns trennen, ich sollte allein zu Frau von Villeparisis gehn, er werde nachkommen; es sei ihm lieber, wir erschienen dort nicht zusammen; es solle aussehn, als wäre er gerade erst in Paris angekommen, man solle nicht denken, daß wir schon einen Teil des Nachmittags zusammen verbracht hätten.

Wie ich vermutet hatte, ehe ich Frau von Villeparisis in Balbec kennen lernte, bestand ein großer Unterschied zwischen der Umgebung, in der sie lebte, und der der Frau von Guermantes. Frau von Villeparisis gehörte zu den Frauen, die, in einem glorreichen Hause geboren und durch ihre Ehe in ein nicht minder glorreiches eingetreten, doch keine große gesellschaftliche Stellung genießen: außer ein paar Herzoginnen, die ihre Nichten oder Schwiegertöchter sind, und vielleicht ein oder zwei gekrönten Häuptern, die von altersher Beziehungen zu der Familie haben, gibt es in ihren Salons nur ein Publikum dritten Ranges, Bürgerschaft, Adel aus der Provinz oder von zweifelhaftem Ruf; und die Anwesenheit solcher Gäste hat schon seit langem die eleganten Leute und die Snobs vertrieben, soweit sie nicht verwandtschaftliche Pflichten oder langjährige Vertrautheit hinzukommen zwangen. In wenigen Augenblicken hatte ich mühelos begriffen, warum Frau von Villeparisis so genau und besser als wir in Balbec über die geringsten Einzelheiten der Reise unterrichtet war, die zu dieser Zeit mein Vater mit Herrn von Norpois durch Spanien machte. Aber es war nicht daran zu denken, daß die mehr als zwanzigjährige Verbindung der Frau von Villeparisis mit dem Botschafter der Grund sein könnte, daß die Marquise ihre Stellung in einer Gesellschaft eingebüßt hatte, in der die glänzendsten Frauen sich öffentlich zu weniger achtbaren Liebhabern bekannten; und, nebenbei bemerkt, war Herr von Norpois der Marquise vermutlich nur noch ein alter Freund. Hatte Frau von Villeparisis ehedem andere Abenteuer gehabt? Hatte sie damals – leidenschaftlicher gestimmt als jetzt in ihrem ruhigen frommen Alter, das gleichwohl heißer ausgekosteten Jahren etwas von seiner Farbe verdanken mochte – während ihres langen Aufenthalts in der Provinz gewisse Skandale nicht vermeiden können? Und konnte ein neues Geschlecht, das von diesen Dingen nichts wußte, doch ihre

Spuren feststellen in der gemischten und mangelhaften Zusammensetzung ihres Salons, der doch eigentlich mit am reinsten von jeder mittelmäßigen Beimischung hätte sein müssen? Hatte die »böse Zunge«, die ihr Neffe ihr zuschrieb, in jenen Zeiten ihr Feinde gemacht? Und sie gewisse Erfolge bei Männern benutzen lassen, um sich an Frauen zu rächen? Das war alles möglich, und die erlesene, feinfühlige – in Ausdrücken und selbst im Tonfall zart abgestufte – Art, wie Frau von Villeparisis über Scham und Güte sprach, konnte diese Vermutung nicht entkräften; zwar entstammen die, welche über gewisse Tugenden gut zu sprechen wissen und sogar für ihren Reiz Empfindungen und wunderbares Verständnis haben, (sie werden sie in ihren Erinnerungsbüchern würdig darstellen können) einer schweigsamen, altertümlich herben und kunstlosen Generation, welche diese Tugenden ausübte, gehören aber selbst nicht mehr zu ihr. Die Generation spiegelt sich in ihnen, aber sie setzen sie nicht fort. Anstelle des alten Charakters findet man bei ihnen Empfindungen und eine Intelligenz, die sich nicht mehr in Tat umsetzen. Und ob es nun im Leben der Frau von Villeparisis Skandale gegeben haben mochte, die den Glanz ihres Namens austilgten, oder nicht – diese Intelligenz, fast mehr die eines Schriftstellers zweiten Ranges als einer Frau von Welt, war sicherlich die wahre Ursache für den Verfall ihrer gesellschaftlichen Stellung.
Wohl predigte Frau von Villeparisis vorwiegend Eigenschaften, die nicht gerade begeisternd wirken, wie Gleichmut und Mäßigung; um aber von der Mäßigung in ganz angemessener Weise zu sprechen, genügt es nicht, selbst Maß zu halten, es bedarf gewisser schriftstellerischer Vorzüge, die eine wenig gemäßigte Begeisterungsfähigkeit voraussetzen. In Balbec war mir aufgefallen, daß Frau von Villeparisis für das Genie einiger großer Künstler kein Verständnis hatte; sie wußte nur fein über sie zu spotten und ihrer Verständnislosigkeit eine geistreiche und anmutige Form zu geben. Aber dieser Geist und diese Anmut hatten bei ihr einen ungewöhnlich hohen Grad erreicht und wurden – auf einer anderen Ebene, und obwohl sie sie anwandte, um die höchsten Meisterwerke herabzusetzen – selbst zu wahrhaft künstlerischen Qualitäten. Solche Qualitäten üben auf jede gesellschaftliche Stellung eine krankhafte Selektion aus, wie die Ärzte sagen, die so zersetzend wirkt, daß ihr die am festesten begründete kaum einige Jahre widerstehen kann. Was die Künstler Verständnis nennen, scheint der eleganten Gesell-

schaft reine Anmaßung: sie ist nicht imstande, sich auf den einzigen Standpunkt zu stellen, von dem jene alles beurteilen, sie begreift nie den eigentümlichen Reiz, den es für sie hat, einen bestimmten Ausdruck zu wählen oder einen Vergleich anzustellen, und so empfindet sie den Künstlern gegenüber eine Ermüdung und Gereiztheit, aus der rasch Abneigung erwächst. Gleichwohl zeigte Frau von Villeparisis in ihrer Unterhaltung (und ebenso in den Erinnerungen, die sie später veröffentlicht hat) eine Art rein gesellschaftlicher Anmut. Große Dinge hatte sie aus der Nähe mitangesehn, ohne sie zu ergründen, manchmal sogar, ohne sie zu erkennen; von den Zeiten, die sie erlebt hatte und sehr treffsicher und reizvoll darzustellen verstand, hatte sie nur die leichtfertigste Seite behalten. Mag aber ein Werk sich auch nur mit Gegenständen befassen, die nicht verstandesmäßig sind, so kann es doch ein Werk des Verstandes sein; und um einem Buch oder einer literarischen Unterhaltung das vollendete Wesen der Leichtfertigkeit zu geben, bedarf es eines Zusatzes Ernst, zu dem eine rein frivole Person unfähig wäre. In gewissen Memoiren von Frauenhand, die als Meisterwerke angesehn werden, hat mich gerade eine Wendung, die man als Muster leichter Anmut anführt, immer auf den Gedanken gebracht: um zu solcher Leichtheit zu gelangen, habe die Verfasserin ehemals ein etwas schwerfälliges Wissen, eine abstoßende Bildung besitzen und als junges Mädchen bei ihren Freundinnen für einen unerträglichen Blaustrumpf gelten müssen. Zwischen gewissen literarischen Vorzügen und gesellschaftlichem Mißerfolg besteht ein notwendiger Zusammenhang: Liest man heute die Erinnerungen der Frau von Villeparisis, so genügt dem Leser ein treffendes Beiwort, eine Reihe Vergleiche, um mit ihrer Hilfe den tiefen, aber eisigen Gruß zu rekonstruieren, den eine snobistische Dame wie Frau Leroi auf der Treppe einer Botschaft an die alte Marquise gerichtet haben mochte; die gab vielleicht auf dem Wege zu den Guermantes ihre Karte bei Frau von Villeparisis ab, setzte aber nie den Fuß in ihren Salon, aus Furcht, zwischen all den Arzt- und Notarfrauen sich etwas zu vergeben. In ihrer ersten Jugend war Frau von Villeparisis vielleicht ein Blaustrumpf gewesen und hatte, trunken von ihrem Wissen, gegen weniger verständige und weniger unterrichtete Leute der Gesellschaft scharfe Ausfälle nicht unterdrücken können, die der Betroffene nicht vergißt.

Ferner ist das Talent nicht ein künstliches Anhängsel, das man an-

dern Eigenschaften, die gesellschaftlichen Erfolg verschaffen, beliebig anfügen kann, um das Ganze zu bilden, welches die vornehme Welt eine »vollendete Frau« nennt. Es ist das lebendige Produkt einer bestimmten seelischen Beschaffenheit, der im allgemeinen viele Fähigkeiten mangeln, während eine Empfindlichkeit in ihr vorherrscht, die noch andere Äußerungsformen hat: im Buch nehmen wir diese nicht wahr, im Lauf des Lebens aber können sie sich recht lebhaft fühlbar machen, zum Beispiel gewisse Arten der Neugier, gewisse Launen, der Wunsch, hier oder dort nur zum eigenen Vergnügen hinzugehn, nicht um gesellschaftliche Beziehungen zu erweitern, aufrechtzuerhalten oder einfach spielen zu lassen. In Balbec hatte ich gesehn, wie Frau von Villeparisis sich zwischen ihren Leuten abschloß und nie einen Blick auf die Personen warf, die in der Halle des Hotels saßen. Aber ich ahnte, diese Enthaltsamkeit sei nicht Gleichgültigkeit, und offenbar hatte sie sich nicht immer so verschanzt. Sie setzte sichs manchmal in den Kopf, diese oder jene Person, die keinen Anspruch darauf hatte, bei ihr empfangen zu werden, kennen zu lernen, manchmal, weil sie sie schön fand, oder auch nur, weil man ihr gesagt hatte, sie sei amüsant, oder weil sie ihr anders vorkam als ihre Bekannten; und diese gehörten damals, als sie sie noch nicht schätzte, weil sie meinte, sie würden sie nie im Stiche lassen, alle zum reinsten Faubourg-Saint-Germain. Irgendeinen Bohemien oder Kleinbürger, den sie ausgezeichnet hatte, fühlte sie sich verpflichtet – ohne daß er es zu würdigen wußte –, mit einer Dringlichkeit einzuladen, die sie nach und nach in den Augen der Snobs herabsetzte, welche gewöhnt waren, einen Salon weniger nach den Leuten, die die Hausherrin empfing, einzuschätzen als nach denen, welche sie nicht empfing. Hatte sich Frau von Villeparisis in ihrer blasierten Jugend nichts daraus gemacht, zur Blüte der Aristokratie zu gehören, hatte sie ihren Spaß daran gehabt, bei den Leuten, unter denen sie lebte, Ärgernis zu erregen und sich keck im gegebenen Moment über ihre gesellschaftliche Stellung hinwegzusetzen – jetzt nachdem sie diese Stellung verloren hatte, fing sie an, ihr Wert beizumessen. Als sie alles sagte und tat, was Herzoginnen nicht zu sagen und zu tun wagen, hatte sie ihnen zeigen wollen, daß sie mehr sei als sie. Jetzt, da diese, soweit sie nicht zu ihrer nahen Verwandtschaft gehörten, sie nicht mehr besuchten, fühlte sie sich herabgesetzt und wünschte noch zu herrschen, aber anders als durch Geist. Gern hätte sie jetzt alle herange-

zogen, die sie so sorgsam ferngehalten hatte. Wieviele Frauenleben – man kennt sie wenig: jedermann hat seinem Alter entsprechend eine andere Welt, und die Verschwiegenheit der Alten hindert die Jungen, sich eine Vorstellung von der Vergangenheit zu machen und den ganzen Kreislauf zu umfassen – wieviele Frauenleben zerfallen dergestalt in gegensätzliche Abschnitte, der letzte wird ganz darauf verwandt wiederzuerobern, was man in dem zweiten lustig in den Wind geschlagen hat. Und auf welche Art in den Wind geschlagen? Das können sich die jungen Leute eben nicht vorstellen: sie haben eine alte, ehrwürdige Frau von Villeparisis vor Augen und kommen nicht darauf, daß die ernste Memoirenschreiberin von heute – so würdig unter ihrer weißen Perücke – ehedem eine lustige Lebedame war, vielleicht das Entzücken und der Ruin von Männern, die längst im Grabe liegen. Daß sie sich mit natürlichem, beständigen Eifer bemüht hatte, die Stellung, welche ihre hohe Geburt ihr verschaffte, preiszugeben, besagt übrigens durchaus nicht, sie habe in jener weit zurückliegenden Zeit dieser Stellung keinen hohen Wert beigemessen. So kann ein Neurastheniker an seiner Vereinsamung und Untätigkeit vom Morgen bis zum Abend arbeiten, ohne daß sie ihm deshalb erträglich erscheinen, und während er sich beeilt, eine neue Masche in das Netz zu stricken, das ihn gefangen hält, träumt er vielleicht nichts als Bälle, Jagden und Reisen. Wir sind beständig beschäftigt, unserm Leben Form zu geben, bilden aber dabei wider Willen wie eine Zeichnung die Züge der Person nach, die wir sind, und nicht der, die zu sein uns angenehm wäre. Der verächtliche Gruß von Frau Leroi konnte in bestimmter Weise die wahre Natur der Frau von Villeparisis zum Ausdruck bringen, entsprach aber durchaus nicht dem, was sie sich wünschte.

Gewiß konnte sie sich im Augenblick, da Frau Leroi sie nach einer Lieblingsredensart von Frau Swann »schnitt«, zu trösten suchen, wenn sie sich erinnerte, daß einmal die Königin Marie-Amélie zu ihr gesagt hatte: »Ich liebe Sie wie eine Tochter«. Aber solche geheim und unbekannt gebliebenen Liebenswürdigkeiten von Königinnen existierten nur für die Marquise selbst und waren staubig geworden wie das Diplom eines alten ersten Preises vom Konservatorium. Wirkliche gesellschaftliche Vorteile sind nur die, welche Leben schaffen und verschwinden können, ohne daß der, dem sie nutzen, sie festzuhalten oder zu verbreiten bestrebt sein müßte; am

selben Tage können ihnen ja hundert andere folgen. Solche Worte der Königin, die ihr einfielen, hätte Frau von Villeparisis gern vertauscht gegen die beständige Sicherheit, eingeladen zu werden, wie Frau Leroi sie besaß. So würden im Restaurant ein großer unbekannter Künstler, dem das Genie weder in den schüchternen Zügen seines Gesichtes noch in dem altmodischen Schnitt seines abgeschabten Rocks geschrieben steht, gern der junge Börsenmakler dritten Ranges sein, der am Nebentisch mit zwei Schauspielerinnen frühstückt. Zu dem drängen sich in beständiger ehrerbietiger Eile Wirt, Oberkellner, Kellner und Chasseure, und selbst die Küchenjungen kommen aus der Küche herauf und ziehen an ihm vorbei, um ihn zu grüßen wie in einer Zauberposse; der Kellermeister aber nähert sich staubig wie seine Flaschen, krummbeinig und geblendet schiebt er sich her, als habe er, aus seinem Keller steigend, bevor er ans Licht kam, sich den Fuß verrenkt.

Immerhin muß betont werden: wenn die Abwesenheit der Frau Leroi Frau von Villeparisis selbst betrübte, einer großen Anzahl der Gäste ihres Salons fiel sie gar nicht auf. Die eigentümliche Stellung der Frau Leroi, von der nur die elegante Welt wußte, war ihnen ganz unbekannt, sie zweifelten nicht daran – und darin stimmen heute die Leser der Erinnerungen von Frau von Villeparisis mit ihnen überein –, daß die Empfänge bei der Marquise die glänzendsten von Paris seien.

Bei meinem ersten Besuch, den ich, dem Rat des Herrn von Norpois an meinen Vater folgend, der Frau von Villeparisis machte, nachdem ich Saint-Loup verlassen hatte, fand ich sie in ihrem gelbseiden bespannten Salon; in rosa, fast violettem Ton reifer Himbeeren hoben sich die Kanapees und wunderbaren Stühle mit Beauvaisstickerei von den Wänden ab. Neben den Bildnissen der Guermantes und Villeparisis sah man – vom Modell selbst geschenkt – die der Königin Marie-Amélie, der Königin von Belgien, des Prinzen Joinville und der Kaiserin von Österreich. Frau von Villeparisis trug ein schwarzes Spitzenhäubchen aus alter Zeit (daran hielt sie mit demselben klugen Sinn für historisches und Lokalkolorit fest wie ein bretonischer Hotelwirt, der seine Hausmädchen immer noch die Haube und die weiten Ärmel tragen läßt, mag seine Kundschaft auch noch so pariserisch geworden sein), sie saß an einem kleinen Schreibtisch, auf dem vor ihr neben Pinsel, Palette und einem angefangenen Blumenaquarell in Gläsern, Tassen und Untertassen

Moosrosen, Zinnien und Venushaar standen; sie hatte gerade, da besonders viel Besuch kam, aufgehört zu malen, und die Blumen standen da wie die, welche auf einem Stich aus dem achtzehnten Jahrhundert den Verkaufstisch einer Blumenhändlerin schmücken und Kundschaft anlocken. Da die Marquise sich auf der Rückreise von ihrem Schloß erkältet hatte, war der Salon leicht geheizt. Unter den Personen, die bei meinem Eintritt zugegen waren, befand sich ein Archivar, mit dem Frau von Villeparisis vormittags Handschreiben historischer Persönlichkeiten geordnet hatte, die an sie gerichtet waren und in den Erinnerungen, die sie aufzusetzen anfing, als Beweisstücke im Faksimile abgebildet werden sollten; ferner war da ein feierlicher eingeschüchterter Historiker, der erfahren hatte, sie besäße durch Erbschaft ein Bildnis der Herzogin von Montmorency, und gekommen war, sie um Erlaubnis zu bitten, dies Bild in einem Stich seines Werkes über die Fronde zu reproduzieren; zu diesen Besuchern hatte sich mein alter Kamerad Bloch gesellt, der jetzt junger Theaterschriftsteller war; sie zählte auf ihn, um für ihre nächsten Matineen unentgeltlich Schauspieler beschafft zu bekommen. Wohl war das gesellschaftliche Kaleidoskop gerade im Begriff, sich zu drehen, und der Fall Dreyfus sollte die Juden auf die unterste Sprosse der sozialen Leiter stoßen. Aber so sehr der antisemitische Wirbelwind bereits wütete, im Anfang eines Sturmes erreichen die Wogen noch nicht ihre höchste Wut. Und dann hatte Frau von Villeparisis einen großen Teil ihrer Familie ruhig gegen die Juden wettern lassen, war bisher dem Fall Dreyfus ganz fern geblieben und kümmerte sich nicht um ihn. Schließlich konnte ein junger Mensch wie Bloch, den niemand kannte, unbemerkt mit durchschlüpfen, während die großen, ihre Partei repräsentierenden Juden schon bedroht waren. Er trug jetzt einen winzigen Kinnbart, Kneifer und langen Gehrock und hielt einen Handschuh wie eine Papyrusrolle in der Hand. Rumänen, Ägypter und Türken mögen die Juden verabscheuen; aber in einem französischen Salon sind die Unterschiede zwischen diesen Völkern nicht so deutlich wahrnehmbar, und ein Israelit, der eintritt, als käme er mitten aus der Wüste, den Körper überhängend wie eine Hyäne, den Nacken schief gedreht, und tiefen »Salaam« nach allen Seiten macht, befriedigt vollkommen den Geschmack am Orientalischen, wobei vorausgesetzt ist, daß er nicht zur »Gesellschaft« gehört, denn dann nimmt er leicht das Aussehn eines Lords an, und seine Manieren

sind so französiert, daß bei ihm eine rebellische Nase, die wie Kapuzinerkresse in unvorhergesehener Richtung wächst, mehr an die Nase Maskarillos als an die Salomons gemahnt.
Bloch aber war weder durch die Gymnastik des »Faubourg« geschmeidigt, noch durch eine Kreuzung mit England oder Spanien veredelt und blieb für einen Liebhaber des Exotischen trotz seines europäischen Kostüms so seltsam und köstlich anzusehn wie ein Jude von Decamps. Wunderbare Kraft der Rasse, die aus der Tiefe der Jahrhunderte bis in das moderne Paris vordringt und in den Wandelgängen unserer Theater, hinter den Schaltern unserer Bureaux, bei einem Begräbnis, auf der Straße in ungebrochener Schlachtreihe erscheint. Sie hat der modernen Kopfbedeckung Stil gegeben, den Gehrock absorbiert, vergessen lassen, angepaßt und ist im Grunde der Schar assyrischer Schriftgelehrten gleich geblieben, die, im Feierkleid auf den Fries eines Gebäudes aus Susa gemalt, die Tore des Palastes von Darius bewachen. (Eine Stunde später sollte Bloch sich einbilden, es geschehe aus antisemitischer Gehässigkeit, daß Herr von Charlus sich erkundigte, ob er einen jüdischen Vornamen habe, dabei war es doch einfach ästhetische Neugier und Liebe zum Lokalkolorit.) Nebenbei bemerkt, gibt es unsern Eindruck von Juden, Griechen, Persern und allen Völkern, denen wir lieber ihre Mannigfaltigkeit lassen sollten, ungenau wieder, wenn wir von Fortdauer der Rasse sprechen. Wir kennen aus der antiken Malerei das Gesicht der alten Griechen, wir haben auf dem Giebel eines Palastes aus Susa Assyrier gesehn. Wenn wir nun in der Gesellschaft Orientalen, die zu dieser oder jener Gruppe gehören, treffen, meinen wir uns in Gesellschaft von Geschöpfen zu befinden, welche die Macht des Spiritismus erscheinen lasse. Wir kannten nur ein Oberflächenbild, jetzt hat es Tiefe bekommen, erstreckt sich in drei Dimensionen, bewegt sich. Die junge griechische Dame, Tochter eines reichen Bankiers, die zur Zeit eine Modeberühmtheit ist, sieht aus wie eine der Figurantinnen, die in einem zugleich historischen und ästhetischen Ballett in Haut und Knochen die hellenische Kunst versinnbildlichen; dabei verflacht im Theater die Inszenierung noch solche Bilder; das Schauspiel aber, dem wir beiwohnen, wenn ein Türke oder ein Jude in den Salon tritt, belebt die Gesichter, macht sie seltsamer, es ist, als wären sie tatsächlich durch ein Medium beschworen. Die Seele – oder vielmehr das Wenige, worauf in derartigen Materialisationen, zum

mindesten einstweilen, die Seele sich herabmindert –, die wir zuvor nur in Museen undeutlich wahrgenommen haben, die Seele der alten Griechen und alten Juden, einem gleichzeitig unwesentlichen und transzendentalen Leben entrissen, scheint diese verwirrende Mimik vor uns auszuführen. Was wir in der jungen griechischen Dame, die uns unfaßbar bleibt, umsonst zu erfassen trachten, ist ein Gesicht, das wir einstmals auf einer Vase bewundert haben. Hätte ich im Lichte des Salons von Frau von Villeparisis Momentaufnahmen von Bloch gemacht, sie hätten von Israel ein Bild gegeben, wie es uns die spiritistischen Photographien zeigen, sinnverwirrend, weil es nicht aus der Menschheit hervorgegangen scheint, trügerisch, weil es doch nur allzusehr der Menschheit gleicht. Machen in weiterem Sinne doch selbst die unbedeutendsten Redewendungen der Personen, in deren Mitte wir leben, uns den Eindruck des Übernatürlichen – in unserer armen Alltagswelt, wo selbst ein genialer Mensch, von dem wir, wie zum Tischrücken versammelt, das Geheimnis des Unendlichen offenbart zu bekommen erwarten, nur Worte sagt wie die, welche gerade von Blochs Lippen gekommen waren: »Bitte, auf meinen Zylinder achtzugeben.«

»Mein Gott, die Minister, mein lieber Herr,« begann gerade Frau von Villeparisis – sie wandte sich dabei direkt an meinen alten Kameraden und nahm den Faden einer Unterhaltung auf, die mein Eintreten unterbrochen hatte, »die Minister wollte niemand sehn. So klein ich damals war, ich erinnere mich noch, daß der König meinen Großvater bat, Herrn Decaze zu einem Ball einzuladen, auf dem mein Vater mit der Herzogin von Berry tanzen sollte. ›Sie würden mir einen Gefallen tun, Florimond‹, sagte der König. Mein Großvater war etwas taub und verstand, Herr de Castries; daher fand er die Bitte ganz natürlich. Als er dann aber herausbekam, daß es sich um Herrn Decaze handelte, war er erst empört, sodann fügte er sich und schrieb noch am selben Abend an Herrn Decaze; er bat ihn inständig, ihm die Gunst und Ehre zu erweisen, seinem Ball, der in der nächsten Woche stattfinden solle, beizuwohnen. Höflich war man nämlich damals, und eine Dame des Hauses hätte sich nicht damit begnügt, einfach ihre Karte zu schicken und darauf zu schreiben: ›eine Tasse Tee‹ oder ›Tanztee‹ oder ›musikalischer Tee‹. Aber so gut wie auf Höflichkeit, verstand man sich auch auf Grobheit. Herr Decaze nahm an, aber am Tag vor dem Ball wurde bekannt, mein Großvater fühle sich leidend und habe den Ball abgesagt. Dem

König hatte er gehorcht, aber Herr Decaze kam nicht bei ihm zum Ball... – Ja, gewiß, an Herrn Molé erinnere ich mich sehr gut, er war ein Mann von Geist, das hat er bewiesen, als er Herrn de Vigny in die Akademie aufnahm, aber sehr feierlich war er, ich seh ihn noch in seinem Hause zum Essen herunterkommen mit dem Zylinder in der Hand.«

»Ah! Das beschwört das Bild einer recht verderblich philiströsen Zeit herauf. Gewiß war es eine allgemeine Gewohnheit, zu Hause seinen Hut in der Hand zu halten«, sagte Bloch; er war begierig, die seltene Gelegenheit zu nutzen, um sich bei einem Augenzeugen über die Eigentümlichkeiten des früheren aristokratischen Lebens zu unterrichten, während der Archivar, eine Art intermittierender Sekretär der Marquise, Blicke der Rührung auf sie warf, mit denen er uns zu sagen schien: »Da sieht man, wie sie ist, sie weiß alles, sie hat alle Welt gekannt, Sie können sie fragen, was Sie wollen, eine ungewöhnliche Frau.«

»O nein,« erwiderte Frau von Villeparisis und rückte das Glas näher, in dem Venushaar schwamm, das sie wieder zu malen anfing, »es war einfach eine Gewohnheit von Herrn Molé. Ich habe nie meinen Vater zu Hause mit dem Hut gesehn, außer, wohlverstanden, wenn der König kam; denn der König ist überall zu Hause, und in seiner Gegenwart ist der Hausherr in seinem eigenen Salon nur ein Gast.«

»Aristoteles sagt uns in Kapitel II...«, riskierte Herr Pierre, der Geschichtsschreiber der Fronde, aber so schüchtern, daß niemand achtgab. Seit Wochen litt er an nervöser Schlaflosigkeit, die jeder Behandlung widerstand, er legte sich nicht mehr zu Bett, war todmüde und ging nur aus, wenn seine Arbeiten verlangten, daß er seinen Schreibtisch verlasse. Oft solche Ausflüge von neuem zu unternehmen, war er außerstande: was für andere einfach war, kostete ihn eine Mühe, als solle er vom Mond herabsteigen; zu seiner Verwunderung mußte er des öftern bemerken: es war noch nicht jedermanns Leben dauernd daraufhin eingerichtet, den jähen Ausbrüchen des seinen ein Äußerstes an Nutzbarkeit herzugeben. Bisweilen fand er eine Bibliothek geschlossen, die er, künstlich sich aufrechthaltend, in einem Gehrock wie ein Mann bei Wells, aufgesucht hatte. Zum Glück hatte er Frau von Villeparisis zu Hause angetroffen und sollte das Bildnis zu sehn bekommen.

Bloch fiel ihm ins Wort.

»Wahrhaftig,« erwiderte er auf Frau von Villeparisis' Worte über das Protokoll, das die königlichen Besuche regelte, »das hab ich absolut nicht gewußt«, als wäre es erstaunlich, daß er so etwas nicht wisse.
»Was übrigens diese Art von Besuchen betrifft, Sie kennen vielleicht schon den törichten Spaß, den sich gestern mein Neffe Basin mit mir gemacht hat?« wandte sich Frau von Villeparisis an den Archivar. »Statt sich selbst anzumelden, hat er mir sagen lassen, die Königin von Schweden wolle mich besuchen.«
»Ach, das hat er Ihnen so schlechtweg sagen lassen! Der hat Einfälle!« sagte Bloch laut auflachend, während der Historiker mit majestätischer Schüchternheit lächelte.
»Ich war recht erstaunt: erst seit ein paar Tagen war ich vom Lande zurückgekommen; um etwas Ruhe zu haben, hatte ich gebeten, man möge niemandem sagen, daß ich in Paris sei, ich fragte mich, woher die Königin von Schweden es schon wußte«, erwiderte Frau von Villeparisis und versetzte ihre Gäste in Erstaunen darüber, daß ein Besuch der Königin von Schweden nichts Ungewöhnliches für sie sei.
Hatte Frau von Villeparisis am Vormittag mit dem Archivar Dokumente für ihre Memoiren nachgeschlagen, so probte sie sicherlich jetzt Technik und Zauberwirkung solcher Belege auf ein Durchschnittspublikum, das ihr vorbildlich für dasjenige war, aus welchem sich eines Tages ihre Leserschaft zusammensetzen würde. Gewiß mochte der Salon der Frau von Villeparisis von einem wahrhaft eleganten Salon sich unterscheiden, der viele Bürgerinnen, die sie empfing, ausgeschlossen und dafür elegante Damen gesehn hätte, wie sie Frau Leroi schließlich für den ihren zu gewinnen verstanden hatte; aber von dieser Nuance ist ihren Memoiren nichts anzumerken: darin verschwinden gewisse mittelmäßige Bekanntschaften der Verfasserin, da sich keine Gelegenheit bietet, sie zu erwähnen; und große Damen, die sie nicht besuchten, fehlen dem Leser nicht, weil in dem notwendig beschränkten Raum dieser Erinnerungen nur wenige Personen Platz finden, und wenn dies Fürstlichkeiten und historische Gestalten sind, ist ein Maximum des Eindrucks von Eleganz erreicht, den Erinnerungen auf das Publikum machen können. Nach dem Urteil der Frau Leroi war der Salon der Frau von Villeparisis ein Salon dritten Grades, und Frau von Villeparisis litt unter dem Urteil der Frau Leroi. Aber heute

weiß niemand mehr, wer Frau Leroi war, ihr Urteil ist verblaßt, und den Salon der Frau von Villeparisis, in dem die Königin von Schweden verkehrte, in dem der Herzog d'Aumale, der Herzog von Broglie, Thiers, Montalembert, Erzbischof Dupanloup verkehrt hatten, wird die Nachwelt als einen der glänzendsten des neunzehnten Jahrhunderts ansehn, die Nachwelt, die sich seit Homers und Pindars Zeiten nicht geändert hat: beneidenswert erscheint ihr nur hohe königliche oder quasi königliche Geburt, Freundschaft der Könige, der Führer des Volkes und der berühmten Männer.

Von alldem hatte Frau von Villeparisis ein wenig in ihrem gegenwärtigen Salon und in den bisweilen leicht nachgebesserten Erinnerungen, mit deren Hilfe sie ihn in die Vergangenheit reichen ließ. Und dann führte Herr von Norpois, da er seiner Freundin keine wahre Weltstellung mehr schaffen konnte, ihr dafür wenigstens die ausländischen oder französischen Staatsmänner zu, die seiner bedurften und wußten, die einzig wirksame Art, ihm den Hof zu machen, war, bei Frau von Villeparisis zu verkehren. Frau Leroi kannte vielleicht auch solche hervorragenden europäischen Persönlichkeiten. Aber als anmutige Frau, die den Ton der Blaustrümpfe vermeidet, hütete sie sich, mit Premierministern von der orientalischen Frage oder mit Romanschriftstellern und Philosophen vom Wesen der Liebe zu sprechen. Einer prätentiösen Dame, die sie einmal fragte: »Was denken Sie von der Liebe?«, hatte sie geantwortet: »Die Liebe? Ich übe sie häufig aus, aber ich spreche nie von ihr.« Hatte sie Berühmtheiten der Literatur oder Politik bei sich zu Gaste, begnügte sie sich, wie die Herzogin von Guermantes, die Herren Poker spielen zu lassen. Das liebten sie oft mehr als die großen Unterhaltungen über allgemeine Ideen, zu denen Frau von Villeparisis sie zwang. Aber diese Unterhaltungen, die in der Gesellschaft vielleicht nur lächerlich wirkten, haben den »Erinnerungen« der Frau von Villeparisis ausgezeichnete Partien, politische Abhandlungen geliefert, die sich in Denkwürdigkeiten so gut machen wie in Trauerspielen nach der Art Corneilles. Nebenbei bemerkt, können nur die Salons einer Frau von Villeparisis auf die Nachwelt übergehn, denn eine Frau Leroi kann keine Lebenserinnerungen schreiben, und könnte sie es auch, so hätte sie keine Zeit dazu. Und erregt die literarische Veranlagung einer Frau von Villeparisis bei einer Frau Leroi Verachtung, so dient ihrerseits die Verachtung einer

Frau Leroi in eigentümlicher Weise der literarischen Veranlagung einer Frau von Villeparisis, sie gibt den blaustrümpfigen Damen die Muße, die eine literarische Laufbahn erfordert. Gott will, daß es ein paar gut geschriebene Bücher gebe, deshalb haucht er den jeweiligen Frauen Leroi diese Verachtung ein; er weiß, wenn sie die entsprechende Frau von Villeparisis zum Essen einladen würden, so ließe die gleich ihr Tintenfaß stehn und für acht Uhr anspannen.

Nach einer Weile trat mit feierlich langsamem Schritt eine hochgewachsene alte Dame ein. Unter ihrem aufgebogenen Strohhut erschien eine monumentale weiße Frisur à la Marie-Antoinette. Ich wußte damals noch nicht, daß es eine der drei in der Pariser Gesellschaft noch zu beobachtenden Frauen war, die wie Frau von Villeparisis wohl von hoher Herkunft, aber in ihrem Verkehr auf einen Abhub von Leuten beschränkt waren, welche man anderswo nicht haben wollte. Die Gründe dafür verloren sich in der Nacht der Zeiten, und nur ein alter »Beau« jener Epoche hätte sie uns mitteilen können. Jede dieser Damen hatte ihre »Herzogin von Guermantes«, ihre glänzende Nichte, die sich verpflichtet fühlte, sie zu besuchen, aber keiner von ihnen wäre es gelungen, die »Herzogin von Guermantes« einer der andern beiden für ihren Salon zu gewinnen. Frau von Villeparisis verkehrte viel mit den drei Damen, aber sie liebte sie nicht. Sie sah jene in einer ihrer eigenen ziemlich ähnlichen gesellschaftlichen Stellung, und so gewann sie vielleicht ein Bild von ihnen, das ihr nicht lieb war. Sodann waren sie verbittert, und blaustrümpfig, sie suchten sich einzureden, sie hätten einen Salon, indem sie möglichst viel kleine Aufführungen bei sich veranstalteten. Dabei wurde der Wetteifer ihnen schwer, weil ihre Vermögen im Lauf eines bewegten Daseins ziemlich zerrüttet waren, sie mußten rechnen und von der unentgeltlichen Mitwirkung eines Künstlers Nutzen ziehen, sie führten einen richtigen Kampf ums Dasein. Die Dame mit der Marie-Antoinette-Frisur mußte überdies jedesmal, wenn sie Frau von Villeparisis sah, daran denken, daß die Herzogin von Guermantes zu ihren Freitagen nicht kam. Ihr Trost war, daß an diesen Freitagen die Fürstin Poix als gute Verwandte nie fehlte; die war ihre Guermantes und ging nie zu Frau von Villeparisis, obwohl sie mit der Herzogin gut befreundet war.

Bei all dem verknüpfte ein starkes Band das Haus am Quai Malaquais mit den Salons der rue de Tournon, der rue de la Chaise und des Faubourg Saint-Honoré, und die drei heruntergekommenen

Gottheiten standen in ebenso engem wie verärgerten Verkehr. Gern hätte ich in mythologischen Wörterbüchern der Gesellschaft blätternd herausbekommen, welches galante Abenteuer, welch ruchlose Vermessenheit sie büßen mußten. Die gleiche glänzende Herkunft, der gleiche gegenwärtige Verfall ihres Ansehns trug vielleicht dazu bei, daß sie nun eine Art Notwendigkeit trieb, einander zu hassen und doch zu besuchen. Sodann bot jede den andern eine bequeme Möglichkeit, ihren Gästen Artigkeiten zu erweisen. Die mußten ja in das verschlossene »Faubourg« einzudringen meinen, wenn man sie einer Dame von hohem Stande vorstellte, deren Schwester mit einem Herzog von Sagan oder einem Fürsten Ligne verheiratet war. Umsomehr, als die Zeitungen viel häufiger von diesen vermeintlichen Salons, als von den wirklichen sprachen. Selbst die schicken Neffen sagten, wenn ein Kamerad bat, in die Gesellschaft eingeführt zu werden (und Saint-Loup allen voran): »Ich werde Sie zu meiner Tante Villeparisis bringen oder zu meiner Tante X ..., sie hat einen interessanten Salon.« Sie wußten ja, das werde ihnen weniger Mühe machen, als besagte Freunde bei den eleganten Nichten oder Schwiegertöchtern dieser Damen einzuführen. Bejahrte Herren und junge Frauen, die es von diesen gehört hatten, sagten mir, die alten Damen würden in der Gesellschaft nicht empfangen, weil ihr Lebenswandel ungewöhnlich zügellos gewesen sei, und wandte ich ein, das brauche sie doch nicht gehindert zu haben, elegant zu sein, so hieß es, sie hätten alle heute bekannten Maße überschritten. Der schlechte Lebenswandel dieser feierlichen Damen, die steil aufrecht dasaßen, bekam im Munde derer, die von ihm sprachen, einen Charakter, den ich mir nicht vorstellen konnte, etwas, das der Größe prähistorischer Epochen, dem Zeitalter des Mammuts entsprach. Kurz, die drei Parzen im weißen, bläulichen und rosa Haar hatten es mit einer unberechenbaren Zahl von Herren schlimm getrieben. Ich mußte mir denken: die Menschen von heute übertreiben die Laster jener Fabelzeiten in der Art der Griechen, welche Ikarus, Theseus und Herkules aus Menschen machten, die von denen, welche sie lange nachher unter die Götter versetzten, wenig verschieden waren. Aber man zieht die Summe der Laster eines Wesens erst, wenn dieses nicht mehr imstande ist, Lastern zu frönen, und an der Größe der gesellschaftlichen Züchtigung, die dann erst einzusetzen beginnt, wird gemessen, vorgestellt und übertrieben, wie groß das begangene Verbrechen war. In

der »Gesellschaft«, dieser Galerie symbolischer Gestalten, haben die wahrhaft leichtlebigen Frauen, die vollendeten Messalinen, immer das feierliche Aussehn einer hochmütigen Dame von mindestens siebzig Jahren, die empfängt, wen sie kann, aber nicht, wen sie will, und zu der die Frauen nicht gehn wollen, an deren Wandel es etwas auszusetzen gibt; immer verleiht ihr der Papst die Tugendrose, und bisweilen hat sie ein Werk über die Jugend Lamartines geschrieben, welches von der Académie française preisgekrönt worden ist.

»Guten Tag, Alix«, sagte Frau von Villeparisis zu der Dame mit der weißen Marie-Antoinette-Frisur. Diese warf einen stechenden Blick über die Versammlung, um auszukundschaften, ob es nicht in diesem Salon ein Beutestück gebe, das für den ihren nützlich sein könnte; in diesem Fall müßte sie es ja selbst entdecken, denn Frau von Villeparisis würde es ihr, daran zweifelte sie nicht, aus Bosheit zu verbergen suchen. Tatsächlich war Frau von Villeparisis eifrig bemüht, der alten Dame Bloch nicht vorstellen zu brauchen, sie fürchtete, er könne im Haus am Quai Malaquais dieselbe Aufführung wie bei ihr veranstalten. Das war übrigens nur eine Vergeltung. Denn bei der alten Dame war gestern Frau Ristori gewesen und hatte Verse vorgetragen, und die alte Dame hatte es zu vermeiden verstanden, daß Frau von Villeparisis, der sie die italienische Künstlerin stibitzt hatte, von diesem Ereignis erfuhr, bevor es vollendete Tatsache war. Damit sie es aber nicht erst aus der Zeitung erfahre und gekränkt sei, kam sie heute, es ihr zu erzählen, als fühle sie sich gar nicht schuldig. Da Frau von Villeparisis es für nicht so bedenklich hielt, mich vorzustellen wie Bloch, machte sie mich mit der Marie-Antoinette vom Quai bekannt. Diese war wie immer bemüht, möglichst wenig Bewegungen zu machen, um auch im Alter die Linie einer Göttin von Coysevox zu wahren, mit der sie vor langen Jahren die elegante Jugend entzückt hatte – mittelmäßige Schriftsteller feierten sie jetzt in »bouts rimés« –, auch hatte sie sich die starre, hochmütige Haltung zur Gewohnheit gemacht, mit der gemeinhin alle, die ein besonderes Mißgeschick zwingt, beständig Entgegenkommen zu zeigen, dies ausgleichen. Leicht senkte sie mit eisiger Majestät den Kopf, wandte ihn dann nach der andern Seite und beschäftigte sich so wenig mit mir, als ob ich überhaupt nicht existierte. Ihre Haltung hatte einen doppelten Zweck, sie schien Frau von Villeparisis zu sagen: »Sie sehn, auf eine Bekanntschaft

mehr kommt es mir nicht an, und diese jungen Burschen können mich – in keiner Beziehung, du böse Zunge – interessieren.« Als sie sich aber eine Viertelstunde später zurückzog, benutzte sie das Tohuwabohu umher, um mir ins Ohr zu flüstern, ich solle nächsten Freitag in ihre Loge kommen mit einer der Drei, deren klangvoller Name – sie selbst war übrigens eine geborene Choiseul – mir einen gewaltigen Eindruck machte.

»Ach richtig, Sie wollen doch was über die Frau Herzogin von Montmorency schreiben«, sagte Frau von Villeparisis zu dem Geschichtsschreiber der Fronde und machte dazu das brummige Gesicht, zu dem die schmollende Verschrumpfung, der physiologische Unwille des Alters, zugleich aber auch die Sucht, den fast bäuerlichen Ton der früheren Aristokratie nachzuahmen, ihre große Liebenswürdigkeit wider Willen furchte. »Da werde ich Ihnen mal ihr Bild zeigen, das Original der Kopie, die im Louvre hängt.«

Sie erhob sich und schob ihre Pinsel neben die Blumen; die kleine Schürze, die jetzt vor ihrer Taille erschien – sie trug sie, um sich nicht mit ihren Farben zu beflecken –, verstärkte noch das ländliche Aussehn, welches ihr die Haube und die große Brille gaben, recht im Gegensatz zu der Pracht ihrer Dienerschaft, des Butlers, der Tee und Kuchen gebracht hatte, und des livrierten Lakaien, dem sie schellte, damit er das Bildnis der Herzogin von Montmorency, Äbtissin an einem der berühmtesten Stifte des Ostens, beleuchte. Alle hatten sich erhoben. »Es ist amüsant,« sagte sie, »daß in diesen Stiften, in denen unsere Großtanten oft Äbtissinnen waren, die Töchter des Königs von Frankreich nicht zugelassen worden sind. Es waren sehr geschlossene Stifte.« – »Die Töchter des Königs nicht zugelassen, warum denn?« fragte Bloch verdutzt. – »Nun weil das Haus Frankreich nicht mehr genug Ahnen hatte seit seiner Mesalliance.« – Blochs Erstaunen wuchs. »Eine Mesalliance im Hause Frankreich? Wie denn?« – »Indem es sich mit den Medici verschwägerte«, erwiderte Frau von Villeparisis in natürlichstem Ton. »Das Bild ist schön, nicht wahr? und ausgezeichnet erhalten«, fügte sie hinzu.

»Meine liebe Freundin«, sagte die à la Marie-Antoinette frisierte Dame. »Sie erinnern sich wohl: als ich Liszt zu Ihnen brachte, hat er Ihnen gesagt, dies da sei die Kopie.«

»Einer Meinung Liszts über Musik würde ich mich fügen, aber nicht über Malerei. Übrigens war er schon altersschwach, und ich

erinnere mich nicht, daß er überhaupt jemals so etwas gesagt hat. Aber nicht Sie haben ihn zu mir gebracht. Ich hatte schon zwanzigmal bei der Fürstin Sayn-Wittgenstein mit ihm gespeist.«
Alix' Hieb war fehlgegangen, sie schwieg und blieb unbeweglich stehn. Unter dem Gips der Puderschichten sah ihr Gesicht steinern aus. Und da ihr Profil edel war, glich sie – aufrecht wie auf einem dreieckigen bemoosten Sockel, den ihr Umhang verdeckte – einer bröckelnden Parkgöttin.
»Ah! Da ist noch ein schönes Porträt«, sagte der Historiker.
Die Tür ging auf, und herein trat die Herzogin von Guermantes.
»Guten Tag, mein Kind«, sagte, ohne den Kopf zu bewegen, Frau von Villeparisis zu ihr, zog eine Hand aus der Tasche ihrer Schürze und reichte sie der Ankommenden; dann hörte sie gleich auf, sich mit ihr zu befassen, und wandte sich wieder an den Historiker: »Das ist das Bildnis der Herzogin von La Rochefoucauld.«
Ein junger Bedienter mit kecker Miene und reizendem Gesicht (nur war der etwas roten Nase und leicht entzündeten Haut gleichsam die frische Spur vom Stichel des Bildhauers anzumerken) trat ein und brachte auf einem Tablett eine Karte.
»Es ist der Herr, der schon mehrere Male gekommen ist, um die Frau Marquise zu sehn.«
»Haben Sie ihm gesagt, daß ich empfange?«
»Er hat sprechen gehört.«
»Gut! Dann lassen Sie ihn also herein. Es ist ein Herr, den man mir vorgestellt hat«, sagte Frau von Villeparisis. »Er hat mir gesagt, er wünsche sehr, hier empfangen zu werden. Nie habe ich ihn ermächtigt zu kommen. Aber nun bemüht er sich schon zum fünften Male, man muß die Leute nicht vor den Kopf stoßen.« Sie wandte sich zu mir und dann an den Geschichtsschreiber der Fronde: »Ich stelle Ihnen meine Nichte, die Herzogin von Guermantes, vor.«
Der Historiker verneigte sich tief – wie ich –, auch er nahm wohl an, diesem Gruße eine herzliche Bemerkung folgen lassen zu müssen, seine Augen belebten sich, und schon wollte er den Mund auftun, da kühlte ihn der Anblick der Frau von Guermantes ab, die ihres Rumpfes ungehinderte Geschmeidigkeit benutzt hatte, um ihn übertrieben höflich nach vorn und knapp zurückzuwerfen, ohne daß Miene und Blick bemerkt zu haben schienen, es stehe jemand vor ihnen; sie stieß einen leisen Seufzer aus, dann, um kundzutun, mein und des Historikers Anblick mache ihr keinerlei Eindruck,

begnügte sie sich, ein wenig die Nasenflügel zu bewegen und damit haarscharf zu zeigen, ihre zufällige Aufmerksamkeit sei vollkommen unbeteiligt.

Der unerwünschte Besuch trat ein und ging eifrig und unbefangen auf Frau von Villeparisis zu, es war Legrandin.

»Ich danke Ihnen sehr dafür, daß Sie mich empfangen, gnädige Frau«, sagte er mit dem Ton auf dem Worte »sehr«. »Sie erweisen einem alten Einsiedler ein Vergnügen erlesenster und zartester Art, ich versichere Ihnen, seine Rückwirkung ...«

Da bemerkte er mich und blieb stecken.

»Ich zeigte gerade dem Herrn das schöne Bildnis der Herzogin von La Rochefoucauld, Frau des Verfassers der *Maximen*, ein Familienerbstück.«

Frau von Guermantes ihrerseits begrüßte Alix und entschuldigte sich, sie habe dies Jahr – so wenig wie die andern Jahre – zu ihr kommen können. »Durch Madeleine habe ich von Ihnen gehört.«

»Sie hat heute bei mir gefrühstückt«, sagte die Marquise vom Quai Malaquais und dachte mit Genugtuung, Frau von Villeparisis könne das von sich nie behaupten.

Inzwischen plauderte ich mit Bloch; da ich nach dem, was man mir über seines Vaters verändertes Verhalten zu ihm gesagt hatte, fürchtete, er beneide mich um mein Leben, sagte ich ihm, das seine müsse glücklicher sein. Das geschah von meiner Seite einfach aus Liebenswürdigkeit. Damit überzeugt man aber eitle Menschen leicht von ihrer günstigen Lage oder gibt ihnen den Wunsch ein, die andern davon zu überzeugen. »Ja, ich habe in der Tat ein entzückendes Leben«, sagte Bloch mit verklärter Miene. »Ich habe drei große Freunde, ich möchte nicht einen mehr haben, und eine köstliche Geliebte, ich bin unendlich glücklich. Wenig Sterbliche gibts, denen Vater Zeus solche Glückseligkeit gewährt.« Ich glaube, er suchte vor allem, sich zu loben und mich neidisch zu machen. Vielleicht sollte sein Optimismus auch urwüchsig wirken. Es war ihm anzumerken, er wollte nicht so platt antworten wie alle Welt: »Oh, das war nicht besonders usw.«, als ich ihn nach einer Tanzmatinee fragte, die er bei sich zu Hause gegeben (ich hatte nicht hinkommen können), und so erwiderte er denn so schlicht und gleichgültig, als handele sichs um einen andern: »Gewiß, es war sehr hübsch, äußerst gelungen. Wirklich ganz reizend.«

»Ihre Mitteilungen interessieren mich unendlich,« sagte Legrandin zu Frau von Villeparisis, »ich sagte mir gerade neulich, Sie haben viel von ihm in der lebendigen Klarheit des scharfen Umrisses, in etwas, das ich mit zwei sich widersprechenden Terminis die lapidare Behendigkeit und das unsterblich Augenblickliche nennen möchte. Ich wollte mir heute abend alles, was Sie sagen, notieren; aber ich werde es mir so merken. Solche Dinge sind, wie, glaube ich, Joubert es einmal ausdrückt, Freundinnen des Gedächtnisses. Sie haben Joubert nie gelesen? Oh! Sie hätten ihm so sehr gefallen! Ich werde mir erlauben, Ihnen noch heute seine Werke zu schicken, es wird mir eine Ehre sein, Sie mit seinem Geist bekannt zu machen. Er hatte nicht Ihre Stärke. Aber Anmut besaß auch er.«
Ich hatte Legrandin sofort begrüßen wollen, aber er hielt sich beständig so weit wie möglich von mir entfernt, er hoffte gewiß, ich hörte die Schmeicheleien nicht, mit denen er in raffiniertesten Wendungen beständig bei jedem Anlaß Frau von Villeparisis übergoß.
Sie zuckte lächelnd die Schultern, als habe er sich über sie lustig machen wollen, und wandte sich an den Historiker:
»Und dies ist die berühmte Marie von Rohan, Herzogin von Chevreuse, die in erster Ehe Herrn von Luynes geheiratet hat.«
»Liebe, bei Frau von Luynes muß ich an Yolande denken; sie ist gestern zu mir gekommen; hätte ich gewußt, daß Sie Ihren Abend noch nicht vergeben hatten, ich hätte nach Ihnen geschickt; Frau Ristori kam überraschend, sie hat uns Verse der Königin Carmen Sylva gesagt, in Gegenwart der Dichterin, schön war das!«
»Welche Niedertracht!« dachte Frau von Villeparisis. »Das ist es sicher gewesen, worüber sie neulich ganz leise zu Frau von Beaulaincourt und Frau von Chaponay gesprochen hat.« – »Ich war frei, wäre aber nicht gekommen«, antwortete sie. »Ich habe Frau Ristori in ihrer guten Zeit gehört. Jetzt ist sie nur noch eine Ruine. Und dann kann ich die Verse der Carmen Sylva nicht leiden. Die Ristori ist einmal, von der Herzogin von Aosta mitgebracht, hierhergekommen und hat einen Gesang aus Dantes Hölle vorgetragen. Darin ist sie unvergleichlich.«
Alix ertrug den Schlag, ohne schwach zu werden. Sie blieb marmorn. Ihr Blick war stechend und leer, die Nase edel geschwungen. Aber die eine Backe schälte sich. Leichte, seltsame Wucherungen überzogen grün und rosa das Kinn. Ein weiterer Winter würde sie vielleicht umwerfen.

»Wenn Sie Malerei lieben, mein Herr, sehn Sie das Bildnis der Frau von Montmorency an«, sagte Frau von Villeparisis zu Legrandin, um die wieder anhebenden Huldigungen zu unterbrechen.
Frau von Guermantes benutzte den Moment, in dem er sich entfernte, um ihre Tante mit einem ironischen Blick über ihn zu befragen.
»Es ist Herr Legrandin,« sagte halblaut Frau von Villeparisis, »er hat eine Schwester, namens Frau von Cambremer, was dir übrigens nicht mehr sagen wird als mir.«
»Aber die kenn ich doch sehr gut«, rief Frau von Guermantes und hielt die Hand vor den Mund. »Oder vielmehr, ich kenne sie nicht, aber Basin, der ihren Mann Gott weiß wo getroffen, hatte den Einfall, diesem dicken Weibe zu sagen, sie solle mich besuchen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was das für ein Besuch war. Sie hat mir erzählt, daß sie nach London gereist ist, hat mir alle Bilder des British hergezählt. Wie Sie mich hier sehn, werde ich nachher, wenn ich von hier weggehe, eine Karte bei diesem Untier abgeben. Und Sie können mir glauben, das ist gar nicht so einfach; unter dem Vorwande, sie sei sterbenskrank, ist sie immer zu Hause. Ob man um sieben Uhr abends oder um neun Uhr morgens zu ihr kommt, sie ist bereit, einem Erdbeertörtchen anzubieten.«
Und auf einen fragenden Blick ihrer Tante fuhr sie fort: »Ja ganz im Ernst, ein Untier. Eine unmögliche Person: sie sagt ›Federfuchser‹ und lauter solche Sachen.« »Was heißt das, Federfuchser?« fragte Frau von Villeparisis. »Weiß ich nicht«, rief die Herzogin mit künstlicher Entrüstung. »Will ich nicht wissen. Diese Sprache sprech ich nicht.« Und da sie sah, ihre Tante wisse wirklich nicht, was Federfuchser heißt, wollte sie wenigstens die Genugtuung haben zu zeigen, sie sei ebenso unterrichtet wie puristisch, und sich über ihre Tante lustig machen, nachdem sie sich über Frau von Cambremer lustig gemacht hatte. Und mit einem Lächeln, das die Reste der gespielten schlechten Laune nicht recht aufkommen ließen, sagte sie: »Oder doch. Das weiß doch alle Welt, ein Federfuchser ist ein Schriftsteller, ein Mensch, der eine Feder führt. Aber ein gräßlicher Ausdruck. Dabei können einem ja die Weisheitszähne ausfallen. Nicht um die Welt könnte ich so etwas sagen.
So und das ist ihr Bruder! Ich habs noch nicht ganz gegenwärtig. Aber eigentlich ist es gar nicht so unverständlich. Sie hat auch diese Bettvorlegerdemut, ist auch so eine Drehbibliothek zusammengele-

sener Weisheiten. Sie ist ebenso kriecherisch und ebenso öde. Ich fange an, mich an die Vorstellung ihrer Verwandtschaft zu gewöhnen.«

»Setz dich, wir wollen etwas Tee nehmen,« sagte Frau von Villeparisis, »bediene dich selbst, du hasts nicht nötig, dir die Bilder deiner Urgroßmütter anzusehn, du kennst sie so gut wie ich.«

Frau von Villeparisis kam bald zurück, nahm Platz und fing an zu malen. Alle näherten sich ihr. Diesen Augenblick benutzte ich, um auf Legrandin zuzugehn, und da ich an seiner Gegenwart in Frau von Villeparisis' Salon nichts auszusetzen fand, sagte ich zu ihm, ohne daß mir in den Sinn kam, wie sehr ich ihn damit verletze und noch dazu in einer Art, die er für absichtlich halten mußte: »Nun habe ich ja fast eine Entschuldigung dafür, in einem Salon zu sein, da ich Sie hier treffe.« Aus diesen Worten schloß Herr Legrandin (wenigstens urteilte er ein paar Tage später so über mich), ich sei ein ganz boshafter kleiner Kerl, der nur am Schlechten seinen Spaß habe.

»Zunächst könnten Sie so höflich sein, mir guten Tag zu sagen«, antwortete er, ohne mir die Hand zu geben, mit wütender und gemeiner Stimme, wie ich sie ihm nicht zugetraut hätte; sie stand in keinem vernünftigen Zusammenhang mit dem, was er gewöhnlich sagte, aber in einem unmittelbareren, eindringlicheren mit dem, was er empfand. Da wir immer unbedingt verbergen wollen, was wir empfinden, denken wir nie daran, wie wir es ausdrücken würden. Und plötzlich wird in uns ein unbekanntes schmutziges Tier laut, und manchmal kann sein Tonfall dem, der das unabsichtliche, abgekürzte, fast unwiderstehliche Bekenntnis unserer Fehler oder Laster abbekommt, Furcht einjagen wie das plötzliche, auf Umwegen und bizarr vorgebrachte Geständnis eines Verbrechers, der sich nicht enthalten kann, eine Mordtat zu bekennen, deren man ihn nicht schuldig wußte. Wohl wußte ich, Idealismus hindert, selbst als subjektive Erscheinung, große Philosophen nicht, gern zu schmausen und sich beharrlich um einen Sitz in der Akademie zu bewerben. Aber Legrandin hatte wirklich nicht nötig, so oft daran zu erinnern, er gehöre einem andern Planeten an, wo doch die krampfhaften Regungen des Zornes oder der Liebenswürdigkeit bei ihm von dem Bestreben gelenkt wurden, eine gute Stellung auf unserm Planeten zu haben.

»Natürlich, wenn man mir zwanzigmal hintereinander zusetzt, da-

mit ich irgendwohin komme,« fuhr er mit leiser Stimme fort, »kann ich, obwohl ich ein gutes Recht auf Freiheit habe, mich nicht benehmen wie ein Flegel.«

Frau von Guermantes hatte sich gesetzt. Ihr Name, begleitet von ihrem Titel, fügte ihrer leibhaftigen Erscheinung das Herzogtum hinzu, es strahlte von ihr aus und ließ rings um das Taburett, auf dem sie saß, mitten im Salon die schattige goldene Frische der Wälder von Guermantes herrschen. Mich wunderte es nur, diese Ähnlichkeit nicht auch auf ihrem Gesicht zu lesen, aber das hatte nichts Pflanzenhaftes, und selbst das Kupferrot der Wangen – sie hätten, schien mir, mit dem Namen Guermantes wappenhaft gezeichnet sein müssen – war wohl eine Wirkung, aber kein Sinnbild langer Ritte im Freien. Später, als sie mir gleichgültig geworden war, lernte ich so manche Eigenheit der Herzogin kennen, namentlich (um bei dem zu bleiben, was mich schon diesmal entzückte, ohne daß ich mir darüber Rechenschaft gab) ihre Augen: in die war wie in ein Bild der blaue Himmel eines französischen Nachmittags eingefangen, weit offen, in Licht badend, selbst wenn er nicht heiter ist; und dann eine Stimme, die beim ersten Hören heiser, fast roh wirkte, doch wie auf den Stufen der Kirche von Combray oder der Konditorei am Marktplatz schleppte in ihr das träge fette Gold einer Provinzsonne. Aber an diesem ersten Tage erkannte ich davon noch nichts, meine glühende Aufmerksamkeit verflüchtigte unmittelbar das wenige, das ich hätte in mich aufnehmen, worin ich etwas von dem Namen Guermantes hätte wiederfinden können. Jedenfalls sagte ich mir: sie ist es, die für alle Welt der Name Herzogin von Guermantes bezeichnet, dieser Leib enthält das unfaßbare Leben, das dieser Name benennt. Er hat es hier hereingebracht mitten unter andersartige Wesen in diesen Salon, der es rings umschränkt. Gegen den hob sich dies Leben so deutlich ab, daß ich da, wo es aufhörte, sich auszubreiten, einen wallenden Saum zu sehn glaubte, der die Grenzen absteckte; in dem Umkreis, welchen auf dem Teppich die Rundung des Rocks von blauem Peking ausschnitt, in den klaren Augäpfeln der Herzogin, die gegen die Außenwelt Erinnerungen abgrenzten und unfaßbare, verächtliche, belustigte und neugierige Gedanken, von denen sie erfüllt waren, und fremdartige Bilder, die sie spiegelten. Vielleicht wäre ich etwas weniger bewegt gewesen, wenn ich sie auf einer Abendgesellschaft bei Frau von Villeparisis getroffen hätte, statt sie so an einem »Jour« der Marquise zu sehn,

einem der Tees, die für die Frauen nur eine kurze Rast auf ihrer Tagesreise sind – sie behalten den Hut auf, in dem sie ihre Besorgungen gemacht haben, sie bringen von Salon zu Salon die Luft, die draußen herrscht, und geben am Spätnachmittag mehr von Paris zu sehn als die hohen offenen Fenster, in denen man das Rollen der Wagen hört. Frau von Guermantes trug einen Strohhut mit Kornblumen: die riefen nicht die Sonnen ferner Jahre in mir wach, in denen ich sie so oft in den Feldern von Combray am Abhang nahe der Hecke von Tansonville gepflückt hatte, sondern Dunst und Staub der Dämmerung, wie sie im Augenblick, da Frau von Guermantes sie durchquerte, über der rue de la Paix lagen. Mit herablassendem, unbestimmten Lächeln, die gepreßten Lippen etwas verzogen, zeichnete sie mit der Spitze ihres Sonnenschirms als äußerster Antenne ihres geheimnisvollen Lebens Kreise auf den Teppich, dann, mit der gleichgültigen Aufmerksamkeit, die gleich alle Berührungspunkte mit dem, was man gerade betrachtet, aufhebt, faßte ihr Blick nach der Reihe jeden von uns und musterte nach uns die Kanapees und Sessel; auf diesen aber wurde er sanfter, bekam menschliche Zuneigung, wie sie die selbst bedeutungslose Gegenwart eines Dinges, das man kennt, erweckt, eines Dinges, das einem fast eine Person ist; diese Möbel waren nicht wie wir, sie gehörten in unbestimmter Weise zu ihrer Welt, waren mit dem Leben ihrer Tante verbunden; wenn dann von dem Beauvaismöbel ihr Blick wieder zu der Person wanderte, die drauf saß, bekam er die durchdringende Schärfe der Mißbilligung, wie Frau von Guermantes sie aus Achtung vor ihrer Tante zwar unterdrückt, aber doch empfunden hätte, wenn sie statt unserer Gegenwart auf den Sesseln einen Fettfleck oder eine Staubschicht festgestellt hätte.

Der bekannte Schriftsteller G ... trat ein; er betrachtete den Besuch, den er Frau von Villeparisis abstattete, als lästige Pflicht. Die Herzogin war erfreut, ihn zu sehn, begrüßte ihn aber nicht, und doch war es ganz natürlich, daß er gleich zu ihr kam, der Zauber ihres Wesens, ihr Takt, ihre Einfachheit machten sie für ihn zu einer Frau von Geist. Übrigens war es auch eine Pflicht der Höflichkeit, denn da er sympathisch und berühmt war, lud ihn Frau von Guermantes häufig ein, mit ihr und ihrem Gatten allein zu frühstücken, oder benutzte diese Vertraulichkeit, um ihn im Herbst auf Guermantes zusammen mit Hoheiten, die auf ihn neugierig waren, zum

Essen zu bitten. Die Herzogin empfing gern gewisse hervorragende Männer, allerdings unter der Bedingung, daß sie als Junggesellen zu ihr kamen, und diese Bedingung erfüllten sie ihr auch, wenn sie verheiratet waren, denn da ihre Frauen, die alle mehr oder weniger gewöhnlich waren, in einem Salon, wo die elegantesten Schönheiten von Paris erschienen, sich schlecht ausgenommen hätten, wurden sie ohne ihre Frauen eingeladen, und um jeder Gereiztheit zuvorzukommen, erklärte der Herzog den unfreiwilligen Witwern, die Herzogin empfange keine Frauen, ertrage Frauengesellschaft nicht; er brachte das vor, als habe der Arzt es ihr verboten und wie er etwa gesagt hätte, sie könne nicht in einem Zimmer sich aufhalten, wo es zu stark rieche, könne nicht stark Gesalzenes essen, beim Reisen rückwärts sitzen oder ein Korsett tragen. Nun trafen allerdings diese großen Männer bei den Guermantes die Prinzessin von Parma, die Fürstin Sagan (Françoise, die immerfort von ihr hörte, nannte sie, weil sie das Femininum für grammatisch erforderlich hielt, die Sagante) und manche andern Damen, aber deren Gegenwart rechtfertigte man: sie gehören zur Familie oder seien Jugendfreundinnen, die man nicht ausschließen könne. Ob sie nun dem Herzog glaubten oder nicht, wenn er ihnen die seltsame Krankheit der Herzogin, mit Frauen nicht verkehren zu können, erklärte, die großen Männer übermittelten ihren Frauen diese Erklärung. Und manche dieser Frauen meinten, die Krankheit sei nur ein Vorwand, um Eifersucht zu verbergen: die Herzogin wolle allein über einen Hof von Verehrern herrschen. Noch Harmlosere glaubten, die Herzogin habe bedenkliche Eigentümlichkeiten oder gar eine skandalöse Vergangenheit, die Frauen wollten deshalb nicht zu ihr kommen, und nun mache sie aus dieser Not eine Laune. Die besten aber konnten sich, wenn ihre Männer ihnen Wunder über Wunder vom Geist der Herzogin erzählten, denken, sie sei den übrigen Frauen weit überlegen und langweile sich in ihrer Gesellschaft, weil Frauen über nichts zu reden wissen. Und tatsächlich waren Frauen der Herzogin langweilig, wenn ihnen fürstliche Herkunft nicht ein besonderes Interesse verlieh. Aber die ausgeschalteten Gattinnen irrten, wenn sie meinten, sie wolle nur Männer bei sich sehn, um über Literatur, Wissenschaft und Philosophie sprechen zu können. Darüber sprach sie nie, wenigstens nicht mit den großen Geistern. Zwar verfolgte sie dieselbe Familienüberlieferung wie die Töchter hoher Offiziere, die mitten unter ihren eitelsten Beschäftigungen militäri-

schen Angelegenheiten Achtung bewahren, und dachte als Enkelin von Frauen, die mit Thiers, Mérimée und Augier befreundet waren, vor allem müßten in ihrem Salon die Leute von Geist ihren Platz haben, anderseits aber hatte sie von der ebenso herablassenden wie anheimelnden Art, mit der jene berühmten Männer auf Guermantes empfangen wurden, die Gewohnheit behalten, Leute von Talent als Familienbekannte anzusehn, deren Talent einen nicht blendet und zu denen man nicht über ihre Werke spricht. Das würde sie auch gar nicht interessieren. Ferner hatte sie den Geschmack von Mérimée, Meilhac und Halévy und bevorzugte, im Gegensatz zu der Vorliebe einer früheren Zeit für den gefühlvollen Ausdruck, eine Unterhaltung, die alle großen Worte und Äußerungen höherer Gefühle verwirft, sie empfand es als elegant, wenn sie mit einem Dichter oder Musiker zusammen war, nur von Gerichten, die man aß, oder vom Kartenspiel, das man vorhatte, zu sprechen. Für einen Dritten, der nicht auf dem Laufenden war, hatte dieser Verzicht etwas Verwirrendes, manchmal geradezu Geheimnisvolles. Fragte Frau von Guermantes ihn, ob es ihm Vergnügen machen würde, mit dem oder jenem Dichter zusammen eingeladen zu werden, so stellte er sich, von Neugierde verzehrt, zur bestimmten Stunde ein. Die Herzogin sprach mit dem Dichter über das Wetter. Man ging zu Tisch. »Lieben Sie diese Art, die Eier zuzubereiten?« fragte sie den Dichter. Seine Zustimmung entsprach ihrem Geschmack, denn sie fand alles im eignen Hause ausgezeichnet, sogar den fürchterlichen Apfelwein, den sie von Guermantes kommen ließ. »Reichen Sie dem Herrn noch einmal von den Eiern«, sagte sie zum Butler, während der Dritte beklommen lauerte, was Herzogin und Dichter sich Bedeutsames sagen würden, hatten sie doch dies Zusammensein trotz tausend Schwierigkeiten noch glücklich vor der Abreise des Dichters zustandegebracht. Aber das Essen ging weiter, ein Gang nach dem andern wurde aufgetragen, nicht ohne Frau von Guermantes Gelegenheit zu geistreichen Scherzen und hübschen Geschichtchen zu geben. Der Dichter aß weiter, ohne daß Herzogin oder Herzog aussahen, als dächten sie daran, daß er ein Dichter war. Und bald war das Frühstück zu Ende, man sagte sich Auf Wiedersehn und hatte kein Wort von der Poesie gesprochen, die doch alle liebten; aus einer Zurückhaltung, ähnlich jener, von der mir Swann einen Vorgeschmack gegeben hatte, sprach niemand über Poesie. Diese Zurückhaltung war einfach guter Ton. Für den Dritten aber hatte

sie, wenn er ein wenig nachdachte, etwas sehr Trübsinniges, und die Mahlzeiten im Kreise Guermantes gemahnten an die Stunden, welche schüchterne Liebende oft zusammen damit verbringen, sich Plattheiten zu sagen bis zum Augenblick, da sie sich verlassen müssen, ohne daß, vor lauter Schüchternheit, Scham oder Ungeschicklichkeit, das große Geheimnis vom Herzen auf die Lippen gekommen wäre, und es hätte sie doch glücklicher gemacht, es zu bekennen. Dabei darf übrigens nicht übergangen werden: dies Schweigen über die Dinge, von denen man umsonst hoffte, sie würden nun endlich zur Sprache kommen, konnte zwar als bezeichnend für die Herzogin gelten, wurde aber von ihr nicht immer unbedingt eingehalten. Frau von Guermantes hatte ihre Jugend in einer etwas anderen Umwelt verbracht: sie war auch aristokratisch, aber weniger glänzend und vor allem weniger oberflächlich als die, in der sie jetzt lebte, und besaß hohe Kultur. Das hatte ihrer gegenwärtigen Leichtfertigkeit eine Art festeren Boden gelassen, welcher diese unmerklich speiste; aus ihm schöpfte die Herzogin (sehr selten, denn Pedanterie war ihr zuwider) einige Stellen aus Victor Hugo oder Lamartine, die, passend und mit einem Ausdruck wahrer Empfindung in ihren schönen Augen vorgebracht, eine überraschende und entzückende Wirkung nicht verfehlten. Bisweilen gab sie auch einem Dramatiker von der Akademie ohne Anmaßung, treffend und einfach, einen scharfsinnigen Rat und ließ ihn eine Situation abschwächen oder eine Lösung ändern.

Konnte ich im Salon der Frau von Villeparisis, gerade wie damals in der Kirche von Combray bei der Hochzeit von Fräulein Percepied, in dem schönen, zu menschlichen Gesicht der Frau von Guermantes kaum das unbekannte Wesen ihres Namens wiederfinden, so erhoffte ich doch wenigstens von ihrem Gespräch tiefe geheimnisvolle Worte, die das Seltsame mittelalterlicher Wandgewebe und gotischer Kirchenfenster haben würden. Um mich nicht zu enttäuschen, hätte es aber, selbst wenn ich sie nicht geliebt hätte, noch nicht genügt, daß diese Worte aus dem Munde einer Frau, die Guermantes hieß, erlesen, schön und tief seien, sie hätten die amarantene Farbe der letzten Silbe ihres Namens widerspiegeln müssen, diese Farbe, die ich zu meinem Erstaunen vom ersten Tage an in ihrer Person nicht fand und in ihren Geist sich hatte flüchten lassen. Gewiß hatte ich von Frau von Villeparisis und Saint-Loup, Leuten, deren Verstand nichts Außerordentliches hatte, schon ohne jede

Vorsicht den Namen Guermantes aussprechen hören, einfach als den einer Person, die zu Besuch kommen oder mit der man essen werde, sie sahen dabei nicht aus, als fühlten sie in diesem Namen den Anblick gelber Wälder und das ganze Geheimnis eines Provinzwinkels. Aber das mochte Verstellung von ihnen sein – wie wenn die klassischen Dichter tiefere Absichten, die sie doch gehabt haben, uns nicht ankündigen; ich selbst bemühte mich, diese Verstellung nachzuahmen, und sagte im natürlichsten Ton »die Herzogin von Guermantes«, als wäre das ein Name wie jeder andere. Im übrigen versicherten alle, sie sei eine sehr intelligente, in der Unterhaltung geistvolle Frau und lebe in einer der interessantesten kleinen Kreise: solche Worte verschworen sich mit meinem Traum. Denn sagten sie: interessanter Kreis, geistvolle Unterhaltung, so dachte ich dabei nicht an Intelligenz, wie ich sie kannte, nicht einmal an die der größten Geister, ich dachte durchaus nicht an Leute wie Bergotte, wenn ich mir diesen Kreis vorstellte. Nein, unter Intelligenz verstand ich eine unaussprechliche Begabung voll Goldglanz und getränkt mit Waldesfrische. Mit den intelligentesten Wendungen (in dem Sinne wie ich das Wort intelligent auffaßte, wenn es sich um einen Philosophen oder Kritiker handelte) hätte Frau von Guermantes mich in dem, was ich von ihrer besondern Begabung erwartete, sogar mehr enttäuscht, als wenn sie sich begnügt hätte, in nichtssagendem Gespräch von Küchenrezepten oder Schloßmöbeln zu reden und Namen von Nachbarn und Verwandten zu erwähnen, die mir doch ihr Leben heraufbeschworen hätten.

»Ich glaubte, Basin hier zu finden, er wollte bestimmt zu Ihnen kommen«, sagte Frau von Guermantes zu ihrer Tante.

»Deinen Mann hab ich schon mehrere Tage nicht gesehn,« antwortete gereizt und ärgerlich Frau von Villeparisis, »er hat sich nicht sehn lassen oder höchstens einmal seit seinem reizenden Scherz, sich als Königin von Schweden anmelden zu lassen.«

Um zu lächeln, kniff Frau von Guermantes den Lippenwinkel, als beiße sie in ihren Schleier.

»Wir haben gestern Abend mit ihr bei Blanche Leroi gegessen, Sie würden sie nicht wiedererkennen, sie ist enorm geworden, ich bin sicher, sie ist krank.« »Ich sagte gerade zu den Herren da, du fändest, sie sehe wie ein Frosch aus.«

Frau von Guermantes ließ ein rauhes Geräusch hören, das ein Lachen aus Höflichkeit bedeuten sollte.

»Ich wußte nicht, daß ich diesen hübschen Vergleich gemacht habe, aber wenn, dann ist sie jetzt glücklich ein Frosch, der so dick geworden ist wie ein Ochse. Oder vielmehr, das stimmt nicht genau, denn ihre ganze Dicke hat sich auf den Bauch gehäuft, sie ist ein Frosch in interessanten Umständen.«

»Ich finde dein Bild recht drollig«, sagte Frau von Villeparisis; im Grunde war sie vor ihren Gästen stolz auf den Geist ihrer Nichte.

»Es ist vor allem willkürlich,« erwiderte Frau von Guermantes – sie ließ dies gewählte Beiwort los, wie Swann es getan hätte – »denn ich muß bekennen, ich habe noch nie einen Frosch niederkommen gesehn. Jedenfalls soll dieser Frosch, der übrigens keinen König begehrt, – ich habe sie nie übermütiger gesehn als seit dem Tode ihres Gatten – einen Abend der nächsten Woche zu uns zum Essen kommen. Ich habe ihr gesagt, ich werde Sie auf jeden Fall benachrichtigen.«

Frau von Villeparisis ließ ein undeutliches Brummeln hören.

»Ich weiß, daß sie vorgestern bei Frau von Mecklenburg gespeist hat. Hannibal von Bréauté war da. Er hat mir, ich muß sagen, ziemlich komisch davon erzählt.«

»Bei diesem Diner war jemand, der erheblich geistvoller ist als Babal,« sagte Frau von Guermantes (so intim sie mit Herrn von Bréauté-Consalvi war, sie wollte es noch betonen, indem sie ihn mit diesem Kosenamen bezeichnete) »und zwar Herr Bergotte.«

Ich hatte nicht gedacht, daß Bergotte als geistvoll angesehn werden könne; zudem schien er mir zur Menschheit der Intelligenz zu gehören und somit unendlich weit entfernt zu sein von dem geheimnisvollen Königreich, das ich unter den Purpurvorhängen einer Theaterloge bemerkt hatte, in der Herr von Bréauté die Herzogin lachen machte und mit ihr in der Sprache der Götter dies Unvorstellbare: eine Unterhaltung unter Leuten des Faubourg Saint-Germain führte. Es war mir schmerzlich, das Gleichgewicht gestört und Bergotte Herrn von Bréauté vorgezogen zu sehn. Vor allem aber war ich verzweifelt, am Abend der *Phèdre*-Aufführung Bergotte vermieden zu haben, nicht zu ihm gegangen zu sein, als ich jetzt Frau von Guermantes zu Frau von Villeparisis sagen hörte:

»Das ist der einzige Mensch, den ich Lust hätte kennen zu lernen.«

Man konnte bei ihr immer in einer Art geistigen Wellengang die

Flut einer Neugier auf berühmte Intellektuelle die Ebbe des aristokratischen Snobismus unterwegs kreuzen sehn. »Das würde mir großes Vergnügen machen!«

Mit Bergotte an meiner Seite – und das konnte ich doch bequem haben – hätte ich geglaubt, Frau von Guermantes einen schlechten Eindruck zu machen; dabei würde gerade das zur Folge gehabt haben, daß sie mich in ihre Loge gewinkt und gebeten hätte, ihr einmal den großen Schriftsteller zum Frühstück mitzubringen.

»Sehr liebenswürdig scheint er nicht gewesen zu sein, man hat ihn Herrn von Koburg vorgestellt, und er hat kein Wort zu ihm gesagt«, fügte Frau von Guermantes hinzu, sie hob dies merkwürdige Benehmen hervor, als berichte sie, ein Chinese habe sich in Papier geschneuzt. »Nicht ein einziges Mal hat er ›Monseigneur‹ zu ihm gesagt.« Dieser Zug ergötzte sie; er schien ihr so bedeutsam wie die Weigerung eines Protestanten, der beim Papst Audienz hatte, vor Seiner Heiligkeit zu knien.

Offenbar interessierten sie diese Eigentümlichkeiten Bergottes, aber es sah nicht aus, als finde sie sie tadelnswert, vielmehr schien sie ihm daraus ein Verdienst zu machen, ohne sich genau über die Art dieses Verdienstes klar zu sein. Damals befremdete mich diese Art, Bergottes Urwüchsigkeit aufzufassen, später aber sollte es mir nicht so belanglos vorkommen, daß Frau von Guermantes zum Erstaunen vieler Bergotte geistvoller fand als Herrn von Bréauté. Solche umstürzlerischen und trotz allem gerechten Urteile werden auf diese Art von seltenen, überlegenen Persönlichkeiten in die Gesellschaft getragen. Und sie zeichnen die ersten Umrisse einer Hierarchie der Werte, welche die nächste Generation aufstellen wird, statt sich ewig an die alte Wertordnung zu halten.

Graf d'Argencourt, belgischer Geschäftsträger und Sohn einer Nichte der Frau von Villeparisis, trat hinkend ein, bald nach ihm erschienen zwei junge Leute, der Baron von Guermantes und Seine Hoheit der Herzog von Châtellerault. »Guten Tag, mein kleiner Châtellerault«, sagte Frau von Guermantes mit zerstreuter Miene, ohne sich von ihrem Sitz zu erheben; sie war eine gute Freundin der Mutter des jungen Herzogs, der deshalb von Kindheit an äußerste Achtung vor ihr hatte. Groß, schlank, Haut und Haar golden, ganz vom Typus Guermantes, schienen die beiden jungen Leute das Frühlingsabendlicht, welches den großen Salon überflutete, in sich zu verdichten. Nach einer Gewohnheit, die gerade Mode war, stell-

ten sie ihre Zylinder neben sich auf den Boden. Der Geschichtsschreiber der Fronde dachte, sie täten das aus Verlegenheit, wie ein Bauer, der ins Rathaus kommt und nicht weiß, was er mit seinem Hut anfangen soll. Er meinte, der linkischen Schüchternheit, die er ihnen zutraute, barmherzig zu Hilfe kommen zu müssen.
»Nein, nein,« sagte er zu ihnen, »tun Sie sie nicht auf die Erde, Sie werden sie verderben.«
Ein Blick des Barons von Guermantes verschob schräg die Fläche seiner Augäpfel und ließ ein rohes, schneidendes Blau in ihnen rollen, vor welchem dem wohlwollenden Historiker eiskalt wurde.
»Wie heißt der Herr,« fragte mich der Baron, »den mir Frau von Villeparisis vorgestellt hat.«
»Herr Pierre«, antwortete ich halblaut.
»Pierre von was?«
»Pierre ist sein Name, ein sehr bedeutender Historiker.«
»Ah ... wenn Sie es sagen ...«
»Es ist eine neue Gewohnheit der Herren, ihre Hüte auf den Boden zu stellen,« erklärte Frau von Villeparisis, »mir gehts wie Ihnen, ich kann mich nicht daran gewöhnen. Aber das ist mir immer noch lieber, als wie es mein Neffe Robert macht, der seinen Hut immer im Vorzimmer läßt. Wenn ich ihn so eintreten sehe, sage ich zu ihm, daß er aussieht wie der Uhrmacher, und frage ihn, ob er die Uhren aufziehen will.«
»Vorhin sprachen Sie gerade vom Hut des Herrn Molé, Frau Marquise, wir werden es bald machen müssen wie Aristoteles im Kapitel über die Hüte«, sagte der Geschichtsschreiber der Fronde, der durch das Eingreifen der Frau von Villeparisis etwas sicherer geworden war, aber mit immer noch so schwacher Stimme, daß ihn außer mir niemand verstand.
»Sie ist doch wirklich erstaunlich, die kleine Herzogin«, sagte Herr d'Argencourt und zeigte auf Frau von Guermantes, die mit G. plauderte. »Sobald sich ein berühmter Mann in einem Salon befindet, gleich ist er an ihrer Seite. Offenbar ist das da der Held des Tages. Es kann ja nicht alle Tage Herr von Borelli, Schlumberger oder d'Avenel sein. Aber dann wirds eben Herr Pierre Loti oder Herr Edmond Rostand sein. Gestern Abend bei den Doudeauville, wo sie, nebenbei bemerkt, blendend war mit ihrem Smaragddiadem und großem rosa Schleppkleid, hatte sie auf der einen Seite Herrn Deschanel und auf der andern den deutschen Botschafter, sie stritt mit ihnen über

China; das große Publikum hielt sich in achtungsvoller Entfernung, verstand nicht, was sie sagten, und fragte sich, ob es nicht am Ende einen Krieg geben würde. Wahrhaftig, sie sah aus wie eine Königin, die Cercle hält.«
Alle hatten sich Frau von Villeparisis genähert, um ihr beim Malen zuzusehn.
»Diese Blumen sind von einem wahrhaft himmlischen Rosa,« sagte Legrandin, »ich will damit sagen, sie haben die Farbe des rosa Himmels. Denn es gibt ein Himmelrosa wie es ein Himmelblau gibt. Aber«, flüsterte er, um nur von der Marquise verstanden zu werden, »ich glaube, noch mehr fühle ich mich angezogen von dem seidenweichen, dem lebendigen Inkarnat der Kopie, die Sie von diesen Blumen machen. Oh, Sie lassen Pisanello und Van Huysum weit hinter sich mit ihrem kleinlichen, toten Herbarium.« Selbst der bescheidenste Künstler läßt sichs gern gefallen, seinen Rivalen vorgezogen zu werden, und sucht nur, ihnen gerecht zu werden.
»Ihr Eindruck beruht darauf, daß diese Maler Blumen ihrer Zeit malten, die wir nicht mehr kennen, aber sie besaßen sehr große Kunstfertigkeit.«
»Ach! Blumen ihrer Zeit, das ist glänzend«, rief Legrandin.
»Sie malen in der Tat schöne Kirschblüten ... oder Heckenrosen«, sagte der Historiker der Fronde, nicht ohne beim Nennen der Blume ein wenig zu zögern, sonst aber mit sicherer Stimme; er fing schon an, den Zwischenfall mit den Hüten zu vergessen.
»Nein, es sind Apfelblüten«, sagte die Herzogin von Guermantes, zu ihrer Tante sich wendend.
»Ich sehe, du bist ein gutes Landkind; du kannst wie ich Blumen unterscheiden.«
»Ach ja, richtig! Ich glaubte, die Zeit der Apfelblüte sei schon vorbei«, sagte auf gut Glück der Geschichtsschreiber der Fronde, um sich zu entschuldigen.
»Aber nein, im Gegenteil, die Äpfel sind noch nicht in Blüte, sie werden es frühestens in vierzehn Tagen, vielleicht erst in drei Wochen sein«, sagte der Archivar, der Frau von Villeparisis' Güter ein wenig mitverwaltete und daher in landwirtschaftlichen Angelegenheiten besser unterrichtet war.
»Ja, und noch dazu sind sie in der Umgegend von Paris schon weiter. In der Normandie, zum Beispiel bei seinem Vater – Frau von Villeparisis zeigte auf den Herzog von Châtellerault –, der herrliche

Apfelbäume am Meer hat, schön wie auf einem japanischem Wandschirm, sind sie erst nach dem zwanzigsten Mai wirklich rosa.«
»Ich sehe sie nie,« sagte der junge Herzog, »ich bekomme davon den Heuschnupfen, das ist schrecklich.«
»Heuschnupfen? Davon hab ich nie gehört«, sagte der Historiker.
»Das ist die Modekrankheit«, sagte der Archivar.
»Es kommt darauf an, vielleicht würden Sie davon gar nichts bekommen in einem Jahr, in dem es Äpfel gibt. Sie kennen den normannischen Spruch: Ein Jahr, wo's wirklich Äpfel gibt ...«, sagte Herr von Argencourt, der sich Pariser Allüren zu geben suchte, da er kein reiner Franzose war.
»Du hast recht,« sagte Frau von Villeparisis zu ihrer Nichte, »es sind Apfelblüten aus dem Süden. Eine Blumenhändlerin hat mir diese Zweige geschickt mit der Bitte, sie anzunehmen. Das wundert Sie, Herr Valmère,« wandte sie sich an den Archivar, »daß eine Blumenhändlerin mir Apfelblütenzweige schickt. Ja, wenn ich auch eine alte Dame bin, ich kenne doch Leute, ich habe einige Freunde.« Sie lächelte – wie man allgemein glaubte, aus Herzenseinfalt; mir aber schien vielmehr, sie finde es pikant, auf die Freundschaft einer Blumenhändlerin stolz zu sein, wenn man so große Beziehungen hat.
Bloch erhob sich, um seinerseits die Blumen zu bewundern, die Frau von Villeparisis malte.
»Gleichviel, Marquise,« sagte der Historiker und begab sich auf seinen Stuhl zurück, »selbst wenn wieder eine der Revolutionen käme, wie sie so häufig die Geschichte Frankreichs mit Blut befleckt haben – und mein Gott, in den Zeiten, in denen wir leben, kann man nicht wissen« – er blickte behutsam rings im Kreise, ob sich nicht ein »Schlechtgesinnter« im Salon befinde, was ihm allerdings kaum möglich schien –, »mit solch einem Talent und Ihren fünf Sprachen würden Sie immer sicher sein, gut fortzukommen.« Der Geschichtsschreiber der Fronde genoß einige Ruhe, er hatte seine Schlaflosigkeit vergessen. Plötzlich aber fiel ihm ein, daß er seit sechs Tagen nicht geschlafen hatte, da bemächtigte sich eine in seinem Geist entsprungene schwere Müdigkeit seiner Beine, krümmte seine Schultern, und trostlos hing sein Gesicht herab wie das eines alten Mannes.
Bloch wollte eine Bewegung machen, um seine Bewunderung aus-

zudrücken, da stieß er mit dem Ellbogen die Vase um, in welcher der Blütenzweig stand, und das ganze Wasser ergoß sich über den Teppich.
»Sie haben wahrhaftig Feenfinger«, sagte zur Marquise der Historiker, der mir in diesem Augenblick den Rücken kehrte und Blochs Ungeschicklichkeit nicht bemerkt hatte.
Dieser aber bezog die Worte auf sich, und um unter einer Unverschämtheit die Schande seines linkischen Benehmens zu verbergen, sagte er:
»Das hat gar nichts zu bedeuten, ich habe mich nicht naß gemacht.«
Frau von Villeparisis schellte, ein Lakai kam, trocknete den Teppich ab und las die Scherben auf. Sie lud die beiden jungen Leute zu ihrer Matinee ein, desgleichen die Herzogin von Guermantes, welcher sie anempfahl:
»Denke daran, Gisèle und Berthe (Herzoginnen von Auberjon und Portefin) zu sagen, sie sollen etwas vor zwei Uhr da sein, um mir zu helfen« – wie sie etwa zu Aushilfs-Tafeldeckern gesagt hätte, sie sollen früher kommen, um die Kompottschalen zurechtzumachen.
Zu ihren fürstlichen Verwandten und zu Herrn von Norpois war sie durchaus nicht so liebenswürdig wie zu dem Historiker, zu Cottard, Bloch oder mir, sie schienen für sie nur den Zweck zu haben, unserer Neugier zur Nahrung angeboten zu werden. Sie wußte, mit Leuten, für die sie nicht eine mehr oder weniger glänzende Frau, sondern nur die empfindliche und mit Schonung zu behandelnde Schwester ihrer Väter oder Onkel war, brauchte sie sich nicht zu genieren. Vor ihnen glänzen zu wollen, hätte keinen Sinn gehabt, sie waren nicht irre zu führen über Schwäche oder Stärke ihrer gesellschaftlichen Stellung, besser als irgendjemand kannten sie Frau von Villeparisis' Geschichte und achteten in ihr das erlauchte Geschlecht, dem sie entstammte. Vor allem aber waren diese Verwandten für sie nur ein totes Residuum, das nicht mehr Frucht tragen würde, sie würden sie nicht mit ihren neuen Freunden bekannt machen, nicht an ihren Vergnügungen teilnehmen lassen. Sie konnte nur erreichen, daß sie zu ihrem Empfangstag um fünf Uhr kamen oder daß sie an diesem von ihnen sprechen konnte wie später in ihren Erinnerungen, von denen der Empfangstag eine Art Leseprobe im kleinen Kreise war. Und in der Gesellschaft, die zu unter-

halten, zu blenden und zu fesseln alle ihre vornehmen Verwandten ihr dienten, in der Gesellschaft der Cottard, Bloch, der namhaften Dramatiker, Geschichtsschreiber der Fronde aller Art lag für Frau von Villeparisis – in Ermangelung des Teiles der eleganten Welt, der nicht zu ihr kam – Bewegung, Neuheit, Zerstreuung und Leben; aus diesen Leuten konnte sie gesellschaftliche Vorteile ziehen (dafür lohnte es sich, daß sie sie manchmal mit Frau von Guermantes zusammenbrachte, die sie doch nie richtig kennen lernten), sie verschafften ihr Diners mit hervorragenden Männern, deren Werke sie interessierten, eine Operette oder eine fertig einstudierte Pantomime, die der Verfasser bei ihr aufführen ließ, und Logen für interessante Stücke. Bloch erhob sich, um zu gehn. Laut hatte er gesagt, das mit der umgeworfenen Blumenvase sei ohne Bedeutung, leise aber sagte er etwas anderes, und etwas noch ganz anderes dachte er. »Wenn man seine Bedienten nicht gut genug abgerichtet hat, um eine Vase so hinzusetzen, daß sie die Gäste nicht naß machen oder gar verletzen kann, muß man sich solchen Luxus nicht leisten«, brummelte er leise. Er gehörte zu den empfindlichen »nervösen« Leuten, die es nicht ertragen können, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben; sie gestehn sie sich nicht ein, aber sie verdirbt ihnen den ganzen Tag. Er war wütend, finstere Gedanken stiegen in ihm auf, er wollte nicht mehr in Gesellschaft gehn. Das war der Augenblick, in dem ein bißchen Zerstreuung not tut. Zum Glück sollte ihn Frau von Villeparisis gleich zurückhalten. Sei es, weil sie die Ansichten ihrer Freunde und die damals gerade aufsteigende Welle von Antisemitismus kannte, sei es aus Zerstreutheit, sie hatte ihn den Anwesenden nicht vorgestellt. Er indessen in seinem Mangel an gesellschaftlichen Umgangsformen meinte, er müsse beim Weggehn sich von ihnen verabschieden aus Lebensart, aber ohne Liebenswürdigkeit; er senkte mehreremal die Stirn, grub sein bärtiges Kinn in den Kragen und sah einen nach dem andern durch seine Stielbrille mit kalter unzufriedener Miene an. Aber Frau von Villeparisis hielt ihn fest, sie hatte noch mit ihm von dem kleinen Stück, das bei ihr gegeben werden sollte, zu sprechen, und außerdem wollte sie ihn nicht weggehn lassen, ehe er die Genugtuung gehabt habe, Herrn von Norpois kennen zu lernen (wo der nur blieb?); sie hätte sichs ersparen können, ihn Herrn von Norpois vorzustellen, denn Bloch war bereits entschlossen, die beiden Künstlerinnen, von denen er gesprochen, zu überreden, daß sie bei der Marquise unent-

geltlich sängen, es läge im Interesse ihres Ruhmes, zu solch einem Empfang käme die Elite von Europa. Obendrein hatte er noch eine Tragödin vorgeschlagen, »glanzäugig, schön wie Hera», die Sinn für plastische Schönheit habe und lyrische Prosa vortragen sollte. Als er aber ihren Namen nannte, hatte Frau von Villeparisis sie abgelehnt, denn es war die Freundin von Saint-Loup.

»Ich habe jetzt Besseres gehört,« sagte sie mir ins Ohr, »ich glaube, das geht nicht mehr recht weiter, sie werden sich bald trennen, trotz der Bemühungen eines Offiziers, der eine abscheuliche Rolle in der ganzen Geschichte gespielt hat.« Die Familie Roberts hatte eine mörderische Wut auf Herrn von Borodino bekommen wegen des Urlaubs nach Brüssel, den er auf Drängen des Friseurs gegeben hatte; sie beschuldigte ihn, ein schändliches Verhältnis zu begünstigen. »Das ist ein sehr schlechter Mensch«, sagte Frau von Villeparisis in dem tugendhaften Ton, den selbst die verderbtesten Guermantes annehmen konnten. »Sehr, sehr schlecht«, fügte sie mit scharfer Betonung hinzu. Sie nahm sicherlich an, er sei bei allen Orgien als dritter beteiligt. Aber da bei der Marquise die Liebenswürdigkeit alle andern Regungen überwog, verlor sich ihr streng gefurchter Gesichtsausdruck (als Frau, für die das Kaiserreich nicht zählte, sprach sie den Namen des schrecklichen Rittmeisters Fürst Borodino mit ironisch übertriebenem Pathos aus) in ein zärtliches Lächeln, das mir galt; es war von einem mechanischen Augenzwinkern begleitet, das so etwas wie geheimes Einverständnis bedeutete.

»De Saint-Loup-en-Bray liebe ich sehr,« sagte Bloch, »wenn er auch ein falscher Hund ist, er ist außerordentlich gut erzogen. Eben nur die außerordentlich gute Erziehung liebe ich an ihm, die ist so selten.« Da er selbst sehr schlecht erzogen war, ahnte er nicht, wie sehr seine Worte mißfielen. »Ich will Ihnen etwas von ihm berichten, was seine vollkommene Erziehung schlagend beweist. Ich traf ihn einmal mit einem jungen Mann, als er gerade seinen schöngefelgten Streitwagen bestieg, nachdem er selbst die schimmernden Zügel den beiden, mit Hafer und Gerste genährten Rossen angelegt, die nicht der stachelnden, blitzenden Peitsche bedurften. Er stellte uns vor, aber ich verstand den Namen des jungen Mannes nicht. Nie versteht man den Namen von Leuten, denen man vorgestellt wird.« (Er lachte, es war eine witzige Redensart seines Vaters.) »De Saint-Loup-en-Bray blieb ganz ruhig, machte keine besondern

Umstände für den jungen Mann, schien gar nicht weiter verlegen. Zufällig habe ich ein paar Tage später erfahren, wer der junge Mann war: der Sohn von Sir Rufus Israels!«

Das Ende dieser Geschichte erregte weniger Anstoß als der Anfang, denn es blieb den Anwesenden unverständlich. Sir Rufus Israels, der Bloch und seinem Vater eine fast königliche Persönlichkeit schien, vor der Saint-Loup zittern mußte, war in den Augen des Kreises Guermantes ein emporgekommener Ausländer, den die Gesellschaft duldete, niemand konnte auf den Gedanken kommen, auf seine Freundschaft sich etwas einzubilden, ganz im Gegenteil!

»Ich habe es von dem Bevollmächtigten von Sir Rufus Israels gehört,« sagte Bloch, »der ein Freund meines Vaters und ein ganz ungewöhnlicher Mann ist. Ach! eine höchst merkwürdige Persönlichkeit.« Das bekräftigte er so energisch, sagte es in so erhobenem Ton, wie man es nur mit Überzeugungen tut, die man sich nicht selbst gebildet hat.

Bloch war sichtlich erfreut gewesen, daß er Herrn von Norpois kennen lernen sollte.

Gern würde er ihn auf den Fall Dreyfus zu sprechen bringen, sagte er. »Da besteht eine Mentalität, die ich nicht gut kenne, es wäre recht reizvoll, diesen bedeutenden Staatsmann zu interviewen.« Das brachte er in bissigem Tone vor, als wolle er den Anschein vermeiden, er fühle sich dem Botschafter unterlegen.

»Sag mal,« fragte Bloch mich leise, »wie hoch schätzst du Saint-Loups Vermögen? Du verstehst, ich schere mich den Teufel darum, ich frage dich das nur von einem Balzacschen Gesichtspunkt aus. Und du weißt nicht einmal, wie es angelegt ist, ob er französische oder ausländische Werte hat oder Grundbesitz?«

Ich konnte ihm keinerlei Auskunft geben. Er hörte mit dem Geflüster auf, bat sehr laut um die Erlaubnis, die Fenster zu öffnen, und ging, ohne die Antwort abzuwarten, auf sie zu. Frau von Villeparisis sagte, sie müßten geschlossen bleiben, sie sei erkältet. »Ah! Wenn Sie es nicht vertragen können!« erwiderte Bloch enttäuscht. »Aber man kann schon sagen, hier ist es heiß!« Er fing an zu lachen, ließ seine Blicke im Kreise wandern und bei den Versammelten eine Kollekte machen zur Unterstützung gegen Frau von Villeparisis. Die bekam er nicht unter diesen wohlerzogenen Leuten. Als sich niemand verführen ließ, wich das Leuchten aus seinen Augen, sie

schickten sich drein und nahmen wieder ihren ernsten Ausdruck an; zur Ausrede sagte er: »Es sind mindestens 22 bis 25 Grad. Das wundert mich nicht. Ich schwitze beinahe. Und ich habe nicht die Gabe des weisen Antenor, der des Flusses Alpheios Sohn war, mich mit der väterlichen Woge zu benetzen, um den Schweiß abzutrocknen, eh ich mich in die geglättete Wanne setze und salbe mit duftendem Öle.« Und in dem üblichen Bedürfnis, zum Gebrauch der andern medizinische Anschauungen vorzubringen, deren Anwendung dem eignen Wohlbefinden förderlich wäre, fuhr er fort: »Nun wenn Sie meinen, daß es gut für Sie ist! Ich glaube gerade das Gegenteil. Davon kommt eben Ihre Erkältung.«
Frau von Villeparisis war es unangenehm, daß er das so laut sagte, da aber, wie sie sah, der Archivar, dessen nationalistische Überzeugungen sie sozusagen an der Kette hielten, zu weit weg saß, um diese Äußerungen zu hören, machte sie sich nicht viel daraus. Peinlicher war ihr, daß Bloch sich von dem Dämon seiner schlechten Erziehung, der ihm im vorhinein den Sinn getrübt hatte, hinreißen ließ zu fragen: »Habe ich nicht von ihm eine gelehrte Arbeit gelesen, in der er mit unwiderleglichen Gründen beweist, weshalb der russisch-japanische Krieg mit dem Sieg der Russen und der Niederlage der Japaner enden müsse? Und ist er nicht schon ein bißchen klapperig? Ich glaube, ich habe ihn vorhin gesehn, wie er seinen Stuhl ins Auge faßte, ehe er wie auf Rädern hinrutschte, um sich drauf zu setzen.«
»Nie und nimmer! Warten Sie einen Augenblick; ich weiß nicht, wo er bleibt«, sagte die Marquise.
Sie schellte, und als der Bediente eintrat, sagte sie ganz ungezwungen – sie zeigte gern, daß ihr alter Freund den größten Teil seiner Zeit bei ihr verbrachte:
»Sagen Sie doch Herrn von Norpois, er möchte kommen, er ordnet Papiere in meinem Schreibzimmer und hat gesagt, er werde in zwanzig Minuten hier sein, und jetzt warte ich schon dreiviertel Stunden. Er wird sich mit Ihnen über den Fall Dreyfus unterhalten, über alles, was Sie wollen,« sagte sie in schmollendem Ton zu Bloch, »er billigt durchaus nicht, was da vorgeht.«
Herr von Norpois stand nämlich schlecht mit dem gegenwärtigen Ministerium, und obgleich er sich nie erlaubt hätte, Männer der Regierung bei Frau von Villeparisis einzuführen (sie wahrte trotz allem doch den Stolz einer Dame der hohen Aristokratie und blieb

außer und über den Beziehungen, die er zu unterhalten gezwungen war), hielt er sie immerhin politisch auf dem Laufenden. Auch hätten die Männer der Regierung nicht gewagt, Herrn von Norpois zu bitten, sie Frau von Villeparisis vorzustellen. Aber mehrere hatten ihn bei ihr auf dem Lande aufgesucht, wenn sie in schwierigen Umständen seiner Hilfe bedurften. Man wußte die Adresse. Man ging auf das Schloß. Die Schloßherrin sah man nicht. Aber beim Essen sagte sie zu ihm:

»Ich habe erfahren, man hat Sie belästigt. Gehn die Angelegenheiten besser?«

»Sie haben doch noch Zeit?« fragte Frau von Villeparisis Bloch.

»Gewiß, gewiß, ich wollte gehn, weil ich mich nicht sehr wohl fühle, man meint, ich müßte vielleicht in Vichy eine Kur wegen meiner Gallenblase gebrauchen.« Er gliederte seine Worte silbenweise mit satanischer Ironie.

»Mein Großneffe Châtellerault soll auch gerade dahin, vielleicht könnten Sie sich verabreden. Ist er noch da? Wissen Sie, er ist sehr nett.« Das sagte sie vielleicht in gutem Glauben, sie meinte, zwei Menschen, die sie beide kenne, haben keine Ursache, sich nicht zusammenzutun.

»Oh! Ich weiß nicht, ob ihm das recht sein wird. Ich kenne ihn ... kaum, er ist da weiter hinten«, sagte Bloch verwirrt und entzückt.

Der Butler mußte wohl den Auftrag, den man ihm für Herrn von Norpois gegeben, nicht vollständig erledigt haben. Denn dieser nahm, um den Anschein zu erwecken, er käme von draußen und habe die Hausherrin noch nicht gesehn, im Vorzimmer den nächsten besten Hut, ging auf Frau von Villeparisis zu, küßte ihr feierlich die Hand und erkundigte sich angelegentlich, wie man es nach längerer Abwesenheit tut, nach ihrem Ergehn. Er wußte nicht, daß die Marquise von Villeparisis dieser Komödie im voraus alle Wahrscheinlichkeit genommen hatte; sie machte ihr übrigens rasch ein Ende, indem sie Herrn von Norpois und Bloch in einen Nachbarsalon führte. Bloch hatte alle Aufmerksamkeiten beobachtet, die man dem Staatsmann erwies, ohne zu wissen, daß es Herr von Norpois war, der mit abgemessenen, zierlichen und tiefen Verbeugungen darauf erwiderte; diesem Zeremoniell fühlte Bloch sich unterlegen, es verdroß ihn, daß man für ihn nie solche Umstände machen würde, und um zu zeigen, er mache sich nichts daraus, fragte er

mich: »Was ist denn das für eine Art Trottel?« Vielleicht wurde auch das Beste in Bloch, die gerade Offenheit eines modernen Milieus, durch all die Begrüßungsformen des Herrn von Norpois abgestoßen, und er fand sie aufrichtig lächerlich. Aber sogleich erschienen sie ihm nicht mehr so, sondern entzückten ihn, als sie sich nämlich an ihn selbst richteten.

»Herr Botschafter,« sagte Frau von Villeparisis, »ich möchte Sie mit dem Herrn hier bekannt machen. Herr Bloch, Marquis von Norpois.« So ungezwungen sie sonst mit Herrn von Norpois war, sie ließ es sich nicht nehmen, Herr Botschafter zu ihm zu sagen. Das geschah aus Lebensart und übertriebener Hochachtung vor dem Botschafterrang, einer Hochachtung, die der Marquis ihr eingeprägt hatte; und dann aus dem Bedürfnis, einem bestimmten Mann gegenüber weniger gemütliche, feierlichere Umgangsformen zu haben, die dann gerade durch ihren Gegensatz zu der freien Art, mit der die andern gewohnten Gäste behandelt werden, im Salon einer vornehmen Frau ihren Liebhaber kenntlich machen.

Herr von Norpois tauchte den blauen Blick in seinen weißen Bart nieder, neigte die hohe Gestalt tief, als verbeuge er sich vor allem, was der Name Bloch Anerkanntes und Gewichtiges enthalte, und murmelte: »Sehr erfreut«; sein junger Unterredner war ergriffen, er fand, daß der berühmte Staatsmann zu weit gehe, und verbesserte eifrig: »Aber nein, im Gegenteil, die Freude ist ganz auf meiner Seite!« Allein diese feierliche Handlung, welche Herr von Norpois aus Freundschaft für Frau von Villeparisis mit jedem Unbekannten, den seine alte Freundin ihm vorstellte, erneuerte, schien dieser noch nicht höflich genug für Bloch. Sie sagte zu ihm:

»Fragen Sie ihn nur alles, was Sie wissen wollen, nehmen Sie ihn beiseite, wenn es bequemer ist; er wird sich sehr freuen, mit Ihnen zu plaudern, ich glaube, Sie wollten mit ihm über den Fall Dreyfus sprechen«, fügte sie hinzu; ob Herrn von Norpois das Vergnügen mache, darum kümmerte sie sich so wenig, wie sie das Bildnis der Herzogin von Montmorency um Genehmigung gebeten hätte, ehe sie es für den Historiker beleuchten ließ, oder den Tee, ehe sie eine Tasse davon anbot.

»Sprechen Sie laut zu ihm, er ist ein wenig taub,« sagte sie zu Bloch, »aber er wird Ihnen alles sagen, was Sie wollen, er hat Bismarck und Cavour sehr gut gekannt. Nicht wahr, Herr von Norpois, Sie haben Bismarck gut gekannt?« fragte sie nachdrücklich.

»Haben Sie was Neues in Arbeit?« fragte mich Herr von Norpois mit verständnisvoller Miene und drückte mir herzlich die Hand. Ich benutzte den Moment, um ihn zuvorkommend von dem Hute zu befreien, den mitzunehmen er für seine Höflichkeitspflicht gehalten hatte; ich merkte nämlich, daß es zufällig mein eigener war. »Sie haben mir ein etwas aufgestutztes Opusculum gezeigt, in dem es gar zu haarspalterisch zuging. Ich habe Ihnen freimütig meine Meinung gesagt; was Sie da gemacht hatten, lohnte nicht die Mühe, es zu Papier zu bringen. Bereiten Sie uns etwas Neues vor? Sie waren, wenn ich mich recht erinnere, sehr eingenommen von Bergotte.« – »Sagen Sie nichts Schlechtes von Bergotte«, rief die Herzogin. – »Ich bestreite nicht sein Talent zur Malerei, das wird sich niemand herausnehmen, Herzogin. Er kann in Kupfer stechen oder radieren, wenn auch vielleicht nicht gerade, wie Herr Cherbuliez, eine große Komposition hinwerfen. Aber mir scheint, unsere Zeit bringt die Gattungen durcheinander, und Sache des Romanschriftstellers ist es eher, den Knoten einer Handlung zu schürzen und die Herzen zu erheben als mit der kalten Nadel ein Titelblatt oder eine Schmuckleiste zu schnörkeln. Montag werde ich Ihren Vater bei dem guten A. J. sehn«, wandte er sich dann wieder an mich.

Als ich ihn mit Frau von Guermantes sprechen sah, hoffte ich einen Augenblick, ich könne, um zu ihr zu kommen, auf seine Unterstützung rechnen, die er mir verweigert hatte, als ich zu Herrn Swann wollte. »Ein anderer Künstler, den ich sehr bewundere,« sagte ich zu ihm, »ist Elstir. Man erzählt, die Herzogin hat herrliche Sachen von ihm, namentlich die wunderbaren Radieschen, die ich in der Ausstellung gesehn habe und so gern wiedersehn möchte; das Bild ist ein Meisterwerk!« Und wirklich, wäre ich eine bekannte Persönlichkeit gewesen und man hätte mich nach dem Stück Malerei gefragt, das mir das liebste sei, ich hätte diese Radieschen genannt. »Ein Meisterwerk?« rief Herr von Norpois erstaunt und vorwurfsvoll zugleich aus. »Das beansprucht doch nicht einmal, ein Gemälde zu sein, es ist eine einfache Skizze (damit hatte er recht). Wenn Sie dies muntere Stückchen Malerei ein Meisterwerk nennen, was wollen Sie dann von der ›Jungfrau‹ von Hébert oder von Dagnan-Bouveret sagen?«

»Ich habe gehört, Sie lehnen Roberts Freundin ab,« sagte die Herzogin von Guermantes zu ihrer Tante, nachdem Bloch den Botschafter beiseite genommen, »ich glaube, Sie haben nichts verloren,

sie ist schrecklich, hat nicht eine Spur Talent, und obendrein ist sie verschroben.«
»Aber woher kennen Sie sie, Herzogin?« fragte Herr von Argencourt.
»Wie, wissen Sie nicht, daß sie bei mir vor der ganzen Gesellschaft gespielt hat? Ich bin weiter nicht stolz darauf«, sagte lachend Frau von Guermantes; aber, da man gerade von dieser Künstlerin sprach, war es ihr doch angenehm, wissen zu lassen, daß sie die Erstlinge ihrer Lächerlichkeit genossen hatte. »So, jetzt muß ich wohl gehn«, sagte sie dann, ohne sich zu regen.

Sie hatte ihren Gatten eintreten sehn, und ihre Worte spielten auf den komischen Eindruck an, als machten sie zusammen einen Besuch wie ein junges Ehepaar, was gar nicht zu den oft schwierigen Beziehungen zwischen ihr und diesem alternden, aber immer noch mächtigen, munteren Gesellen paßte, der weiterhin das Leben eines jungen Mannes führte. Der Herzog ließ über die vielen Leute rings um den Teetisch wohlwollende und spöttische, ein wenig von den Strahlen der untergehenden Sonne geblendete Blicke aus seinen kleinen runden Augäpfeln wandern, die so deutlich im Auge saßen, wie das Zentrum in der Scheibe, welches dieser ausgezeichnete Schütze so sicher zu visieren, aufs Korn zu nehmen und zu treffen verstand, und dann bewegte er sich mit staunendem Zögern vorsichtig vorwärts, als schüchtere eine so glänzende Versammlung ihn ein und als fürchte er, auf Schleppen zu treten oder Unterhaltungen zu stören. Das Dauerlächeln eines etwas weinseligen, »guten Königs von Yvetot« und die halb offene, wie eine Haiflosse schwingende Hand, die er ohne Unterschied von alten Freunden und eben erst vorgestellten Unbekannten sich drücken ließ, erlaubten ihm, ohne weitere Gesten und ohne seine gutmütige, träge, königliche Runde zu unterbrechen, dem eifrigen Entgegenkommen aller zu genügen, er flüsterte immer nur: »Guten Abend, mein Lieber, guten Abend, mein Freund, entzückt, Herr Bloch, guten Abend, Argencourt«, und als er an mir vorbeikam und meinen Namen hörte, war ich der Meistbegünstigte und bekam gesagt: »Guten Abend, mein kleiner Nachbar. Wie geht es Ihrem Vater? Ein prächtiger Mann!« Große Umstände machte er nur für Frau von Villeparisis, die ihn mit einem Kopfnicken begrüßte und eine Hand aus der Tasche ihrer kleinen Schürze nahm.

Ungeheuer reich in einer Gesellschaft, in der man es weniger und weniger ist, hatte er es verstanden, die Vorstellung von diesem gewaltigen Vermögen dauernd seinem Wesen entsprechend zu gestalten; die Eitelkeit des großen Herrn war bei ihm verdoppelt durch die des Geldmanns, und die erlesene Erziehung des ersteren reichte gerade hin, um die Selbstgefälligkeit des zweiten in Schranken zu halten. Nebenbei bemerkt, es war zu verstehen, daß er seine Erfolge bei den Frauen, welche seine Frau unglücklich machten, nicht nur seinem Namen und seinem Vermögen verdankte, denn er war immer noch sehr schön, sein Profil hatte den reinen entschiedenen Umriß eines griechischen Gottes.

»Sie hat wirklich bei Ihnen gespielt?« fragte Herr von Argencourt die Herzogin.

»Na gewiß, sie hat aufgesagt mit einem Lilienstrauß in der Hand und weiteren Lilien auf ihrem Rock.«

Bevor Herr von Norpois sich gezwungen sah, Bloch in die kleine Nische zu geleiten, wo sie zusammen plaudern konnten, kam ich noch einen Augenblick zu dem alten Staatsmann und flüsterte ihm ein Wort zu von einem Akademikersessel für meinen Vater. Erst wollte er diese Unterhaltung auf später verschieben. Aber ich wandte ein, ich sei im Begriff, nach Balbec zu reisen. »Wie, Sie gehn schon wieder nach Balbec? Sie sind ja ein wahrer Globetrotter!« Dann hörte er mich an. Bei dem Namen Leroy-Beaulieu betrachtete Herr von Norpois mich argwöhnisch. Ich bildete mir ein, er habe vielleicht zu Herrn Leroy-Beaulieu Ungünstiges über meinen Vater gesagt und fürchte, der Nationalökonom habe es diesem wiederholt. Jetzt schien er ganz erfüllt von aufrichtiger Neigung zu meinem Vater. Er sprach erst etwas langsam, und dabei platzte aus seinen zaudernden Wendungen manchmal ein plötzliches Wort wie gegen seinen Willen heraus – eins der Worte, mit denen unwiderstehliche Überzeugung die stotternde Mühe, etwas zu verschweigen, durchbricht. Dann sagte er bewegt: »Nein, nein, Ihr Vater soll nicht kandidieren. Er soll es nicht, im eigenen Interesse, um seiner selbst willen, und aus Achtung vor seinem Wert, der zu groß dafür ist, den er durch ein derartiges Abenteuer nur bloßstellen würde. Er ist zu Besserem berufen. Würde er ernannt, er hätte alles zu verlieren und nichts zu gewinnen. Gott sei Dank ist er kein Redner. Und das ist das einzige, was meinen lieben Kollegen Eindruck macht, gleichviel, ob das, was einer sagt, die alte Leier ist. Ihr Vater hat ein

wichtiges Lebensziel; darauf muß er geradewegs zugehn, sich nicht ablenken lassen, um das Gebüsch zur Seite vergebens zu durchstöbern, und wäre es auch das – nebenbei gesagt, mehr dornige als blühende – Gebüsch des Akademoshaines. Abgesehn davon wird er nur einige Stimmen bekommen. Die Akademie läßt den Bewerber gern Probezeiten durchmachen, ehe sie ihn in ihren Schoß aufnimmt. Zur Zeit ist nichts zu machen. Später – will ich nicht sagen. Aber dann muß die Gesellschaft selber ihn holen. Sie übt mit mehr Fetischismus als Glück das ›*Farà da se*‹ unserer Nachbarn jenseits der Alpen aus. Leroy-Beaulieu hat mir von alldem in einer Art gesprochen, die mir nicht gefallen hat. Er schien mir übrigens nur allzu deutlich mit Ihrem Vater zusammenzuarbeiten. Vielleicht habe ich ihm etwas lebhaft zu verstehn gegeben, er sei eben nur gewohnt, sich mit Kolonialfragen und Metallen zu befassen und übersehe die Rolle der Imponderabilien, wie Bismarck sagte. Vor allem muß vermieden werden, daß Ihr Vater sich bewirbt. *Principiis obsta*. Seine Freunde kämen in eine heikle Lage, wenn er sie vor die vollendete Tatsache stellen würde.« Er heftete seine blauen Augen auf mich und sagte schroff im Tone der Aufrichtigkeit: »Jetzt werde ich Ihnen etwas sagen, was Sie von mir, der Ihren Vater so liebt, wundern wird. Gerade weil ich ihn liebe, wir sind die beiden Unzertrennlichen *Arcades ambo*, gerade weil ich weiß, was für Dienste er seinem Lande leisten, welche Klippen er vermeiden kann, wenn er bei der Stange bleibt, werde ich aus Zuneigung, aus Wertschätzung, aus Vaterlandsliebe nicht für ihn stimmen. Ich habe das übrigens, glaube ich, zu verstehen gegeben (und ich glaubte in seinen Augen das strenge assyrische Profil von Leroy-Beaulieu zu bemerken); ihm also meine Stimme zu geben, das wäre von meiner Seite eine Art Widerruf.« Zu wiederholten Malen erklärte Herr von Norpois seine Kollegen für »vorsintflutlich«. Jedes Mitglied eines Klubs oder einer Akademie verleiht seinen Kollegen mit Vorliebe die Art Charakter, die das größte Gegenteil seines eignen ist; dafür gibt es verschiedene Gründe, unter andern die Annehmlichkeit, gelegentlich sagen zu können: »Ja, wenn das nur von mir abhinge!« Wichtiger aber ist ihm die Genugtuung, merken lassen zu können, wie schwer und rühmlich es unter solchen Umständen für ihn selbst war, gewählt zu werden. »Ich muß Ihnen bekennen,« schloß er, »in Ihrer aller Interesse wäre es mir lieber, daß Ihr Vater in zehn oder fünfzehn Jahren im Triumphe gewählt wird.« Diese Worte schie-

nen mir, wenn nicht von Eifersucht, so doch von einem vollkommenen Mangel an Dienstbereitschaft eingegeben, sie sollten später, durch die Ereignisse, einen ganz andern Sinn bekommen.

»Hatten Sie nicht die Absicht, im Institut den Brotpreis während der Fronde zur Sprache zu bringen?« fragte der Geschichtsschreiber der Fronde Herrn von Norpois. »Das könnte Ihnen einen beträchtlichen Erfolg verschaffen.« Damit wollte er sagen: eine ungeheure Reklame. Er lächelte den Botschafter zaghaft, aber zärtlich an, hob dabei die Lider und enthüllte riesengroße Augen. Diesen Blick mußte ich schon einmal gesehn haben, kannte den Historiker doch aber erst seit heute. Plötzlich fiel mir ein, ich hatte denselben Blick in den Augen eines brasilianischen Arztes gesehn, der die Erstickungsanfälle, an denen ich litt, durch widersinnige Inhalationen pflanzlicher Essenzen heilen zu können behauptete. Um mit mehr Sorgfalt von ihm behandelt zu werden, sagte ich ihm, ich kenne Professor Cottard. Da antwortete er, anscheinend im Interesse Cottards: »Sprechen Sie ihm von dieser Kur, sie wird ihm Stoff zu einer Aufsehen erregenden Mitteilung an die Akademie der Medizin liefern!« Er wagte nicht weiter in mich zu dringen, sah mich aber mit genau dem schüchtern fragenden, süchtigen und flehenden Blick an, der mich jetzt bei dem Geschichtsschreiber der Fronde verwunderte. Sicher kannten diese beiden Männer sich nicht und hatten auch gar keine Ähnlichkeit miteinander, aber die psychologischen Gesetze haben wie die physischen eine gewisse allgemeine Gültigkeit. Die nötigen Voraussetzungen sind dieselben, derselbe Blick läßt verschiedene menschliche Lebewesen aufleuchten, wie derselbe Morgenhimmel Orte der Erde, die weit voneinander entfernt liegen und sich nie gesehn haben. Die Antwort des Botschafters bekam ich nicht zu hören, denn die ganze Gesellschaft hatte sich gerade etwas lärmend Frau von Villeparisis genähert, um sie malen zu sehn.

»Wissen Sie, von wem wir sprechen, Basin?« fragte die Herzogin ihren Gatten.

»Natürlich, ich errate es«, sagte der Herzog.

»Sie ist nicht gerade, was wir eine Schauspielerin großen Stils nennen.«

»Sie können sich nichts Lächerlicheres vorstellen«, wandte sich Frau von Guermantes an Herrn von Argencourt. – »Es war geradezu trollatisch«, unterbrach Herr von Guermantes. Sein bizarrer

Wortschatz veranlaßte die Leute der Gesellschaft, ihn gar nicht so dumm, und die Literaten, ihn äußerst albern zu finden. »Ich kann nicht begreifen,« begann wieder die Herzogin, »wie Robert sie jemals lieben konnte. Oh! Ich weiß, über diese Dinge soll man nicht streiten« – sie verzog die Lippen zu einem reizenden philosophischen Schmollen enttäuschten Gefühls. «Ich weiß, jeder beliebige kann alles beliebige lieben. Und«, fügte sie hinzu – sie machte sich zwar über die neuere Literatur lustig, aber durch Zeitungen und gewisse Unterhaltungen war doch ein wenig davon in sie eingedrungen – »das ist gerade das Schöne an der Liebe, das macht sie geheimnisvoll.«

»Geheimnisvoll? Ich muß gestehn, Kusine, das ist mir ein bißchen zu stark«, sagte der Graf von Argencourt.

»Doch, Liebe ist sehr geheimnisvoll«, erwiderte die Herzogin mit dem milden Lächeln einer liebenswürdigen Weltdame, zugleich aber mit der unerschütterlichen Überzeugung einer Wagnerianerin, die einem Herrn vom Klub versichert, es gäbe nicht nur Lärm in der *Walküre*. »Schließlich weiß man im Grunde nicht, warum eine Person eine andere liebt, vielleicht gar nicht um dessentwillen, was wir glauben« – so verwarf sie mit einem Schlage durch ihre Erklärung den Gedanken, den sie geäußert hatte. – »Schließlich weiß man im Grunde ja nichts«, schloß sie mit zweiflerisch müder Miene. »Und so ist es klüger, über die Wahl der Liebenden nicht zu streiten.«

Aber kaum hatte sie diesen Grundsatz aufgestellt, so verletzte sie ihn gleich, indem sie Saint-Loups Wahl bekrittelte.

»Wissen Sie, ich finde es denn doch erstaunlich, daß man eine so lächerliche Person verführerisch finden kann.«

Bloch hörte uns von Saint-Loup sprechen, entnahm daraus, daß er in Paris sei, und fing an, so fürchterlich über ihn herzuziehn, daß alle empört waren. Er begann damals, Haßgefühle in sich zu hegen, und man merkte ihm an, um sie zu stillen, würde er vor gar nichts zurückschrecken. Indem er den eigenen hohen sittlichen Wert und die Tatsache zum Ausgangspunkt nahm, Leute, welche in der »Boulie« (einem Sportklub, der ihm elegant schien) verkehrten, verdienten Zuchthaus, schien ihm jeder Schlag, mit dem er treffen könnte, verdienstlich. Einmal ging er sogar so weit, von einem Prozeß zu sprechen, den er gegen einen seiner Freunde von der »Boulie« anzustrengen gedenke. Im Laufe dieses Prozesses wolle er vor Gericht lügnerische Aussagen machen und zwar so, daß der Ange-

klagte ihm den Betrug nicht werde nachweisen können. So gedachte Bloch, der, nebenbei bemerkt, seinen Plan nicht ausführte, jenen zur Verzweiflung zu bringen und noch toller zu machen. Was konnte das schaden? Der, den er treffen wollte, war ja ein Mensch, der nur an den Schick dachte, ein Mensch von der »Boulie«, und gegen solche Leute sind alle Waffen erlaubt, besonders für einen Heiligen, wie er, Bloch, einer war.

»Immerhin, denken Sie an Swann«, wandte Herr von Argencourt ein. Er hatte endlich begriffen, was seine Kusine sagte, war betroffen von der Richtigkeit ihrer Worte und suchte in seinem Gedächtnis nach Beispielen von Leuten, welche Personen liebten, die ihm nicht gefallen hätten.

»Swann, das ist nicht ganz derselbe Fall«, widersprach die Herzogin. »Immerhin war seine Wahl sehr erstaunlich: die Frau war eine biedere Idiotin, aber lächerlich war sie nicht, und hübsch ist sie auch gewesen.«

»Hu! Hu!« brummte Frau von Villeparisis.

»Sie fanden sie nicht hübsch? Doch! Sie hatte ihre Reize, sehr hübsche Augen, hübsches Haar, sie kleidete sich und kleidet sich noch wundervoll. Ich gebe zu, daß sie gemein ist, aber sie ist eine bezaubernde Person gewesen. Es hat mir deshalb nicht weniger Kummer bereitet, daß Charles sie geheiratet hat, denn es war so unnötig.« Damit glaubte die Herzogin nichts Bemerkenswertes zu sagen, aber da Herr von Argencourt lachte, wiederholte sie die Wendung, sei es, daß sie sie wirklich komisch oder nur den Lachenden reizend fand. Sie sah ihn schmeichlerisch an, um dem Zauber des Geistes auch noch den der Anmut hinzuzufügen. Dann fuhr sie fort:

»Nicht wahr, es war doch nicht der Mühe wert, aber schließlich hatte sie ihren Reiz, und ich begreife vollkommen, daß man sie liebte, während Roberts Fräulein, ich versichere Ihnen, zum Totlachen ist. Ich weiß schon, man wird mir mit der alten Leier von Augier kommen: »Was liegt am Glas, wenn es nur trunken macht!« Gut, Robert ist vielleicht trunken, aber er hat bei der Wahl seines Glases wahrhaftig keinen Geschmack bewiesen! Zunächst, stellen Sie sich vor, beanspruchte sie, ich solle mitten in meinem Salon eine Treppe aufstellen lassen. Das macht ja doch nichts, nicht wahr. Und dann hatte sie mir angekündigt, sie würde mit dem Bauch platt auf den Stufen liegen bleiben. Und hätten Sie erst gehört, was sie aufsagte! Ich kenne nur eine Szene, aber ich glaube nicht, daß man sich

etwas Ähnliches vorstellen kann: es nennt sich die *Sieben Prinzessinnen.*«

»Die *Sieben Prinzessinnen*, eu, eu, was für ein Snobismus!« rief Herr von Argencourt. »Aber warten Sie mal, ich kenne das ganze Stück. Das ist von einem meiner Landsleute. Er hat es an den König geschickt; der hat nichts verstanden und mich gebeten, es ihm zu erklären.«

»Ist es nicht zufällig vom Sar Peladan?« fragte der Geschichtsschreiber der Fronde mit der Absicht, geistreich und auf dem Laufenden zu sein, aber so leise, daß seine Frage überhört wurde.

»So? Sie kennen die *Sieben Prinzessinnen*?« erwiderte die Herzogin Herrn von Argencourt. »Ich gratuliere! Ich kenne nur eine, aber dadurch ist mir die Neugier vergangen, die sechs übrigen kennen zu lernen. Wenn sie alle sind wie die, welche ich gesehn habe!«

»Beschränkte Person«, dachte ich, verärgert durch den eisigen Empfang, den sie mir bereitet hatte. Ich fand eine Art bitterer Genugtuung darin, ihre völlige Verständnislosigkeit für Maeterlinck festzustellen. »Und für solch ein Weib hab ich jeden Morgen soviel Kilometer gemacht, ich bin wirklich gut. Aber jetzt will ich meinerseits nichts von ihr wissen.« Das waren die Worte, die ich mir sagte: das Gegenteil von dem, was ich dachte; es waren nur Gesprächsworte, wie wir sie uns sagen, wenn wir zu aufgeregt sind, um allein zu bleiben, und das Bedürfnis fühlen, in Ermangelung eines andern Unterredners, mit uns selbst unaufrichtig wie mit einem Fremden zu plaudern.

»Ich kann es Ihnen gar nicht schildern,« fuhr die Herzogin fort, »es war, um sich vor Lachen zu wälzen. Das hat man denn auch getan, sogar zu sehr, denn die kleine Person war sehr ungehalten, und Robert hat es mir im Grunde immer sehr verdacht. Ich bedauere es übrigens nicht, denn wenn es gut abgelaufen wäre, würde das Fräulein vielleicht wiedergekommen sein, und ich weiß nicht, bis zu welchem Grade Marie-Aynard darüber entzückt gewesen wäre.«

Marie-Aynard nannte man in der Familie Roberts Mutter, Frau von Marsantes, Witwe von Aynard de Saint-Loup, um sie von ihrer Kusine, der Fürstin von Guermantes-Bayern, zu unterscheiden; dem Vornamen dieser zweiten Marie fügten ihre Neffen, Vettern und Schwäger, um Verwechslung zu vermeiden, entweder den Vornamen ihres Gatten oder einen andern ihrer eignen Vornamen hinzu und nannten sie bald Marie-Gilbert, bald Marie-Hedwig.

»Zunächst gab es am Tag vorher eine Art Probe, das war schön!« fuhr Frau von Guermantes spöttisch fort. »Stellen Sie sich vor: sie hatte kaum einen Satz, nein, kaum einen viertel Satz gesagt, so verstummte sie; sie sagte, ohne Übertreibung, fünf Minuten lang nichts mehr.«
»Eu, eu, eu!« rief Herr von Argencourt.
»Mit möglichster Höflichkeit erlaubte ich mir anzudeuten, das könnte vielleicht ein wenig befremden. Darauf antwortete sie mir wörtlich: ›Man muß alles so sagen, als wenn man es gerade selbst dichtete.‹ Wenn mans recht bedenkt, eine monumentale Antwort.«
»Ich glaubte, sie sage Verse nicht schlecht«, meinte einer der beiden jungen Leute.
»Sie ahnt gar nicht, was Verse sind«, antwortete Frau von Guermantes. »Im übrigen habe ich gar nicht nötig gehabt hinzuhören. Es genügte mir, sie mit den Lilien daherkommen zu sehn! Ich habe gleich gemerkt, sie hat kein Talent, als ich die Lilien sah.« Alle lachten. »Liebe Tante, Sie sind mir hoffentlich nicht böse gewesen wegen meines Spaßes neulich mit der Königin von Schweden. Ich erflehe Vergebung.«
»Nein, ich bin dir nicht böse; ich gebe dir sogar die Erlaubnis, einen Bissen zu dir zu nehmen, wenn du Hunger hast. – Herr Vallenères, machen Sie das Haustöchterchen«, wandte sie sich dann mit einem beliebten Scherz an den Archivar.
Herr von Guermantes erhob sich im Sessel, in den er sich hatte fallen lassen, während er seinen Hut neben sich auf den Teppich stellte, und untersuchte mit wohlgefälliger Miene die Teller mit kleinem Gebäck, die ihm gereicht wurden.
»Aber gern, jetzt wo ich anfange, in dieser vornehmen Versammlung mich heimisch zu fühlen, werde ich ein ›Baba‹ annehmen, sie sehn ausgezeichnet aus.« »Der Herr spielt seine Haustochterrolle wunderbar«, nahm Herr von Argencourt den Scherz der Frau von Villeparisis aus Nachahmungstrieb auf.
Der Archivar reichte den Teller mit kleinem Gebäck dem Geschichtsschreiber der Fronde.
»Sie erfüllen Ihren Dienst in bewundernswerter Weise«, sagte dieser aus Schüchternheit und um allgemeines Wohlgefallen zu erringen.
Verstohlen suchte sein Blick das Einverständnis derer, die ihm zuvorgekommen waren.

»Sagen Sie, liebe gute Tante,« fragte Herr von Guermantes, »wer war der ganz gut aussehende Herr, der gerade ging, als ich eintrat: ich muß ihn kennen, denn er grüßte mich tief, aber ich kann mich nicht auf ihn besinnen, Sie wissen, mir gehn die Namen durcheinander, was recht unangenehm ist«, sagte er mit selbstgefälliger Miene.

»Herr Legrandin.«

»Ah! Oriane hat doch eine Kusine, deren Mutter, wenn ich nicht irre, eine geborene Grandin ist. Jetzt weiß ich, es sind die Grandin de l'Eprevier.«

»Nein,« antwortete Frau von Villeparisis, »das hat gar keinen Zusammenhang. Diese heißen ganz einfach Grandin, Grandin von Garnichts. Aber sie würden recht gern von, was du willst, sein. Die Schwester dieses Grandin nennt sich Frau von Cambremer.«

»Aber, Basin, Sie wissen doch, von wem die Tante spricht,« rief die Herzogin entrüstet, »es ist der Bruder dieser umfangreichen Wiederkäuerin, die Sie den wunderlichen Einfall hatten, neulich zu mir zu schicken. Sie ist eine Stunde geblieben, ich habe gemeint, ich werde verrückt. Aber ich habe mir gleich gedacht, daß sie es sei, als da ein Wesen, das ich nicht kannte und das aussah wie eine Kuh, bei mir eintrat.«

»Hören Sie, Oriane, sie hatte mich nach Ihrem Empfangstag gefragt; da konnte ich ihr nicht gut eine Grobheit sagen, na, und dann, Sie übertreiben, wie eine Kuh sieht sie nicht aus«, sagte er in flehendem Ton, warf aber dabei verstohlen einen lächelnden Blick über die Umstehenden.

Er wußte, die Verve seiner Frau mußte durch Widerspruch angestachelt werden, durch den Widerspruch des gesunden Menschenverstandes, der sich dagegen sträubt, daß man zum Beispiel eine Frau für eine Kuh hält (zu ihren hübschesten Worten war Frau von Guermantes oft gerade durch ein Überbieten ihres ersten Bildes gekommen). Und damit ihr das glücke, bot ihr der Herzog unbefangen und ohne sichs anmerken zu lassen, seine Hilfe an, wie im Eisenbahnabteil der heimliche Helfershelfer dem Kümmelblättchenspieler.

»Ich gebe zu, sie sieht nicht aus wie eine Kuh, sie sieht aus wie mehrere«, rief Frau von Guermantes. »Ich schwöre Ihnen, ich war ganz benommen, als diese Kuhherde im Hut in meinen Salon trat und sich nach meinem Befinden erkundigte. Einerseits hatte ich

Lust zu antworten: ›Aber, Kuhherde, du verwechselst da was, du kannst keine Beziehungen zu mir haben, da du eine Kuhherde bist‹, anderseits suchte ich in meinem Gedächtnis und glaubte schließlich, Ihre Cambremer sei die Infantin Dorothea, die gesagt hatte, sie wolle mich einmal besuchen. Die gehört nämlich auch in ihrer Art zur Gattung der Rinder. Und ich war schon im Begriff, die Kuhherde mit Königliche Hoheit und in der dritten Person anzureden. Sie hat auch diese Art Vogelbauch wie die Königin von Schweden. Nebenbei bemerkt, war dieser plötzliche Nahangriff nach allen Regeln der Kunst durch Feuer aus der Entfernung vorbereitet. Seit, ich weiß nicht wie lange, wurde ich bereits von ihr mit Karten bombardiert, überall fand ich sie, auf allen Möbeln, wie Prospekte. Ich wußte nicht, was diese Reklame bedeute. Man sah bei mir zu Hause nichts als ›Marquis und Marquise von Cambremer‹, mit einer Adresse, die ich vergessen habe und übrigens sicher nie brauchen werde.«

»Aber es ist doch sehr schmeichelhaft, einer Königin ähnlich zu sehn«, sagte der Geschichtsschreiber der Fronde.

»Ach Gott, mein Verehrter, Könige und Königinnen, in unserer Zeit will das nicht mehr viel heißen!« sagte Herr von Guermantes; er machte den Anspruch, freigeistig und modern gesinnt zu sein, wollte auch nicht den Anschein erwecken, als lege er Wert auf seine königlichen Beziehungen, welche er doch sehr ernst nahm.

Bloch und Herr von Norpois hatten sich erhoben und befanden sich in unserer Nähe.

»Herr Bloch,« fragte Frau von Villeparisis, »haben Sie mit ihm über Dreyfus gesprochen?«

Herr von Norpois hob die Augen – aber lächelnd – zum Himmel, wie um zu bezeugen, welchen unsinnigen Launen seiner Dulcinea zu gehorchen ihm Pflicht sei. Gleichwohl sprach er mit großem Entgegenkommen zu Bloch über die entsetzlichen, vielleicht tödlichen Jahre, die Frankreich durchmache. Das sollte wohl bedeuten, Herr von Norpois (dem Bloch indessen gesagt hatte, er glaube an Dreyfus' Unschuld) sei ein leidenschaftlicher Dreyfusgegner, aber des Botschafters Liebenswürdigkeit, seine Art, dem Unterredner anscheinend recht zu geben, keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, daß man ein und derselben Meinung sei, sich mit ihm zu verschwören, um die Regierung anzugreifen, schmeichelten Blochs Eitelkeit und reizten seine Neugier. Was waren das für wichtige

Punkte, von denen Herr von Norpois, ohne sie näher zu bezeichnen, implicite anzunehmen schien, Bloch und er seien über sie einig? Wie kam er zu einer Meinung über den Fall Dreyfus, die sie beide verbinden könne? Bloch wunderte sich noch besonders, daß die geheimnisvolle Übereinstimmung zwischen ihm und Herrn von Norpois sich nicht nur auf Politik zu beziehen schien, – Frau von Villeparisis hatte Herrn von Norpois ziemlich ausführlich von Blochs literarischen Arbeiten erzählt.

»Sie passen nicht in Ihre Zeit,« sagte der ehemalige Botschafter zu ihm, »Sie passen nicht in eine Zeit, in welcher uneigennützige Studien nicht mehr bestehn und man dem Publikum nur noch Unanständigkeiten oder Albernheiten verkauft. Bestrebungen wie die Ihrigen müßten ermutigt werden, wenn wir eine Regierung hätten.« Im allgemeinen Schiffbruch obenauf zu schwimmen, schmeichelte Bloch. Aber auch da hätte er Genaueres hören wollen, nämlich, von welchen Albernheiten Herr von Norpois spreche. Bloch hatte das Gefühl, denselben Weg zu gehn wie viele andere; er hatte sich nicht für solch eine Ausnahme gehalten. Er kam wieder auf die Dreyfusaffäre, aber es gelang ihm nicht, Herrn von Norpois' Meinung herauszubekommen. Er versuchte, ihn auf die Offiziere zu bringen, deren Namen damals häufig in den Zeitungen vorkamen und mehr Neugier erregten als die der Politiker, die in dieselbe Angelegenheit verwickelt waren; sie waren nämlich noch nicht so bekannt wie diese, staken in einem besondern Kostüm und tauchten aus der Tiefe eines ganz andern Lebens, aus fromm gehüteter Verschwiegenheit auf, um nun wie Lohengrin, wenn er auf dem vom Schwan gezogenen Nachen angefahren kommt, zu sprechen. Ein befreundeter nationalistischer Anwalt hatte Bloch Zutritt zu mehreren Verhandlungen des Zola-Prozesses verschafft. Morgens kam er hin und blieb bis zum Abend, bei sich hatte er einen Vorrat belegter Brote und eine Flasche Kaffee, wie bei den großen Prüfungen oder beim schriftlichen Abiturientenexamen, und dieser Gewohnheitswechsel erregte seine Nerven, der Kaffee und die Aufregungen der Verhandlungen trieben diesen Zustand auf den höchsten Grad. Ganz toll von allem, was sich zugetragen, verließ er den Saal, und wenn er abends heimkam, hatte er das Bedürfnis, in den schönen Traum zurückzutauchen und lief in ein Café, das von beiden Parteien besucht wurde, um Kameraden zu finden, mit denen er endlos weiterreden konnte von den Ereignissen des Tages; dazu bestellte er sich

in befehlshaberischem Ton, der ihm Vorspiegelungen von Macht gab, ein Essen, welches Fasten und Strapazen eines so früh begonnenen, ohne Mittagessen verbrachten Tages wieder ausglich. Der Mensch in seinem ständigen Hin und Her zwischen Erfahrung und Phantasie möchte gern das Ideenleben der Leute, die er kennt, ergründen und die Wesen kennen lernen, deren Leben er sich ausdenken muß. Auf Blochs Fragen antwortete Herr von Norpois:
»Zwei Offiziere sind in die im Fluß befindliche Angelegenheit verwickelt, von denen mir früher einmal ein Mann gesprochen hat, dessen Urteil mir großes Vertrauen einflößte und der große Stücke auf sie hielt (Herr von Miribel), es sind die Oberstleutnants Henry und Picquart.«
»Aber«, rief Bloch, »Zeus' Tochter, die göttliche Athena, hat dem Geist eines jeden von ihnen das Gegenteil dessen eingeflößt, was im Geiste des andern ist. Und sie kämpfen gleich zwei Löwen gegeneinander. Oberst Picquart hatte eine große Stellung in der Armee, aber seine Moira hat ihn auf die Seite geführt, die die seine nicht ist. Das Schwert der Nationalisten wird seinen zarten Leib durchschneiden, und er wird den wilden Tieren zum Fraße dienen und den Vögeln, die sich nähren vom Fette der Toten.«
Herr von Norpois antwortete nicht.
»Worüber palavern die da hinten im Winkel«, fragte Herr von Guermantes Frau von Villeparisis und zeigte auf Herrn von Norpois und Bloch.
»Über die Dreyfusaffäre.«
»Ach Teufel! Wußten Sie übrigens schon, wer ein wilder Parteigänger von Dreyfus ist? Eins gegen Tausend, daß Sie das nicht erraten. Mein Neffe Robert! Ich kann Ihnen sogar mitteilen, als man im Jockey von diesem Heldenstückchen erfuhr, gab es eine Schilderhebung, ein wahres Gezeter. Und da man ihn in acht Tagen einführen will ...«
»Natürlich,« unterbrach die Herzogin, »wenn sie alle sind wie Gilbert, der immer behauptet hat, man müsse alle Juden nach Jerusalem zurückschicken ...«
»Nun, darin stimme ich ganz mit dem Fürsten Guermantes überein«, unterbrach Herr von Argencourt.
Der Herzog prunkte gern mit seiner Frau, aber er liebte sie nicht. Er war sehr »hochnäsig« und haßte es, unterbrochen zu werden, außerdem pflegte er zu Hause brutal mit ihr umzugehn. Nun brausten

beide, der schlechte Ehemann, dem man ins Wort fällt, und der redselige Plauderer, dem man nicht zuhört, zornig in ihm auf. Er brach kurz ab und warf der Herzogin einen Blick zu, der alle umher in Verlegenheit brachte.

»Was ist mit Ihnen denn, daß Sie von Gilbert und Jerusalem reden«, sagte er dann. »Darum handelt es sich nicht.« Dann in sanfterem Tone: »Sie werden mir zugeben, wenn einer der Unsern im Jockey zurückgewiesen würde und besonders Robert, dessen Vater dort zehn Jahre lang Vorsitzender gewesen ist, das wäre denn doch zu toll. Bedenken Sie, meine Liebe, das hat die Leute gereizt, sie haben große Augen gemacht. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Persönlich habe ich, wie Sie wissen, kein Rassenvorurteil. Ich finde das heutzutage unzeitgemäß, und ich lege Wert darauf, mit meiner Zeit mitzugehn, aber schließlich und endlich, Teufel auch, wenn man sich Marquis von Saint-Loup nennt, ist man kein Dreyfusfreund, das geht einfach nicht!«

Herr von Guermantes sprach die Worte: »Wenn man sich Marquis von Saint-Loup nennt« mit Nachdruck. Natürlich wußte er, sich Herzog von Guermantes zu nennen, bedeute noch erheblich mehr und seine Eigenliebe neigte dazu, die Überlegenheit des Titels Herzog von Guermantes über alle andern sogar noch zu übertreiben; wenn er jetzt aber davon absah, lag das vielleicht nicht so sehr an den Regeln des guten Geschmacks als an dem Gesetze der Einbildungskraft. Jedem erscheint schöner, was er aus der Entfernung, was er bei andern sieht. Die allgemeinen perspektivischen Gesetze der Phantasie betreffen Herzöge ebenso wie andre Menschen. Nicht nur die Gesetze der Phantasie, auch die der Sprache. Nun gibt es zwei Gesetze der Sprache, die sich hier anwenden lassen. Das eine verlangt, daß wir uns ausdrücken wie die Leute unserer geistigen Klasse und nicht wie die der Kaste, welcher wir entstammen. Danach konnte Herr von Guermantes, selbst wenn er vom Adel sprechen wollte, seine Ausdrücke ganz kleinen Bürgern verdanken, die gesagt hätten: »Wenn man sich Herzog von Guermantes nennt«, während ein Gebildeter wie Swann oder Legrandin es nicht gesagt hätte. Ein Herzog kann philiströse Romane, selbst über die Sitten der vornehmen Gesellschaft schreiben, da helfen ihm seine Adelsbriefe nichts, und die Schriften eines Plebejers können das Beiwort »aristokratisch« verdienen. Wer in diesem Fall der Bürger war, dem Herr von Guermantes das »Wenn man sich nennt« abge-

lauscht hatte, davon wußte er sicher nichts. Aber wie gewisse Krankheiten auftauchen und verschwinden, ohne daß man weiter von ihnen hört, entstehn nach einem andern Sprachgesetz, von Zeit zu Zeit, man weiß nicht recht wie, wild wachsend oder durch einen Zufall verpflanzt (ähnlich einem amerikanischen Unkraut, das im Plüsch einer Reisedecke steckte, auf eine Eisenbahnböschung fiel und nun in Frankreich keimt), Welten von Ausdrücken, die man in demselben Jahrzehnt von Leuten hört, welche sich darüber nicht verständigt haben. In einem bestimmten Jahr hörte ich Bloch von sich selber sagen: »Die liebenswürdigsten, glänzendsten, angesehensten Leute haben bemerkt, daß es nur ein Wesen gibt, welches sie klug, anziehend und unentbehrlich finden, nämlich Bloch«, und dieselbe Phrase bekam ich aus dem Munde vieler anderer junger Leute zu hören, die ihn nicht kannten und nur statt Bloch ihren eigenen Namen setzten. Und ebenso sollte ich häufig dies »Wenn man sich nennt« hören.

»Was wollen Sie,« fuhr der Herzog fort, »bei dem Geist, der dort herrscht, ist es ganz gut zu verstehn.«

»Vor allem ist es komisch, wenn man an die Ideen seiner Mutter denkt, die uns von früh bis spät mit ihrem französischen Vaterland anödet.«

»Aber er hat ja nicht nur seine Mutter, man muß uns nichts vormachen. Da gibt es ein Dämchen, ein Lebefräulein schlimmster Sorte, die mehr Einfluß auf ihn hat, und die ist ausgerechnet eine Landsmännin des pp. Dreyfus. Von der hat Robert diesen Geisteszustand abbekommen.«

»Sie haben vielleicht noch nicht von dem neuen Wort gehört, Herzog, das man jetzt für solche Geistesart anwendet«, sagte der Archivar, welcher Sekretär der antirevisionistischen Komitees war. »Man sagt ›Mentalität‹. Es bezeichnet genau dasselbe, aber wenigstens weiß niemand, was es bedeutet. Es ist das Feinste vom Feinen, das Allerneueste.«

Er hatte inzwischen den Namen Bloch gehört und beobachtete mit wachsender Unruhe, die eine andersgeartete, aber nicht minder starke Unruhe in der Marquise erweckte, wie Bloch an Herrn von Norpois Fragen stellte. Die Marquise zitterte vor dem Archivar, sie spielte vor ihm die Dreyfusgegnerin und fürchtete nun seine Vorwürfe, falls ihm auffiel, daß sie einen Juden, der mehr oder weniger zum »Syndikat« gehörte, empfangen habe.

»Ah! Mentalität, das notiere ich mir, ich werde es anbringen«, sagte der Herzog. (Das war nicht bildlich gesprochen, der Herzog hatte ein kleines Notizbuch voll »Zitate«, in dem er vor großen Diners nachlas.) »Mentalität gefällt mir. Es gibt in der Art neue Worte, die in Umlauf gesetzt werden, aber sie dauern nicht lange. Letzthin hab ich da von einem Schriftsteller gelesen, er sei ›talenthaft‹. Verstehe das, wer kann. Das hab ich dann nie wiedergesehn.«
»Aber Mentalität wird häufiger angewendet«, sagte der Geschichtsschreiber der Fronde, um sich in die Unterhaltung zu mischen. »Ich bin Mitglied eines Ausschusses am Unterrichtsministerium, da habe ich es des öftern anwenden hören, auch in meinem Klub, dem Klub Volney, und sogar in einer Abendgesellschaft bei Herrn Emile Ollivier.«
»Ich habe nicht die Ehre, dem Unterrichtsministerium anzugehören«, antwortete der Herzog heuchlerisch bescheiden, dabei aber so abgründig eitel, daß sein Mund ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, während die Augen rings auf die Umstehenden sprühend vergnügte Blicke warfen, unter deren Spott der arme Historiker rot wurde. »Ich habe nicht die Ehre, dem Unterrichtsministerium anzugehören«, wiederholte er – er hörte sich gern reden – »noch dem Volneyklub (ich bin nur im Union und im Jockey), Sie sind nicht im Jockey?« – der Historiker errötete noch stärker, er witterte eine Unverschämtheit, die er nicht recht verstand, und begann an allen Gliedern zu zittern. »Ich speise auch nicht bei Herrn Emile Ollivier, und so muß ich gestehn, ich kannte das Wort Mentalität nicht. Ich bin sicher, Ihnen geht es ebenso, Argencourt.«
»Sie wissen, warum man die Beweise für Dreyfus' Verrat nicht vorlegen kann. Wie es scheint, weil er der Liebhaber der Frau des Kriegsministers ist, sagt man sich im Vertrauen.«
»So! Ich dachte, der Frau des Ministerpräsidenten«, sagte Herr von Argencourt.
»Ich finde euch, die einen wie die andern, alle gleich unerträglich mit eurer Dreyfusgeschichte«, sagte die Herzogin von Guermantes, die in gesellschaftlicher Beziehung immer darauf hielt zu zeigen, sie lasse sich von niemand beeinflussen. »Was die Juden betrifft, kann sie für mich nicht von Wichtigkeit sein aus dem einfachen Grunde: ich habe unter meinen Bekannten keine Juden und gedenke weiterhin in dieser glücklichen Unerfahrenheit zu verbleiben. Anderseits aber finde ichs unerträglich, daß uns eine Menge Damen namens

Durand und Dubois, die wir sonst nie kennengelernt hätten, unter dem Vorwand, sie seien wohlgesinnt, kaufen nicht bei den Juden und haben ›Nieder mit den Juden‹ auf ihre Sonnenschirme geschrieben, von Marie-Aynard oder von Victurienne aufgedrängt werden. Vorgestern war ich bei Marie-Aynard. Da war es früher reizend. Jetzt findet man da alle Leute, die man lebenslänglich mit Fleiß vermieden hat, sie sind zugegen unter dem Vorwande, sie seien gegen Dreyfus, und andere, von denen man überhaupt nicht ahnt, was sie sind.«

»Nein, es ist die Frau des Kriegsministers. Wenigstens lief das Gerücht durch die Alkoven«, begann wieder der Herzog, er pflegte in der Unterhaltung gewisse Ausdrücke anzuwenden, die er für »ancien régime« hielt. »Was mich betrifft, so weiß man jedenfalls, ich denke genau das Gegenteil von meinem Vetter Gilbert. Ich bin nicht feudal wie er, ich würde mit einem Neger spazieren fahren, wenn er zu meinen Freunden gehörte, und mich um die Meinung von dem und jenem den Teufel kümmern, aber Sie müssen mir denn doch zugeben, wenn man sich Saint-Loup nennt, läßt man sichs nicht einfallen, das Gegenteil von Jedermann zu behaupten, der immer noch gescheiter ist als Voltaire und sogar als mein Neffe. Und dann gibt man sich eine Woche, bevor man im Klub vorgestellt werden will, nicht Dingen hin, die ich Akrobatenkunststücke der Empfindsamkeit nennen möchte! Das ist denn doch ein zu starkes Stück! Nein, vermutlich hat ihm seine kleine Hure den Kopf verdreht. Hat ihm eingeredet, er würde unter den ›Intellektuellen‹ rangieren. Die Intellektuellen, die sind das rote Tuch für die Herren vom Klub. Übrigens hat man darüber ein hübsches, aber sehr böses Wortspiel gemacht.«

Und der Herzog zitierte der Herzogin und Herrn von Argencourt ganz leise: »Mater Semita«, was man in der Tat bereits im Jockey sagte, denn von allem Flugsamen ist der beschwingteste und der, welcher sich auf die größte Entfernung von seinem Ausgangspunkt verteilt, ein Witz.

»Wir könnten den Herrn dort (er zeigte auf den Historiker) um Auskunft bitten, er sieht gelehrt aus. Aber ich ziehe vor, nicht davon zu sprechen, zumal die Sache ganz falsch ist. Ich habe nicht den Ehrgeiz meiner Kusine Mirepoix, die behauptet, sie könne ihren Stammbaum vor Jesus Christus bis auf den Stamm Levi verfolgen, und ich verpflichte mich nachzuweisen, daß es keinen Tropfen jüdi-

schen Blutes in unserer Familie gibt, aber man darf uns doch nicht lächerlich machen, und sicher wird was Gehöriges geklatscht im Städtchen über meines Herrn Neffen reizende Meinungen. Und dazu ist Fezensac krank, Duras wird alles leiten, und Sie wissen ja, der ist ein rechter ›faiseur d'embarras‹.« Den Sinn gewisser Worte hatte der Herzog nie erfaßt, er wußte nicht, daß »faiseur d'embarras« Wichtigtuer bedeutet, nicht: Umstandskrämer.

Bloch suchte Herrn von Norpois auf Oberst Picquart zu bringen.

»Es steht außer Frage,« erklärte Herr von Norpois, »seine Zeugenaussage war notwendig. Ich weiß, über diese meine Meinung hat mehr als einer meiner Kollegen ein Jammergeschrei erhoben, aber meines Erachtens hatte die Regierung die Pflicht, den Obersten sprechen zu lassen. Aus solch einer Sackgasse kann man nicht mit einer einfachen Pirouette heraushüpfen, oder man läuft Gefahr, in eine Pfütze zu fallen. Seine Aussage machte bei der ersten Sitzung einen für den Offizier selbst äußerst günstigen Eindruck. Als er in seiner hübsch sitzenden Jägeruniform erschien, im schlichtesten, freimütigsten Ton erzählte, was er gesehn und was er geglaubt hatte, als er sagte: ›Bei meiner Soldatenehre (hierbei bekam Herrn von Norpois' Stimme ein leichtes patriotisches Tremolo), das ist meine Überzeugung‹, machte er einen unleugbar tiefen Eindruck.«

»Da, er ist für Dreyfus, keine Spur von Zweifel«, dachte Bloch.

»Was ihm aber die Sympathien gänzlich entfremdete, die er erst gewonnen, war seine Konfrontation mit dem Archivar Gribelin. Da hörte man diesen alten treuen Diener, diesen Mann, der bei seinem Worte bleibt (das nächste betonte Herr von Norpois mit der Kraft der Überzeugung): da hörte man ihn, sah ihn seinem Vorgesetzten fest ins Auge schauen ohne Furcht, ihm bittere Wahrheit zu sagen, und in einem Ton, der keine Widerrede zuließ, erklärte er: ›Herr Oberst wissen, daß ich nie gelogen habe und jetzt wie immer die Wahrheit sage.‹ Der Wind drehte sich, vergebens setzte Herr Picquart Himmel und Erde in Bewegung in den nächsten Sitzungen, er fiel schlechthin durch.«

»Nein, entschieden ist er gegen Dreyfus, es ist klar«, sagte sich Bloch. »Wenn er aber Picquart für einen Verräter und Lügner hält, wie kommt es, daß er seinen Enthüllungen gerecht wird und von ihnen spricht, als finde er sie annehmbar und aufrichtig. Und anderseits, wenn er in ihm einen Rechtschaffenen sieht, der sein Gewis-

sen erleichtert, wie kann er ihm zutrauen, daß er in der Konfrontation mit Gribelin gelogen habe?«
»Auf alle Fälle, sollte dieser Dreyfus unschuldig sein,« unterbrach die Herzogin, »so beweist er es durchaus nicht. Was für idiotische gefühlvolle Briefe er von seiner Insel aus schreibt! Ich weiß nicht, ob Herr Esterhazy mehr taugt als er, aber in der Art, wie er sich ausdrückt, ist doch ein ganz anderer Schick, ein ganz anderer Klang. Das wird den Parteigängern des Herrn Dreyfus wenig Freude machen. Pech haben sie, daß sie sich nicht einen andern Unschuldigen anschaffen können.« Es gab ein allgemeines Gelächter. »Haben Sie gehört, was Oriane gesagt hat?« fragte der Herzog von Guermantes gierig Frau von Villeparisis. »Ja, ich finde es sehr komisch.« Das genügte dem Herzog nicht: »Also ich finde es nicht komisch; oder vielmehr, es ist mir ganz gleichgültig, ob es komisch ist oder nicht. An Geist ist mir nichts gelegen.« Herr von Argencourt widersprach. »Es liegt wahrscheinlich daran, daß ich in den Kammern war, wo ich glänzende Reden zu hören bekam, die nichts besagten. Dort habe ich vor allem Logik schätzen gelernt. Und diesem Umstand habe ichs ohne Zweifel zu verdanken, daß ich nicht wieder gewählt worden bin. Komische Dinge sind mir gleichgültig.« »Basin, spielen Sie nicht den Joseph Prudhomme, mein Kind. Es liebt ja doch niemand Geist mehr als Sie.«
»Lassen Sie mich ausreden. Gerade weil ich für eine gewisse Art von Späßen unempfindlich bin, weiß ich oft den Geist meiner Frau zu würdigen. Ihre Einfälle gehn im allgemeinen von einer richtigen Beobachtung aus. Sie urteilt wie ein Mann, sie drückt sich aus wie ein Schriftsteller.«
Daß Herr von Norpois mit Bloch sprach, als wären sie einer Meinung, mochte seine guten Gründe haben. Er war so sehr gegen Dreyfus, daß die Regierung es ihm nicht genug war, und so wurde er ein Gegner der Regierung so gut wie die Dreyfusanhänger. Vielleicht war das, was ihn in der Politik fesselte, etwas tieferes und lag in einer Ebene, von der aus der Dreyfusismus eine unwichtige Nebenerscheinung war, nicht wert, einen Vaterlandsfreund in Anspruch zu nehmen, den schwere Fragen äußerer Politik beschäftigten. Wahrscheinlicher betrafen die Grundsätze seiner politischen Weisheit nur Fragen der Form, des Verfahrens, der Zweckmäßigkeit und waren den Grundfragen gegenüber so ohnmächtig wie in der Philosophie die Logik gegenüber den Fragen des Daseins, oder

aber eben die Weisheit ließ es ihn gefährlich finden, solche Probleme zu behandeln, und er wollte aus Vorsicht nur von Nebenumständen sprechen. In einem Punkte jedoch gingen Blochs Vermutungen irre: Selbst wenn Herrn von Norpois' Charakter weniger vorsichtig, seine Geistesrichtung nicht so ausschließlich formal gewesen wäre, er hätte ihm beim besten Willen nicht die Wahrheit über die Rolle von Henry, Picquart oder Paty de Clam und über alle Probleme des Falles sagen können. Für Bloch stand außer Frage, daß Herr von Norpois über dies alles die Wahrheit wisse. Wie sollte er nicht! Er kannte doch die Minister. Gewiß dachte Bloch, hellsichtige Köpfe könnten die politische Wahrheit annähernd rekonstruieren, aber für ihn wie für die große Masse wohnte sie selbst in unbestreitbarer greifbarer Wirklichkeit in den Geheimakten des Präsidenten der Republik und des Ministerpräsidenten, und diese gaben den Ministern Kenntnis von ihr. Allein wenn die politische Wahrheit auch im Zusammenhang mit Dokumenten steht, haben diese meist nur den Wert einer Röntgenphotographie, in welcher der einfache Mann die Krankheit vollständig aufgezeichnet glaubt, während in Wahrheit diese Photographie doch nur ein Element der Beurteilung liefert, welches der Arzt mit vielen andern zusammen erwägt, um seine Diagnose zu stellen. Nähert man sich den Wohlunterrichteten, um der politischen Wahrheit habhaft zu werden, so greift man ins Leere. Selbst später – um beim Fall Dreyfus zu bleiben –, als sich etwas so Auffallendes zutrug wie Henrys Geständnis und nachfolgender Selbstmord, wurde dies Ereignis sofort von den dreyfusfreundlichen Ministern einerseits und Cavaignac und Cuignet, die selbst die Fälschung entdeckt und das Verhör geleitet hatten, anderseits in entgegengesetzter Weise ausgelegt; mehr noch: die dreyfusfreundlichen Minister selbst, Männer, die auch sonst der gleichen politischen Spielart angehörten und über die gleichen Dokumente in gleichem Sinne urteilten, erklärten Henrys Rolle in ganz entgegengesetzter Weise; die einen sahen in ihm einen Spießgesellen Esterhazys, die andern schrieben diese Rolle Paty de Clam zu, schlossen sich damit einer These ihres Gegners Cuignet an und stellten sich in ausgesprochenen Gegensatz zu ihrem Parteigänger Reinach. Alles, was Bloch aus Herrn von Norpois herausbekommen konnte, war die Meinung, wenn wirklich der Generalstabschef Herr von Boisdeffre Herrn Rochefort eine geheime Mitteilung habe machen lassen, so liege offenbar etwas außerordentlich Beklagens-

wertes vor. »Seien Sie versichert, der Kriegsminister muß seinen Generalstabschef – wenigstens *in petto* – den unterirdischen Göttern geweiht haben. Eine öffentliche Ableugnung der Vollmacht wäre meines Erachtens kein überflüssiger Pleonasmus gewesen. *Inter pocula* läßt sich der Kriegsminister sehr derb darüber aus. Im übrigen ist es sehr unvorsichtig, um gewisse Dinge herum eine öffentliche Aufregung hervorzurufen, deren man nachher nicht Herr bleiben kann.«

»Aber diese Dokumente sind offenkundig gefälscht«, sagte Bloch.

Darauf ging Herr von Norpois nicht ein, sondern erklärte, die Kundgebungen des Prinzen Henri von Orléans billige er nicht: »Sie können nur die Ruhe des Gerichtshofs stören und Bewegungen ermutigen, die im einen wie im andern Sinne zu beklagen wären. Gewiß muß man den antimilitaristischen Umtrieben Einhalt gebieten, aber unnütz ist auch das Gezänk, welches die Umtriebe gewisser Elemente der Rechten ermutigt, die, statt dem vaterländischen Gedanken zu dienen, sich vielmehr seiner zu bedienen trachten. Frankreich ist gottlob keine südamerikanische Republik, und noch macht sich nicht das Bedürfnis nach einem Pronunciamento-General fühlbar.«

Bloch gelang es nicht, ihn auf die Frage nach Dreyfus' Schuld zu sprechen zu bringen, auch dem bevorstehenden Urteil im Zivilprozeß, der jetzt lief, wollte er keine Prognose stellen. Dafür schien Herr von Norpois mit Vergnügen auf die Folgen des Urteils im einzelnen einzugehn.

»Findet eine Verurteilung statt,« sagte er, »wird das Urteil vermutlich kassiert werden, denn in einem Prozeß, in dem soviel Zeugen vernommen werden, kommen meistens Formfehler vor, gegen welche die Anwälte appellieren können. Um noch einmal auf den Ausfall des Prinzen Henri von Orléans zu kommen, so bezweifle ich sehr, daß er nach dem Geschmack seines Vaters gewesen ist.«

»Sie meinen, Chartres ist für Dreyfus?« fragte die Herzogin lächelnd, aber mit entrüsteter Miene, sie machte runde Augen, ihre Wangen waren rosig, und die Nase steckte sie in den Kuchenteller.

»Durchaus nicht, ich wollte nur sagen, daß diese Linie der Familie politischen Sinn hat, von dem man bei der Prinzessin Clémentine das *nec plus ultra* beobachten konnte; ihr Sohn, Fürst Ferdinand,

hat diese wertvolle Gabe geerbt. Der Fürst von Bulgarien würde den Major Esterhazy nicht ans Herz gedrückt haben.«
»Ein einfacher Soldat wäre ihm lieber gewesen«, flüsterte Frau von Guermantes, die häufig beim Fürsten Joinville mit dem Bulgaren speiste; als er sie einmal fragte, ob sie nicht eifersüchtig sei, antwortete sie: »Ja, Hoheit, auf Ihre Armbänder.«
»Sie gehn heute Abend nicht auf den Ball der Frau von Sagan?« fragte Herr von Norpois Frau von Villeparisis, um die Unterhaltung mit Bloch abzubrechen. Dieser mißfiel dem Botschafter nicht, wie er uns später ziemlich unbefangen versicherte; wahrscheinlich waren ihm die noch vorhandenen Spuren der neo-homerischen Mode, die er eigentlich aufgegeben hatte, in Blochs Sprechweise angenehm. »Er ist recht unterhaltend mit seiner Art, ein bißchen altväterlich und feierlich zu reden. Fast könnte er sagen: ›Die gelahrten Schwestern‹, wie Lamartine oder Jean-Baptiste Rousseau. Das findet man selten in der heutigen Jugend und auch in der vorhergegangenen Generation war es selten. Meine eigene war ein bißchen romantisch.« Aber so eigenartig ihm auch sein Unterredner vorkam, Herr von Norpois fand doch, die Unterredung habe schon allzulange gedauert.
»Nein, ich gehe nicht mehr auf den Ball«, antwortete sie mit einem reizvollen Altfrauenlächeln. »Und Sie, meine Herren, gehn Sie hin? Sie sind im richtigen Alter.« Sie umfaßte mit einem Blick Herrn von Châtellerault, ihren Freund und Bloch. »Auch ich bin eingeladen worden.« Zum Scherz sagte sie das in künstlich eitelm Ton. »Man ist sogar hergekommen, mich einzuladen« (»man« war die Fürstin Sagan).
»Ich habe keine Einladungskarte«, sagte Bloch; er dachte, Frau von Villeparisis werde ihm eine anbieten, und Frau von Sagan werde glücklich sein, den Freund einer Frau zu empfangen, die sie persönlich eingeladen hatte.
Die Marquise gab keine Antwort, und Bloch ließ das Thema fallen, er hatte eine ernstere Angelegenheit mit ihr zu besprechen und hatte für den übernächsten Tag deswegen um eine Zusammenkunft gebeten. Er hatte die beiden jungen Herren sagen hören, sie seien aus dem Klub der rue Royale ausgetreten, in den man hineinginge wie in ein Wirtshaus, und wollte Frau von Villeparisis bitten, ihn dort aufnehmen zu lassen.
»Sind die Sagan nicht ziemlich talmi-schick, ziemlich verfehlte

Snobs?« fragte er mit bissiger Miene. »Aber durchaus nicht, sie sind das Beste, was wir in dieser Branche machen«, antwortete Herr von Argencourt, der sich alle Pariser Witze angewöhnt hatte.
»So, dann wird es wohl eine der feierlichen Veranstaltungen, eins der großen gesellschaftlichen Ereignisse der Saison?« meinte Bloch halb ironisch. Frau von Villeparisis sagte lustig zu Frau von Guermantes:
»Meinst du, der Ball von Frau von Sagan ist eine große mondäne Feierlichkeit?«
»Dafür bin ich nicht zuständig,« antwortete ironisch die Herzogin, »ich habe noch nicht heraus, was eine mondäne Feierlichkeit ist. Übrigens sind die mondänen Dinge nicht meine Stärke.«
»Ach! Ich glaubte das Gegenteil«, sagte Bloch, er redete sich ein, Frau von Guermantes habe aufrichtig gesprochen.
Er fuhr zu Herrn von Norpois' Verzweiflung fort, ihm eine Menge Fragen über die Offiziere zu stellen, deren Namen am häufigsten im Zusammenhang mit Dreyfus zur Sprache kamen. Der Botschafter erklärte ihm, auf den ersten Blick mache ihm du Paty de Clam den Eindruck eines etwas unklaren Kopfes, er sei vielleicht nicht sehr glücklich gewählt, um eine so heikle Sache wie diese Untersuchung zu leiten, Kaltblütigkeit und scharfe Unterscheidungsgabe seien hier nötig.
»Ich weiß, die sozialistische Partei fordert mit großem Getöse seinen Kopf, sowie die unmittelbare Freilassung des Gefangenen auf der Teufelsinsel. Aber ich denke, es ist noch nicht soweit mit uns, daß wir unter das kaudinische Joch der Herren Gérault-Richard und Genossen müssen. Bisher ist es in dieser Affäre dunkel wie in der Tintenflasche. Ich bestreite nicht, daß es auf der einen Seite so gut wie auf der andern ziemlich Häßliches zu verbergen gibt. Gewisse mehr oder weniger uneigennützige Beschützer Ihres Klienten mögen gute Vorsätze haben – ich will nicht das Gegenteil sagen –, aber Sie wissen, der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert (diese Worte begleitete ein schlauer Blick). Wesentlich für die Regierung ist, sie darf nicht den Eindruck erwecken, sie sei in den Händen der Linksparteien oder habe sich dem Machtgebot irgendeiner Prätorianerarmee – die, das können Sie mir glauben, nicht unser Heer repräsentiert – schlechthin mit gebundenen Händen und Füßen zu ergeben. Es versteht sich von selbst, kommen neue Tatsachen zutage, so müßte ein Revisionsverfahren eingeleitet wer-

den. Die Folge davon springt in die Augen. Es zu verlangen, heißt offene Türen einrennen. An diesem Tage wird die Regierung laut und deutlich zu reden haben, oder sie ließe ihr wesentlichstes Vorrecht verfallen. Redensarten werden nicht mehr genügen. Dreyfus muß Richter bekommen. Und das wird leicht sein, zwar ist es in unserm holden Frankreich, wo man sich selbst gern verleumdet, zur Gewohnheit geworden, zu glauben oder glauben zu lassen, um die Worte Wahrheit und Gerechtigkeit verständlich zu machen, müsse man unbedingt übern Kanal – und recht oft ist das nur ein Umweg an die Spree, aber Richter gibt es nicht nur in Berlin. Wenn dann aber wirklich die Regierung einen Schritt unternimmt, werden Sie auf sie hören? Wenn sie Sie ruft, Ihre Bürgerpflicht zu erfüllen, werden Sie sich um sie scharen, ihrem Appell an den Patriotismus nicht taub bleiben, sondern rufen: ›Zur Stelle!‹?«

Die Heftigkeit, mit der Herr von Norpois seine Fragen stellte, schüchterte meinen Kameraden zwar ein, aber zugleich schmeichelte sie ihm; es war, als wende der Botschafter sich in ihm an eine ganze Partei, als befrage er in Bloch den Vertrauensmann dieser Partei, welcher die Verantwortung für ihre Entscheidungen übernehmen könne. »Wenn Sie nicht abrüsten,« fuhr Herr von Norpois fort, ohne Blochs Kollektivantwort abzuwarten, »wenn Sie noch, ehe die Tinte auf dem Dekret, welches das Revisionsverfahren anordnet, getrocknet ist, nicht abrüsten, sondern, irgendeinem heimtückischen Losungswort gehorchend, auf eine unfruchtbare Opposition sich beschränken, wie sie für manche Leute die *ultima ratio* der Politik zu sein scheint, wenn Sie sich in Ihre Zelte zurückziehen und Ihre Schiffe verbrennen, so wird es Ihr Schaden sein. Haben die heimlichen Gönner der Zwietracht Sie in der Gewalt? Haben sie Unterpfänder von Ihnen in Händen?« Bloch war um eine Antwort verlegen. Aber Herr von Norpois ließ ihm gar nicht Zeit zu antworten. »Ist dem nicht so – und das will ich gern glauben –, haben Sie etwas von dem, was manchen unter Ihren Führern und Freunden bedauerlicherweise zu mangeln scheint, ich meine politischen Sinn, lassen Sie sich nicht ködern von denen, die da im Trüben fischen, so werden Sie an dem Tage, an dem das Kriminalgericht zusammentritt, gewonnenes Spiel haben. Ich stehe nicht dafür, daß der ganze Generalstab gut aus der Sache herauskommt, aber es ist schon viel, wenn eine Partei wenigstens das Gesicht wahren kann, ohne den Funken ins Pulver zu werfen und Unheil zu stiften.

Eines versteht sich: es ist Sache der Regierung, Gericht zu halten und die allzulange Liste ungestrafter Vergehen abzuschließen, aber nicht, um sozialistischen Aufreizungen nachzugeben noch auch denen irgendeiner Soldateska (bei diesen Worten – er hatte wohl den Instinkt aller Konservativen, sich auch im gegnerischen Lager Sympathien zu schaffen – sah Herr von Norpois Bloch in die Augen). Die Regierung muß handeln, ohne sich um Überforderungen zu kümmern, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Die Regierung hat gottlob weder dem Obersten Driant, noch, am andern Pol, Herrn Clemenceau zu gehorchen. Man muß die berufsmäßigen Wühler matt setzen, sie dürfen nicht wieder ihr Haupt erheben. In Frankreich will die große Mehrzahl Arbeit und Ordnung! Das ist meine feste Überzeugung. Man darf sich nicht davor scheuen, die Öffentlichkeit aufzuklären, und wenn sich etliche Hammel aus der Herde, die unser Rabelais so gut gekannt hat, kopfüber ins Wasser stürzen, müßte man ihnen zeigen, daß dies Wasser trübe ist, absichtlich getrübt von einer Sippschaft, die hier bei uns nicht zu Hause ist und Gefährliches zu verbergen hat. Die Regierung darf nicht den Anschein erwecken, als ginge sie nur widerstrebend aus ihrer Passivität heraus, wenn sie von dem Recht Gebrauch macht, das ihr eigentlichstes ist, ich meine das Recht, Dame Justitia in Bewegung zu bringen. Sie wird auf alle Ihre Anregungen eingehn. Bestätigt sichs, daß ein Justizirrtum vorliegt, kann sie auf eine erdrükkende Mehrheit rechnen, die ihrem Schritt freien Lauf läßt.«
Bloch wandte sich an Herrn von Argencourt, dem er zusammen mit den andern vorgestellt worden war. »Sie, Herr von Argencourt, sind gewiß für Dreyfus: im Ausland ist es ja jeder.«
»Das ist doch wohl eine Angelegenheit, welche die Franzosen untereinander abzumachen haben, nicht wahr?« antwortete Herr von Argencourt mit der besonderen Unverschämtheit, dem Unterredner eine Meinung zuzuschieben, von der man wissen muß, er teilt sie nicht, hat er doch eben die entgegengesetzte geäußert.
Bloch errötete; Herr von Argencourt blickte lächelnd umher, während dies Lächeln sich an die andern Gäste richtete, war es gegen Bloch boshaft, als es aber zuletzt bei meinem Freunde anlangte, wurde es gemildert von Herzlichkeit, um diesem den Vorwand zu nehmen, sich an Herrn von Argencourts Worten, die doch ihre Härte behielten, zu ärgern. Frau von Guermantes sagte Herrn von Argencourt etwas ins Ohr, was ich nicht verstand, es mochte sich

wohl auf Blochs Religion beziehen, denn über ihr Gesicht ging in diesem Augenblick ein zögernder verstellter Ausdruck, wie ihn die Furcht gibt, von der Person bemerkt zu werden, über die man spricht; darein mischte sich ein neugieriger, gespannter munterer Anteil an einer Menschengruppe, der sie sich von Grund aus fremd fühlte. Um sich schadlos zu halten, wandte sich Bloch an den Herzog von Châtellerault: »Sie, mein Herr, als Franzose wissen sicher, daß man im Ausland für Dreyfus ist, trotzdem behauptet wird, in Frankreich wisse man nie, was im Ausland vorgeht. Zudem weiß ich, man kann mit Ihnen sprechen, das hat mir Saint-Loup gesagt.« Aber der junge Herzog fühlte, daß alle gegen Bloch waren; feige, wie man es oft in der Gesellschaft ist, und zu einer preziösen, beißenden Witzigkeit neigend, die er, durch Vererbung, von Herrn von Charlus zu haben schien, erklärte er: »Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich mit Ihnen nicht über Dreyfus disputiere; es ist ein Thema, über das ich grundsätzlich nur unter Japhetiten spreche.« Alle lächelten, außer Bloch. Allerdings hatte er selbst die Gewohnheit, sich ironisch über seine jüdische Herkunft zu äußern, über die Seite seines Wesens, die ein bißchen an den Sinai erinnerte. Aber er hatte gewiß keine solche Wendung bereit, die Druckfeder seiner innern Maschine ließ eine andere über seine Lippen, und so bekam man nur dies geliefert: »Woher konnten Sie das wissen? Wer hat es Ihnen gesagt?«, als wäre er der Sohn eines Zuchthäuslers. Sein Erstaunen war etwas kindlich, wenn man an seinen nicht ausgesprochen christlichen Namen und sein Gesicht dachte. Da ihn das, was Herr von Norpois ihm gesagt hatte, nicht ganz befriedigte, näherte er sich dem Archivar und fragte ihn, ob man nicht bisweilen Herrn du Paty de Clam oder Herrn Joseph Reinach bei Frau von Villeparisis sähe. Der Archivar antwortete nicht; er war nationalistisch und predigte beständig der Marquise, es werde bald einen Bürgerkrieg geben, sie müsse vorsichtiger in der Wahl ihrer Bekanntschaften sein. Er fragte sich, ob Bloch nicht ein heimlicher Abgesandter des Syndikats sei, dem er hier Auskünfte verschaffen sollte, ging sofort zu Frau von Villeparisis und wiederholte ihr, was Bloch ihn gefragt hatte. Sie schloß daraus, Bloch sei zum mindesten schlecht erzogen, vielleicht aber auch gefährlich für Herrn von Norpois' Stellung. Und dann wollte sie auch den Archivar zufrieden stellen, den einzigen Menschen, der ihr einige Furcht einflößte und, wenn auch ohne großen Erfolg, seine Meinungen beigebracht hatte (jeden Morgen

las er ihr den Artikel von Herrn Judet im *Petit Journal* vor). So wollte sie also Bloch zu verstehn geben, daß er gut täte, nicht wiederzukommen, und zu diesem Zweck fand sich in ihrem gesellschaftlichen Rollenschatz ganz einfach die Szene, in der eine große Dame jemanden vor die Tür setzt, eine Szene, zu der durchaus nicht, wie man sich vielleicht vorstellt, erhobener Finger und flammende Augen gehören. Als Bloch sich näherte, um ihr Auf Wiedersehn zu sagen, schien sie, versunken in ihren großen Sessel, halb und halb von etwas wie Schlafsucht befallen. In ihren schwimmenden Blicken war nur der schwache, reizende Schimmer der Perle. Blochs Abschied entfaltete im Gesicht der Marquise kaum ein schmachtendes Lächeln, entriß ihr kein Wort; sie reichte ihm nicht die Hand. Bloch war höchst erstaunt, da aber ein Kreis von Personen ringsum dieser Szene beiwohnte, meinte er, sie fortzusetzen, könne nachteilig für ihn werden, und um der Marquise die Hand, die man nicht nehmen wollte, aufzuzwingen, streckte er sie ihr hin. Frau von Villeparisis war befremdet. Aber so sehr ihr auch daran gelegen war, dem Archivar und dem dreyfusfeindlichen Klüngel eine unmittelbare Genugtuung zu geben, sie dachte wohl doch an die Zukunft, und so begnügte sie sich damit, die Lider zu senken und die Augen zur Hälfte zu schließen. »Ich glaube, sie schläft«, sagte Bloch zum Archivar; der aber machte im Vertrauen auf den Beifall der Marquise ein entrüstetes Gesicht. »Adieu, Madame«, schrie Bloch.

Die Marquise bewegte ein wenig die Lippen wie eine Sterbende, die den Mund öffnen möchte, aber niemanden mehr erkennt. Dann wandte sie sich, überströmend von wiedererwachtem Leben, zu dem Marquis von Argencourt, während Bloch, überzeugt, sie sei »etwas schwach im Kopf« sich entfernte. Interessiert an der Aufklärung eines so seltsamen Vorfalls, kam er nach ein paar Tagen wieder zu ihr. Sie empfing ihn freundlich, weil sie von Natur gutmütig und der Archivar nicht zugegen war. Auch lag ihr viel an der Aufführung, die Bloch bei ihr veranstalten wollte, und schließlich hatte sie die große Dame nach Wunsch gespielt; dieses Spiel wurde denn auch noch am selben Abend in verschiedenen Salons allgemein bewundert und erörtert, allerdings nach einer Version, die mit der Wirklichkeit schon gar nichts mehr zu tun hatte.

»Sie sprachen von den *Sieben Prinzessinnen*, Herzogin, wissen Sie, der Verfasser dieses ... wie soll ich sagen, dieses Schriftstücks ist –

worauf ich nicht weiter stolz bin – ein Landsmann von mir«, sagte Herr von Argencourt, und in seinem ironischen Ton klang eine gewisse Genugtuung mit, besser als die andern den Verfasser eines Werkes zu kennen, von dem man gerade gesprochen hatte. »Ja, er ist ein geborener Belgier.«
»Wirklich? Nun, wir beschuldigen Sie nicht, irgendetwas mit den *Sieben Prinzessinnen* gemein zu haben. Zum Glück für Sie selbst und Ihre Landsleute sind Sie dem Verfasser dieser Narrheit nicht ähnlich. Ich kenne sehr liebenswerte Belgier, Sie, Ihren König, der etwas schüchtern, aber geistvoll ist, meine Vettern Ligne und manche andere, aber zum Glück sprechen Sie nicht dieselbe Sprache wie der Verfasser der *Sieben Prinzessinnen*. Nebenbei muß ich Ihnen sagen, es ist sinnlos, darüber zu sprechen, weil es einfach gar nichts ist. Solche Leute versuchen, dunkel zu wirken und laufen nötigenfalls Gefahr, sich lächerlich zu machen, um zu verbergen, daß ihnen nichts einfällt. Wenn noch etwas dahinter wäre, wissen Sie, ich habe gar nichts gegen gewisse Kühnheiten, sobald sie wirkliche Gedanken enthalten«, fügte sie ernst hinzu. »Ich weiß nicht, ob Sie das Stück von Borelli gesehn haben. Manche Leute hat es abgestoßen; mich könnte man totschlagen (es kam ihr nicht in den Sinn, daß dafür wenig Gefahr bestand), ich muß gestehn, mir ist es äußerst interessant erschienen. Aber die *Sieben Prinzessinnen*! Eine von ihnen ist zwar gütig zu meinem Neffen, aber soweit geht das Familiengefühl bei mir nicht, daß ...«

Die Herzogin brach ab, denn es trat eine Dame ein, die Vicomtesse von Marsantes, Roberts Mutter; Frau von Marsantes galt im Faubourg Saint-Germain als ein höheres Wesen von engelhafter Güte und Entsagung. Das hatte man mir gesagt, und ich hatte keinen besonderen Grund, mich darüber zu wundern, da ich in diesem Augenblick noch nicht wußte, daß sie des Herzogs von Guermantes leibliche Schwester war. Später hat es mich jedesmal überrascht, wenn ich erfuhr, daß in dieser Gesellschaft trübsinnige, reine, opferfähige Frauen, Frauen, die angebetet werden wie ideale Heilige in Kirchenfenstern, demselben Stamm entsprossen waren wie brutale, lasterhafte, gemeine Männer. Brüder und Schwestern, die sich so ähnlich sahen wie der Herzog von Guermantes und Frau von Marsantes, müßten, so schien mir, gleiche Geistes- und Gemütsart besitzen, wie man ja auch von ein und demselben Wesen wohl gute

und böse Momente gewärtigen muß, ihm aber bei beschränktem Geist keinen weiten Gesichtskreis und bei hartem Herzen keine ungewöhnliche Selbstverleugnung zutraut.

Frau von Marsantes besuchte die Vorträge von Brunetière. Das Faubourg Saint-Germain begeisterte sich für sie, und ihr Heiligenleben wirkte erbaulich. Aber der morphologische Zusammenhang der hübschen Nase und des scharfen Blickes reizte doch dazu, Frau von Marsantes in dieselbe geistige und seelische Familie einzuordnen wie ihren Bruder, den Herzog. Daß sie eine Frau war, vielleicht Unglück gehabt und die allgemeine Meinung für sich hatte, genügte mir nicht, um zu glauben, sie könne von den ihren so verschieden sein wie das in den Heldengedichten vorkommt, wo alle Tugenden und die Grazien in der Schwester unbändiger Brüder sich vereinen. Es schien mir, die Natur könne unmöglich so frei wie die alten Dichter verfahren, ihr ständen fast ausschließlich Elemente, die der Familie gemeinsam sind, zu Gebote, ich traute ihr nicht genügend erfinderische Macht zu, um aus dem Material, das sie zu einem Dummkopf oder Rohling zusammengeformt hatte, einen großen Geist ohne einen Rest von Dummheit, eine Heilige ohne eine Spur von Roheit zu formen. Frau von Marsantes trug ein Kleid aus weißem Surah mit Palmstickereien, von denen sich schwarze Stoffblumen abhoben. Sie hatte nämlich vor drei Wochen ihren Vetter, Herrn von Montmorency, verloren, was sie nicht hinderte, Besuche zu machen und zu kleinen Gastereien zu gehn, aber immer in Trauer. Sie war eine große Dame. Durch Vererbung war ihre Seele von der Leichtfertigkeit höfischer Existenzen mit all ihren oberflächlichen und strengen Regeln erfüllt. Frau von Marsantes hatte nicht die Kraft besessen, ihren Eltern lange nachzutrauern, aber um nichts in der Welt hätte sie in dem Monat nach dem Tod eines Vetters Farben getragen. Zu mir war sie mehr als liebenswürdig, weil ich Roberts Freund war und nicht zu seiner Gesellschaftsklasse gehörte. Zu dieser Güte trat noch falsche Schüchternheit, es war, als nähme sie immer wieder plötzlich Stimme, Blick und Gedanken zurück, wie man ein indiskretes Kleid an sich rafft, es nicht zuviel Platz einnehmen, bei aller Schmiegsamkeit geradlinig fallen läßt, wie es die gute Erziehung verlangt. Dies Wort »Gute Erziehung« darf man nicht zu genau nehmen. Unter diesen Damen verfallen manche der Zügellosigkeit und bleiben dabei in ihrem Gebaren immer fast kindlich korrekt. Frau von Marsantes' Art zu plaudern

wirkte manchmal etwas aufreizend: wenn sie über einen Bürgerlichen sprach, zum Beispiel Bergotte oder Elstir, pflegte sie zu sagen – und dabei das Wort durch abgehackte Betonung zur Geltung zu bringen, in einer typisch Guermantischen Art, es auf zwei Töne abzustufen: »Ich habe die *Ehre*, die große *Eh*-re gehabt, Herrn Bergotte zu treffen, die Bekanntschaft von Herrn Elstir zu machen«. Man sollte wohl ihre Bescheidenheit bewundern, oder sie teilte den Geschmack des Herrn von Guermantes für altmodische Wendungen als Protest gegen die schlechten Gepflogenheiten der heutigen Erziehung, die keinen Wert mehr darauf legt, daß einer sich für »sehr geehrt« erklärt. Welcher dieser beiden Gründe auch der entscheidende gewesen sein mag, jedenfalls fühlte man, wenn Frau von Marsantes sagte: »Ich habe die *Ehre*, die große *Eh*-re«, glaube sie, eine wichtige Rolle zu spielen, sie zeigte, wie sie es verstehe, den Namen von verdienstvollen Persönlichkeiten einen Empfang zu bereiten, wie sie den Männern selbst auf ihrem Schloß ihn bereiten würde, wenn sie in die Gegend kämen. Da ferner ihre Familie sehr zahlreich war und sie sehr an ihr hing, kam sie immerfort in ihrer langsamen Art mit ihrer Vorliebe für das ausführliche Erklären der Verwandtschaften auf alle mediatisierten Familien Europas zu sprechen (sie wollte gar nicht Eindruck machen, es lag ihr eigentlich viel mehr, von rührenden Bauern und prachtvollen Jagdhütern zu erzählen); Leute von weniger glänzender Herkunft verziehen ihr das nicht, und, waren sie witzig, so verspotteten sie es als Dummheit. Auf dem Lande wurde Frau von Marsantes vergöttert, weil sie viel Gutes tat, und mehr noch, weil sie sich vollkommen einfach gab, nichts von dem hatte, was man im Volke »sich haben« nennt. Davor bewahrte sie die Reinheit ihres Blutes (seit mehreren Generationen hatte ihre Familie der französischen Geschichte nur Größen geschenkt). Sie scheute sich nicht, ein armes unglückliches Weib zu küssen und aufzufordern, sich im Schloß eine Fuhre Holz zu holen. Sie ist die wahre Christin, sagte man. Ihren Sohn Robert wollte sie ungeheuer reich verheiraten. Große Dame sein, heißt die große Dame spielen, und dazu gehört auch, daß man die Einfache spielt. Ein Spiel, das sehr teuer zu stehn kommt, zumal die Einfachheit nur dann entzückt, wenn andere wissen, man brauche, weil man ja reich ist, nicht einfach zu sein. Als ich später erzählte, ich habe sie gesehn, sagte man mir: »Sie werden sich überzeugt haben, wie entzückend sie ist.« Aber wahre Schönheit ist so eigen und neu,

daß man sie gar nicht als Schönheit erkennt. An jenem Tage stellte ich nur fest, daß sie eine kleine Nase, sehr blaue Augen, einen langen Hals hatte und betrübt aussah.

Frau von Villeparisis sagte zu Frau von Guermantes: »Ich glaube, gleich wird eine Frau mich besuchen kommen, die du nicht gerne kennen lernen möchtest, ich möchte dir rechtzeitig Bescheid sagen, damit du keinen Ärger hast. Übrigens kannst du dich beruhigen, später werde ich sie nie bei mir sehn, sie muß nur dieses eine Mal heut kommen. Es ist Swanns Frau.«

Als Frau Swann sah, welchen Umfang die Dreyfusaffäre annahm, hatte sie gefürchtet, die Herkunft ihres Gatten könne für sie schädlich werden, und ihn gebeten, nie über die Unschuld des Verurteilten zu sprechen. Wenn er nicht dabei war, ging sie noch weiter und bekannte sich zum glühendsten Nationalismus; darin folgte sie, nebenbei bemerkt, nur dem Beispiele von Frau Verdurin, bei der ein latenter bürgerlicher Antisemitismus zum Vorschein gekommen war und sich bis ins Besinnungslose gesteigert hatte. Diese Haltung verschaffte Frau Swann Eintritt in einige antisemitische Frauenverbände, die sich in dieser Zeit bildeten, und sie hatte mit verschiedenen Personen der Aristokratie Beziehungen angeknüpft. Daß die Herzogin von Guermantes, die mit Swann so befreundet war, diese Personen nicht nachahmte, mag befremdlich erscheinen. Dabei hatte er ihr kein Hehl aus seinem Wunsche gemacht, seine Frau ihr vorzustellen; aber sie hatte sich nicht darauf eingelassen. Wie man weiterhin sehn wird, lag das an dem eigentümlichen Charakter der Herzogin, die annahm, sie »habe nicht dies oder das zu tun«, und was ihr »freier Wille« in gesellschaftlichen Dingen recht willkürlich entschieden hatte, selbstherrlich durchsetzte.

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich vorbereiten. Es wäre mir in der Tat sehr unangenehm«, antwortete die Herzogin. »Da ich sie aber vom Sehen kenne, werde ich rechtzeitig aufstehn.«

»Ich versichere dir, Oriane, sie ist sehr sympathisch, eine ausgezeichnete Frau«, sagte Frau von Marsantes.

»Daran zweifle ich nicht, aber ich fühle nicht das Bedürfnis, mich selbst davon zu überzeugen.«

»Bist du bei Lady Israel eingeladen«, fragte Frau von Villeparisis, um das Thema zu wechseln, die Herzogin.

»Die kenne ich Gott sei Dank nicht. Das müßten Sie Marie-Aynard fragen. Die kennt sie, ich habe mich immer gefragt, warum.«

»Ich habe sie in der Tat gekannt,« antwortete Frau von Marsantes, »meinen Fehler gestehe ich ein. Aber ich habe mich entschlossen, sie nicht mehr zu kennen. Sie scheint eine der Schlimmsten zu sein und macht keinen Hehl daraus. Nebenbei, alle waren wir zu vertrauensvoll und zu gastfreundlich. Ich werde mit niemandem von dieser Nation mehr verkehren. Da hatte man alte Vettern aus der Provinz, Blutsverwandte, denen man seine Tür verschloß, den Juden öffnete man sie. Jetzt sehn wir ihren Dank. Ach, ich darf eigentlich nichts sagen, mein eigner reizender Sohn redet als echter junger Tollkopf das schlimmste Gefasel. (Sie hörte, daß Herr von Argencourt auf Robert angespielt hatte.) Haben Sie übrigens Robert nicht gesehn?« fragte sie Frau von Villeparisis. »Heut ist doch Sonnabend, da könnte er auf vierundzwanzig Stunden nach Paris kommen, und in diesem Fall würde er Sie sicher besucht haben.«
In Wirklichkeit dachte Frau von Marsantes, ihr Sohn habe keinen Urlaub; sie wußte, wenn er Urlaub hätte, würde er nicht zu Frau von Villeparisis kommen, und wenn sie nun tat, als glaube sie, ihn hier anzutreffen, hoffte sie, die empfindliche Tante werde ihm daraufhin alle Besuche vergeben, die er ihr nicht gemacht hatte.
»Robert soll hier sein! Er hat mir nicht einmal geschrieben; ich glaube, seit Balbec habe ich ihn nicht gesehn.«
»Er ist so beschäftigt, hat so viel zu tun«, sagte Frau von Marsantes.
Ein unmerkliches Lächeln glitt über die Wimpern der Frau von Guermantes, während sie den Kreis betrachtete, den sie mit ihrem Sonnenschirm auf den Teppich zeichnete. So oft der Herzog zu öffentlich seine Frau betrog, hatte Frau von Marsantes vor aller Welt gegen den eignen Bruder für ihre Schwägerin Partei ergriffen. Diese Begünstigung trug ihr die Herzogin dankbar und grollend zugleich nach, und an Roberts Streichen nahm sie nur halb und halb Anstoß. In diesem Augenblick öffnete die Tür sich von neuem, und Robert trat ein.
»Sankt-Lupus in fabula«, sagte Frau von Guermantes. Frau von Marsantes, die der Tür den Rücken zukehrte, hatte ihren Sohn nicht eintreten sehn. Als sie ihn nun bemerkte, zuckte in der Mutter die Freude sichtlich wie ein Flügelschlag, ihr Leib erhob sich halb, das Gesicht bebte, die Augen hingen entzückt an Robert.
»Wie, du bist gekommen! Das ist ein Glück! Das ist eine Überraschung!«

Der belgische Diplomat lachte laut auf: »Ah, jetzt verstehe ich: Sankt-Lupus in fabula.«

»Ja, wunderbar«, entgegnete Frau von Guermantes trocken, sie konnte Wortspiele nicht ausstehn und hatte dieses nur aus einer Art Selbstironie losgelassen.

»Guten Tag, Robert,« sagte sie, »so vergißt man also seine Tante.«

Sie plauderten eine Weile miteinander, ohne Zweifel über mich, denn, als dann Robert sich seiner Mutter näherte, wandte sich Frau von Guermantes mir zu.

»Guten Tag, wie geht es Ihnen?« sagte sie zu mir.

Sie ließ das Licht von ihrem blauen Blick auf mich niederregnen, und dann, nach kurzem Zögern, bog und streckte sie mir den Zweig ihres Armes hin und beugte den Körper vor, um ihn gleich heftig zurückschnellen zu lassen, wie ein Strauch, den man gebeugt hat, wenn er losgelassen wird, in seine natürliche Lage zurückkehrt. Das tat sie alles unter dem Feuer der Blicke Saint-Loups, der sie beobachtete und sich aus der Entfernung verzweifelt abmühte, noch etwas mehr von seiner Tante zu erwirken. Aus Furcht, unsere Unterhaltung könne stocken, wollte er ihr Nahrung geben und antwortete für mich:

»Es geht ihm nicht sehr gut, er ist etwas abgespannt; übrigens würde es ihm vielleicht besser gehn, wenn er dich öfter sähe, denn ich verhehle dir nicht, er sieht dich sehr gern.«

»Oh! Das ist sehr liebenswürdig«, sagte Frau von Guermantes in gewollt banalem Ton, als hätte ich ihr ihren Mantel gebracht. »Das schmeichelt mir sehr.«

»Ich gehe ein bißchen zu meiner Mutter, ich lasse dir meinen Stuhl«, sagte Saint-Loup zu mir und zwang mich, neben seiner Tante Platz zu nehmen.

Wir schwiegen beide.

»Ich sehe Sie manchmal vormittags«, sagte sie dann, als teile sie mir eine Neuigkeit mit und als wenn ich sie nicht sähe. »Solche Spaziergänge sind sehr gesund.«

»Oriane,« sagte halblaut Frau von Marsantes, »Sie sagten, Sie wollten Frau von Saint-Ferréol besuchen; würden Sie so lieb sein, ihr zu sagen, sie möchte mich nicht zum Essen erwarten, ich bleibe zu Hause, ich habe Robert da. Und wenn das nicht zu viel verlangt ist, darf ich Sie bitten, im Vorbeigehn zu bestellen, man solle gleich die

Zigarren besorgen, die Robert gern raucht, sie heißen Corona, zu Hause sind keine mehr.«
Robert kam näher; er hatte nur den Namen Frau von Saint-Ferréol gehört.
»Wer ist denn das wieder, Frau von Saint-Ferréol?« fragte er scharf und verwundert; er tat immer, als wüßte er von den gesellschaftlichen Dingen nichts.
»Aber, mein Liebling, du weißt doch,« sagte seine Mutter, »das ist die Schwester von Vermandois; sie hat dir das schöne Billard geschenkt, das du so liebtest.«
»So, das ist die Schwester von Vermandois, ich hatte keine Ahnung. Meine Familie ist großartig,« wandte er sich halb zu mir und nahm unbewußt Blochs Tonfall an, wie er ja auch seine Ideen entlieh, »sie kennt unerhörte Leute, Leute, die mehr oder weniger Saint-Ferréol heißen, sie geht auf den Ball, fährt in Karossen spazieren, führt ein fabelhaftes Leben. Es ist erstaunlich.«
Frau von Guermantes machte mit der Kehle das kurze heftige Geräusch eines gezwungenen Lachens, das man wieder hinunterschluckt; es sollte andeuten, sie nehme in dem Maße, in welchem die Verwandtschaft sie verpflichte, Anteil an den geistreichen Äußerungen ihres Neffen. Man meldete, Fürst Pfaffenheim-Münsterburg-Weinigen lasse Herrn von Norpois sagen, er sei da.
»Holen Sie ihn«, sagte Frau von Villeparisis zu dem alten Botschafter, und er ging dem deutschen Premierminister entgegen.
Aber die Marquise rief ihn zurück.
»Warten Sie; soll ich ihm die Miniatur der Kaiserin Charlotte zeigen?«
»Ah! Ich glaube, er wird entzückt sein«, sagte der Botschafter im Ton der Überzeugung und als beneide er den glücklichen Minister um die Gunst, welche auf ihn wartete.
»Ich weiß, er ist sehr *wohlgesinnt*,« sagte Frau von Marsantes, »das ist so selten bei Ausländern. Ich habe mich erkundigt. Er ist der Antisemitismus in Person.«

Der Name des Fürsten enthielt in der Frische, mit der die ersten Silben – musikalisch gesprochen – einsetzten und in der stotternden Wiederholung, die sie skandierte, den Schwung, die gezierte Unbefangenheit, die schwerfällige germanische »Feinheit«, die wie grünes Blattwerk über den düsterblauen Schmelz des »Heims« fällt, wo

hinter den abgeblaßten, fein ziselierten Vergoldungen des deutschen achtzehnten Jahrhunderts die Mystik eines rheinischen Kirchenfensters sich entfaltet. Unter den verschiedenen Namen, die diesen Namen zusammensetzten, war der eines kleinen deutschen Bades, wo ich ganz früh als Kind mit meiner Großmutter gewesen war; es lag am Fuß eines Berges, dem Spaziergänge Goethes die Weihe gaben, und Weinberge waren in der Nähe, deren berühmte Sorten wir im Kurhaus tranken, diese wurden durch klangvoll zusammengesetzte Worte bezeichnet, schön wie die schmückenden Beiwörter, die Homer seinen Helden gibt. Kaum hörte ich den Namen des Fürsten aussprechen, so wurde er, eh mir noch der Badeort einfiel, weniger umfänglich und bekam etwas Menschliches, begnügte sich mit einem schmalen Platz in meinem Gedächtnis, fügte vertraut, alltäglich, malerisch, schmackhaft und leicht sich ein und bekam zugleich Vollmacht und Geltung. Und dann, als Herr von Guermantes erklärte, wer der Fürst sei und mehrere seiner Titel nannte, erkannte ich den Namen eines Dorfes an dem Fluß, wo ich jeden Abend nach der Kur durch Mückenschwärme gerudert war, und den eines Waldes, der so weit ablag, daß der Arzt, bis dahin spazieren zu gehn, mir nicht erlaubte. Es war ja auch verständlich, daß die Lehnsherrlichkeit des Fürsten sich auf die umliegenden Ortschaften erstreckte und sich bei Aufzählung seiner Titel mit Namen verband, die man auf einer Landkarte nebeneinander lesen konnte. Unterm Helmgitter des Fürsten vom Heiligen Römischen Reich und Marschalls von Franken sah ich – wenigstens ehe der Fürst, Rheingraf und Kurfürst von der Pfalz eintrat – das Antlitz eines geliebten Stücks Erde, auf welchem oft die Strahlen der Sechsuhrabendsonne für mich verweilt hatten. Sehr bald erfuhr ich dann, die Einkünfte des Gnomenwaldes und Nixenbachs und des verzauberten Bergs mit der alten Burg, die das Andenken Luthers und Ludwigs des Deutschen wahrte, benutzte er, um fünf Charronautomobile, ein Haus in Paris und eins in London, eine Montagsloge in der Oper und eine an den Dienstagen der Comédie Française zu haben. Ich hatte nicht den Eindruck – und den hatte er wohl selber nicht –, er sei von anderer Art als andere Menschen gleicher Vermögenslage und gleichen Alters, aber weniger poetischer Herkunft. Er hatte ihre Kultur, ihre Ideale und freute sich seines Ranges nur, weil er ihm gewisse Vorteile gewährte; sein letzter Ehrgeiz war, zum korrespondierenden Mitglied der Académie des Sciences morales et po-

litiques gewählt zu werden, und zu diesem Zweck war er zu Frau von Villeparisis gekommen. Nicht von vornherein war ihm an diesem Besuch, um den er sich jetzt bemühte, gelegen gewesen, ihm, dessen Frau an der Spitze des unnahbarsten Kreises von Berlin stand. Seit Jahren quälte ihn der Ehrgeiz, in das Institut zu kommen, aber leider war die Zahl der Akademiker, die geneigt schienen, für ihn zu stimmen, noch nie über fünf gestiegen. Er wußte, Herr von Norpois verfügte allein über mindestens zehn Stimmen und konnte durch geschickte Maßnahmen ihm noch mehr verschaffen. Er kannte ihn von Rußland her, wo beide gleichzeitig Botschafter gewesen waren. Er hatte ihn aufgesucht und alles getan, um ihn sich zu gewinnen. Aber er mochte noch soviel Liebenswürdigkeit an ihn verschwenden, ihm russische Orden verschaffen, ihn in Aufsätzen über ausländische Politik anführen, er hatte einen Undankbaren vor sich, all sein Entgegenkommen schien ihm nicht angerechnet zu werden, Herr von Norpois hatte seine Kandidatur nicht einen Schritt gefördert, ihm nicht einmal seine eigene Stimme zugesagt! Gewiß empfing ihn Herr von Norpois äußerst höflich, wollte ihm sogar die Mühe ersparen, zu ihm zu kommen, und begab sich selbst zu dem Fürsten, und als der teutonische Rittersmann herausplatzte: »Ich würde so gern Ihr Kollege sein«, antwortete er im Ton der Überzeugung: »Oh! Das wäre ein Glück für mich!« Ein kindliches Gemüt, ein Doktor Cottard hätte sich gesagt: »Da ist er bei mir, hat selbst Wert darauf gelegt, zu mir zu kommen, weil er mich für eine wichtigere Persönlichkeit hält als sich selbst, er sagt mir, es würde ein Glück für ihn sein, wenn ich in die Akademie käme. Worte haben doch, zum Teufel, noch einen Sinn, und wenn er mir nicht anbietet, für mich zu stimmen, so kommt ihm eben bloß nicht der Gedanke. Er spricht immer von meinem großen Einfluß. Er muß der Ansicht sein, mir fliegen die gebratenen Tauben in den Mund, ich habe soviel Stimmen wie ich will, es lohne nicht, mir auch noch seine anzubieten; ich brauche ihn also nur zu stellen und ihm unter vier Augen zu sagen: ›Also, Sie stimmen für mich!‹, dann wird er es tun müssen.«

Aber Fürst Pfaffenheim war kein kindliches Gemüt; er war, was Doktor Cottard einen »schlauen Diplomaten» genannt hätte, und wußte, Herr von Norpois war nicht minder schlau und wäre wohl von selbst darauf gekommen, daß es für einen Kandidaten angenehm wäre, wenn er für ihn stimme. Auf seinen Botschafterposten

und als Minister des Äußern hatte der Fürst für sein Land – statt wie jetzt für sich selber – Unterredungen gehabt, bei denen man im voraus weiß, wie weit man gehn und welche Zusagen man sich nicht entreißen lassen wird. Er wußte, in der Diplomatensprache bedeutet »miteinander reden« ein Angebot machen. Deshalb hatte er Herrn von Norpois den Sankt-Andreas-Orden verschafft. Hätte er aber über die darauf folgende Unterredung mit Herrn von Norpois seiner Regierung Bericht erstatten müssen, in seiner Depesche hätte gestanden: »Ich sah, ich hatte einen falschen Weg beschritten.« Denn als er von neuem auf das Institut zu sprechen kam, hatte Herr von Norpois ihm wieder gesagt:
»Das wäre mir sehr, sehr lieb für meine Kollegen. Die müssen, meiner Meinung nach, sich wirklich geehrt fühlen, daß Sie an sie gedacht haben. Es ist eine äußerst interessante Kandidatur, ein wenig außerhalb des bei uns Üblichen. Sie wissen, die Akademie steckt tief im Herkömmlichen und erschrickt vor allem, was irgendwie nach etwas Neuem klingen könnte. Ich persönlich mache ihr das zum Vorwurf. Wie oft habe ich Gelegenheit gehabt, meinen Kollegen das zu verstehn zu geben. Wenn ich nicht irre, ist sogar, Gott möge mir verzeihen, einmal das Wort ›verknöchert‹ über meine Lippen gekommen.« Das sagte er mit verdrossenem Lächeln halblaut, fast *beiseite*, wie auf dem Theater, warf auf den Fürsten dabei einen raschen schrägen Blick aus seinen blauen Augen, wie ein alter Komödiant, der seine Wirkung beobachten will. »Sie verstehn, Fürst, ich möchte nicht eine Persönlichkeit von Ihrer Bedeutung auf ein von vornherein verlorenes Unternehmen sich einlassen sehn. Solange die Ideen meiner Kollegen so rückständig bleiben, halte ich für das Weiseste, abzusehn. Sollte ein etwas moderner, etwas lebendigerer Geist in diesem Kollegium, das die Tendenz hat, ein Friedhof zu werden, sich bemerkbar machen, sollte ich mit einer Möglichkeit für Sie rechnen können, glauben Sie mir, ich werde nichts Eiligeres zu tun haben, als Sie davon in Kenntnis zu setzen.«
»Der Sankt-Andreas-Orden war ein Irrtum,« dachte der Fürst, »damit sind die Verhandlungen keinen Schritt weitergekommen; das hat er gar nicht gewollt, ich habe nicht den richtigen Schlüssel gefaßt.«
Zu dieser Art Schlußfolgerung wäre auch Herr von Norpois, der in derselben Schule ausgebildet war wie der Fürst, fähig gewesen. Man kann über die geschraubte Pedanterie, mit der Staatsmänner à la

Norpois über ein fast bedeutungsloses offiziell ausgesprochenes Wort in Aufregung geraten, sich lustig machen, aber dies kindische Wesen hat seine Kehrseite. Die Staatsmänner wissen, in der Waage, welche das europäische oder sonstige Gleichgewicht, das man Frieden nennt, sichert, wiegen die edeln Gefühle, schönen Reden, inständigen Bitten wenig; Schwergewicht, Wahrheit, Entscheidung besteht in etwas anderm, nämlich in der Möglichkeit, von dem Gegner im Austausch, wenn er dazu stark genug ist, einen Wunsch erfüllt oder auch nicht erfüllt zu bekommen. Solche Wahrheiten kann ein ganz uneigennütziger Mensch, wie etwa meine Großmutter es war, nie begreifen. Herr von Norpois und der Fürst Pfaffenheim aber hatten oft mit ihnen zu tun. Als Geschäftsträger in Ländern, mit denen wir zwei Schritt vom Kriege waren, immer in Sorge um die Wendung, welche die Ereignisse nehmen würden, wußte Herr von Norpois, nicht durch Worte wie Frieden oder Krieg würde man ihm den Stand der Dinge zu verstehn geben, sondern durch ein anderes, anscheinend banales, fürchterliches oder segensreiches Wort; das weiß der Diplomat mit Hilfe seiner Schlüsselschrift unmittelbar zu enträtseln und antwortet, um Frankreichs Würde zu retten, mit einem andern, genau so banalen Wort, dem der Minister der feindlichen Nation sofort ansieht: Krieg. Und wie man zwei, die miteinander verlobt werden sollen, scheinbar zufällig sich im Theater treffen läßt, so fand nach altem Brauch das Gespräch, in dem das Schicksal das Wort Frieden oder das Wort Krieg vorschreibt, im allgemeinen nicht im Kabinett des Ministers statt, sondern auf einer Bank im »Kurgarten«, in welchen Herr von Norpois und der Minister sich begaben, um Brunnen in kleinen Gläschen zu trinken. In schweigender Übereinkunft trafen sie sich zur Brunnenzeit und gingen ein paar Schritte zusammen auf und ab, und beide Unterredner wußten, diese behaglich aussehende Promenade war tragisch wie ein Mobilmachungsbefehl. Nun hatte der Fürst in seiner Privatangelegenheit, der Kandidatur fürs Institut, dasselbe Folgerungssystem, wie in seiner politischen Laufbahn, dieselbe Methode, Geheimschriften zu lesen, angewandt.

Man kann nicht behaupten, meine Großmutter und die Wenigen, die ihr gleichen, seien die einzigen, die nichts von dieser Art Berechnung wüßten. Etwa die Hälfte der Menschen, die einen vorgezeichneten Beruf ausüben, sind aus Mangel an Eingebung so ahnungslos, wie meine Großmutter es aus Uneigennützigkeit war. Oft muß man

bis zu ausgehaltenen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts hinabsteigen, um die Beweggründe für anscheinend ganz unschuldige Handlungen und Worte im Eigennutz und Lebenskampf suchen zu müssen. Wem eine Frau, die er bezahlen wird, sagt: »Sprechen wir nicht von Geld«, der weiß, das besagt soviel wie, was man in der Musik »einen leeren Takt« nennt, und wenn sie ihm später erklärt: »Du hast mir zuviel Kummer gemacht, du hast mir zu oft die Wahrheit verschwiegen, ich kann nicht mehr«, so muß er übersetzen: »Ein anderer Beschützer bietet ihr mehr«. So redet nicht etwa nur eine Kokotte, die im Benehmen Frauen der Gesellschaft ziemlich nahekommt. Die Apachen liefern noch schlagendere Beispiele. Herr von Norpois und der deutsche Fürst kannten vielleicht keine Apachen, aber sie waren gewohnt, in einer Sphäre mit Nationen zu leben, die bei all ihrer Größe auch nur selbstsüchtige und listige Wesen sind; bändigen kann man sie nur durch Kraft und durch Rücksicht auf ihren Eigennutz, der sie bisweilen bis zum Meuchelmord treibt, und das ist dann oft nur ein symbolischer Meuchelmord; zaudern sie, sich zu schlagen, oder weigern sie sich, so kann das »Untergehn« für ein Volk bedeuten. Davon steht nichts in gelb- und andersfarbigen Büchern, das Volk ist gern friedensfreundlich; kriegerisch wird es nur triebmäßig aus Haß, aus Rachsucht, nicht aus Gründen, die für Staatsoberhäupter, welche von einem Norpois beraten werden, bestimmend sind.

Im nächsten Winter wurde der Fürst sehr krank; er erholte sich, aber sein Herz blieb unheilbar angegriffen.

»Teufel!« sagte er sich, »ich habe keine Zeit zu verlieren; es dauert zu lange mit dem Institut, ich kann sterben, ehe ich ernannt werde. Das wäre wirklich unangenehm.«

Er schrieb über die Politik der letzten zwanzig Jahre eine Untersuchung für die *Revue des Deux Mondes* und äußerte sich darin wiederholt in den schmeichelhaftesten Wendungen über Herrn von Norpois. Der suchte ihn auf und bedankte sich bei ihm. Er wisse nicht, wie er ihm seine Erkenntlichkeit ausdrücken könne. Wie einer, der den zweiten Schlüssel des Bundes am Schloß versucht hat, sagte der Fürst sich: »Damit gings auch nicht.« Er kam etwas außer Atem, als er Herrn von Norpois hinausbegleitete und dachte: »Sapperlot, die Kerls lassen mich noch krepieren, bevor sie mich aufnehmen. Ich muß mich beeilen.«

Am selben Tag traf er Herrn von Norpois in der Oper. »Mein lieber

Botschafter,« begann er, »Sie sagten mir heute früh, Sie wüßten nicht, wie Sie mir Ihre Dankbarkeit beweisen könnten; das ist sehr übertrieben, Sie sind mir keinen Dank schuldig, aber ich werde so unzart sein, Sie beim Wort zu nehmen.«

Herr von Norpois wußte den Takt des Fürsten nicht weniger zu schätzen als der Fürst den seinen. Sofort begriff er, der Fürst Pfaffenheim wolle nicht bitten, sondern anbieten, und mit zuvorkommendem Lächeln schickte er sich zum Hören an.

»Ja, Sie werden mich allzu offenherzig finden. Zwei Damen, denen ich sehr und auf ganz verschiedene Art, wie Sie sogleich verstehn werden, anhänglich bin, haben seit kurzem in Paris sich niedergelassen und gedenken, weiterhin hier zu bleiben, meine Frau und die Großherzogin Johann. Sie werden verschiedene Diners geben, namentlich zu Ehren des Königs und der Königin von England, und träumen davon, ihre Gäste mit einer Dame zusammenzubringen, die sie, ohne sie noch zu kennen, beide sehr bewundern. Ich muß gestehn, ich wußte nicht, wie ich diesen Wunsch erfüllen könnte; da habe ich eben durch den größten Zufall erfahren, daß Sie die Betreffende kennen; ich weiß, sie lebt sehr zurückgezogen, sieht wenig Leute bei sich, happy few; aber wenn Sie mir mit Ihrem oft bewiesenen Wohlwollen beistehn, bin ich sicher, sie wird gestatten, daß Sie mich ihr vorstellen und ich ihr den Wunsch der Großherzogin und der Fürstin übermittle. Vielleicht ist sie geneigt, zusammen mit der Königin von England bei uns zu speisen, und, wer weiß, wenn wir ihr nicht zu langweilig sind, die Pfingsttage mit uns in Beaulieu bei der Großherzogin Johann zu verbringen. Die Dame, die ich meine, ist die Marquise von Villeparisis. Ich gestehe Ihnen, die Hoffnung, ein häufigerer Gast eines solchen ›Bureau d'esprit‹ zu werden, würde mich trösten und mir dazu verhelfen, ohne Bedauern auf meine Kandidatur am Institut zu verzichten. Ideenaustausch und erlesenes Gespräch gibt es auch bei ihr.«

Mit unaussprechlichem Vergnügen fühlte der Fürst, das Schloß gab nach, dieser Schlüssel paßte.

»Ein solches Entweder-Oder ist gar nicht nötig, mein lieber Fürst,« antwortete Herr von Norpois, »nichts harmoniert mehr mit dem Institut als der Salon, von dem Sie sprechen, er ist eine wahre Pflanzstätte für Akademiker. Ich werde Ihr Begehren der Frau Marquise von Villeparisis übermitteln, es wird ihr sicher sehr schmeichelhaft sein. Mit dem Diner bei Ihnen ist es vielleicht

schwieriger, sie geht sehr wenig aus. Aber ich werde Sie ihr vorstellen, und Sie werden selbst Ihre Sache führen. Vor allem müssen Sie nicht auf die Akademie verzichten, genau morgen in vierzehn Tagen frühstücke ich bei Leroy-Beaulieu, um dann mit ihm zu einer wichtigen Sitzung zu gehn; ohne ihn ist keine Wahl zu machen; ich habe schon Ihren Namen vor ihm fallen lassen; Sie sind ihm natürlich wohlbekannt. Er hat einige Bedenken vorgebracht. Nun hat er aber gerade die Unterstützung meiner Gruppe für die nächste Wahl nötig, und so will ich denn noch einmal zum Angriff übergehn und ihm ganz offen sagen, welch herzliche Beziehungen uns beide vereinen, will ihm auch nicht verhehlen, daß ich, wenn Sie sich bewerben, alle meine Freunde bitten werde, für Sie zu stimmen (der Fürst atmete erleichtert auf), und daß ich Freunde habe, weiß er ja. Gelingt es mir, mich seines Beistands zu versichern, werden, meines Erachtens, Ihre Aussichten beachtlich werden. Kommen Sie also morgen in vierzehn Tagen zu Frau von Villeparisis, ich werde Sie einführen und kann Ihnen dann über meine Unterredung mit Leroy-Beaulieu berichten.«

So kam der Besuch des Fürsten Pfaffenheim bei Frau von Villeparisis zustande. Als er sprach, war ich tief enttäuscht. Wie die besondern und allgemeinen Züge einer Epoche die eines Volkscharakters überwiegen (in einem illustrierten Nachschlagebuch, wo sich sogar ein verbürgtes Porträt Minervas findet, unterscheidet sich Leibniz mit seiner Perücke und Halskrause kaum von Marivaux oder Samuel Bernard), so sind die besondern Züge eines Volkscharakters stärker als die einer Kaste. Daran hatte ich nicht gedacht. Und so offenbarten sich mir diese Züge nicht in Worten, durch die Elfen streiften und Kobolde tanzten, wie ich es erwartet hatte, sondern in einer Transposition, die nicht minder diesen poetischen Ursprung bezeugte: Klein, rot und schmerbauchig verneigte sich der Rheingraf vor Frau von Villeparisis und sagte mit der Aussprache eines elsässischen Pförtners: »Ponchour, Matame la marquise.«

»Darf ich Ihnen nicht eine Tasse Tee geben oder ein Stück Torte? Die ist sehr gut«, sagte Frau von Guermantes zu mir, sie wünschte, so liebenswürdig wie möglich zu sein. »Ich mache hier im Hause die Honneurs, als wäre es mein eignes«, fügte sie spöttisch hinzu, und ihre Stimme bekam Kehllaute, als unterdrücke sie ein heiseres Lachen.

»Sie werden doch daran denken,« wandte sich Frau von Villeparisis

an Herrn von Norpois, »daß Sie dem Fürsten etwas in bezug auf die Akademie zu sagen haben?«

Frau von Guermantes senkte die Augen und beschrieb mit dem Handgelenk einen Viertelskreis, um auf die Uhr zu sehn.

»Mein Gott, es wird Zeit, daß ich mich von meiner Tante verabschiede, ich muß ja noch bei Frau von Saint-Ferréol vorsprechen, und ich esse bei Frau Leroi.«

Und sie erhob sich, ohne sich von mir zu verabschieden. Sie hatte Frau Swann bemerkt, welche etwas verlegen schien, mich hier anzutreffen. Sie erinnerte sich wohl, daß ich der erste war, dem sie gesagt hatte, sie sei von Dreyfus' Unschuld überzeugt.

»Ich will nicht, daß meine Mutter mich Frau Swann vorstellt«, sagte Saint-Loup zu mir. »Das ist eine ehemalige Hure. Ihr Mann ist Jude, und sie macht vor uns in Nationalismus. – Da ist ja mein Onkel Palamède.«

Frau Swanns Gegenwart hatte für mich ein besonderes Interesse dank einem Vorfall, welcher sich ein paar Tage vorher zugetragen hatte; er muß hier berichtet werden wegen der Ergebnisse, die er viel später zeitigen sollte und die man im gegebenen Augenblick in ihren Einzelheiten verfolgen wird. Einige Tage, bevor ich diesen Besuch machte, hatte ich einen ganz unerwarteten bekommen, und zwar von Charles Morel, dem mir unbekannten Sohne des früheren Kammerdieners meines Onkels. Dieser Onkel (der, bei dem ich die Dame in Rosa gesehn) war im vergangenen Jahre gestorben. Sein Kammerdiener hatte wiederholt die Absicht bekundet, mich zu besuchen; zu welchem Zweck, das wußte ich nicht, aber ich hätte ihn gern gesehn, denn ich wußte von Françoise, er treibe einen wahren Kultus mit dem Gedächtnis meines Onkels und pilgere bei jeder Gelegenheit auf den Kirchhof. Dann mußte er aber in seine Heimat reisen, um sich zu pflegen, und da er damit rechnete, dort lange zu bleiben, sandte er mir seinen Sohn. Zu meiner Überraschung trat ein hübscher Bursche von achtzehn Jahren bei mir ein, mehr reich als geschmackvoll gekleidet, nach allem andern eher als einem Kammerdiener aussehend. Um übrigens gleich von vornherein den Kabel, welcher ihn mit dem Bedientenstand verknüpfte, zu durchschneiden, teilte er mir mit zufriedenem Lächeln mit, er sei Stipendiat am Konservatorium. Der Zweck seines Besuches war: sein Vater hatte von den Andenken meines Onkels Adolphe einige beiseite gelegt, die er aus Schicklichkeitsgründen nicht meinen Eltern sen-

den wollte, während sie einen jungen Mann in meinem Alter interessieren könnten. Es waren Photographien berühmter Schauspielerinnen und großer Kokotten, die mein Onkel gekannt hatte, letzte Bilder seines galanten Lebens, das der alte Herr durch eine dichte Scheidewand von seinem Familienleben getrennt hatte. Während der junge Morel sie mir zeigte, fiel mir auf, daß er zu mir absichtlich wie zu seinesgleichen sprach. Möglichst oft »Sie« und möglichst selten »Monsieur« zu sagen, machte ihm wohl um so mehr Freude, als sein Vater zu meinen Verwandten immer in der dritten Person gesprochen hatte. Fast alle Photographien trugen eine Widmung wie: »Meinem besten Freund«. Eine weniger dankbare und boshaftere Schauspielerin hatte geschrieben: »Dem besten der Freunde« – das gab ihr, wie man mir versichert hat, die Möglichkeit zu sagen, mein Onkel sei bei weitem nicht ihr bester Freund gewesen, sondern der, welcher ihr die meisten kleinen Dienste geleistet habe, der Freund, dessen sie sich bediente, ein vortrefflicher Mann, beinahe schon ein alter Trottel. So sehr der junge Morel sich bemühte, von seiner Herkunft loszukommen, man fühlte, der Schatten meines Onkels Adolphe, welcher in den Augen des alten Kammerdieners ehrwürdige, übergroße Maße angenommen hatte, schwebte auch noch fast heilig über Kindheit und Jugend des Sohnes. Während ich die Photographien betrachtete, sah Charles Morel sich in meinem Zimmer um. Und als ich nach einem Platz für sie suchte, sagte er (und brauchte dabei den Vorwurf nicht in den Ton zu legen, er lag schon deutlich genug in den Worten): »Wie kommt es, daß ich nicht ein einziges Bild Ihres Onkels in Ihrem Zimmer sehe?« Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg und stotterte: »Ich glaube, ich habe keins.«

»Wie, Sie haben keine einzige Photographie Ihres Onkels Adolphe, der Sie so lieb hatte! Ich werde Ihnen eine schicken von den vielen, die mein alter Herr hat, ich hoffe, Sie werden ihr den Ehrenplatz geben hier über der Kommode, die Sie ja auch von Ihrem Onkel haben.« Da ich nicht einmal von meinem Vater noch von meiner Mutter eine Photographie in meinem Zimmer hatte, war es eigentlich nicht so schlimm, daß auch von meinem Onkel Adolphe keine da war. Aber, wie sich erraten läßt, war für Morel – und diese Anschauung hatte er seinem Sohne eingeprägt – mein Onkel die bedeutende Persönlichkeit in der Familie, von der auf meine Eltern nur ein Abglanz fiel. Ich selbst stand in höherer Gunst, weil mein Onkel

immer wieder von mir sagte, ich sei eine Art Racine oder Vaulabelle, und Morel mich nahezu als einen Adoptivsohn betrachtete, welchen mein Onkel sich erwählt hatte. Es wurde mir bald deutlich, daß Morels Sohn ein richtiger »Streber« war. Er fragte mich gleich bei diesem ersten Zusammensein, ob ich nicht einen Dichter kenne, der bei den »Aristos« in Ansehn stehe, er komponiere nämlich auch ein bißchen und sei imstande, ein paar Verse in Musik zu setzen. Ich nannte ihm einen Namen. Er kannte die Werke dieses Dichters nicht, hatte nie seinen Namen – den er sich gleich aufschrieb – gehört. Wie ich erfahren habe, hat er bald danach an diesen Dichter geschrieben, er sei ein fanatischer Bewunderer seiner Werke, habe ein Sonett von ihm in Musik gesetzt und würde sich glücklich schätzen, wenn der Verfassser des Textes dies Lied bei der Gräfin*** vortragen ließe. Das war etwas voreilig und entlarvte seinen Plan. Der Dichter fühlte sich beleidigt und antwortete nicht.

Nebenbei bemerkt, schien Charles Morel neben dem Ehrgeiz auch eine lebhafte Neigung zur greifbareren Wirklichkeit zu besitzen. Er hatte im Hof Jupiens Nichte bemerkt, die an einer Weste arbeitete. Er sagte, er brauche gerade eine »Phantasie«weste, und daran merkte ich, das junge Mädchen habe einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Er genierte sich nicht, mich zu bitten, ich möchte ihn hinunterbegleiten und vorstellen, »aber nicht in meiner Beziehung zu Ihrer Familie, Sie verstehn; was meinen Vater betrifft, rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit. Sagen Sie nur, einer Ihrer Freunde, ein großer Künstler, Sie wissen ja, auf Handelsleute muß man Eindruck machen.« Er legte mir nah, da ich – das verstehe er – bei unserer kurzen Bekanntschaft nicht »lieber Freund« zu ihm sagen könne, vielleicht auch vor dem jungen Mädchen ihn nicht gerade »lieber Meister – obwohl eigentlich –, so doch, wenn Sie Lust haben, lieber großer Künstler« zu nennen; aber ich vermied im Laden, ihn zu »qualifizieren«, wie Saint-Simon gesagt hätte, und begnügte mich, auf sein »Sie« mit »Sie« zu erwidern. Unter etlichen Samtstücken verfiel er auf eines von lebhaftestem schreienden Rot; die Weste, die er sich daraus machen ließ, konnte er später trotz seines schlechten Geschmacks nie tragen. Das junge Mädchen machte sich mit den beiden »Lehrmädchen« wieder an ihre Arbeit, aber offenbar war der Eindruck gegenseitig gewesen, und Morel, den sie für ihresgleichen (nur eleganter und reicher) hielt, gefiel ihr außerordentlich. Zu meiner großen Verwunderung hatte ich unter den Photo-

graphien, die mir Morels Vater schickte, ein Porträt der Miß Sacripant (das heißt: Odette) von Elstir gefunden, und als ich Charles Morel nun bis ans Haustor begleitete, sagte ich zu ihm: »Ich fürchte, Sie werden mir da nicht Bescheid sagen können. Kannte mein Onkel diese Dame gut? Ich weiß nicht, in welche Epoche seines Lebens ich sie einordnen soll; und das interessiert mich wegen Herrn Swann ...« – »Ach, gerade das hab ich vergessen, mein Vater empfahl mir, auf diese Dame Sie hinzuweisen. Am letzten Tag, an dem Sie Ihren Onkel gesehn haben, frühstückte diese Halbweltdame bei ihm. Mein Vater wußte nicht recht, ob er Sie einlassen solle. Sie scheinen dieser leichtfertigen Frau sehr gefallen zu haben, sie hoffte, Sie wiederzusehn. Aber gerade in diesem Moment gab es, nach dem, was mir mein Vater gesagt hat, Zank in der Familie, und Sie haben Ihren Onkel nie wiedergesehn.« Dabei lächelte er noch einmal von weitem zum Abschied Jupiens Nichte zu. Sie sah ihm nach: gewiß bewunderte sie sein mageres, regelmäßiges Gesicht, das weiche Haar und die muntern Augen. Als ich ihm die Hand gab, dachte ich an Frau Swann: Seltsam. Beide Frauen waren so weit und so verschieden voneinander, aber von nun an mußte ich wohl Frau Swann mit der »Dame in Rosa« identifizieren.

Es dauerte nicht lange, so saß Herr von Charlus neben Frau Swann. Zu Männern herablassend und von den Frauen umschmeichelt, verstand er in jeder Gesellschaft, die er besuchte, schnell mit der elegantesten sich zusammenzutun; von ihrer Kleidung fühlte er sich mit geschmückt. In seinem Gehrock oder Frack glich dann der Baron den Bildern, auf denen große Koloristen neben einem Mann in Schwarz einen hellfarbigen Mantel über einen Stuhl fallen lassen, den er zu einem Maskenball anlegen wird. Durch solch ein Nebeneinander – meistens mit irgendeiner Hoheit – verschaffte sich Herr von Charlus auffallende Vornehmheit, wie er sie liebte. Daraus ergab es sich, zum Beispiel, daß bei einem Fest die Herrin des Hauses Herrn von Charlus an der Spitze der Tafel Platz nehmen ließ, umgeben von Damen, während die andern Männer sich unten drängten. Auch sah es dann aus, als sei er ganz davon in Anspruch genommen, seiner entzückten Nachbarin mit lauter Stimme ergötzliche Geschichten zu erzählen, und das enthob ihn der Pflicht, den andern Guten Tag zu sagen, und überhaupt jeder Ehrenbezeugung. Hinter der parfümierten Schranke, welche ihm die erwählte Schönheit er-

richtete, war er mitten in einem Salon so abgeschlossen, als säße er in einer Loge mitten im Theatersaal, und begrüßte man ihn, sozusagen, durch die Schönheit seiner Gefährtin hindurch, so war es zu entschuldigen, daß er nur kurz, ohne sein Gespräch mit der Dame zu unterbrechen, Bescheid tat. Gewiß besaß Frau Swann nicht den Rang der Frauen, mit denen er sich so zur Schau zu stellen liebte. Aber er betonte gern seine Bewunderung für sie und seine Freundschaft zu Swann, wußte, daß sein Eifer ihr schmeicheln werde, und ihm selbst schmeichelte es, mit der hübschesten Frau, die zugegen war, sich zu kompromittieren.

Frau von Villeparisis war übrigens nur halb zufrieden, daß Herr von Charlus sie besuchte. Er seinerseits hatte viel an seiner Tante auszusetzen, liebte sie aber sehr. Allein von Zeit zu Zeit bildete er sich ein, sie habe ihm Unrecht getan, verfiel in plötzlichen Zorn und schrieb hemmungslos heftige Briefe an sie, in denen er ihr mit Kleinigkeiten kam, die er bis dahin nicht bemerkt zu haben schien. Ein Beispiel dafür kann ich berichten, mit dem mich mein Aufenthalt in Balbec vertraut machte. Frau von Villeparisis war in Sorge gewesen, nicht genug Geld mitgenommen zu haben, um noch länger in Balbec zu bleiben, und da sie aus Geiz und Furcht vor überflüssigen Ausgaben nicht gern Geld aus Paris sich kommen lassen wollte, hatte sie von Herrn von Charlus dreitausend Franken geborgt. Einen Monat später ärgerte er sich aus unbedeutendem Anlaß über seine Tante und verlangte telegraphische Überweisung des Geldes. Er erhielt zweitausendneunhundertneunzig und einige Franken. Ein paar Tage später sah er seine Tante in Paris und erwähnte mitten in freundschaftlichem Gespräch ganz sanft den Irrtum, welchen die mit der Sendung beauftragte Bank begangen habe. »Aber da liegt kein Irrtum vor,« antwortete Frau von Villeparisis, »die telegraphische Postanweisung kostet sechs Frank fünfundsiebzig.« »Ach so! Es geschah absichtlich, dann ist es in Ordnung«, erwiderte Herr von Charlus. »Ich hatte es Ihnen nur für den Fall, daß Sie nichts davon wüßten, gesagt, denn in diesem Falle könnten Sie, wenn die Bank Leuten gegenüber, die Ihnen weniger nahe stehn als ich, ebenso vorgeht, Verdruß haben.« – »Nein, nein, es liegt kein Irrtum vor.« – »Im Grunde haben Sie vollkommen recht gehabt«, schloß Herr von Charlus heiter und küßte seiner Tante zärtlich die Hand. Er war ihr auch durchaus nicht böse und fand die kleine Knauserei nur komisch. Aber einige Zeit danach glaubte er, seine

Tante wolle ihn in einer Familienangelegenheit hintergehn und »eine ganze Verschwörung gegen ihn anstiften«, und als sie sich ziemlich ungeschickt hinter Geschäftsleuten – und gerade denen, die er mit ihr gegen sich im Bunde argwöhnte – verschanzte, hatte er ihr einen Brief geschrieben, der von Wut und Unverschämtheit überfloß. »Nicht genug damit, daß ich mich rächen werde,« fügte er in der Nachschrift hinzu, »ich werde Sie lächerlich machen. Von morgen ab erzähle ich aller Welt die Geschichte von der telegraphischen Postanweisung und den sechs Frank fünfundsiebzig, die Sie von den mir entliehenen dreitausend Franken mir vorenthalten haben, entehren werde ich Sie.« Statt dessen ging er am nächsten Tage zu seiner Tante Villeparisis, bat sie um Verzeihung und bedauerte, einen Brief geschrieben zu haben, in dem wahrhaft abscheuliche Sachen standen. Wem sollte er jetzt übrigens noch die Geschichte von der telegraphischen Postanweisung erzählen? Jetzt, da er keine Rache, sondern aufrichtige Versöhnung wollte, hätte er die Geschichte von der Postanweisung gewiß verschwiegen. Vorher aber hatte er, obwohl er sehr gut mit seiner Tante stand, sie überall erzählt, und zwar ganz ohne Bosheit, nur zum Lachen, und weil er die Indiskretion selber war. Aber Frau von Villeparisis hatte nichts von seinen Erzählungen erfahren. Als sie nun seinem Briefe entnahm, er gedenke, sie zu entehren, indem er eine Handlungsweise von ihr verbreite, die nach seiner eignen Erklärung völlig berechtigt gewesen war, kam ihr der Gedanke, er habe sie damals betrogen und lüge, wenn er so tue, als liebe er sie. Beide hatten sich wieder beruhigt, aber keiner von beiden wußte genau, was der andere sich von ihm denke. Hier liegt sicher ein etwas eigentümlicher Fall von intermittierendem Zwist vor. Anderer Art waren Zwistigkeiten zwischen Bloch und seinen Freunden. Wieder anders die des Herrn von Charlus mit Personen, die, wie man sehn wird, von Frau von Villeparisis sehr verschieden waren. Trotzdem muß man bedenken, die Meinung, welche wir voneinander haben, unsere Freundschafts- und Familienbeziehungen stehn nur scheinbar fest, bleiben in ewiger Bewegung wie das Meer. Daher gibt es soviel Gerüchte von Scheidung zwischen Gatten, die vollkommen einträchtig schienen und bald nachher einer vom andern liebevoll sprechen, daher sagt ein Freund über den andern schändliche Dinge – wir hielten sie für unzertrennlich und werden, ehe wir uns von unserer Überraschung noch erholen konnten, sie wieder versöhnt finden –, daher zerfallen in so kurzer Zeit Bündnisse zwischen Völkern.

»Mein Gott, sieh dir bloß an, wie mein Onkel und Frau Swann warm miteinander werden«, sagte Saint-Loup zu mir. »Und Mama kommt in ihrer Unschuld dazwischen. Dem Reinen ist alles rein.«

Ich betrachtete Herr von Charlus. Das Büschel seiner grauen Haare, das lächelnde Auge, dessen Braue das Monokel hob, die rote Blume im Knopfloch bildeten die beweglichen Winkel eines deutlichen, zuckend bewegten Dreiecks. Ich hatte nicht gewagt, ihn zu begrüßen, denn er hatte mir kein Zeichen gegeben. Obwohl er nicht nach meiner Seite gewandt saß, war ich doch überzeugt, er habe mich gesehn. Während er Frau Swann, deren herrlicher, violettbrauner Mantel bis über sein Knie glitt, Geschichten erzählte, irrten seine Augen wie die eines Straßenverkäufers ohne Erlaubnisschein, der das Auftauchen der »Polypen« fürchtet, umher und hatten sicher alle Winkel und Ecken des Salons durchforscht und alle Personen entdeckt, die zugegen waren. Herr von Châtellerault kam, ihm Guten Tag zu sagen, und nicht eher verriet ein Zug im Gesicht des Herrn von Charlus, er habe den jungen Herzog bemerkt, als bis dieser dicht vor ihm stand. Immer, wenn Herr von Charlus wie hier in größerer Gesellschaft war, setzte er dies Dauerlächeln ohne bestimmte Richtung und besonderes Ziel auf, es war immer schon früher vorhanden als die Grüße der Ankommenden, und wenn diese in seine Zone gerieten, so hatte es nichts Liebenswürdiges für sie. Allein, ich mußte doch Frau Swann Guten Tag sagen. Da sie aber nicht wußte, ob ich Frau von Marsantes und Herrn von Charlus kenne, so war sie ziemlich kühl, sie fürchtete gewiß, ich werde sie bitten, mich vorzustellen. Ich ging also auf Herrn von Charlus zu, und gleich tat es mir leid, denn obwohl er mich sehr gut sehn mußte, ließ er sich nichts davon anmerken. Als ich mich vor ihm verbeugte, begegnete mir entfernt von seinem Körper, von dem er mit ganzer Länge seines ausgestreckten Armes mich abhielt, ein Finger, der – man hätte meinen sollen – seines Bischofringes beraubt war, dessen geweihte Stätte der Baron zum Kusse darbot; es mußte aussehn, als habe ich ohne Wissen des Herrn von Charlus einen Einbruch begangen, für den er mir auf Lebenszeit die Verantwortung zuschob, und sei in die Streuzone seines anonymen leerstehenden Lächelns vorgedrungen. Seine Kälte konnte Frau Swann nicht gerade sehr ermutigen, die ihre aufzugeben.

»Wie abgespannt und nervös du aussiehst«, sagte Frau von Marsan-

tes zu ihrem Sohn, welcher herzugetreten war, um Herrn von Charlus Guten Tag zu sagen.

Und in der Tat schienen Roberts Blicke von Zeit zu Zeit in eine Tiefe zu dringen, die sie dann sogleich wieder ließen, wie ein Taucher, welcher den Grund berührt hat. Dieser Grund, dessen Berührung Robert so schmerzte, daß er ihn gleich verließ, um einen Augenblick später wieder zu ihm zurückzukehren, war der Gedanke, daß er mit seiner Geliebten gebrochen habe.

»Das macht nichts,« fuhr seine Mutter fort und streichelte ihm die Wange, »das macht nichts, es tut gut, seinen kleinen Burschen zu sehn.«

Doch diese Zärtlichkeit schien Robert nur zu reizen, und so zog Frau von Marsantes ihren Sohn in den Hintergrund des Salons, wo vor runder, gelbseiden bespannter Wand ein paar Beauvaissessel ihre veilchenblauen Stickereien zusammendrängten, daß sie sich wie purpurne Schwertlilien in ein Feld von Butterblumen mischten. Jetzt war Frau Swann allein, und da sie bemerkt hatte, ich sei mit Saint-Loup bekannt, winkte sie mich zu sich heran. Ich hatte sie lange nicht gesehn und wußte nicht, was ich ihr sagen sollte. Meinen Hut verlor ich unter all denen, die auf dem Teppich standen, nicht aus dem Auge, aber neugierig war ich, wem ein Hut gehören könne, der im Futter ein G unter einer Grafenkrone hatte, aber nicht der des Herzogs von Guermantes war. Ich wußte doch die Namen aller Gäste, keiner, dem dieser Hut gehören konnte, war darunter.

»Wie sympathisch Herr von Norpois ist«, sagte ich zu Frau Swann und wies auf ihn. »Robert von Saint-Loup hat mir zwar gesagt, er sei ein Greuel, aber ...«

»Er hat recht«, antwortete Frau Swann.

Ich sah ihr an, sie dachte dabei an etwas, das sie mir verschwieg, und begann, mit Fragen ihr zuzusetzen. Sie nahm mich in eine Ecke: gern wollte sie von irgendjemand mit Beschlag belegt erscheinen, in einem Salon, wo sie fast niemanden kannte.

»Ich glaube sicher zu wissen, was Herr von Saint-Loup Ihnen hat sagen wollen, aber sagen Sie es ihm nicht wieder, er würde mich schwatzhaft finden, und ich halte sehr auf seine Achtung, ich bin ein ›Ehrenmann‹, müssen Sie wissen. Letzthin hat Charlus bei der Fürstin Guermantes gespeist; wie das Gespräch auf Sie gekommen ist, weiß ich nicht. Da soll Herr von Norpois zu ihnen gesagt haben – es ist albern, machen Sie sich keine Gedanken darüber, nie-

mand hat es ernst gekommen, man wußte ja, aus welchem Mund es kam –, Sie seien ein halb hysterischer Schmeichler.«
Schon früher hatte ich erzählt, wie sehr es mich verblüffte, daß ein Freund meines Vaters wie Herr von Norpois in solchen Ausdrükken von mir sprechen konnte. Jetzt verblüffte es mich noch viel mehr, daß meine Erregung damals an jenem weit zurückliegenden Tage, als ich von Frau Swann und Gilberte sprach, der Fürstin Guermantes bekannt sei, von der ich glaubte, daß sie mich gar nicht kenne. Jede unserer Handlungen und Gebärden und jedes unserer Worte ist von der »Welt«, von den Leuten, die sie nicht unmittelbar wahrgenommen haben, durch eine Sphäre getrennt, deren Durchdringlichkeit unendlich wechselt und uns unbekannt bleibt; wir machen die Erfahrung, daß eine wichtige Äußerung, die wir sehr gern verbreitet gesehn hätten (wie etwa meine begeisterten Worte über Frau Swann, die ich jeden bei jeder Gelegenheit hören ließ, hoffend, von soviel ausgestreutem Samen würde doch ein Korn aufgehn), öfter gerade wegen unseres heftigen Dranges sofort ins Nichts versinkt, wie sollten wir also darauf kommen, ein winziges Wörtchen, das wir selbst schon vergessen, ja gar nicht ausgesprochen haben, das nur ein ungenaues Echo eines ganz andern Wortes ist, könne in ununterbrochenem Marsch auf weite Entfernungen verpflanzt werden – in meinem Fall bis zur Fürstin Guermantes –, um auf unsere Unkosten das Ergötzen der Götter bei ihrem Schmause zu bilden. Was wir von unserm Benehmen behalten haben, davon weiß unser nächster Nachbar nichts mehr; Worte, die wir selbst vergessen, ja vielleicht nie ausgesprochen haben, werden am Ende noch Heiterkeit auf einem andern Planeten erwecken; das Bild, das die andern von unserm Tun und Treiben sich machen, ist dem, was wir uns selbst machen, so ungleich wie einer Zeichnung ein mißlungener Durchschlag, auf dem bald dem schwarzen Strich eine leere Fläche, bald dem hellen Fleck ein Umriß entspricht, den man nicht versteht. Dabei ist vielleicht, was nicht übertragen zu sein scheint, ein unwirklicher Zug, den wir aus Selbstgefälligkeit sehn, und es eignet uns gerade das, was wir für hinzugetan halten, ist aber so wesentlich, daß es unserm Bewußtsein entgeht. Der Probeabzug, der uns so unähnlich scheint, hat bisweilen die nicht gerade schmeichelhafte, aber tiefe und nützliche Wahrheit einer Röntgenphotographie. Darin brauchen wir deshalb uns durchaus nicht wiederzuerkennen. Wenn

man einem, der gewohnt ist, seinem schönen Gesicht und seiner schönen Gestalt im Spiegel zuzulächeln, deren Röntgenaufnahme zeigen würde, er hätte vor dem knochigen Gestell, das ihn bedeuten soll, denselben Verdacht, hier liege ein Irrtum vor, wie jener Ausstellungsbesucher, der vor dem Bildnis einer jungen Frau im Katalog liest: »Lagerndes Dromedar«. Später sollte ich den Abstand zwischen dem Bild, das wir selbst von uns zeichnen, und dem, das andere von uns haben, bei andern Leuten erkennen, die glückselig inmitten einer Sammlung Photographien lebten, die sie selbst von sich gemacht hatten, während ringsum scheußliche Abbilder ihnen selbst meistens unsichtbar grinsten, vor denen sie erstarrten, wenn ein Zufall sie ihnen zeigte, ihnen sagte: »Das bist du.« Vor einigen Jahren wäre ich glücklich gewesen, Frau Swann sagen zu können, mit welchem Hintergedanken ich zu Herrn von Norpois so liebevoll gewesen war, denn dieser Hintergedanke war der Wunsch gewesen, sie kennen zu lernen. Aber damit war es vorbei, ich liebte ihre Tochter Gilberte nicht mehr. Anderseits gelang es mir nicht, Frau Swann mit der Dame in Rosa aus meiner Kindheit zu identifizieren. So sprach ich denn von der Frau, die mich in diesem Augenblick beschäftigte.

»Haben Sie vorhin die Herzogin von Guermantes gesehn«, fragte ich Frau Swann.

Da aber die Herzogin Frau Swann nicht zu grüßen pflegte, wollte diese so tun, als sei für sie Frau von Guermantes eine uninteressante Person, deren Gegenwart einem gar nicht auffällt.

»Ich weiß nicht, habe nicht *realisiert*«, antwortete sie mürrisch mit einem aus dem Englischen übernommenen Ausdruck.

Und ich hätte doch gern nicht nur über Frau von Guermantes selbst, sondern auch über alle Wesen, die ihr nahe standen, Auskunft bekommen. Ganz wie Bloch, taktlos wie eben Leute, die in der Unterhaltung nicht dem andern zu gefallen, sondern selbstsüchtig Punkte, die sie interessieren, aufzuklären suchen, wandte ich mich, um mir das Leben der Frau von Guermantes genau vorstellen zu können, an Frau von Villeparisis mit einer Frage über Frau Leroi.

»Ja, ich weiß,« antwortete diese mit gekünstelter Herablassung, »die Tochter dieses protzigen Holzhändlers. Ich weiß, sie empfängt jetzt, aber ich muß Ihnen sagen, ich bin zu alt, um neue Bekanntschaften zu machen. Ich habe so interessante und liebenswürdige

Leute gekannt, ich glaube, Frau Leroi hätte mir wirklich nichts Neues zu geben.«

Frau von Marsantes übernahm für die Marquise die Hausfrauenpflichten; sie stellte mich dem Fürsten vor, und ehe sie noch damit fertig war, stellte Herr von Norpois mich auch seinerseits mit den wärmsten Empfehlungen vor. Vielleicht kam es ihm gelegen, höflich zu mir zu sein, ohne dabei seinen Kredit zu beeinträchtigen, da ich ja gerade schon vorgestellt worden war, vielleicht meinte er, ein Ausländer wisse, wenn er auch noch so bekannt sei, nicht genau in französischen Salons Bescheid und könne meinen, ich sei ein junger Mann aus den vornehmen Kreisen; vielleicht wollte er nur eins seiner Vorrechte als Botschafter ausüben und diese Vorstellung durch seine Empfehlung gewichtiger machen; es mochte aber auch sein Geschmack am Altertümlichen mitspielen, und er ließ den alten, für die Hoheit schmeichelhaften Brauch zu Ehren des Fürsten wiederaufleben, daß zwei »Paten« notwendig seien, um ihm vorgestellt zu werden.

Frau von Villeparisis interpellierte Herrn von Norpois über Frau Leroi, da sie das Bedürfnis fühlte, mir von ihm erklären zu lassen, sie habe es nicht zu bedauern, daß sie diese nicht kenne.

»Nicht wahr, Herr Botschafter, Frau Leroi ist keine interessante Persönlichkeit und steht nicht auf der Höhe derer, die hier verkehren, ich hatte Recht, sie nicht heranzuziehen.«

Ob er nun sein unabhängiges Urteil wahren wollte oder einfach müde war, Herr von Norpois erwiderte nur mit einer achtungsvollen Verbeugung, die weiter nichts besagte.

»Es gibt doch recht komische Leute«, sagte Frau von Villeparisis lachend. »Wollen Sie mirs glauben: heute besuchte mich ein Herr, der mir einreden wollte, es mache ihm mehr Vergnügen, meine Hand zu küssen als die einer jungen Frau.«

Ich begriff gleich, es handele sich um Herrn Legrandin. Herr von Norpois lächelte und zwinkerte ein wenig mit den Augen, als fände er diese Lüsternheit ganz natürlich und dem Betreffenden nicht zu verdenken, fast als sei er bereit, diesen Anfang eines Romans zu verzeihen oder gar mit der widernatürlichen Nachsicht eines Voisenon oder Crébillon des Jüngern zu ermutigen.

»So manche junge Frauenhand wäre außerstande zu machen, was ich da gesehn habe«, sagte der Fürst und zeigte auf Frau von Villeparisis' angefangene Aquarelle.

Und er fragte sie, ob sie die Blumen von Fantin-Latour in der letzten Ausstellung gesehn habe.
»Sie sind ersten Ranges, ein schönes Stück Malerei von einem Meister der Palette, wie sie heute sagen,« erklärte Herr von Norpois, »allein, sie können meines Erachtens den Vergleich mit denen von Frau von Villeparisis nicht aushalten; bei denen hier erkenne ich das Kolorit der Blume deutlicher.«
Zugegeben, diese Worte wurden dem früheren Botschafter von der Parteilichkeit eines alten Liebhabers, der Gewohnheit zu schmeicheln, dem Vorurteil eines kleinen Freundeskreises diktiert, sie bewiesen doch, auf welch einem Mangel an wahrem Geschmack das künstlerische Urteil der guten Gesellschaft beruht, wie willkürlich es sich von einem Nichts zu den schlimmsten Verschrobenheiten treiben und dabei von keinem wirklich empfundenen Eindruck auf diesem Wege sich hemmen läßt.
»Es ist kein Verdienst, wenn ich die Blumen kenne, ich habe immer in Wiesen und Feldern gelebt«, antwortete bescheiden Frau von Villeparisis. »Aber«, wandte sie sich anmutig an den Fürsten, »wenn ich schon in frühster Jugend etwas ernstere botanische Kenntnisse gehabt habe als andere Kinder vom Lande, verdanke ich das einem hervorragenden Landsmann von Ihnen, Herrn von Schlegel. Ich begegnete ihm in Broglie, wohin mich meine Tante Cordelia (Marschallin von Castellane) mitgenommen hatte. Wie ich mich noch sehr genau erinnere, brachten ihn Herr Lebrun, Herr von Salvandy und Herr Doudan auf Blumen zu sprechen. Ich war ein ganz kleines Mädchen und konnte nicht recht verstehn, was er sagte. Aber er spielte gern mit mir, und als er in Ihre Heimat zurückgekehrt war, schickte er mir ein schönes Herbarium zur Erinnerung an eine Spazierfahrt im Phaethon nach dem Val Richer, bei der ich auf seinen Knien eingeschlafen war. Dies Herbarium habe ich immer aufgehoben und daraus vieles, was sonderbar an Blumen ist, gelernt und was mir sonst nicht aufgefallen wäre. Als Frau von Barante einige Briefe der Frau von Broglie veröffentlicht hat – sie waren schön und etwas affektiert wie sie selbst –, hoffte ich, darin etwas über die Unterhaltungen mit Herrn von Schlegel zu finden. Aber sie war eine Frau, welche in der Natur nur Beweisgründe für die Religion suchte.«
Robert rief mich in den Hintergrund des Salons, wo er mit seiner Mutter war.

»Du warst so nett mit mir,« sagte ich zu ihm, »wie soll ich dir danken? Können wir morgen Abend zusammen essen?«

»Ja, wenn du willst, aber dann mit Bloch; ich bin ihm vor der Tür begegnet; erst war er einen Augenblick kühl, weil ich, unabsichtlich, zwei Briefe von ihm unbeantwortet gelassen hatte (er hat mir nicht etwa gesagt, das sei der Grund seiner Verstimmung, aber ich habe es gemerkt), dann aber wurde er so liebevoll, daß ich mich gegen einen so guten Freund nicht undankbar zeigen kann. Unter uns, wenigstens von seiner Seite, wie ich merke, eine Freundschaft auf Leben und Tod.

Ich glaube nicht, daß Robert sich darin vollkommen täuschte. Wenn Bloch jemanden wütend verleumdete, war das bei ihm oft nur die Folge einer lebhaften Zuneigung, die er unerwidert glaubte. Er hatte wenig Phantasie für das Leben anderer, es kam ihm nicht in den Sinn, man könne krank oder verreist oder dergleichen gewesen sein; ein achttägiges Schweigen bedeutete für ihn sofort gewollte Kälte. So habe ich auch nie glauben können, daß seine schlimmsten Ausfälle gegen Freunde und später als Schriftsteller sehr tief gingen. Sie verschlimmerten sich noch, wenn man mit eisiger Würde oder mit einem Gemeinplatz erwiderte, das reizte ihn, seine Angriffe zu verdoppeln, aber warmer Zuneigung konnten sie meist nicht standhalten.

»Du sagtest, ich sei nett mit dir gewesen,« fuhr Saint-Loup fort, »das war ich durchaus nicht, aber meine Tante hat mir gesagt, du weichest ihr aus, sagest kein Wort zu ihr. Sie fragt sich, ob du nicht etwas gegen sie hast.«

Wäre ich auf diese Worte hereingefallen, so war es jedenfalls ein Glück für mich, daß unsere Abreise nach Balbec nahe bevorstand und ich mich nicht mehr darum bemühen konnte, Frau von Guermantes wiederzusehn, um ihr zu versichern, ich habe nichts gegen sie; dadurch hätte ich sie gezwungen zuzugeben, daß vielmehr sie etwas gegen mich habe. Aber ich brauchte mir ja nur zu vergegenwärtigen, sie habe mich nicht einmal aufgefordert, ihre Elstirs mir anzusehn. Das war übrigens keine Enttäuschung für mich; ich hatte gar nicht erwartet, sie werde mir davon sprechen; ich wußte, ich gefiel ihr nicht und hatte keine Aussicht zu bewirken, daß sie mich liebe; wünschen konnte ich jetzt, da ich sie vor meiner Abreise von Paris nicht mehr wiedersehn sollte, nur eins: dank ihrer Güte ein ungetrübt holdes Bild von ihr nach Balbec mitzunehmen als dau-

ernden reinen Besitz statt einer mit Qual und Kummer vermischten Erinnerung.

Alle Augenblicke unterbrach Frau von Marsantes ihr Gespräch mit Robert, um mir zu sagen, wie oft er ihr von mir gesprochen habe, wie sehr er mich liebe; der Eifer, mit dem sie sich um mich bemühte, war mir fast peinlich; ich fühlte darin ihre Furcht, ihn zu verdrießen, und doch hatte sie ihn heute noch gar nicht gesehn und war ungeduldig, mit ihm allein zu sein; sie glaubte, sie habe weniger Macht über ihn als ich und müsse mich deshalb mit Vorsicht behandeln. Vorher hatte sie gehört, wie ich Bloch nach seinem Onkel Nissim Bernard fragte, und sie erkundigte sich nun, ob das der Bernard sei, der in Nizza wohne.

»Dann hat er nämlich Herrn von Marsantes vor unserer Ehe gekannt. Mein Mann hat mir oft von diesem vortrefflichen, feinfühligen und hochherzigen Mann erzählt.«

»Dann hat er wahrhaftig einmal nicht gelogen«, hätte Bloch gedacht.

Die ganze Zeit hätte ich Frau von Marsantes am liebsten gesagt, Robert hänge viel mehr an ihr als an mir, und ihr, selbst wenn sie sich feindlich gegen mich gezeigt hätte, versichert, es liege mir von Natur fern, ihn gegen sie einnehmen oder ihn ihr fortnehmen zu wollen. Seit aber Frau von Guermantes fort war, konnte ich Robert freier beobachten und bemerkte nun erst, daß schon wieder eine Art Zorn in ihm sich zusammengezogen zu haben schien.

Dachte er an die Szene vom Nachmittag und demütigte es ihn mir gegenüber, daß er sich ohne Gegenwehr von seiner Geliebten so hart hatte behandeln lassen?

Unvermittelt riß er sich von seiner Mutter, die ihm den Arm um den Nacken gelegt hatte, los, kam auf mich zu und zog mich hinter Frau von Villeparisis' beblümtes Tischchen, an das diese sich wieder gesetzt hatte. Er winkte mir, ihm in den kleinen Salon zu folgen. Ziemlich rasch ging ich in dieser Richtung, da verließ Herr von Charlus plötzlich den Herrn von Pfaffenheim, mit dem er im Gespräch war, machte eine hastige Wendung und stand vor mir; er meinte wohl, ich wolle fortgehn. Es beunruhigte mich, daß er den Hut mit dem G und der Herzogskrone im Futter ergriffen hatte. In der Tür zum kleinen Salon sagte er mir, ohne mich anzusehn:

»Da ich sehe, Sie gehn jetzt in Gesellschaft, machen Sie mir doch das Vergnügen, mich zu besuchen. Es ist allerdings ziemlich umständ-

lich.« Er sah geistesabwesend aus und schien etwas zu berechnen; es war, als könnte ihm ein Vergnügen entgehn, sobald er die Gelegenheit versäume, mit mir die Mittel zur Verwirklichung dieses Vergnügens abzuwägen. »Ich bin wenig zu Hause. Sie müßten mir schreiben. Ich möchte Ihnen das lieber in größerer Ruhe auseinandersetzen. Ich gehe jetzt gleich fort. Wollen Sie ein paar Schritte mit mir kommen? Ich werde Sie nur einen Augenblick in Anspruch nehmen.«

»Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, Herr von Charlus,« sagte ich, »Sie haben aus Versehn den Hut eines der andern Herren genommen.«

»Sie wollen mich verhindern, meinen Hut zu nehmen?« Da mir kurz vorher dasselbe Abenteuer zugestoßen war, vermutete ich, es habe ihm jemand seinen Hut weggenommen, er habe den nächsten besten ergriffen, um nicht barhaupt nach Hause gehn zu müssen, und sei nun verlegen, weil ich seine List aufdecke. Ich sagte ihm, ich habe erst noch ein paar Worte mit Saint-Loup zu sprechen. »Er redet da gerade mit diesem Idioten, dem Herzog von Guermantes«, fügte ich hinzu. – »Sie haben ja eine reizende Ausdrucksweise, ich werde es meinem Bruder sagen.« – »Sie meinen, das könne Herrn von Charlus interessieren?« (Ich hatte mir vorgestellt, wenn er einen Bruder habe, müsse der auch Herr von Charlus heißen. Saint-Loup hatte mir zwar in Balbec einige Erklärungen darüber gegeben, aber ich hatte sie vergessen.) »Wer sagt Ihnen denn was von Herrn von Charlus?« fuhr der Baron mich grob an. »Gehn Sie zu Robert? Ich weiß, Sie haben heute teilgenommen an einer seiner Mittagsorgien mit einer Frau, die ihn entehrt. Sie sollten doch Ihren Einfluß gebrauchen, um ihm begreiflich zu machen, welchen Kummer er seiner armen Mutter und uns allen bereitet, wenn er unsern Namen durch den Schmutz zieht.«

Gern hätte ich geantwortet, bei dem entwürdigenden Frühstück habe man nur von Emerson, Ibsen und Tolstoi gesprochen und die junge Frau habe Robert gepredigt, er solle nur Wasser trinken. Um Roberts Stolz, den ich verletzt glaubte, Balsam zu spenden, versuchte ich, seine Geliebte zu entschuldigen. Ich wußte nicht, daß er in diesem Augenblick, obwohl er ihr zürnte, sich selber Vorwürfe machte. Wenn es zwischen einem Guten und einer Bösen Streit gibt, wird, selbst wenn das Recht ganz auf seiner Seite ist, immer eine Kleinigkeit unterlaufen, welche die Böse in irgendeiner Bezie-

hung nicht ganz im Unrecht erscheinen läßt. Und da sie, wenn der Gute auch nur im Geringsten ihrer bedarf und durch die Trennung entmutigt ist, alles andre über dieser Kleinigkeit vernachlässigt, wird er in seiner Schwäche sich Gedanken machen, wird sich alle die unsinnigen Vorwürfe, die man ihm gemacht hat, vergegenwärtigen und sich fragen, ob sie nicht einigen Grund haben.

»Ich glaube, ich habe in der Sache mit dem Halsband unrecht gehabt«, sagte Robert zu mir. »Gewiß hatte ich dabei keine böse Absicht, aber ich weiß, die andern stellen sich nicht auf unsern Standpunkt. Rahel hat eine harte Kindheit gehabt. Für sie bin ich eben doch der Reiche, der glaubt, für Geld könne man alles haben, und gegen den der Arme nicht kämpfen kann, ob es sich nun darum handle, Boucheron zu beeinflussen oder einen Prozeß zu gewinnen. Zweifellos war sie recht grausam, ich habe doch immer nur ihr Bestes gewollt. Aber nun merke ich, sie glaubt, ich wolle ihr zu fühlen geben, mit Geld könne man sie fesseln, und das ist nicht wahr. Was soll sich eine Frau wie sie, die mich so liebt, denn denken? Das arme Herz! Oh, wenn du wüßtest, wie zartfühlend sie ist, ich kann es dir gar nicht sagen, sie hat oft bezaubernde Dinge für mich getan. Wie unglücklich sie in diesem Augenblick sein mag! Auf jeden Fall, was auch kommen mag, ich will nicht, daß sie mich für einen gemeinen Kerl hält, ich laufe zu Boucheron und hole das Halsband. Wer weiß, wenn sie mich so handeln sieht, wird sie vielleicht ihr Unrecht einsehn. Ach, den Gedanken, daß sie in diesem Augenblick leidet, kann ich einfach nicht aushalten! Was man selbst leidet, weiß man, das ist ja nichts! Aber sie! Sich sagen müssen, sie leidet, und sichs doch nicht vorstellen können, ich glaube, ich könnte verrückt werden, lieber will ich sie nie wiedersehn als sie leiden lassen. Sie soll glücklich sein – ohne mich, wenns sein muß –, das ist alles, was ich will. Weißt du, für mich wird alles, was sie betrifft, übermäßig, bekommt etwas Kosmisches, ich laufe zu dem Juwelier und dann zu ihr, sie um Verzeihung zu bitten, aber bis ich bei ihr bin, was wird sie von mir denken mögen. Wenn sie wenigstens wüßte, ich werde kommen! Du könntest auf alle Fälle zu ihr gehn; wer weiß, vielleicht läßt sich alles in Ordnung bringen. Vielleicht« – und er lächelte, als wage er nicht an solch einen Traum zu glauben – »essen wir drei heut Abend auf dem Lande. Aber man kann doch nicht wissen, ich bin so ungeschickt mit ihr; arme Kleine, ich werde sie vielleicht wieder verletzen. Und dann ist ihr Entschluß vielleicht unwiderruflich.«

Mit einmal zog mich Robert mit zu seiner Mutter.
»Auf Wiedersehn,« sagte er, »ich muß fort. Ich weiß nicht, wann ich wieder Urlaub bekomme, sicher nicht vor einem Monat. Ich schreibe es dir, sobald ichs weiß.«
Robert gehörte durchaus nicht zu den Söhnen, die in Gesellschaft zu ihrer Mutter sich gereizt benehmen, als müßten sie damit ihr höflich lächelndes Entgegenkommen den Fremden gegenüber ausgleichen. Sehr verbreitet ist diese hassenswerte Art Rache bei Leuten, die sich vermutlich einbilden, Grobheit gegen die Angehörigen ergänze auf ganz natürliche Weise die zeremonielle Haltung in der Gesellschaft. Was die arme Mutter auch sagen mag, der Sohn schlägt – als habe er nur wider Willen sich mitnehmen und wolle sie seine Gegenwart büßen lassen – sofort mit spöttischem, unzweideutigen, grausamen Widerspruch nieder, was sie schüchtern vorbringt; und gleich ordnet die Mutter, ohne es dadurch zu entwaffnen, der Meinung dieses höheren Wesens sich unter und wird den Sohn, wenn er abwesend ist, weiter vor jedermann rühmen und entzückend finden, obwohl sie alles Harte von ihm erfuhr. Saint-Loup war ganz anders, aber Rahels Abwesenheit hatte ihn in eine angstvolle Spannung versetzt, die ihn in mancher Hinsicht nicht minder hart gegen seine Mutter machte, als jene Söhne gegen ihre Mütter es sind. Und als er zu ihr sprach, sah ich wieder bei Frau von Marsantes den »Flügelschlag«, den sie bei ihres Sohnes Ankunft nicht hatte unterdrücken können, und wieder richtete sie sich hoch auf; jetzt aber, um mit bangem Gesicht und trostlosen Augen an ihm zu hängen.
»Wie? Du gehst, Robert? Es ist dein Ernst? Mein Junge! Den einzigen Tag, an dem ich dich haben konnte!« Und sehr leise, in natürlichstem Ton, mit einer Stimme, aus der sie allen Kummer zu entfernen suchte, um dem Sohne kein vielleicht quälendes oder nur nutzloses Mitleid einzuflößen, setzte sie – als wäre es nur ein Einwand der gesunden Vernunft – hinzu:
»Weißt du, das ist nicht sehr nett von dir.«
Dieser einfachen Wendung gab sie viel Schüchternheit mit, um ihm zu zeigen, sie unternehme nichts gegen seine Freiheit, viel Zärtlichkeit, damit er ihr nicht vorwerfe, sie stehe seinen Freuden im Wege; Saint-Loup verspürte deutlich in sich die Gefahr, gerührt zu werden, und das hätte ihn hindern können, den Abend mit seiner Freundin zu verbringen. Daher geriet er in Zorn:

»Schade; aber ob nett oder nicht, so ists nun einmal.« Und er machte der Mutter Vorwürfe, die er vielleicht selbst zu verdienen fühlte; Egoisten haben immer das letzte Wort; ihr Entschluß ist unerschütterlich; umsonst wendet man sich, um sie davon abzubringen, an ihr Gefühl; je stärker dies ist, um so sträflicher finden sie – nicht sich mit ihrem Widerstand, sondern die, welche sie zwingen zu widerstehn, sie können hart werden bis zur äußersten Grausamkeit, und dadurch wird in ihren Augen nur die Schuld derer größer, die unzart genug sind, zu leiden und recht zu haben; die Schwäche der andern wird ihnen zum schmerzlichen Zwang, gegen das eigene Mitleid zu handeln. Übrigens gab Frau von Marsantes von selbst nach, sie fühlte, sie werde ihn ja doch nicht mehr zurückhalten.

»Ich muß dich jetzt verlassen,« sagte Saint-Loup zu mir, »halte ihn nicht zu lange auf, Mama, er hat nachher noch einen Besuch zu machen.«

Ich fühlte zwar, meine Gesellschaft konnte Frau von Marsantes kein Vergnügen machen; aber mir war es doch lieber, nicht mit Robert zusammen fortzugehn; sie sollte nicht glauben, ich nähme teil an den Vergnügungen, die sie seiner beraubten. Ich suchte nach einer Entschuldigung für das Benehmen ihres Sohnes, weniger aus Liebe zu ihm als aus Mitleid mit ihr. Aber da brach sie zuerst das Schweigen:

»Das arme Kind! Sicher habe ich ihm Kummer gemacht. Sehn Sie, Mütter sind sehr selbstsüchtig; dabei hat er doch so wenig Zerstreuung, kommt so selten nach Paris. Mein Gott, wenn er nicht schon fort wäre, würde ich ihm nachgehn, gewiß nicht, um ihn zurückzuhalten, nur um ihm zu sagen, ich sei ihm nicht böse, ich finde, er habe recht gehabt. Haben Sie etwas dagegen, daß ich auf der Treppe nachsehe?«

Und wir gingen bis dahin.

»Robert, Robert!« rief sie. »Nein, er ist fort, es ist zu spät.«

Jetzt hätte ich gern die Mission übernommen, Robert von seiner Geliebten abzubringen, ebenso gern wie ich vorhin ihm zugeraten hätte, abzureisen und ganz mit ihr zusammenzuleben. Im einen Fall hätte mich Saint-Loup als treulosen Freund angesehn, im andern seine Familie mich seinen bösen Geist genannt. Und doch war ich während dieser paar Stunden derselbe Mensch geblieben.

Wir gingen in den Salon zurück. Als sie Saint-Loup nicht wieder-

kommen sah, wechselte Frau von Villeparisis mit Herrn von Norpois den skeptisch spöttischen, ziemlich mitleidlosen Blick, mit dem man auf eine zu eifersüchtige Gattin oder eine zu zärtliche Mutter deutet (beide sind den andern nur ein Schauspiel), den Blick, der zu sagen scheint: »Da hat es wohl wieder etwas gegeben.«

Robert ging zu seiner Geliebten und brachte ihr den herrlichen Schmuck, den er ihr – nach ihren Abmachungen – nicht hätte geben dürfen. Nebenbei bemerkt, es kam aufs Gleiche hinaus: sie wollte ihn nicht, und auch in der Folgezeit gelang es ihm nie, ihn ihr aufzunötigen. Manche Freunde Roberts meinten, diese Beweise von Uneigennützigkeit seien nur Berechnung, um ihn an sich zu fesseln. Allein ihr lag wirklich nichts am Gelde, höchstens daran, es, ohne zu rechnen, ausgeben zu können. Ich habe mit angesehn, wie sie Leute, die sie für arm hielt, aufs Geratewohl mit sinnlosen Wohltätigkeiten überhäufte. »Jetzt wird sie wohl im Promenoir der Folies-Bergère sein,« sagten die Freunde zu Robert – sie wollten Rahels Uneigennützigkeit durch Verleumdung ausgleichen –, »diese Rahel ist ein Rätsel, eine richtige Sphinx.« Setzen übrigens nicht viele ausgehaltene und somit eigennützige Frauen, um ihrem Dasein einen zarten Schimmer zu geben, der Freigebigkeit des Liebhabers aus eigenem Antrieb tausend kleine Schranken?
Robert wußte fast nichts von all den Treulosigkeiten seiner Geliebten, sein Geist war beschäftigt mit Kleinigkeiten, die gar nicht in Betracht kamen neben Rahels wirklichem Leben, einem Leben, das mit jedem Tage erst begann, wenn er sie verlassen hatte. Er wußte fast nichts von all den Treulosigkeiten. Und selbst, wenn man sie ihm mitgeteilt hätte, wäre sein Vertrauen zu Rahel nicht erschüttert worden. Es waltet da ein reizendes Naturgesetz: mitten in der vielfältigsten Gesellschaft lebt man, ohne über das Wesen, das man liebt, etwas zu wissen. Auf der einen Seite des Spiegels meint der Liebende: »Sie ist ein Engel, nie wird sie sich mir hingeben, mir bleibt nichts als der Tod, und dennoch liebt sie mich, liebt mich so sehr, vielleicht ... ach nein, es ist nicht möglich.« Und berauscht von seinem Sehnen, beklommen vom Wartenmüssen, breitet er Schätze zu Füßen dieser Frau aus, eilt, Geld zu leihen, um ihr eine Sorge zu ersparen. Auf der andern Seite sind die Zuschauer, und was sie sagen, kann er nicht hören, es dringt so wenig durch die Scheidewand wie Worte von Leuten, die an einem Aquarium vor-

übergehn. »Kennen Sie die nicht?« sagen sie. »Dann beglückwünsche ich Sie, sie hat, wer weiß wieviel Leute bestohlen, zu Grunde gerichtet, ist die Schlimmste, die es nur gibt. Eine wahre Hochstaplerin. Und sie verstehts!« Mit der letzten Bemerkung hat das Publikum vielleicht nicht ganz unrecht, denn selbst der Skeptiker, der nicht richtig in diese Frau verliebt ist, dem sie nur gefällt, sagt zu seinen Freunden: »Nein, nein, mein Lieber, eine Kokotte ist das nicht; ich will nicht bestreiten, daß sie zwei oder drei kleine Abenteuer in ihrem Leben gehabt hat, aber sie ist nicht eine Frau, die man bezahlt, oder dann kostet es schon zuviel. Bei der heißts fünfzigtausend Franken oder nichts.« Er hat die fünzigtausend Franken für sie ausgegeben und hat sie einmal gehabt, sie aber hat ihm eingeredet – dabei war seine eigene Eitelkeit ihr Helfershelfer –, er sei einer von denen, die sie umsonst gehabt haben. So ist die Gesellschaft, jeder hat ein Doppelwesen; von dem, was ganz offen liegt und am meisten der Verleumdung ausgesetzt ist, kennt mancher andere nur, was er im Schoß und Schutz einer Schale, eines sanften Gespinstes aus köstlicher natürlicher Neugier wahrnimmt. Es gab in Paris zwei brave Männer, die Saint-Loup nicht grüßte, von denen er nur mit zornzitternder Stimme sprach – Frauenausbeuter nannte er sie –, Rahel hatte sie nämlich zu Grunde gerichtet.

»Nur eins werfe ich mir vor,« sagte Frau von Marsantes leise zu mir, »ich habe ihm gesagt, er sei nicht nett. Diesem herrlichen einzigen Sohn, wie es keinen zweiten gibt, das eine Mal, daß ich ihn sehe, zu sagen, er sei nicht nett! Jetzt wäre mirs lieber, ich hätte mich mit Stöcken schlagen lassen. Was ihn heut Abend auch an Vergnügen erwarten mag – und er hat wirklich nicht so viele –, ich bin sicher, mein ungerechtes Wort wird sie ihm vergällen. Aber ich halte Sie auf, Sie sind in Eile.«

In beklommenem Ton sagte mir Frau von Marsantes Auf Wiedersehn. Dieser Ton kam aus einem Gefühl für Robert; da war sie aufrichtig. Gleich aber war sie es nicht mehr, sondern wurde wieder die große Dame: »Es hat mich sehr *interessiert* und *beglückt*, ein wenig mit Ihnen zu plaudern. Vielen Dank! Vielen Dank!«

Mit demütiger Miene heftete sie dankestrunkene Blicke auf mich, als wäre meine Unterhaltung eine der größten Freuden, die sie im Leben erfahren habe. Diese liebenswürdigen Blicke paßten zu dem weißen Kleid mit den schwarzen Blumenstickereien, es waren Blicke einer großen Dame, die ihren Beruf versteht.

»Ich bin nicht in Eile, gnädige Frau,« antwortete ich, »übrigens erwarte ich Herrn von Charlus, mit dem ich zusammen fortgehn soll.«
Die letzten Worte hörte Frau von Villeparisis. Sie schien Anstoß daran zu nehmen. Wäre der Anlaß nicht so ungeeignet gewesen, ich hätte gemeint, ihr Schamgefühl sei verletzt. Aber diese Annahme kam mir gar nicht in den Sinn. Ich hatte an allen meine Freude, an Frau von Guermantes, an Saint-Loup, an Frau von Marsantes und Herrn von Charlus, dachte nicht weiter nach und schwatzte munter drauf los.
»Sie sollen mit meinem Neffen Palamède fortgehn?« fragte sie.
Ich war der Meinung, es könnte ihr nur einen günstigen Eindruck machen, daß ich zu einem Neffen Beziehungen habe, den sie so hoch schätzte. »Er hat mich aufgefordert, ihn zu begleiten«, antwortete ich freudig. »Das ist mir ein großes Vergnügen. Übrigens sind wir befreundeter als Sie glauben, gnädige Frau, und ich will mich durchaus bemühen, daß wir es noch mehr werden.«
Jetzt schien sie nicht mehr unangenehm berührt, sondern besorgt. »Warten Sie nicht auf ihn,« sagte sie mit bekümmerter Miene, »er spricht mit Herrn von Pfaffenheim. Er denkt schon nicht mehr an das, was er Ihnen gesagt hat. Gehn Sie nur schon, benutzen Sie schnell den günstigen Augenblick, ehe er sich wieder umdreht.«
Frau von Villeparisis' erste Regung hätte man unter andern Umständen auf Schamhaftigkeit zurückführen können. Die Heftigkeit, mit der sie bei ihren Einwänden blieb, konnte, aus ihrer Miene allein zu schließen, von der Tugend eingegeben erscheinen. Nun hatte ich gar keine Eile, zu Robert und seiner Geliebten zu kommen. Aber Frau von Villeparisis schien doch viel Wert darauf zu legen, daß ich ginge. Vielleicht hat sie etwas Wichtiges mit ihrem Neffen zu besprechen, dachte ich mir und sagte ihr Auf Wiedersehn. Neben ihr saß schwer in olympischer Pracht Herr von Guermantes. Die bewußte Allgegenwart seiner großen Reichtümer in all seinen Gliedern gab ihm eine besondere hochgradige Dichtigkeit; sie schienen in einen einzigen Menschenbarren zusammengeschmolzen, um dieses hochbewertete Geschöpf zu bilden. Als ich ihm Auf Wiedersehn sagte, erhob er sich höflich von seinem Sitz, und ich fühlte die träge Masse von dreißig Millionen, von altfranzösischer Erziehung in Bewegung gesetzt und in die Höhe gehoben, vor mir stehn. Ich glaubte, die Statue des Zeus von Olympia zu

sehn, die Phidias ganz in Gold gegossen haben soll. So stark war die Macht der guten Erziehung über Herrn von Guermantes, wenigstens über den Körper des Herrn von Guermantes, denn über seinen Geist herrschte sie nicht so unumschränkt. Der Herzog lachte über seine eigenen Witze, bei denen anderer verzog er keine Miene.

Auf der Treppe hörte ich hinter mir eine Stimme mich rufen:
»Das nennen Sie auf mich warten!«
Es war Herr von Charlus.
»Haben Sie etwas dagegen, daß wir ein paar Schritte zusammengehn?« fragte er trocken, als wir im Hofe waren. »Solange bis ich einen Fiaker gefunden habe, der mir zusagt.«
»Sie wollten mir von etwas sprechen, Herr von Charlus?«
»Ja, in der Tat, ich hatte Ihnen bestimmte Dinge zu sagen, aber ich weiß nicht recht, ob ich sie Ihnen sagen werde. Sicher könnten diese Dinge, wie ich glaube, der Ausgangspunkt unschätzbarer Vorteile für Sie werden. Aber ich mutmaße auch, sie würden bei meinem Alter, in dem man anfängt, Wert auf Ruhe zu legen, erhebliche Zeitverluste und Störungen in mein Dasein bringen. Ich frage mich, ob Sie die Mühe und Plage, welche ich haben würde, wert sind; ich habe nicht das Vergnügen, Sie genügend zu kennen, um das zu entscheiden. Sie haben vielleicht auch nach dem, was ich aus Ihnen machen könnte, kein so großes Verlangen, daß die Sorge und Mühe sich für mich lohnt, denn ich wiederhole Ihnen aufrichtig, mein Herr, für mich gibt es dabei nur Sorge und Mühe.«
Dann sei nicht daran zu denken, beteuerte ich. Diese Art, die Verhandlungen abzubrechen, schien nicht nach seinem Geschmack zu sein.
»Solche Höflichkeiten besagen nichts«, herrschte er mich an. »Es gibt nichts Angenehmeres, als sich für einen Menschen zu plagen, der die Mühe lohnt. Für die Besten unter uns ist das Studium der Künste, der Geschmack an antikem Kram, sind die Sammlungen, die Gärten nur ›Ersatz‹, Notbehelfe, Alibis. Im Innern unserer Tonne wollen wir wie Diogenes einen Menschen. In Ermangelung eines Bessern züchten wir Begonien, stutzen Taxus, weil Taxus und Begonien sich das gefallen lassen. Lieber aber würden wir unsere Zeit einem menschlichen Gewächs widmen, wenn wir sicher wären, daß es die Mühe lohnt. Da liegt das ganze Problem. Sie müssen sich ein wenig kennen. Lohnen Sie die Mühe oder nicht?«

»Um alles in der Welt möchte ich Ihnen keine Sorgen verursachen, Herr von Charlus,« sagte ich, »was aber mich selbst betrifft, glauben Sie mir, alles, was mir von Ihnen kommt, wird immer meine größte Freude sein. Ich bin tief ergriffen, daß Sie geneigt sind, mich so zu beachten und mir nützlich zu sein.« Zu meinem großen Erstaunen dankte er mir beinah warm und herzlich für meine Worte. Er faßte mich unter den Arm mit der intermittierenden Vertraulichkeit, die mir schon in Balbec so an ihm aufgefallen war und die der Härte seines Tonfalls widersprach. »Bei der Unachtsamkeit Ihres Alters«, sagte er, »könnten Ihnen bisweilen Worte unterlaufen, die geeignet wären, einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen uns zu schaffen. Die hingegen, die Sie eben ausgesprochen haben, gehören zu einer Art, die geeignet ist, mich zu rühren und zu veranlassen, viel für Sie zu tun.«

So gingen wir Arm in Arm, und er sagte mir liebevolle, freilich auch mit Verächtlichem durchsetzte Worte. Dabei fixierten seine Augen bald mich mit der gründlichen Schärfe und durchdringenden Härte, die mir an dem Vormittag in Balbec, als ich ihn vor dem Kasino bemerkte, zum ersten Male aufgefallen war, – ja eigentlich schon viele Jahre früher beim Rotdorn neben Frau Swann, die ich damals für seine Geliebte hielt, im Parke von Tansonville –, bald irrten sie umher und untersuchten die Fiaker, die in dieser Stunde der Ablösung ziemlich zahlreich vorüberfuhren, und zwar mit so eindringlicher Genauigkeit, daß einige hielten, da die Kutscher glaubten, man wolle sie nehmen. Aber Herr von Charlus entließ sie gleich wieder.

»Keinen kann ich brauchen«, erklärte er mir. »An den Laternen kann ich sehn, in welches Viertel sie heimfahren. Ich möchte vermeiden,« fuhr er dann fort, »daß Sie den ganz uneigennützigen, wohlwollenden Charakter des Vorschlags, den ich Ihnen machen will, etwa mißverstehn.«

Noch mehr wie in Balbec fiel mir auf, wie sehr seine Ausdrucksweise der Swanns ähnlich war.

»Sie sind, vermute ich, klug genug, um nicht anzunehmen, ich wende mich aus ›Mangel an Beziehungen‹ oder Furcht vor Einsamkeit und Langweile an Sie. Ich spreche nicht gern von mir. Aber Sie werden vielleicht davon gehört haben, ein Artikel in der *Times*, der ziemliches Aufsehn erregte, hat darauf angespielt: der Kaiser von Österreich, der mich immer mit seinem Wohlwollen geehrt hat und

auf unsere verwandtschaftlichen Beziehungen Wert legt, hat kürzlich in einem bekannt gewordenen Gespräch erklärt, hätte der Graf von Chambord einen Mann um sich gehabt, so gründlich vertraut mit den geheimen Triebfedern der europäischen Politik wie ich, er wäre heute König von Frankreich. Oft hab ich daran denken müssen, daß es in mir, nicht dank meiner schwachen Gaben, sondern durch Umstände, die Sie vielleicht eines Tages erfahren werden, einen Schatz von Erfahrung, eine Art geheimer, unschätzbarer Aktensammlung gibt; ich mochte ihn nicht mir selbst zu nutze machen, aber für einen jungen Menschen, dem ich damit in einigen Monaten ausliefern würde, was ich in mehr als dreißig Jahren erworben, was außer mir vielleicht niemand besitzt, wäre er von unabsehbarem Wert. Von den geistigen Genüssen will ich gar nicht reden, die es Ihnen bereiten wird, wenn Sie gewisse Geheimnisse erfahren, für deren Kenntnis ein Michelet unserer Tage Jahre seines Lebens geben würde, – manche Ereignisse werden dadurch ein ganz neues Aussehn für Sie bekommen. Ich spreche auch nicht nur von vollendeten Tatsachen, sondern von der Verkettung der Umstände (das war eine Lieblingswendung von Herrn von Charlus, und oft, wenn er sie anwandte, legte er die Hände wie zum Gebet aneinander, aber mit steifen Fingern, als wolle er durch diese Gebärde die Umstände, die er nicht genauer bezeichnete, und ihre Verkettung begreiflich machen). Ich könnte Ihnen eine unbekannte Erklärung nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft geben.« Herr von Charlus brach dies Thema ab und stellte mir Fragen über Bloch – als man bei Frau von Villeparisis über diesen gesprochen hatte, sah es so aus, als höre er nicht zu. Diese Fragen kamen so einzeln und beiläufig heraus, als denke er an ganz etwas anderes und rede nur mechanisch; aus bloßer Höflichkeit fragte er mich, ob mein Freund jung, schön und so weiter sei. Hätte Bloch ihn reden hören, er wäre noch mehr, aber aus ganz andern Gründen als Herrn von Norpois gegenüber, im Ungewissen gewesen, ob Herr von Charlus für oder gegen Dreyfus sei. »Sie tun ganz recht,« sagte Herr von Charlus, nachdem er mich über Bloch befragt hatte, »unter Ihren Freunden, um sich zu unterrichten, einige Ausländer zu haben.« Ich antwortete, Bloch sei Franzose. »Ah! Ich hatte gedacht, er sei Jude«, sagte Herr von Charlus. Da er dies beides als unvereinbar erklärte, mußte ich annehmen, Herr von Charlus sei ein heftigerer Dreyfusgegner als alle, denen ich begegnet war.

Allein er erhob Widerspruch gegen die Anklage auf Verrat. Aber in dieser Form: »Ich glaube, die Zeitungen behaupten, Dreyfus habe ein Verbrechen gegen sein Vaterland begangen; ich glaube, man sagt das, ich gebe nicht acht auf die Zeitungen, ich lese sie, wie ich mir die Hände wasche, und finde es nicht der Mühe wert, mich weiter dafür zu interessieren. Auf jeden Fall liegt das Verbrechen nicht vor, der Landsmann Ihres Freundes hätte ein Verbrechen gegen sein Vaterland begangen, wenn er Judäa verraten hätte, aber was hat er mit Frankreich zu tun?« Ich wandte ein, wenn es jemals einen Krieg gäbe, würden die Juden so gut mobilisiert werden wie alle andern. »Vielleicht, und es ist nicht sicher, ob man damit nicht eine Unvorsichtigkeit begehn würde. Wenn man Senegalesen und Madegassen kommen läßt, werden sie, denke ich, Frankreich nicht mit besonderer Begeisterung verteidigen, das ist ganz natürlich. Ihr Dreyfus könnte eher verurteilt werden, weil er die Regeln der Gastfreundschaft verletzt hat. Aber lassen wir das. Vielleicht könnten Sie Ihren Freund bitten, mich einem schönen Fest im Tempel beiwohnen zu lassen, einer Beschneidung oder jüdischen Gesängen. Er könnte vielleicht einen Saal mieten und mir einige biblische Divertissements vorführen, wie die Fräulein von Saint-Cyr Szenen nach Racines Psalmen spielten, um Louis XIV zu zerstreuen. Sie könnten vielleicht auch einige komische Spiele veranstalten. Zum Beispiel einen Kampf zwischen Ihrem Freund und seinem Vater, wobei er ihn verwunden würde wie David den Goliath. Das gäbe eine ganz ergötzliche Farce. Er könnte auch, wenn er im Gange ist, kräftig das alte Aas, oder wie meine Haushälterin sagt, Aß, seine Mutter verprügeln. Das täte gut und würde uns durchaus nicht mißfallen, was, Freundchen? wir lieben doch exotische Schauspiele, und so eine extraeuropäische Kreatur verprügeln, das hieße doch einem alten Kamel eine wohlverdiente Züchtigung erteilen.«

Bei diesen gräßlichen, fast verrückten Worten preßte Herr von Charlus meinen Arm so heftig, daß es weh tat. Es fiel mir ein, was seine Familie alles von der bewundernswerten Güte des Barons zu jener alten Haushälterin erzählt hatte, und ich kam auf den Gedanken, es müßte interessant sein, die bisher wenig erforschten Beziehungen zwischen Güte und Bosheit im selben Herzen, so verschieden sie im Einzelnen sein mögen, festzustellen.

Auf alle Fälle teilte ich ihm mit, Frau Bloch sei nicht mehr am Leben, und was Herrn Bloch beträfe, so frage ich mich, bis zu wel-

chem Grade er an einem Spiel Gefallen finden würde, bei dem ein Auge ihm ausgeschlagen werden könnte. Das schien Herrn von Charlus zu ärgern. »Sehr unrecht von dieser Frau zu sterben. Und was die ausgeschlagenen Augen betrifft, die Synagoge ist ja blind, sie sieht nicht die Wahrheiten des Evangeliums. Jedenfalls bedenken Sie doch, was es jetzt, da all diese unglücklichen Juden vor der stumpfsinnigen Wut der Christen zittern, ihnen für eine Ehre sein muß, wenn ein Mann wie ich sich herbeiläßt, an ihren Spielen sich zu vergnügen.« In diesem Augenblick bemerkte ich Herrn Bloch senior, der vorüberging, vermutlich seinem Sohne entgegen. Er sah uns nicht, aber ich bot Herrn von Charlus an, ihm Herrn Bloch vorzustellen. Ich hatte nicht geahnt, was für einen Zorn ich dadurch bei meinem Begleiter entfesseln sollte. »Mir ihn vorstellen? Sie scheinen wahrhaftig recht wenig Gefühl für Werte zu haben! So leicht lernt man mich nicht kennen. Im vorliegenden Falle wäre die Ungehörigkeit doppelt wegen der Jugend des Vorstellenden und der Unwürdigkeit des Vorgestellten. Höchstens könnte ich, wenn man mir eines Tages das asiatische Schauspiel gibt, das ich andeutete, an diesen scheußlichen Biedermann ein paar bieder klingende Worte richten. Aber da muß er sich erst reichlich von seinem Sohne zerbläuen lassen. Dann könnte ich sogar so weit gehn, meiner Befriedigung Ausdruck zu verleihen.« Übrigens beachtete Herr Bloch uns gar nicht. Er zog gerade tief den Hut vor Frau Sazerat, die seinen Gruß freundlich erwiderte. Das überraschte mich, denn ehedem in Combray war sie entrüstet gewesen, daß meine Eltern den jungen Bloch empfangen hatten, so antisemitisch war sie. Aber die Dreyfusfreundschaft hatte ihr wie ein Luftzug vor einigen Tagen Herrn Bloch zugewirbelt. Der Vater meines Freundes hatte Frau Sazerat reizend gefunden, insbesondre schmeichelte ihm der Antisemitismus dieser Dame, er sah darin einen Beweis, wie aufrichtig ihre Überzeugungen, wie echt ihre dreyfusfreundliche Gesinnung sei, dadurch bekam auch sein Besuch bei ihr, zu dem sie ihn ermächtigt hatte, noch besondern Wert. Es hatte ihn nicht einmal verletzt, als sie unbesonnen in seiner Gegenwart sagte: »Herr Drumont maßt sich an, die Revisionisten mit Protestanten und Juden auf einen Haufen zu werfen. Ein reizendes Gemisch!« »Bernard,« hatte er zu Hause stolz zu Herrn Nissim Bernard gesagt, »sie hat tatsächlich das Vorurteil!« Herr Nissim Bernard hatte nichts geantwortet und einen Engelblick zum Himmel erhoben. Ihn betrübte das Unglück

der Juden, er erinnerte sich seiner christlichen Freundschaften, auch wurde er mit den Jahren geschraubt und gespreizt aus Gründen, von denen weiterhin die Rede sein wird, und hatte jetzt das Aussehn einer präraffaelitischen Maske, in die einzelne Haare unsauber eingewachsen waren, wie die, welche in einem Opal schwimmen. – »Diese ganze Dreyfusgeschichte«, begann der Baron wieder – er hielt mich dabei immer noch untergefaßt – »hat nur einen Nachteil: sie zerstört die Gesellschaft (ich sage nicht ›gute Gesellschaft‹, denn dies lobende Beiwort verdient die Gesellschaft schon längst nicht mehr!) durch den Zustrom von Herren und Frauen von Trampel, von Trampeltier, von und zur Trampelei, lauter unbekannten Leuten, die ich sogar bei meinen Kusinen treffe, weil sie zur antijüdischen vaterländischen Liga gehören, das ist ja gerade, als ob eine politische Meinung Recht auf einen gesellschaftlichen Rang gäbe.« Diese scherzhafte Äußerung gab Herrn von Charlus noch mehr Familienähnlichkeit mit der Herzogin von Guermantes. Ich hob das ihm gegenüber hervor. Da er zu glauben schien, ich kenne die Herzogin nicht, erinnerte ich ihn an den Abend in der Oper, an dem ich den Eindruck hatte, er wolle sich vor mir verstecken. Er bestand entschieden darauf, mich nicht gesehn zu haben, und ich hätte es ihm am Ende auch geglaubt, bald aber sollte ein kleiner Zwischenfall mich auf den Gedanken bringen, Herr von Charlus lasse sich – vielleicht aus Hochmut – nicht gern mit mir sehn.

»Kommen wir auf Sie zurück«, sagte er, »und auf das, was ich mit Ihnen vorhabe. Unter bestimmten Menschen besteht eine Freimaurerei, von der ich Ihnen nicht sprechen kann, die aber zu den ihren heute vier Monarchen Europas zählt. Die Umgebung eines von ihnen will ihn von seinem Hirngespinst heilen. Das ist sehr ernst und kann uns den Krieg bringen. Ja, mein Herr, allerdings. Sie kennen die Geschichte des Mannes, der in einer Flasche die Prinzessin von China gefangen zu halten glaubte. Es war eine Verrücktheit, von der man ihn dann geheilt hat. Als er aber nicht mehr verrückt war, wurde er sofort blöde. Es gibt Krankheiten, die man nicht zu heilen versuchen soll, denn sie allein schützen uns gegen schlimmere. Einer meiner Vettern hatte ein Magenleiden, er konnte nichts verdauen. Die gelehrtesten Magenspezialisten behandelten ihn ohne Erfolg. Ich brachte ihn zu einem Arzt (beiläufig auch einem sehr seltsamen Wesen, über das sich viel sagen ließe). Der erriet sofort,

daß die Krankheit nervös war, redete dem Patienten gut zu und verordnete ihm, ohne Furcht zu essen, was er wolle, es werde ihm immer gut bekommen. Aber mein Vetter hatte auch Nierenstein. Was der Magen vollkommen verdaute, konnte die Niere schließlich nicht mehr ausscheiden, und statt mit einer eingebildeten Magenkrankheit, die ihn zu einer Diät zwang, alt zu werden, starb mein Vetter mit vierzig Jahren, sein Magen war geheilt, seine Niere zerstört. Bekommen Sie jetzt Ihrem eigenen Leben gegenüber einen gewaltigen Vorsprung, so können Sie vielleicht werden, was ein hervorragender Mann der Vergangenheit geworden wäre, hätte ihm mitten in einer unwissenden Menschheit ein gütiger Genius die Gesetze des Dampfes und der Elektrizität enthüllt. Seien Sie nicht töricht, lehnen Sie nicht aus Zurückhaltung ab. Sie müssen verstehn: leiste ich Ihnen einen großen Dienst, so leisten Sie mir meines Erachtens einen nicht minder großen. Schon lange haben die Leute der großen Gesellschaft aufgehört, mich zu interessieren, ich habe nur noch eine Leidenschaft, ich will die Fehler meines Lebens wieder gutzumachen suchen dadurch, daß ich eine noch jungfräuliche Seele mein Wissen nutzen lasse, eine Seele, die für die Tugend sich zu begeistern vermag. Ich habe großen Kummer gehabt, mein Herr, vielleicht werde ich Ihnen einmal davon erzählen, ich habe meine Frau verloren, die das schönste, edelste, vollkommenste Wesen war, das man erträumen kann. Ich habe junge Verwandte, die, ich will nicht sagen unwürdig, aber doch unfähig sind, das geistige Erbe zu übernehmen, von dem ich Ihnen hier spreche. Wer weiß, vielleicht sind Sie der, in dessen Hände es übergeht, der, dessen Leben ich richten und erhöhen kann. Obendrein wird dann meines dadurch gewinnen. Wenn ich Sie die großen Staatsangelegenheiten lehre, werde ich vielleicht wieder selbst daran Geschmack bekommen und mich endlich daran machen, die wichtigen Dinge zu tun, an denen Sie teilhaben werden. Aber ehe ich das beurteilen kann, müßte ich Sie häufig sehn, sehr häufig sehn, jeden Tag.«

Ich wollte mir die unerhofft günstige Stimmung des Herrn von Charlus zu nutzen machen und ihn fragen, ob er mich nicht mit seiner Schwägerin zusammenbringen könne; aber da wurde mit einmal mein Arm wie durch einen elektrischen Schlag aus seiner Lage gebracht. Herr von Charlus hatte plötzlich seinen Arm unter meinem weggezogen. Obwohl er beim Sprechen seine Blicke beständig in alle Richtungen wandern ließ, hatte er doch eben erst Herrn von

Argencourt bemerkt, der aus einer Nebenstraße einbog. Als der uns sah, schien er ungehalten, warf auf mich einen mißtrauischen Blick – beinahe den Blick auf Wesen von anderer Rasse, wie ihn Frau von Guermantes auf Bloch geworfen hatte – und suchte, uns aus dem Wege zu gehn. Aber Herr von Charlus legte offenbar Wert darauf, ihm zu zeigen, daß ihm durchaus nicht darum zu tun sei, von Herrn von Argencourt nicht gesehn zu werden, er rief ihn her und sagte ihm irgendetwas Belangloses. Und als fürchte er, Herr von Argencourt erkenne mich nicht, sagte er ihm, ich sei ein guter Freund der Frau von Villeparisis, der Herzogin von Guermantes und Roberts von Saint-Loup, und er selbst ein alter Freund meiner Großmutter, er schätze sich glücklich, auf den Enkel ein wenig von der Zuneigung zu übertragen, die er für sie hatte. Gleichwohl fiel mir auf, Herr von Argencourt, dem ich doch eben erst bei Frau von Villeparisis vorgestellt worden war und dem Herrn von Charlus so ausführlich von meiner Familie sprach, war kälter zu mir als vor einer Stunde, und lange Zeit war er jedesmal so, wenn ich ihm begegnete. Er beobachtete mich mit einer Neugier, in die keinerlei Wohlwollen sich mischte, und schien sogar einen Widerstand überwinden zu müssen, als er mir beim Abschied zögernd die Hand reichte, – um sie sofort rasch wieder zurückzuziehen.

»Ich bedauere diese Begegnung«, sagte Herr von Charlus zu mir. »Dieser Argencourt ist von guter Herkunft, aber schlecht erzogen, ein mehr als mittelmäßiger Diplomat, schlechter Gatte, Schürzenjäger, ein Halunke wie aus einem Theaterstück, er gehört zu den Menschen, die unfähig sind, das wahrhaft Große zu begreifen, wohl aber fähig, es zu zerstören. Ich hoffe, unsere Freundschaft, wenn sie eines Tages begründet werden sollte, wird etwas wahrhaft Großes sein, ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweisen, sie möglichst vor den Fußtritten von einem dieser Esel zu behüten, die aus Müßiggang, Ungeschick, Bosheit zertreten, was zu langer Dauer bestimmt schien. Leider sind die meisten Leute der Gesellschaft von diesem Schlage.«

»Die Herzogin von Guermantes macht einen sehr klugen Eindruck. Wir sprachen gerade von der Möglichkeit eines Krieges. Sie scheint in diese Dinge besondern Einblick zu haben.«

»Gar keinen hat sie«, antwortete Herr von Charlus trocken. »Die Frauen, und übrigens auch viele Männer, verstehn nichts von den Dingen, über die ich zu Ihnen sprach. Meine Schwägerin ist eine

reizende Frau, die sich einbildet, noch zur Zeit der Romane von Balzac zu leben, in denen die Frauen die Politik beeinflussen. Ein Verkehr mit ihr könnte zur Zeit nur ungünstig auf Sie wirken, wie übrigens jeder gesellschaftliche Verkehr. Das ist gerade einer der ersten Punkte, von denen ich Ihnen sprechen wollte, als dieser Narr mich unterbrach. Das erste Opfer, das Sie mir bringen müssen – und ich werde ebensoviele fordern als ich Ihnen Gutes zu geben habe – ist, nicht in Gesellschaft zu gehn. Vorhin habe ich darunter gelitten, Sie bei dieser lächerlichen Versammlung von Menschen zu sehn. Sie werden mir einwenden, daß ich ja selbst dabei war, aber für mich ist das nicht eine gesellschaftliche Zusammenkunft, sondern ein Familienbesuch. Später, wenn Sie ein gemachter Mann sind und es zerstreut Sie für einen Augenblick, in die Gesellschaft hinabzusteigen, wird es vielleicht ohne Unzuträglichkeiten geschehn können. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie nützlich ich Ihnen da sein kann. Das ›Sesam‹ des Hauses Guermantes und aller Häuser, bei denen es lohnt, daß die Tür sich Ihnen weit öffnet, ist in meiner Macht. Ich werde Richter sein und gedenke, Herr der Stunde zu bleiben.«

Da Herr von Charlus gerade von meinem Besuch bei Frau von Villeparisis sprach, wollte ich die Gelegenheit benutzen, um herauszubekommen, wer die Marquise eigentlich sei. Aber die Frage bildete sich auf meinen Lippen anders, als ich eigentlich gewollt hatte, und ich fragte nach der Familie Villeparisis.

»Das ist genau, als fragten Sie mich, wer die Familie ›Niemand‹ ist«, erwiderte Herr von Charlus. »Meine Tante hat aus Liebe einen Herrn Thirion geheiratet, der, nebenbei bemerkt, ungewöhnlich reich war und sehr gut verheiratete Schwestern hatte; seit seiner Hochzeit nannte er sich Marquis von Villeparisis. Das hat niemandem weh getan, höchstens ihm selbst ein wenig, sehr wenig! Warum er gerade diesen Namen wählte, weiß ich nicht, vermutlich war er ein Herr aus Villeparisis, ein Herr, geboren in Villeparisis; Sie wissen, daß ist eine kleine Ortschaft bei Paris. Meine Tante hat behauptet, dies Marquisat habe in der Familie bestanden, sie hat die Sachen ordnungsgemäß einrichten wollen, ich weiß nicht, warum. Wenn man schon einen Namen annimmt, auf den man kein Recht hat, tut man gut daran, keine ordnungsgemäßen Formen vorzutäuschen.«

Da Frau von Villeparisis nun nur noch eine Frau Thirion war, sank

sie vollends in meiner Achtung, die ja schon angesichts der gemischten Gesellschaft in ihrem Salon abgenommen hatte. Ich fand es ungerecht, daß eine Frau, deren Titel und Name fast ganz neu waren, nur wegen ihrer Freundschaft mit königlichen Familien den Zeitgenossen etwas vortäuschen könne und der Nachwelt dasselbe vortäuschen solle. Frau von Villeparisis wurde wieder, was sie in meiner Kindheit mir zu sein schien, eine Person, die nichts Aristokratisches hatte, die vornehmen Verwandten, die sie umgaben, schienen mir nicht zu ihr zu gehören. Sie blieb in der Folgezeit liebenswürdig zu uns. Ich besuchte sie bisweilen, und sie schickte mir oft ein Angebinde. Aber ich hatte durchaus nicht den Eindruck, sie gehöre zum Faubourg Saint-Germain; sie wäre eine der letzten gewesen, an die ich mich gewandt hätte, um irgendeinen Aufschluß über das Faubourg zu bekommen.

»Wenn Sie jetzt in Gesellschaft gehn,« fuhr Herr von Charlus fort, »schaden Sie nur Ihrer Stellung und verunstalten Ihren Geist und Ihren Charakter. Ferner müßten Sie auch ganz besonders Ihre Beziehungen zu Kameraden überwachen. Mätressen können Sie haben, wenn Ihre Familie nichts dagegen hat, das geht mich nichts an, dazu kann ich Sie nur ermutigen, kleiner Schäker, kleiner Schäker, bald werden Sie sich rasieren lassen müssen (er berührte mich am Kinn). Aber die Wahl der männlichen Freunde ist von ganz anderer Wichtigkeit. Von zehn jungen Leuten sind acht elendes kleines Lumpenpack, das Ihnen nur Schaden tun kann, der sich nicht wieder gutmachen läßt. Sehn Sie, mein Neffe Saint-Loup ist allenfalls ein guter Kamerad für Sie. Für Ihre Zukunft wird er Ihnen nichts nützen können, aber dafür genüge ich. Er kann ja schließlich mit Ihnen ausgehn in Stunden, in denen Sie von mir genug haben, dem steht meines Erachtens nichts entgegen. Wenigstens ist er ein Mann, nicht einer von diesen weibischen Gesellen, die man heutzutage überall trifft; wie kleine Schieber sehn sie aus und bringen vielleicht am andern Tage ihr unschuldiges Opfer aufs Schafott.« Ich kannte den Sinn des Jargonausdrucks »Schieber« nicht. Aber auch einer, der ihn gekannt hätte, wäre ebenso überrascht gewesen wie ich. Leute der vornehmen Gesellschaft sprechen gerne Jargon, Leute, denen man gewisse Dinge vorwerfen kann, zeigen gerne, daß sie keine Furcht haben, von diesen Dingen zu reden. Das ist in ihren Augen ein Beweis von Unschuld. Aber sie haben den Maßstab verloren, sie geben sich nicht darüber Rechenschaft, von

welchem Grade ab bestimmte Scherze zu selbständig und anstößig werden und eher auf Verderbtheit als auf Unbefangenheit schließen lassen. »Mein Neffe ist nicht wie die andern, er ist sehr nett, sehr gediegen.«

Über das Beiwort »gediegen« mußte ich lächeln. Wie Herr von Charlus es betonte, bekam es den Sinn von »tugendhaft«, von »solide«, wie man etwa von einer kleinen Arbeiterin sagt, sie sei gediegen. In diesem Augenblick kam ein Wagen vorbei, der immer kreuz und quer fuhr; ein junger Kutscher, der seinen Sitz verlassen hatte, lenkte ihn vom Innern des Wagens aus, dort saß er, offenbar halb betrunken auf den Kissen. Herr von Charlus hielt ihn plötzlich an. Der Kutscher unterhandelte erst ein wenig.

»Nach welcher Richtung wollen Sie?«

»Nach Ihrer« (das wunderte mich, Herr von Charlus hatte mehrere Fiaker abgewinkt, die Laternen von derselben Farbe hatten wie dieser).

»Aber ich will nicht wieder auf den Bock steigen. Ist es Ihnen gleich, wenn ich im Wagen bleibe?«

»Ja, aber lassen Sie das Verdeck herunter. – Also überlegen Sie sich meinen Vorschlag,« wandte er sich an mich, ehe er mich verließ, »ich gebe Ihnen ein paar Tage Zeit zum Nachdenken, schreiben Sie mir. Ich wiederhole Ihnen, ich werde Sie täglich sehn und Garantien für Ihre loyale Gesinnung und Verschwiegenheit haben müssen, die Sie übrigens, das muß ich sagen, zu geben scheinen. Aber mich hat im Laufe meines Lebens so oft der Anschein getäuscht, daß ich mich nicht mehr auf ihn verlasse. Sapperment, bevor ich einen Schatz aufgebe, muß ich doch wenigstens wissen, in was für Hände ich ihn lege. Also bedenken Sie, was ich Ihnen anbiete, Sie stehn am Scheidewege wie Herkules, dessen kräftige Muskulatur Sie zu Ihrem Unglück nicht zu besitzen scheinen. Sehn Sie zu, daß Sie es nicht lebenslänglich zu bereuen haben, nicht den Weg gewählt zu haben, welcher zur Tugend führt. – Wie? Sie haben das Verdeck noch nicht heruntergelassen«, sagte er zum Kutscher. »So werde ich es selbst einklappen. Obendrein werde ich wohl auch noch kutschieren müssen, glaube ich, Sie scheinen ja in einem merkwürdigen Zustand zu sein.«

Und er sprang neben den Kutscher in den Wagen, der schnell losfuhr.

Ich aber war kaum nach Hause gekommen, da erlebte ich das Seitenstück zu der Unterhaltung, die kurz vorher Bloch mit Herrn von Norpois gehabt hatte, nur in kurzer, umgekehrter und derberer Form: nämlich einen Streit zwischen unserm Butler, der für Dreyfus, und dem der Guermantes, der gegen Dreyfus war. Wahrheit und Gegenwahrheit, wie sie droben bei den Intellektuellen von der Vaterländischen Liga und der der Menschenrechte einander gegenüberstanden, verbreiteten sich in der Tat bis in die Tiefen des Volkes. Herr Reinach bearbeitete das Gefühl von Leuten, die ihn nie gesehn, und für ihn bildete der Fall Dreyfus doch nur einen unwiderlegbaren Lehrsatz, den er durch den denkbar größten Erfolg der rationellen Politik bewies, den man je erlebt hat (allerdings ein Erfolg, von dem manche behaupteten, er richte sich gegen Frankreich). Im Laufe von zwei Jahren ersetzte er ein Ministerium Billot durch ein Ministerium Clemenceau, schuf eine gänzlich neue öffentliche Meinung und holte Picquart aus seinem Gefängnis, um ihn, den Undankbaren, ins Kriegsministerium zu bringen. Vielleicht wurde dieser rationalistische Massenbearbeiter selbst von seiner Abstammung bearbeitet. Wenn es bei philosophischen Systemen, welche die höchsten Wahrheiten enthalten, bei genauester Nachprüfung sich erweist, daß sie ihren Urhebern durch Gründe diktiert sind, die aus dem Gefühl kommen, warum sollte man annehmen, daß bei einfachen politischen Angelegenheiten, wie der Fall Dreyfus eine war, nicht auch solche Gründe, ohne daß der vernünftige Politiker es merkt, seine Vernunft lenken. Bloch glaubte, seine Dreyfusanhänglichkeit logisch gewählt zu haben, und wußte doch, daß Nase, Haut und Haar von seiner Rasse ihm aufgezwungen worden waren. Wohl ist die Vernunft freier; allein sie gehorcht gewissen Gesetzen, welche sie sich nicht selbst gegeben hat. Der Fall des Butlers der Guermantes und des unsern war von besonderer Art. Die Wogen der beiden Strömungen für und gegen Dreyfus, die Frankreich von oben bis unten in zwei Hälften spalteten, gingen ziemlich still, aber die seltenen Echos, die sie erweckten, waren aufschlußreich. Hörte man jemanden mitten in einem Gespräch, das die Affäre absichtlich vermied, eine politische Neuigkeit, die im allgemeinen falsch, aber immer erwünscht war, verstohlen vorbringen, dann konnte man von dem, was er ankündigte, auf die Richtung seiner Wünsche schließen. So standen oft hier ein schüchternes Apostelturn, dort eine heilige Entrüstung einander gegenüber. Die

beiden Butler, denen ich zuhörte, als ich heimkam, machten eine Ausnahme von der Regel. Unsrer gab zu verstehn, Dreyfus sei schuldig, der der Guermantes, er sei unschuldig. Das taten sie nicht, um ihre Überzeugungen zu verbergen, sondern aus Bosheit und Spielsucht. Unserer war unsicher, ob die Revision zustande kommen werde, und wollte für den Fall, daß sie scheiterte, dem der Guermantes die Freude rauben zu meinen, eine gerechte Sache sei unterlegen. Der Butler der Guermantes dachte, würde die Revision abgelehnt, werde es für unsern Butler umso verdrießlicher sein, mitansehn zu müssen, wie ein Unschuldiger auf der Teufelsinsel festgehalten werde.

Ich ging zu uns hinauf und fand meine Großmutter kränker als vorher. Sie klagte seit einiger Zeit, ohne recht zu wissen, was sie hatte. Wenn wir krank sind, merken wir erst, daß wir nicht allein leben, sondern an ein Wesen aus einem andern Reiche gefesselt sind, von dem uns Abgründe trennen; es kennt uns nicht, und wir können uns ihm unmöglich verständlich machen. Dies Wesen ist unser Körper. Treffen wir auf der Landstraße einen Räuber, gelingt es uns vielleicht, für sein persönliches Interesse, wenn nicht für unser Unglück sein Gefühl zu erregen. Aber unsern Körper um Mitleid zu bitten, das ist, als wolle man mit einem Mollusk Erörterungen pflegen: unsere Worte können für einen Mollusk nicht mehr Sinn haben als das Geräusch des Wassers, es wäre entsetzlich für uns, zum Zusammenleben mit ihm verdammt zu sein. Meiner Großmutter entgingen oft ihre eigenen Beschwerden, ihre Aufmerksamkeit war immer uns zugewandt. Litt sie zu sehr, so mühte sie, um Heilung zu finden, vergeblich sich ab zu begreifen, was ihr fehle. Blieben nun die Krankheitserscheinungen, deren Schauplatz ihr Körer war, dem Bewußtsein meiner Großmutter dunkel und unfaßbar, so waren sie doch klar und verständlich für Wesen, die demselben Naturreich angehörten wie diese Erscheinungen, nämlich die Naturen derer, an die der menschliche Geist sich schließlich gewandt hat, um zu verstehn, was ihm sein Körper sagt, wie man sich, um die Antworten eines Fremden zu verstehn, als Dolmetsch einen Landsmann dieses Fremden wählt. Diese Dolmetscher können mit unserm Körper sprechen und uns sagen, ob sein Zorn schlimm ist oder ob er sich bald wird beschwichtigen lassen. Wir hatten Cottard gerufen, er lächelte schlau, als wir ihm sagten, die Großmutter sei krank, und

sein erstes Wort war: »Krank? Es ist doch nicht am Ende eine diplomatische Krankheit?« Um die Erregung seiner Patientin zu beruhigen, versuchte Cottard es mit der Milchdiät. Aber die beständigen Milchsuppen hatten keinen Erfolg, weil meine Großmutter viel Salz hineintat (damals hatte Widal noch nicht seine Entdeckungen gemacht, und man wußte nichts von der Schädlichkeit des Salzes). Die Medizin ist ein Kompendium einer Reihe von Irrtümern und Widersprüchen der Ärzte; ruft man die besten unter ihnen, kann man sich darauf gefaßt machen, eine Wahrheit anzurufen, die ein paar Jahre später als irrig erwiesen werden wird. An die Medizin zu glauben, wäre der Gipfel des Wahnsinns, wenns nicht ein noch höherer wäre, nicht an sie zu glauben; aus dieser Anhäufung von Irrtümern haben sich nämlich im Laufe der Zeit einige Wahrheiten abgelöst. Cottard hatte angeordnet, ihre Temperatur zu messen. Man holte ein Thermometer. In fast ihrer ganzen Höhe war die Röhre leer von Quecksilber. Kaum konnte man den silbernen Salamander entdekken, wie er ganz unten in seinem kleinen Becken kauerte. Er schien tot zu sein. Man tat das Glasrohr der Großmutter in den Mund. Wir brauchten es nicht lange darin zu lassen, der kleine Zauberer hatte bald sein Horoskop gestellt. Wir fanden ihn unbeweglich auf halber Höhe seines Turmes hockend, er regte sich nicht mehr. Genau zeigte er die von uns erfragte Ziffer, die alle Betrachtungen, welche die Seele meiner Großmutter über sich selbst hätte anstellen können, außerstande waren, ihr zu liefern: 38°3. Da wurden wir zum erstenmal etwas unruhig. Heftig schüttelten wir das Thermometer, um das prophetische Zeichen wegzubringen, als könnten wir mit der bezeichneten Temperatur zugleich das Fieber herabdrücken. Leider war es nur allzu deutlich, daß die kleine unvernünftige Sibylle ihre Antwort nicht willkürlich gegeben hatte, denn kaum war am nächsten Tag das Thermometer wieder zwischen die Lippen meiner Großmutter geschoben, so hatte auch mit einem Sprunge, in schöner Sicherheit und in intuitiver Erkenntnis einer Wahrheit, die uns verhüllt blieb, der kleine Prophet dieselbe Stelle erreicht, blieb dort starr und unerbittlich und zeigte uns mit seiner schimmernden Gerte die Ziffer 38°3. Sie sagte nichts anderes, blieb all unserm Wünschen, Wollen und Bitten taub, es war ihr letztes warnendes und drohendes Wort. Da gedachten wir sie zu zwingen, ihre Antwort abzuändern, und wandten uns an ein anderes Geschöpf desselben Reiches, aber von größerer Macht, welches sich nicht damit

begnügt, den Körper zu befragen, sondern ihm Befehle gibt, an ein Fieber vertreibendes Mittel von der Art des Aspirin, welches damals noch nicht angewandt wurde. Wir hatten das Thermometer nur bis 37°5 heruntergedrückt, weil wir hofften, es werde dann auch nicht so hoch hinaufsteigen. Wir gaben der Großmutter das Fiebermittel ein und maßen sie dann wieder. Wie ein unerbittlicher Wächter, dem man den Befehl einer höheren Behörde zeigt, bei der man durch Protektion etwas erreicht hat, zur Antwort gibt: »Gut, in Ordnung, ich habe nichts dagegen zu sagen, Sie können damit passieren«, so machte der wachsame Hüter diesmal keine Bewegung. Aber mürrisch schien er zu meinen: »Was soll Ihnen das nützen? Sie kennen das Chinin, es wird mir einmal, zehnmal befehlen, mich nicht zu bewegen. Und dann wird es müde werden, ich kenne es besser. Es kann nicht immer dabei bleiben. Damit kommen Sie nicht weit.« Nun erlebte meine Großmutter in ihrem Innern die Gegenwart eines Geschöpfes, das den menschlichen Körper besser kannte als sie, die Gegenwart eines Zeitgenossen der verschwundenen Rassen, die Gegenwart des ersten Erdbewohners, der lange vor Erschaffung des denkenden Menschen lebte; sie fühlte, wie dieser Jahrtausende alte Bundesgenosse ihr Kopf, Herz, Ellbogen etwas hart betastete; er untersuchte das Gelände und setzte alles ins Werk für den prähistorischen Kampf, der gleich danach stattfand. Im Augenblick ward von dem mächtigen chemischen Element Python zerschmettert und das Fieber besiegt, und meine Großmutter wäre gern durch die Naturreiche über Tier- und Pflanzenwelt bis hin zu ihrem Retter vorgedrungen, um ihm zu danken. Und sie war erschüttert von ihrem – über die Jahrhunderte hinweg – Begegnen mit einem Klima, das weiter zurück lag als selbst die Erschaffung der Pflanzen. Wie eine Parze, die im Nu ein älterer Gott besiegt hat, hielt das Thermometer starr seine silberne Spindel. Leider aber wiesen uns niedrigere Geschöpfe, die der Mensch auf die Jagd nach dem Wild im Innern, das er selbst nicht verfolgen kann, abgerichtet hat, grausam Tag für Tag eine schwache, doch immer gleiche Menge Eiweiß vor, auch dies schien also in Beziehung zu einem beharrlichen Zustand zu stehn, den wir nicht wahrnehmen konnten. Bergotte hatte die ängstliche Bescheidenheit verletzt, mit der ich instinktiv meine Einsicht unterordnete, als er mir von Doktor du Boulbon sprach, einem Arzt, der mich nicht ärgern, der auf Behandlungen kommen würde, die mir gewiß seltsam erscheinen könnten, aber zu

der Eigenart meines Geistes paßten. Allein die Ideen wandeln sich in uns, überwinden Widerstände, die wir ihnen erst entgegenstellten, und nähren sich von reichen geistigen Vorräten, die, ohne daß wir wußten, sie seien dafür da, in uns für sie bereitliegen. Jedesmal, wenn wir über einen Unbekannten Gutes hören, stellen wir uns unter ihm ein großes Talent, eine Art Genie vor, und so ließ ich in Gedanken dem Doktor du Boulbon das grenzenlose Vertrauen zugute kommen, das uns einflößt, wer tieferen Einblick in die Wahrheit als andere hat. Allerdings wußte ich, er war eigentlich Facharzt für Nervenleiden. Ihm hatte Charcot sterbend vorausgesagt, er werde über die Neurologie und Psychiatrie herrschen. »Na, ich weiß nicht, es ist schon möglich«, sagte Françoise, die zugegen war und zum erstenmal die Namen Charcot und du Boulbon hörte. Das hinderte sie nicht zu sagen: »Schon möglich«. Ihr häufiges »Schon möglich« oder »Vielleicht« oder »Ich weiß nicht« konnte einen in ähnlichen Fällen zur Verzweiflung bringen. Man hatte Lust, ihr zu antworten: »Selbstverständlich wissen Sie es nicht, da Sie das nicht kennen, worum sichs handelt; wie können Sie nur sagen, es sei möglich oder nicht möglich, Sie wissen ja nichts davon. Jedenfalls können Sie jetzt nicht behaupten, Sie wissen nicht, was Charcot zu du Boulbon gesagt hat usw., Sie wissen es, denn wir haben es Ihnen gesagt, und Ihre ›Vielleicht‹ und ›Schon möglich‹ sind hier nicht angebracht, denn es ist sicher.«

Da ich wußte, du Boulbon war ein großer Arzt, ein Mensch von höherer Art, ein erfinderischer und tiefer Geist, bat ich, obwohl er eigentlich mehr für Hirn- und Nervenleiden maßgebend war, meine Mutter inständig, ihn kommen zu lassen; und die Hoffnung, er werde die Krankheit richtig erkennen und vielleicht heilen, überwand schließlich unsere Furcht, die Großmutter durch Hinzuziehen eines zweiten Arztes zu erschrecken. Dazu ließ meine Mutter sich bestimmen, weil meine Großmutter, von Cottard unbewußt dazu ermutigt, nicht mehr ausging und gar nicht mehr aufstand. Wir konnten uns nicht damit begnügen, daß sie zu ihrer Rechtfertigung den Brief der Frau von Sévigné über Frau von Lafayette anführte: »Man fand es verrückt von ihr, daß sie nicht ausgehn wollte. Ich sagte denen, die so voreilig urteilten: Frau von Lafayette ist nicht verrückt, und dabei blieb ich. Sie hat sterben müssen, um zu beweisen, daß sie recht hatte, nicht auszugehn.« Du Boulbon wurde gerufen und gab – zwar nicht Frau von Sévigné, die man ihm nicht

anführte, aber doch meiner Großmutter unrecht. Statt sie abzuhorchen, ließ er seine wunderbaren Blicke auf ihr ruhen, in denen vielleicht die Illusion zu lesen war, er forsche tief in der Kranken, oder der Wunsch, ihr diese Illusion zu erwecken (er tat das vielleicht ganz mechanisch, es wirkte aber spontan). Vielleicht wollte er auch nur sie nicht merken lassen, daß er an etwas ganz anderes dachte, oder wollte Macht über sie gewinnen. Und dann begann er, von Bergotte zu sprechen.

»Gewiß, gnädige Frau, er ist wunderbar, und Sie haben ganz recht, ihn zu lieben. Aber welches seiner Bücher schätzen Sie denn besonders? – So? Wirklich? Gott, ja, es ist vielleicht wirklich sein bestes. Jedenfalls sein am besten komponierter Roman: Claire ist wirklich reizend; und welche männliche Gestalt ist Ihnen am liebsten?«

Erst glaubte ich, er bringe sie auf Literatur zu sprechen, weil Medizin ihn langweile, oder er wolle vielleicht seine umfassende Bildung zeigen, oder es geschehe aus einer mehr therapeutischen Absicht, er wolle das Vertrauen der Kranken gewinnen, ihr zeigen, er sei unbesorgt um sie, sie von ihrem Zustande ablenken. Aber später habe ich begriffen, als hervorragender Facharzt, Irrenarzt und Verfasser bedeutender Untersuchungen über das Gehirn, wollte er durch seine Fragen feststellen, ob das Gedächtnis meiner Großmutter nicht gelitten habe. Scheinbar ungern fragte er sie mit finsterm, starrem Blick ein wenig über ihr Leben aus. Dann schien ihm plötzlich die Wahrheit aufzuleuchten, er war offenbar entschlossen, sich ihrer um jeden Preis zu bemächtigen; er machte erst eine etwas mühsame Gebärde, mit der er letzte Hindernisse und unsere etwaigen Einwendungen beiseite schob, sah dann die Großmutter mit leuchtenden Augen an, frei und als habe er endlich festen Boden unter den Füßen; sanft und ergreifend betonte er seine Worte, geistreich tönte er die Wendungen. (Seine Stimme behielt übrigens die ganze Zeit ihren natürlichen zärtlichen Wohllaut und unter buschigen Brauen blickten die Augen ironisch und voller Güte.)

»Sie werden sich wohl fühlen, gnädige Frau, an dem fernen oder nahen Tage – und nur von Ihnen hängt es ab, ob das nicht schon heute sein kann –, an welchem Sie einsehn, daß Ihnen nichts fehlt, und wieder am gewohnten Leben teilnehmen. Sie haben mir gesagt, Sie essen nicht, Sie gehn nicht aus.«

»Aber Herr Doktor, ich habe Fieber.«

Er berührte ihre Hand.

»In diesem Augenblick jedenfalls nicht. Und dann, was ist das für eine Entschuldigung? Wissen Sie nicht, daß wir Schwindsüchtige, die bis zu 39 Grad haben, im Freien sich aufhalten lassen und überernähren?«

»Aber ich habe auch etwas Eiweiß.«

»Das sollten Sie nicht wissen. Sie haben, was ich als geistiges Eiweiß bezeichnet habe. Wir haben alle im Verlauf eines Unwohlseins unsere kleine Eiweiß-Krise gehabt, und unser Arzt hat sie noch schnell verlängert, indem er uns darauf aufmerksam machte. Auf ein Leiden, das die Ärzte mit Arzneien heilen (das soll bisweilen vorkommen, man behauptet es wenigstens), kommen zehn, die sie Gesunden beibringen, indem sie ihnen einen Krankheitserreger einimpfen, tausendmal heftiger als alle Mikroben, den Gedanken, sie seien krank. Auf alle Temperamente wirkt dieser Glaube stark, und besonders deutlich zeigt sich das bei Nervösen. Sagen Sie ihnen, ein geschlossenes Fenster hinter ihnen sei offen, gleich fangen sie an zu niesen, reden Sie ihnen ein, Sie haben ihnen Magnesium in die Suppe getan, so bekommen sie die Kolik, oder, ihr Kaffee sei stärker als gewöhnlich, so machen sie die ganze Nacht kein Auge zu. Sie können mir glauben, gnädige Frau, mir hat es genügt, Ihre Augen zu sehn, zu hören, wie Sie sich ausdrücken, ja nur Ihre Frau Tochter und Ihren Enkel anzusehn, die Ihnen so ähnlich sind, um zu erkennen, mit wem ichs zu tun habe.« – »Vielleicht könnte sich die Großmutter, wenn der Doktor es ihr erlaubt, in eine stille Allee der Champs-Élysées setzen, da bei den Büschen, wo du damals gespielt hast«, sagte meine Mutter zu mir und befragte damit auf einem Umweg den Arzt, ihre Stimme bekam dadurch etwas schüchtern Gefügiges, was sie mir allein gegenüber nicht gehabt hätte. Der Doktor, der ebenso gebildet wie gelehrt war, wandte sich an die Großmutter: »Gehn Sie in die Champs-Élysées, gnädige Frau, zu den Lorbeerbüschen, die Ihr Enkel liebt. Der Lorbeer wird Ihnen heilsam sein. Er läutert. Nachdem Apollon den Drachen Python umgebracht hatte, zog er mit einem Lorbeerzweig in seiner Hand in Delphi ein. So wollte er sich vor den tödlichen Keimen des giftigen Untiers schützen. Sie sehn, der Lorbeer ist das älteste, ehrwürdigste und – möchte ich hinzufügen, weil das therapeutisch ebenso wie prophylaktisch von Wert ist – das schönste antiseptische Mittel.«

Da die Ärzte einen großen Teil ihres Wissens von den Kranken haben, neigen sie leicht zu dem Glauben, das Wissen der Patienten sei

bei allen das gleiche; sie bilden sich ein, den, bei dem sie gerade sind, mit Bemerkungen in Erstaunen setzen zu können, die sie von denen übernommen haben, die sie vorher behandelten. So sagte mit dem feinen Lächeln des Parisers, welcher mit einem Bauern spricht und hofft, ihm mit einem Dialektwort zu imponieren, Doktor du Boulbon zu meiner Großmutter: »Vermutlich hilft Ihnen das windige Wetter schlafen in Augenblicken, in denen die stärksten Schlafmittel versagen.« – »Im Gegenteil, Herr Doktor, Wind hindert mich ganz und gar am Schlafen.« – Ärzte sind empfindlich. – Doktor du Boulbon runzelte die Stirn, als habe man ihn auf den Fuß getreten und als sei die Schlaflosigkeit meiner Großmutter in stürmischen Nächten eine persönliche Beleidigung für ihn. – »Ach«, murmelte er. Immerhin war er nicht allzu eitel, und da als »höherer Geist« er es für seine Pflicht hielt, der Medizin keinen Glauben beizumessen, gewann er rasch seine philosophische Heiterkeit wieder.

Da sie leidenschaftlich wünschte, von dem Freunde Bergottes beruhigt zu werden, berichtete meine Mutter zur Bestätigung seiner Worte, eine Kusine der Großmutter habe ein Nervenleiden bekommen, sieben Jahre in ihrem Schlafzimmer sich eingeschlossen und sei nur ein- oder zweimal in der Woche aufgestanden.

»Sehn Sie, gnädige Frau, das wußte ich nicht und hätte es Ihnen doch sagen können.«

»Aber Herr Doktor, ich bin ganz anders als meine Kusine war, mein Arzt kann bei mir nicht durchsetzen, daß ich zu Bett bleibe«, sagte meine Großmutter, sei es, weil die Theorien des Doktors sie verdrossen, sei es, weil sie wünschte, die Einwürfe, die sich machen ließen, ihm zu unterbreiten, damit er sie widerlege; dann würde, wenn er einmal gegangen sei, kein Zweifel an seiner glücklichen Diagnose in ihr aufsteigen.

»Aber man kann natürlich nicht alle Ticks haben, verzeihen Sie mir den Ausdruck, gnädige Frau, Sie haben nicht diese, aber andere. Gestern besuchte ich ein Sanatorium für Neurastheniker. Im Garten stand auf einer Bank ein Mann unbeweglich wie ein Fakir, den Hals in eine Lage geneigt, die sehr quälend sein mußte. Als ich ihn fragte, was er da mache, antwortete er, ohne sich zu bewegen oder den Kopf zu drehen: ›Herr Doktor, ich bin äußerst rheumatisch und erkälte mich leicht. Nun habe ich mir gerade zu viel Bewegung gemacht, und während ich mich dabei ganz dumm erhitzte, war mein Hals mit Flanell in Berührung. Wenn ich ihn jetzt von dem

Flanell entferne, bevor ich mich abgekühlt habe, bekomme ich sicher einen steifen Hals und vielleicht eine Bronchitis.‹ Und die hätte er tatsächlich bekommen. ›Sie sind ein echter Neurastheniker, das sind Sie‹, sagte ich zu ihm. Wissen Sie, wie er mir das Gegenteil beweisen wollte? Alle andern Kranken der Anstalt hatten die Manie, ihr Gewicht zu messen, man hatte schon ein Schloß an die Waage machen müssen, damit sie nicht den ganzen Tag damit verbrächten, sich zu wiegen; ihn aber mußte man zwingen, auf das Wiegebrett zu steigen, so wenig Lust hatte er dazu. Er tat sich etwas darauf zugute, daß er nicht die Manie der andern habe, und dachte nicht daran, daß er dafür seine persönliche hatte, die ihn vor einer anderen schützte. Mein Vergleich, gnädige Frau, darf Sie nicht verletzen, der Mann, der den Hals nicht zu drehen wagte, um sich nicht zu erkälten, ist der größte Dichter unserer Zeit. Dieser arme Irre ist der größte Geist, den ich kenne. Lassen Sie sichs gefallen, daß man Sie nervös nennt. Sie gehören zu der herrlichen und beklagenswerten Familie, die das Salz der Erde ist. Alles, was wir Großes kennen, kommt uns von den Nervösen. Sie und keine andern haben die Religionen begründet und die Meisterwerke geschaffen. Nie wird die Welt wissen, was sie ihnen alles verdankt, und vor allem, was sie gelitten haben, um es ihr zu geben. Wir genießen große Musik, schöne Bilder, tausend erlesene Dinge, wissen aber nicht, daß sie die, die sie erfanden, Schlaflosigkeit, Tränen, Lachkrämpfe, Nesselfieber, Asthma, Epilepsie und Todesangst gekostet haben, Todesangst, die das Schlimmste von allem ist. Sie kennen sie vielleicht, gnädige Frau,« er lächelte, »gestehn Sie es, als ich kam, war Ihnen nicht sonderlich zu Mute. Sie glaubten krank, vielleicht gefährlich krank zu sein. Gott weiß, von welchem Leiden Sie Symptome bei sich entdeckten. Und Sie irrten nicht, Sie hatten diese Symptome. Die Nervosität ist ein genialer Pasticciomaler. Es gibt keine Krankheit, die sie nicht wunderbar kopieren könnte. Täuschend ahmt sie die Blähungen der Dyspepsie, die Übelkeit der Schwangerschaft, die Arrhythmie des Herzkranken, die Fieber des Schwindsüchtigen nach. Da sie den Arzt zu täuschen vermag, wie sollte sie nicht den Kranken täuschen? Oh! Glauben Sie nicht, ich spotte über Ihre Leiden, ich würde es nicht unternehmen, sie zu behandeln, wenn ich kein Verständnis für sie hätte. Nun denn, zu einem guten Geständnis gehört Gegenseitigkeit. Ohne Nervenleiden, habe ich gesagt, gibt es keinen großen Künstler, und, was mehr

ist – würdig hob er den Zeigefinger –, keinen großen Gelehrten. Ich möchte hinzufügen, ohne selbst Nervenleiden gehabt zu haben, kann niemand, ich will nicht sagen, ein guter Arzt, aber jedenfalls kein mustergültiger Nervenarzt sein. Wenn in Fragen der Nervenpathologie ein Arzt nicht zu viele Dummheiten sagt, ist er ein halb geheilter Kranker, wie ein Kritiker ein Dichter ist, der keine Verse mehr macht, ein Polizist ein Dieb, der nicht mehr seine Tätigkeit ausübt. Ich, gnädige Frau, glaube zwar nicht wie Sie, Eiweiß zu verlieren, ich habe nicht die nervöse Angst vor Nahrung und freier Luft, aber ich kann nicht einschlafen, ohne mich mehr als zwanzigmal erhoben zu haben, um nachzusehn, ob meine Tür geschlossen ist. Und in dies Sanatorium, in dem ich gestern den Dichter traf, der den Hals nicht drehen wollte, war ich gegangen, um ein Zimmer zu mieten, denn, dies unter uns, ich verbringe dort meine Ferien damit, mich selbst zu pflegen, wenn meine Leiden sich dadurch verschlimmert haben, daß ich mich zu sehr anstrengte, die der andern zu heilen.«

»Müßte ich denn auch solch eine Kur durchmachen, Herr Doktor?« fragte erschrocken meine Großmutter.

»Nicht nötig, gnädige Frau. Die Symptome, über die Sie klagen, werden meinem Worte weichen. Und dann haben Sie jemand sehr Mächtigen bei sich, den ich von nun an zu Ihrem Arzt ernenne. Das ist Ihr Leiden, Ihre nervöse Überreiztheit. Ich wüßte wohl, wie ich Sie von dem heilen könnte, ich werde mich hüten, es zu tun. Es genügt mir, ihm Weisungen zu erteilen. Ich sehe auf Ihrem Tisch ein Werk von Bergotte. Würden Sie von Ihrer Nervosität genesen, sie würden es nicht mehr lieben. Wie käme ich dazu, Freuden, die dies Buch verschafft, gegen eine Nervenfestigkeit zu vertauschen, die außerstande wäre, Ihnen ebensolche zu geben? Gerade diese Freuden sind ein starkes Heilmittel, vielleicht das stärkste von allen. Nein, ich habe nichts gegen Ihre nervöse Energie. Ich möchte nur, daß sie auf mich hört. Ihr möchte ich Sie anvertrauen, sie soll schieben anstatt zu ziehen. Die Kraft, mit der sie Sie hinderte auszugehn, ordentlich zu essen, soll sie anwenden, um Sie zum Essen, Lesen, Ausgehn und jeder Art Zerstreuung zu bringen. Sagen Sie nicht, Sie seien zu müde. Müdigkeit ist die organische Verwirklichung einer vorgefaßten Meinung. Zunächst müssen Sie gar nicht an so etwas denken. Und sollten Sie jemals ein kleines Unwohlsein fühlen, was jedermann zustoßen kann, so wird es sein, als hätten Sie es nicht.

Ihre nervöse Energie würde Sie, nach einem tiefen Wort von Talleyrand, zu einem eingebildeten Gesunden gemacht haben. Schauen Sie, sie hat schon angefangen, Sie zu heilen. Sie hören mir aufrecht sitzend zu, haben sich nicht ein einziges Mal aufgestützt, Ihr Blick ist lebhaft, Ihr Aussehn munter seit einer geschlagenen halben Stunde, und Sie haben es gar nicht gemerkt. Gnädige Frau, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.«

Nachdem ich Doktor du Boulbon hinausbegleitet hatte, kam ich in das Zimmer zurück und fand meine Mutter allein; der Kummer, der mich seit mehreren Wochen bedrückte, verflog, ich fühlte, gleich werde meine Mutter ihrer Freude freien Lauf lassen und meine bemerken. Es war mir unmöglich, den nächsten Augenblick abzuwarten, den Augenblick, in dem vor meinen Augen jemand eine Gemütsbewegung durchmachen werde (dies Gefühl hat – auf einer andern Ebene – etwas von der Furcht, jemand werde durch eine jetzt noch geschlossene Tür eintreten, um uns zu erschrecken), ich wollte Mama ein Wort sagen, aber meine Stimme versagte, Tränen stürzten mir aus den Augen, und lange lag ich mit dem Kopf an ihrer Schulter, beweinte und genoß den Schmerz, nahm ihn gern hin, liebte ihn jetzt, da ich wußte, daß er aus meinem Leben fort war – so begeistern wir uns gern für tugendhafte Vorsätze, wenn die Umstände uns nicht erlauben, sie zur Ausführung zu bringen. Françoise, die unsere Freude nicht mitmachte, ging mir auf die Nerven. Sie war sehr aufgeregt, weil es einen schrecklichen Auftritt zwischen dem Lakaien und dem ausplaudernden Portier gegeben hatte. Die Herzogin mußte gütig vermitteln, einen Scheinfrieden herstellen und dem Lakaien vergeben. Denn sie war gut, und es wäre eine ideale Stelle gewesen, wenn sie nicht auf den »Tratsch« gehört hätte.

Es war schon seit mehreren Tagen bekannt, daß meine Großmutter leidend sei, und man erkundigte sich nach ihrem Ergehn. Saint-Loup hatte mir geschrieben: »Ich will nicht die Stunden, in denen Deine liebe Großmutter sich nicht wohl fühlt, benutzen, um Dir Vorwürfe, mehr als bloß Vorwürfe zu machen über Dinge, mit denen sie nichts zu tun hat. Aber ich müßte lügen, wenn ich Dir sagte, sei es auch nur, indem ich darüber hinwegginge, ich könne jemals Dein heimtückisches Benehmen vergessen und es sei möglich, Dir Deinen schurkischen Verrat zu verzeihen.« Aber Freunde, die meine Großmutter für nicht erheblich leidend hielten (oder gar

nichts von ihrem Leiden wußten), hatten mich gebeten, sie am nächsten Tag in den Champs-Élysées zu treffen, um zusammen mit ihnen einen Besuch zu machen und zu einer Abendgesellschaft auf dem Lande zu gehn, auf die ich mich freute. Nun lag für mich kein Grund mehr vor, auf diese beiden Zerstreuungen zu verzichten. Als man meiner Großmutter gesagt hatte, sie müsse jetzt, um Doktor du Boulbon zu gehorchen, sich viel im Freien bewegen, war gleich, wie man gesehn hat, von den Champs-Élysées die Rede gewesen. Dahin konnte ich sie bequem begleiten, konnte, während sie saß und las, mich mit meinen Freunden verständigen, wo wir uns treffen wollten, und hatte, wenn ich mich beeilte, Zeit, mit ihnen in den Zug nach Ville-d'Avray zu steigen. Zur besprochenen Zeit wollte meine Großmutter nicht ausgehn, sie fühlte sich müde. Aber meine Mutter hatte du Boulbons Worte nicht vergessen und war energisch genug, böse zu werden und sich Gehorsam zu verschaffen. Fast weinte sie bei dem Gedanken, die Großmutter könne wieder in ihre nervöse Schwäche verfallen, von der sie dann sich nicht mehr erholen würde. So schönes warmes Wetter würde sie sobald nicht wieder zum Ausgehn haben. Mit jeder Bewegung zerteilte die Sonne die feste Masse des Balkons, schaltete ihre unbeständigen Musselinstreifen ein und gab den Quadersteinen laue Haut und schimmernde Rahmen von blassem Gold. Da Françoise nicht Zeit gehabt hatte, ihrer Tochter eine »Rohrpost« zu schicken, so verließ sie uns gleich nach dem Mittagessen. Es war schon sehr viel, daß sie noch vorher zu Jupien ging, an der Mantille, welche die Großmutter umtun wollte, einen Stich machen zu lassen. In diesem Augenblick kam ich gerade von meinem Morgenspaziergang heim und trat mit ihr in den Laden des Westenschneiders. »Bringt der junge Herr Sie mir hierher mit oder bringen Sie mir ihn,« fragte Jupien Françoise, »oder führt Sie ein günstiger Wind und ein glücklicher Zufall beide zusammen her?« Jupien hatte zwar keine höhere Schule besucht, aber er respektierte von Natur die Syntax, wie Herr von Guermantes trotz vieler Mühe sie von Natur verletzte. Als dann Françoise fort und die Mantille ausgebessert war, mußte meine Großmutter sich anziehen. Hartnäckig wies sie Mamas Hilfe zurück und brauchte allein eine endlose Zeit, um Toilette zu machen. Jetzt, da ich wußte, es ging ihr gut, fand ich – so gleichgültig sind wir, solange sie leben, gegen unsere Verwandten, und alle andern gehn ihnen für uns vor – es recht selbstsüchtig von ihr, so langsam zu

sein, dadurch konnte ich mich verspäten, und sie wußte doch, ich hatte eine Verabredung mit Freunden und sollte zum Essen in Ville d'Avray sein. Ungeduldig ging ich schließlich schon voran auf die Treppe, nachdem man mir zweimal gesagt hatte, sie sei gleich fertig. Endlich holte sie mich ein, bat mich aber gar nicht um Entschuldigung für ihre Verspätung, wie sie es sonst immer in solchen Fällen tat. Rot und zerstreut wie jemand, der in Eile ist und die Hälfte seiner Sachen vergessen hat, erschien sie, ich aber stand schon bei der halboffenen Glastür, durch die von draußen lichte, lau rieselnde Luft wie aus einem geöffneten Behälter drang, ohne die eisigen Innenwände des Hauses im geringsten zu erwärmen.

»Mein Gott, da du Freunde treffen wirst, hätte ich eine andre Mantille umnehmen sollen. Mit der hier sehe ich etwas kläglich aus.«

Ich war betroffen, wie erhitzt sie aussah, sie mochte sich wohl sehr abgehetzt haben, um sich nicht noch mehr zu verspäten. Als wir an der Einmündung der Avenue Gabriel in die Champs-Élysées aus dem Wagen gestiegen waren, wandte sich meine Großmutter, ohne ein Wort zu sagen, seitwärts und ging auf den alten, kleinen, grünvergitterten Pavillon zu, wo ich eines Tages Françoise erwartet hatte. Der Parkwächter von damals war noch immer bei der »Marquise«, als ich hinter der Großmutter – sie schien von einer Übelkeit befallen worden, sie hielt die Hand vor den Mund – die Stufen zu diesem kleinen ländlichen Theater hinaufstieg, das mitten in den Gärten erbaut war. An der Kasse saß immer noch mit ihrer großen, unregelmäßigen, gipsbezogenen Schnute und dem rotgeblümten Häubchen mit schwarzer Spitze oben auf ihrer roten Perücke die Marquise und zog die Eintrittsgebühren ein – wie vor dem Jahrmarktszirkus der Clown, weißgeschminkt und fertig zum Auftreten, selbst das Geld für die Plätze kassiert. Ich glaube, sie erkannte mich nicht. Statt Busch und Rasen zu bewachen, deren Farbe seiner Uniform angepaßt war, saß der Wärter bei ihr und schwatzte.

»Also Sie sind immer noch hier. Sie denken nicht daran, sich zurückzuziehen«, sagte er.

»Warum sollte ich mich zurückziehen? Sagen Sie mir doch, wo ich besser aufgehoben wäre als hier, wo ich es bequemer und behaglicher hätte. Hier gibts immer ein Kommen und Gehn, hier gibts Zerstreuung, ich nenne das mein Klein-Paris: meine Kunden halten mich auf dem Laufenden über alles, was geschieht. Schauen Sie, Herr Aufseher, da ist einer – er ist gerade vor kaum fünf Minuten

weggegangen –, das ist ein sehr hochgestellter Beamter. Seit acht Jahren« (sie hob die Stimme, als sei sie entschlossen, die Wahrheit ihrer Behauptung forsch zu beweisen, falls der Vertreter der Staatsgewalt Miene mache, sie zu bestreiten), »verstehn Sie mich, seit acht Jahren ist er jeden Tag, den Gott gemacht hat, Punkt drei Uhr hier, immer höflich, nie ein lautes Wort, nie beschmutzt er etwas, er bleibt über eine halbe Stunde und liest seine Zeitungen, während er sein kleines Geschäft verrichtet. Einen einzigen Tag ist er nicht gekommen. Im Augenblick habe ich es nicht gemerkt, aber abends fiel mir plötzlich ein: Der Herr ist doch heute nicht gekommen, er ist vielleicht gestorben. Das ist mir nahe gegangen, denn ich werde sehr anhänglich, wenn Leute angenehm sind. Ich war denn auch recht froh, als ich ihn am nächsten Tag wiedersah. Ich hab ihm gesagt: ›Es ist Ihnen doch gestern nichts zugestoßen, lieber Herr?‹ Da hat er gesagt, daß ihm selbst nichts zugestoßen sei, aber seine Frau sei gestorben, und das habe ihn so mitgenommen, daß er nicht kommen konnte. Er sah wahrhaftig traurig aus, Sie verstehn, Leute, die seit fünfundzwanzig Jahren verheiratet waren, aber er sah doch auch zufrieden aus, wieder herzukommen. Man merkte es ihm an, er war ganz aufgestört aus seinen kleinen Gewohnheiten. Ich habe versucht, ihn aufzumuntern, habe ihm gesagt: ›Man darf sich nicht gehn lassen. Kommen Sie wie früher her, das gibt Ihnen eine kleine Zerstreuung in Ihrem Kummer‹.«
Die »Marquise« sprach wieder in sanftem Ton, sie hatte festgestellt, der Beschirmer der Büsche und Rasenflächen höre ihr gutmütig, ohne an Widerspruch zu denken, zu; harmlos hing ihm sein Degen in der Scheide und sah mehr nach einem Gärtnerwerkzeug oder Parkattribut aus.
»Und dann wähle ich auch meine Kunden,« fuhr sie fort, »ich empfange nicht all und jeden in dem, was ich gerne meine Salons nenne. Mit meinen Blumen sieht es doch wie ein Salon aus, nicht wahr? Ich habe sehr liebenswürdige Kunden, einer oder der andere bringt mir immer einen Zweig Flieder oder Jasmin oder Rosen mit, meine Lieblingsblumen.«
Bei dem Gedanken, diese Dame sei schlecht auf uns zu sprechen, weil wir ihr weder Flieder noch schöne Rosen brächten, wurde ich rot, und um ihrem ungünstigen Urteil leiblich zu entgehn oder doch nur in contumaciam von ihr verurteilt zu werden, ging ich auf die Ausgangstür zu. Aber es werden nicht immer die am liebenswür-

digsten behandelt, die schöne Rosen bringen: die »Marquise« mochte glauben, ich langweile mich, sie wandte sich zu mir und sagte:
»Soll ich Ihnen nicht eine kleine Kabine öffnen?«
Und als ich ablehnte:
»Nein, Sie wollen nicht?« – sie lächelte – »es war gut gemeint, aber ich weiß, das sind Bedürfnisse, die man noch nicht zu haben braucht, weil man nicht dafür zahlt.«
In diesem Augenblick trat eine schlecht gekleidete Frau ein, die diese Bedürfnisse gerade zu haben schien. Aber sie gehörte nicht zu der »Gesellschaft« der »Marquise«, denn die erklärte ihr trocken wie ein Snob, der grob wird:
»Es ist nichts frei.«
»Wird es lange dauern?« fragte die arme Dame und wurde rot unter ihren gelben Blumen.
»Ach, Madame, ich rate Ihnen, woanders hinzugehn, Sie sehn, es warten schon zwei Herren,« – sie zeigte auf mich und den Aufseher – »und ich habe nur ein Kabinett, die andern werden gerade repariert.«
»Die sah nach einer schlechten Zahlerin aus«, sagte die »Marquise«. »Das ist nicht die rechte Kundschaft für mich, solche Leute sind nicht sauber, nehmen keine Rücksicht, da hätte ich nachher eine Stunde lang für die gnädige Frau sauber machen können. Um ihre zwei Sous ists mir nicht leid.«
Endlich kam meine Großmutter heraus. Ich fürchtete, sie werde nicht daran denken, durch ein Trinkgeld die Unbescheidenheit wiedergutzumachen, daß sie so lange geblieben war, und zog mich schnell zurück, um nicht auch mein Teil von der Verachtung abzubekommen, mit der die »Marquise« sie behandeln werde; ich betrat eine Allee, ging aber langsam, damit die Großmutter mich bequem einholen und mit mir weitergehn könne. Das geschah auch bald. Ich dachte, die Großmutter werde zu mir sagen: »Ich habe dich warten lassen, ich hoffe, du wirst deine Freunde doch noch treffen«, aber sie sprach kein Wort; ich war etwas enttäuscht und wollte nicht zuerst das Schweigen brechen; schließlich hob ich die Augen zu ihr und sah, sie hatte, während sie neben mir ging, den Kopf nach der andern Seite gedreht. Ich fürchtete, ihr sei wieder schlecht. Ich sah genauer hin und war betroffen, wie schwer und ruckweise sie sich bewegte. Ihr Hut saß schief, ihr Mantel war schmutzig, sie sah

unordentlich und unzufrieden aus, rot und wirr, wie jemand, den ein Wagen umgeworfen oder den man aus einem Graben gezogen hat.
»Ich habe gefürchtet, dir sei schlecht geworden, Großmutter; fühlst du dich jetzt wohler?« fragte ich.
Sie dachte wohl, es würde mich sicher beunruhigen, wenn sie nicht antwortete, und sagte:
»Ich habe das ganze Gespräch zwischen der ›Marquise‹ und dem Aufseher gehört. Das war ja äußerst ›Guermantes-‹ und kleiner ›Verdurin-Kreis‹. Gott! In was für eleganten Ausdrücken sie diese Dinge vorbrachten.« Und geflissentlich führte sie noch ein Wort ihrer Marquise, der Frau von Sévigné, hinzu: »Während ich ihnen zuhörte, mußte ich denken, sie bereiten mir einen wohltuenden Abschied.«
So sprach sie zu mir und legte all ihren Scharfsinn, ihren Geschmack an Zitaten, ihr gutes Gedächtnis für die Klassiker, sogar noch etwas mehr als gewöhnlich in ihre Worte, es war, als wolle sie zeigen, daß ihr das alles noch ganz zu Gebote stände. Aber was sie sagte, erriet ich mehr, als daß ich es verstand, sie sprach mit gepreßter Stimme und zusammengebissenen Zähnen, das konnte nicht nur Furcht vor einem Erbrechen sein.
Damit es nicht so aussehe, als nehme ich ihr Unwohlsein allzu ernst, sagte ich etwas leichthin: »Nun, da dir ein bißchen schlecht ist, wollen wir, wenn du magst, nach Hause gehn. Eine Großmutter, die sich den Magen verdorben hat, will ich nicht in den Champs-Élysées spazieren führen.«
»Ich traute mich nicht, dir das vorzuschlagen, wegen deiner Freunde«, antwortete sie. »Armer Junge! Aber da du es willst –, es ist vernünftiger.«
Mir war Angst, sie merke selbst gar nicht, wie sie die Worte aussprach, und hastig sagte ich: »Sprich nicht, das strengt dich an; dir ist doch schlecht; warte wenigstens, bis wir zu Hause sind.«
Traurig lächelte sie mir zu und drückte mir die Hand. Sie hatte begriffen, es war mir nicht zu verbergen, ich hatte es gleich erraten: sie hatte einen kleinen Anfall gehabt.

II

Erstes Kapitel

Krankheit meiner Großmutter.
Krankheit Bergottes. Herzog und Arzt.
Mit meiner Großmutter geht es zu Ende.
Ihr Tod.

Quer durch die Menge der Spaziergänger überschritten wir wieder die Avenue Gabriel. Ich ließ meine Großmutter auf einer Bank Platz nehmen und ging einen Wagen suchen. Sie, in deren Herz ich mich immer versetzte, um mir über den gleichgültigsten Menschen ein Urteil zu bilden, sie war mir jetzt verschlossen, sie war ein Stück Außenwelt geworden. Jedem, der vorüberkam, hätte ich eher sagen dürfen, was ich von ihrem Zustand dachte als ihr, ich war gezwungen, ihr meine Besorgnis zu verschweigen, hätte ihr davon nicht vertraulicher sprechen können als einer Fremden. Sie hatte mir alles Sinnen und Sorgen zurückerstattet, das ich ihr von Kindheit an für immer anvertraut hatte. Sie war noch nicht tot. Ich war schon allein. Und selbst ihre Anspielungen auf die Guermantes, auf Molière, auf unsere Gespräche über den kleinen Clan bekamen nun etwas Haltloses, Grundloses, Phantastisches, sie kamen schon aus der Lebensferne eines Wesens, das morgen vielleicht nicht mehr existieren würde, für das sie keinen Sinn mehr haben würden, aus dem Nichts, das – außerstande, sie in sich zu fassen – meine Großmutter bald sein würde.

»Wie dem auch sei, mein Herr, Sie haben sich nicht bei mir vormerken lassen, Sie haben keine Nummer. Übrigens habe ich heut keine Sprechstunde. Sie werden doch Ihren eigenen Arzt haben. Ich kann mich da nicht einschieben, es sei denn, er zieht mich selbst hinzu. Das ist eine Frage der Deontologie.«

Gerade als ich einem Kutscher winkte, war ich dem bekannten Professor E. begegnet, der mit meinem Vater und Großvater fast befreundet, jedenfalls gut bekannt war. Er wohnte hier in der Avenue Gabriel. Einer plötzlichen Eingebung folgend, hatte ich ihn, als er gerade in sein Haus treten wollte, angesprochen, da ich dachte, er könne vielleicht meiner Großmutter einen guten Rat geben. Aber er war in Eile, als der Portier ihm seine Briefschaften gegeben, wollte

er mich los werden, und ich konnte nur weiter zu ihm sprechen, indem ich mit ihm in den Lift stieg. Das Drücken auf die Knöpfe bat er mich, ihm zu überlassen; das war eine Manie bei ihm.

»Aber, Herr Professor, ich bitte Sie ja nicht, meine Großmutter hier zu empfangen, Sie werden nach dem, was ich Ihnen sagen möchte, verstehen, sie ist kaum imstande ..., vielmehr wollte ich Sie bitten, in etwa einer halben Stunde bei uns vorzusprechen, bis dahin wird sie zu Hause sein.«

»Bei Ihnen vorsprechen, aber das ist ganz ausgeschlossen. Ich bin bei dem Handelsminister zum Diner, vorher muß ich noch einen Besuch machen, ich muß mich gleich umziehen; um das Unglück vollzumachen, habe ich mir den Frack zerrissen, und in dem andern ist kein Knopfloch fürs Ordensband. Ich bitte Sie, tun Sie mir den Gefallen und kommen Sie nicht an die Knöpfe des Aufzugs, Sie wissen nicht damit umzugehen, man muß in allem vorsichtig sein. Das mit dem Knopfloch wird mich auch noch aufhalten. Aus Freundschaft für die Ihrigen will ich Ihre Großmutter, wenn sie gleich kommt, schließlich empfangen. Aber ich sage Ihnen im voraus, ich habe nur eine knappe Viertelstunde zu ihrer Verfügung.«

Gleich war ich umgekehrt und hatte nicht einmal den Fahrstuhl verlassen, den Professor E. selbst nach abwärts in Bewegung gesetzt hatte, nicht ohne mir mißtrauisch nachzublicken.

Wir sagen allerdings, die Stunde des Todes ist ungewiß, aber wenn wir das sagen, stellen wir uns diese Stunde in einem unbestimmten fernen Raum gelegen vor, wir denken nicht, sie könne zu dem bereits begonnenen Tage in irgendeiner Beziehung stehen, könne bedeuten, daß der Tod – oder sein erstes Besitzergreifen von einem Teile unserer selbst, nach welchem er uns nicht mehr lassen wird – an diesem Nachmittag noch, der so gar nichts Unbestimmtes hat, eintreten könne, diesem Nachmittag, an dem wir schon im voraus geregelt haben, wie wir alle seine Stunden anwenden wollen. Man besteht auf seiner Spazierfahrt, um in einem Monat die erforderliche Gesamtsumme an guter Luft zu erreichen, man hat gezögert, welchen Mantel, welchen Kutscher man nehmen solle, der Tag liegt ganz vor uns, kurz ist er, denn man will rechtzeitig nach Hause kommen, um eine Freundin bei sich zu empfangen; man möchte, daß es morgen wieder so schönes Wetter sei; und man ahnt nicht, daß der Tod, der langsam in uns auf einer anderen Ebene mitten durch undurchdringliches Dunkel seinen Weg nahm, gerade diesen

Tag gewählt hat, um, in einigen Minuten, ungefähr in dem Augenblick, wenn der Wagen die Champs-Élysées erreichen wird, aufzutreten. Wer schon gewohnheitsmäßig vor dem Sonderbaren, das dem Tode eigen ist, Angst hat, für den wird diese Art Tod – diese Art erste Berührung mit dem Tod – etwas Beruhigendes haben, weil er eine bekannte, vertraute, alltägliche Erscheinung annimmt. Vorangegangen ist ein gutes Dejeuner und eine Spazierfahrt, wie sie auch die gesunden Leute machen. Eine Rückfahrt im offenen Wagen verbirgt den ersten Anfall; so krank meine Großmutter war, mehrere Leute würden sagen können, um sechs Uhr, als wir von den Champs-Élysées zurückkamen, haben sie die Großmutter gegrüßt, wie sie im offenen Wagen bei herrlichem Wetter vorbeikam. Legrandin, der nach der Place de la Concorde zu ging, zog den Hut vor uns und blieb verwundert stehen. Ich war noch so wenig abgelöst vom Leben, daß ich meine Großmutter fragte, ob sie ihn wiedergegrüßt habe, und sie erinnerte, er sei empfindlich. Meine Großmutter mochte mich recht leichtfertig finden, sie hob die Hand auf, als wollte sie sagen: Was macht das aus? Das ist ganz unwichtig.

Ja, man hatte sagen können, vorhin, während ich einen Wagen suchte, saß meine Großmutter auf einer Bank in der Avenue Gabriel und etwas später fuhr sie im offenen Wagen vorüber. Aber wäre das wirklich wahr gewesen? Die Bank bedarf, um da in einer Avenue zu stehen – wenn sie auch gewissen Gleichgewichtsbedingungen unterworfen ist –, keiner Energie. Damit aber ein lebendes Wesen aufrecht sei, ist eine Kräftespannung nötig, die wir gewöhnlich nicht wahrnehmen, ebensowenig, wie wir den atmosphärischen Druck, der ja nach allen Richtungen wirkt, wahrnehmen. Wenn man in uns ein Vakuum herstellte und uns dann dem Luftdruck aussetzte, würden wir vielleicht während des Augenblicks, der unserer Vernichtung vorherginge, das fürchterliche Gewicht fühlen, das nichts mehr ausgleichen würde. So bedarf es, wenn die Abgründe der Krankheit und des Todes sich in uns auftun und wir dem Ungestüm, mit dem die Welt und unser eigner Körper sich auf uns stürzen, nichts mehr entgegenzusetzen haben, um nur die Last der Muskeln, nur den Schauer, der unser Mark verwüstet, auszuhalten, – soll das Haupt aufrecht und der Blick ruhig bleiben – der Lebensenergie, und ein erschöpfender Kampf hebt an.

Und hatte Legrandin uns so verwundert angesehen, so kam das, weil ihm und allen, die vorüberkamen, in dem Wagen, in dem

meine Großmutter auf dem Polster zu sitzen schien, ein Wesen sichtbar wurde, das versank, in den Abgrund glitt, sich verzweifelt an den Kissen hielt, die kaum ihren stürzenden Körper halten konnten, ein Wesen mit wirrem Haar, dessen verstörter Blick nicht mehr dem Ansturm der Bilder standhielt, die das Auge nicht länger zu ertragen vermochte. Obwohl sie neben mir saß, war sie doch in die unbekannte Welt versunken, darin sie schon die Erschütterungen erlitten hatte, deren Spuren ich vorhin in den Champs-Élysées an ihr gesehen; die Hand des unsichtbaren Engels, mit dem sie ringen mußte, hatte ihr Hut, Gesicht und Mantel entstellt. Später habe ich mir manchmal gedacht, der Augenblick des Anfalls konnte meiner Großmutter nicht ganz überraschend kommen, vielleicht hatte sie ihn schon lange vorhergesehen, ihm entgegengelebt. Sicherlich hatte sie nicht gewußt, wann der verhängnisvolle Augenblick kommen werde, und war in Ungewissem gewesen wie Liebende, die aus ähnlicher Ungewißheit bald unvernünftige Hoffnungen bald ungerechtfertigten Verdacht gegen die Treue ihrer Geliebten hegen. Aber meistens suchen große Krankheiten wie die, welche sie jetzt mitten ins Gesicht getroffen hatte, schon lange Zeit hindurch bei dem Kranken sich einen Wohnsitz aus, ehe sie ihn töten, und machen sich in dieser Zeit wie ein Nachbar oder ein »entgegenkommender« Mieter ziemlich geschwinde mit ihm bekannt. Eine entsetzliche Bekanntschaft, weniger wegen der Schmerzen, die sie mit sich bringt, als weil sie in befremdend neuer Art dem Leben endgültig Beschränkungen auferlegt. In solchem Fall sieht man sich sterben, nicht im Augenblick des Todes, sondern Monate, bisweilen Jahre vorher, sobald er sich einmal häuslich bei uns angesiedelt hat. Die Kranke lernt den Fremden kennen, den sie da in ihrem Hirn auf- und abgehen hört. Sie kennt ihn allerdings nicht von Angesicht, aber aus den regelmäßig wiederkehrenden Geräuschen, die sie ihn machen hört, folgert sie seine Gewohnheiten. Ist es ein Übeltäter? Eines Morgens hört sie ihn nicht mehr. Er ist fort. Ach, wäre ers für immer! Am Abend ist er wieder da. Was hat er vor? Der hinzugezogene Arzt, den man ausfragt, antwortet wie eine vergötterte Geliebte mit Beteuerungen, die man heute glaubt und morgen anzweifelt. Und eigentlich spielt der Arzt weniger die Rolle der Geliebten als die ihrer Diener, bei denen man sich erkundigt. Sie sind nur Dritte. Aber das Wesen, in das wir dringen, das wir immer wieder in Verdacht haben, es sei im Begriff, uns zu verraten, das ist

das Leben selbst, und obwohl wir fühlen, daß es nicht mehr ist, wie es war, glauben wir doch noch an das Leben, bleiben mindestens im Zweifel bis zu dem Tage, an dem es uns endgültig im Stich läßt.
Ich half meiner Großmutter in den Fahrstuhl des Professors E., und gleich darauf kam er uns entgegen und nahm uns in sein Sprechzimmer. Dort hatte er, so eilig er war, nicht mehr die schroffe Miene, so stark sind Gewohnheiten, er pflegte mit seinen Patienten liebenswürdig, ja sogar scherzhaft zu sein. Da er meine Großmutter sehr belesen wußte und es selbst auch war, zitierte er ihr zunächst zwei oder drei Minuten lang schöne Verse über den strahlenden Sommer dieser Tage. Er hatte sie in einen Sessel gesetzt und sich gegen das Licht gestellt, um sie gut sehen zu können. Seine Untersuchung war sehr gründlich und machte es sogar erforderlich, daß ich auf einen Augenblick hinausging. Er setzte sie dann noch weiter fort, und als er fertig und die Viertelstunde schon fast zu Ende war, fing er noch einmal an, meine Großmutter mit Zitaten zu unterhalten. Er brachte sogar einige ziemlich feine Scherze vor. Die hätte ich zwar lieber an einem andern Tage gehört, aber sie wirkten durch den heiteren Ton des Doktors ganz beruhigend auf mich. Mir fiel dabei ein, als Senatspräsident hatte Herr Fallières vor einer Reihe von Jahren einen harmlosen Anfall und konnte zur Verzweiflung seiner Konkurrenten schon nach drei Tagen seine Tätigkeit wieder aufnehmen: er bereitete, hieß es, sich darauf vor, früher oder später für den Posten des Präsidenten der Republik zu kandidieren. Als nun, gerade während mir das Beispiel von Herrn Fallières einfiel, das muntere Lachen, mit dem Professor E. einen seiner Scherze abschloß, mich aus meinen Gedanken aufschreckte, bekam ich die feste Zuversicht, meine Großmutter werde sich bald erholen. Darauf zog er die Uhr, runzelte, als er sah, er war schon fünf Minuten verspätet, in fieberhafter Aufregung die Brauen und klingelte, während er uns Adieu sagte, daß man ihm gleich seinen Frack bringe. Ich ließ meine Großmutter vorangehen, schloß hinter ihr die Tür und bat den Gelehrten, mir die Wahrheit zu sagen.
»Ihre Großmutter ist verloren«, sagte er. »Der Anfall ist durch Urämie hervorgerufen. An sich ist Urämie nicht unbedingt tödlich, aber der Fall scheint mir verzweifelt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich hoffe, mich zu täuschen. Im übrigen sind Sie bei Cottard in ausgezeichneten Händen. Entschuldigen Sie mich.« Er sah gerade das Stubenmädchen mit seinem Frack auf dem Arm ein-

treten. »Sie wissen, ich bin beim Handelsminister zu Tisch, und ich habe vorher noch einen Besuch zu machen. Ach, das Leben ist nicht immer rosig, wie man in Ihrem Alter sichs denkt.«

Und er reichte mir freundlich die Hand. Ich hatte die Tür geschlossen, und ein Diener führte uns, meine Großmutter und mich, durchs Vorzimmer, da hörten wir lautes wütendes Geschrei. Das Stubenmädchen hatte vergessen, das Knopfloch für das Ordensband aufzutrennen. Das erforderte weitere zehn Minuten. Der Professor wetterte immer noch, während ich auf dem Vorplatz meine Großmutter ansah, die verloren war. Jeder Mensch ist sehr allein. Wir begaben uns nach Hause.

Die Sonne sank; sie entflammte eine endlose Mauer, an der unser Wagen entlang mußte, ehe er in die Straße kam, in der wir wohnten; auf der Mauer hob sich der Schatten, den das Abendlicht von Pferd und Wagen warf, von rötlichem Grunde schwarz ab, wie ein Leichenwagen auf einer Pompejanischen Terrakotta. Endlich kamen wir an. Ich ließ die Kranke unten an der Treppe im Vestibül sich setzen und ging hinauf, meine Mutter vorzubereiten. Ich sagte ihr, die Großmutter käme etwas leidend heim, es sei ihr schwindlig geworden. Schon bei meinen ersten Worten bekam das Gesicht meiner Mutter den Ausdruck äußerster Verzweiflung, einer Verzweiflung, in der doch schon etwas von Resignation lag: ich begriff, meine Mutter hielt sie seit vielen Jahren in sich bereit für einen ungewissen letzten Tag. Sie fragte mich nichts; wenn Bosheit die Leiden der andern gern übertreibt, so wollte ihre Liebe nicht zulassen, ihre Mutter könne schwer erkrankt sein, zumal an einer Krankheit, die den Geist in Mitleidenschaft ziehen kann. Mama erschauerte, ihr Gesicht weinte ohne Tränen, sie lief und sagte, man solle den Arzt holen, und als Françoise sich erkundigte, wer krank sei, konnte sie nicht antworten, die Stimme blieb ihr in der Kehle. Dann lief sie mit mir hinunter und unterdrückte das Schluchzen, das ihr Gesicht verzog. Meine Großmutter wartete unten auf dem Kanapee des Vestibüls, sobald sie uns aber hörte, richtete sie sich auf, stand und winkte heiter Mama mit der Hand. Ich hatte ihr den Kopf halb in eine weiße Spitzenmantille gehüllt; damit ihr nicht kalt werde auf der Treppe, hatte ich gesagt. Ich wollte nicht, daß meine Mutter gleich die Veränderung des Gesichtes, die Verzerrung des Mundes bemerke; meine Vorsicht war nutzlos; die Mutter näherte sich der Großmutter, küßte ihr die Hand, als wäre es die ihres Gottes,

stützte sie, schob sie mit unendlicher Vorsicht zum Fahrstuhl – in ihrer Vorsicht lag neben der Furcht, ungeschickt zu sein und ihr weh zu tun, Demut dessen, der sich unwürdig fühlt zu berühren, was ihm das Teuerste ist –, aber nicht einmal hob sie die Augen zu ihr, nicht einmal sah sie das Gesicht der Kranken an. Vielleicht wollte sie vermeiden, daß die Großmutter traurig werde bei dem Gedanken, ihr Anblick könne ihre Tochter beunruhigen. Vielleicht hatte sie Furcht vor einem zu starken Schmerz, dem sie sich nicht auszusetzen wagte. Vielleicht Ehrfurcht: sie glaubte, es sei ihr nicht erlaubt, pietätlos die Spuren einer Geistesschwächung auf dem verehrten Gesicht festzustellen. Vielleicht wollte sie für später das Bild des wirklichen Gesichtes ihrer Mutter unversehrt bewahren, strahlend von Geist und Güte. So kamen sie herauf, eine an der Seite der andern, meine Großmutter halb in ihrer Mantille verborgen, meine Mutter mit abgewendeten Augen.

Inzwischen war da jemand, dessen Augen nicht abließen von dem, was sie aus den veränderten Zügen der Großmutter, welche ihre Tochter nicht anzusehen wagte, erraten konnten, jemand, der einen verblüfften, indiskreten Blick voll schlimmer Vorbedeutung auf sie heftete: Françoise. Gewiß liebte sie meine Großmutter aufrichtig, war sogar enttäuscht, fast entrüstet gewesen, Mama so kalt zu sehen (für sie hätte sie weinend in die Arme ihrer Mutter sich werfen müssen), aber sie hatte eine gewisse Neigung, immer das Schlimmste ins Auge zu fassen, sie hatte von ihrer Kindheit her zwei Eigenheiten behalten, die sich auszuschließen scheinen, wenn sie aber zusammengehen, einander verstärken: die Unerzogenheit von Leuten aus dem Volk, die angesichts einer physischen Veränderung, welche sie aus Zartgefühl übersehen müßten, ihren Eindruck oder gar ihr schmerzliches Erschrecken nicht zu verbergen versuchen; und die Gefühlsroheit der Bäuerin, die den Libellen die Flügel ausreißt, bevor sie Gelegenheit hat, Hühnern den Hals umzudrehen, und schamlos ihr Interesse am Anblick des leidenden Fleisches sehen läßt.

Als die Großmutter dank Françoises Sorgsamkeit gut zu Bett gebracht war, bemerkte sie, daß sie schon viel leichter sprach, der kleine Riß oder die Überfüllung eines Gefäßes, welche die Urämie bewirkt hatte, war wohl sehr leicht gewesen. Da wollte sie Mama nicht im Stiche lasse, wollte ihrer Tochter in dem Schrecklichsten von allem, was sie je durchzumachen gehabt hatte, beistehen.

»Nun, mein Kind,« sagte sie und gab ihr die Hand – die andere

behielt sie am Mund, um dadurch einer gewissen Schwierigkeit, die es ihr machte, manche Worte auszusprechen, eine anscheinend äußere Ursache zu geben – »deine Mutter tut dir wohl gar nicht leid! Du scheinst zu glauben, daß eine Magenverstimmung nicht unangenehm ist!«

Da senkten sich zum erstenmal die Augen meiner Mutter leidenschaftlich in die Augen der Großmutter – das übrige Gesicht wollten sie nicht sehen – und sie begann die Reihe der falschen Schwüre, die wir nicht halten können, mit den Worten:

»Mama, du wirst bald gesund sein, deine Tochter steht dir dafür.«

Und sie schloß ihre allerstärkste Liebe, ihr ganzes Wollen, daß ihre Mutter gesunde, in einen Kuß, vertraute ihm das alles an, gab ihm ihr Denken und ganzes Wesen bis an den Rand der Lippen mit und legte ihn demütig und fromm auf die geliebte Stirn nieder. Meine Großmutter klagte über eine Art Anschwemmung von Decken, die immer wieder von derselben Seite ihr linkes Bein bedrückte und nicht wegzubringen war. Sie machte sich nicht klar, daß der Grund dafür in ihr selbst lag (daher beschuldigte sie auch jeden Tag Françoise ungerechterweise, sie schüttele ihr Bett nicht gut auf). Mit einer Krampfbewegung warf sie von dieser Seite die ganze Flut der schaumigen feinen Wolldecken, die sich dort häuften, wie Sand von beständiger Flut in eine Bucht geschwemmt wird, bis diese schnell in einen Strand verwandelt ist (wenn man nicht einen Deich errichtet).

Meine Mutter und ich wollten nicht zugeben – Françoise deckte unsere Lüge schlau und rücksichtslos auf –, daß die Großmutter sehr krank sei, als hätte das Feinden, die sie doch gar nicht hatte, Vergnügen machen können, als wäre es liebevoller zu finden, es gehe ihr eigentlich gar nicht so schlecht; aus dem gleichen instinktiven Gefühl hatte ich vermutet, Andrée beklage Albertine zu sehr, um sie sehr zu lieben. Solche Gefühlsphänomene Einzelner zeigen sich auch bei der Masse in großen Krisen. Bei einem Kriege spricht Einer, der sein Land nicht liebt, nicht schlecht von ihm, aber er hält es für verloren, beklagt es, sieht schwarz.

Françoise leistete uns durch ihre Fähigkeit, Schlaf zu entbehren und die härteste Arbeit zu verrichten, unendliche Dienste. Mußte man sie, wenn sie nach mehreren durchwachten Nächten sich schlafen gelegt hatte, eine Viertelstunde, nachdem sie eingeschlafen war,

wieder rufen, so war sie glücklich, das Beschwerlichste tun zu können, als wäre es das Allereinfachste, und statt mürrisch zu werden, zeigte sie ein zufriedenes bescheidenes Gesicht. Nur wenn die Stunde der Messe oder des ersten Frühstücks kam, hätte meine Großmutter in den letzten Zügen liegen können, Françoise würde sich rechtzeitig davongemacht haben, um sich nicht zu verspäten. Sie konnte und wollte sich nicht durch ihren jungen Lakaien ersetzen lassen. Sicherlich hatte sie aus Combray eine sehr hohe Vorstellung von den Pflichten eines jeden gegen uns mitgebracht; sie hätte nicht geduldet, daß einer unserer Leute sich etwas »herausnehme« gegen uns; das hatte sie zu einer vornehmen, gebieterischen und erfolgreichen Erzieherin gemacht; den verdorbensten Dienstboten, die wir hatten, änderte und läuterte sie bald ihre Lebensauffassung: sie behielten sich nicht einmal mehr »den Sou vom Franken« und stürzten – so wenig dienstfertig sie bisher gewesen sein mochten – herbei, mir das kleinste Paket aus den Händen zu nehmen, nicht zu dulden, daß ich mich damit schleppe. Aber Françoise hatte in Combray auch die Gewohnheit angenommen – und nach Paris importiert –, keinerlei Hilfe bei der Arbeit ertragen zu können. Sich helfen zu lassen, kam ihr schimpflich vor; es sind Dienstboten wochenlang bei uns gewesen, ohne daß sie ihren Morgengruß erwiderte, sind sogar in Urlaub gegangen, ohne daß sie ihnen Adieu sagte – und sie errieten nicht, weshalb –, aus dem einfachen Grunde, weil sie einmal, als Françoise leidend war, etwas von ihrer Arbeit hatten übernehmen wollen. Und jetzt, da es der Großmutter so schlecht ging, sah Françoise mehr als je ihre Arbeit als ihr persönliches Recht an. An diesen Galatagen wollte sie ihre rechtmäßige Rolle sich nicht wegnehmen lassen. Ihren jungen Lakaien hatte sie ganz beiseite geschoben, er wußte nichts anzufangen; nicht genug, daß er mir nach Viktors Vorbild mein Schreibpapier vom Tisch nahm, er holte sich sogar Gedichtbücher aus meiner Bibliothek. Fast den halben Tag las er darin, teils aus Bewunderung für die Dichter, die sie verfaßt hatten, teils aber auch, um in der andern Hälfte seiner Zeit die Briefe, die er seinen Freunden im Dorf schrieb, mit Zitaten zu spicken. Ganz offenbar versprach er sich, das würde ihnen imponieren. Da aber folgerechtes Denken seine Stärke nicht war, so war er dazu gekommen, die Gedichte, die er in meiner Bibliothek fand, für allgemein bekannt zu halten und zu meinen, es sei gang und gäbe, auf sie zurückzugreifen. Und wenn er

nun seinen Bauern, auf deren Verblüffung er spekulierte, schrieb, mischte er Lamartineverse in seine eigenen Betrachtungen so selbstverständlich, wie er ›kommt Zeit, kommt Rat‹ oder auch nur ›Guten Tag‹ gesagt hätte.

Wegen ihrer Schmerzen erlaubte man meiner Großmutter, Morphium zu nehmen. Das beruhigte sie, vermehrte aber unglücklicherweise ihre Dosis Eiweiß. Die Schläge, die wir der Krankheit beibringen wollten, welche sich in der Großmutter eingenistet hatte, gingen fehl, trafen sie selbst, ihr armer Körper wurde vorgeschoben und bekam sie ab, worüber sie nur mit einem leisen Stöhnen klagte. Die Schmerzen, die wir ihr verursachten, wurden durch nichts, was wir ihr Gutes tun konnten, aufgewogen. Die rabiate Krankheit, die wir austilgen wollten, streiften wir kaum, verschärften sie höchstens und beschleunigten die Stunde, in der sie ihre Beute verschlingen sollte. An Tagen, da die Dosis Eiweiß zu stark wurde, verbot Cottard nach einigem Zögern das Morphium. Dieser unbedeutende, gewöhnliche Mensch besaß in den kurzen Augenblicken, in denen er überlegte, in denen er die Gefahren der einen oder andern Behandlung abwog, bis er sich für eine entschied, die Größe eines Feldherrn, der im übrigen Leben banal, aber ein großer Stratege ist und im gefährlichen Moment nach kurzer Überlegung sich für das militärisch Geratenste entscheidet und sagt: »Front nach Osten«. Vom medizinischen Standpunkt durfte man, so wenig Hoffnung bestand, der Urämiekrise ein Ziel zu setzen, die Niere nicht überanstrengen. Andrerseits wurden, wenn meine Großmutter kein Morphium hatte, ihre Schmerzen unerträglich; sie begann unablässig immer wieder eine bestimmte Bewegung, die sie, ohne zu stöhnen, kaum ausführen konnte: zum großen Teil ist Leiden eine Art Bedürfnis des Organismus, sich eines neuen Zustands, der ihn beunruhigt, bewußt zu werden und seine Empfindungsfähigkeit an diesen Zustand anzupassen. Man kann diesen Ursprung des Schmerzes erkennen bei Beschwerden, die im gegebenen Fall nicht für alle dieselben sind. In ein Zimmer, das ein Dunst von scharfem, durchdringenden Geruch erfüllt, werden zwei grobschlächtige Menschen eintreten und ruhig ihre Geschäfte erledigen, ein dritter, der zarter organisiert ist, wird sich unaufhörliche Unruhe anmerken lassen. Immer wieder werden seine Nüstern ängstlich den Geruch einziehen, den zu riechen er doch offenbar vermeiden sollte; statt dessen wird er jedesmal versuchen, ihn durch genaueres Ken-

nenlernen seinen leidenden Geruchsnerven einzuverleiben. Damit hängt es gewiß zusammen, daß eine starke geistige Inanspruchnahme uns hindert, über Zahnweh zu klagen. Wenn meine Großmutter Schmerzen hatte, rann der Schweiß über ihre große malvenfarbene Stirn und verklebte die weißen Strähnen, und wenn sie glaubte, wir seien nicht im Zimmer, stieß sie Schreie aus: »Ach, entsetzlich!« Bemerkte sie jedoch, daß meine Mutter da war, bot sie sofort ihre ganze Energie auf, um aus ihrem Gesicht die Spuren des Schmerzes zu vertreiben, oder sie wiederholte dieselben Klagen, setzte aber Erklärungen hinzu, die dem, was meine Mutter mitangehört hatte, nachträglich einen andern Sinn gaben:
»Ach, Kind, es ist entsetzlich, bei dem schönen Sonnenschein liegen bleiben zu müssen, wenn man doch spazieren gehen möchte, ich weine vor Wut, daß ihr mich nicht aufstehen laßt.«
Aber den Jammer ihrer Blicke, den Schweiß ihrer Stirn, das krampfhafte, gleich wieder unterdrückte Zucken ihrer Glieder konnte sie nicht hindern.
»Es tut mir nichts weh, ich stöhne nur, weil ich schlecht liege, mein Haar ist in Unordnung, mir ist übel, ich habe mich an der Wand gestoßen.«
Meine Mutter saß zu Füßen des Bettes, festgenagelt an diesen Schmerz, und es war, als wollte sie mit ihrem Blick in die gequälte Stirn, in den Leib, der seine Pein verhehlte, eindringen und so den Schmerz fassen und wegnehmen. Sie sagte:
»Nein, Mütterchen, wir werden dich nicht so leiden lassen, man wird etwas finden, gedulde dich eine Sekunde, erlaubst du mir, dich zu küssen, ohne daß du dich bewegst?«
Und über das Bett gebeugt, mit wankenden Beinen und halb knieend – als hülfe Demut, daß das Gebet ihrer leidenschaftlichen Hingabe erhört werde –, neigte sie der Großmutter ihr ganzes Leben in ihrem Gesicht wie in einer Monstranz hin, in die leidenschaftliche, verzweifelte, holde Grübchen und Falten schmückend eingeschnitten waren, ob vom Meißel eines Kusses, eines Schluchzens oder Lächelns, konnte man nicht unterscheiden. Auch die Großmutter versuchte, ihr Gesicht Mama hinzustrecken. Es war sehr verändert: hätte sie die Kraft gehabt auszugehen, man hätte sie gewiß nur an der Feder ihres Hutes erkannt. Als säße sie einem Bildhauer, bemühte sie sich sichtlich und mit einem Eifer, der sie von allem andern ablenkte, ihre Züge einem bestimmten Modell

anzupassen, das wir nicht kannten. Diese Bildhauerarbeit ging ihrer Vollendung entgegen, das Gesicht meiner Großmutter hatte abgenommen und war dabei härter geworden. Die Adern, die es durchzogen, schienen nicht Marmoradern, sondern die eines rauheren Steines zu sein. Immer vorn übergebeugt durch Atemnot und zugleich durch Anspannung in sich selbst eingesunken, war ihr verwittertes, verkümmertes, grausig ausdrucksvolles Gesicht wie die primitive fast prähistorische Skulptur des rohen rötlich violetten verzweifelten Kopfes einer wilden Grabwächterin. Aber noch war das Werk nicht ganz vollendet. Und nachher mußte es zerbrochen werden und dann in das Grab – das sie mit bitterm Krampf so mühselig bewacht hatte – versinken. In einem der Augenblicke, wo man, nach einem volkstümlichen Ausdruck, mit dem Kopf durch die Wand möchte, befolgte man, da die Großmutter viel hustete und nieste, den Rat eines Verwandten, der behauptete, mit dem Spezialisten X sei man in drei Tagen außer Gefahr. Die Leute der Gesellschaft behaupten das von ihrem Arzt, und man glaubt ihnen, wie Françoise den Reklamen in Zeitungen glaubte. Der Spezialist erschien und hatte in seinem Besteck die Schnupfen all seiner Klienten, wie Äolus die Winde in seinem Schlauch hat. Meine Großmutter weigerte sich schlechtweg, sich untersuchen zu lassen. Und da uns das vor dem Arzt, der sich umsonst herbemüht hatte, peinlich war, kamen wir seinem Wunsche entgegen, unsere verschiedenen Nasen zu besichtigen, denen eigentlich nichts fehlte. Doch, behauptete er, und ob Migräne oder Kolik, Herz- oder Zuckerkrankheit, es sei immer eine schlecht verstandene Nasenkrankheit. Zu jedem von uns sagte er: »Dies Näschen möcht ich mir gern wieder mal ansehen. Warten Sie nicht zu lange. Mit ein bißchen Brennen befrei ich Sie.« Wir dachten an etwas ganz andres. Doch fragten wir uns: »Befreien? Wovon?« Kurz, all unsere Nasen waren krank. Er täuschte sich nur, indem er die Krankheit in den gegenwärtigen Zeitpunkt verlegte. Denn schon am nächsten Tag hatten seine Untersuchung und sein provisorischer Verband ihre Wirkung getan. Jeder von uns hatte seinen Katarrh. Und als er dann auf der Straße meinem Vater, der heftig hustete, begegnete, lächelte er bei dem Gedanken, ein Unwissender könne das Übel seinem eigenen Eingreifen zuschreiben. Er hatte uns untersucht, als wir bereits krank waren.

Die Krankheit meiner Großmutter gab verschiedenen Leuten Anlaß, Übermaß oder Mangel an Sympathie kundzutun, was uns ebenso überraschte wie die Art Zufall, durch die das eine oder andere bestimmte Verkettungen von Umständen und sogar Freundschaft, welche wir nicht vermutet hätten, uns kundtat. Die Anteilnahme von Leuten, die immerzu sich zu erkundigen kamen, enthüllte uns den Ernst eines Leidens, das wir noch nicht genügend isoliert und von tausend schmerzlichen Eindrücken, die wir von meiner Großmutter bekamen, abgesondert hatten. Ihre Schwestern, denen telegraphiert worden war, verließen Combray nicht. Sie hatten einen Künstler entdeckt, der ihnen ausgezeichnete Kammermusik vorspielte; dabei gedachten sie, besser als am Krankenbett, Sammlung und schmerzliche Erbauung zu finden, die in der Form freilich befremdend wirkte. Frau Sazerat schrieb an Mama, aber wie jemand, dessen plötzlich aufgelöste Verlobung (die Auflösung war die Dreyfusaffaire) uns für immer von ihm getrennt hatte. Dafür kam Bergotte täglich auf mehrere Stunden zu mir.

Er hatte sich immer gern auf einige Zeit in einem Hause festgesetzt, wo er keine Kosten hatte. Ehemals, um dort ununterbrochen zu sprechen, jetzt, um lange schweigen zu dürfen, ohne daß man ihn zum Reden ermunterte. Denn er war sehr krank, die einen sagten, an Albuminurie wie meine Großmutter. Nach andern hatte er ein Geschwulst. Er wurde immer schwächer; nur mit Mühe konnte er unsere Treppe hinauf, mit noch größerer hinabsteigen. Obwohl er sich auf das Geländer stützte, strauchelte er oft, und ich glaube, er wäre ganz zu Hause geblieben, wenn er nicht gefürchtet hätte, die Möglichkeit und die Gewohnheit auszugehen gänzlich zu verlieren, er, der »Mann mit dem Knebelbart«, den ich vor noch nicht langer Zeit so munter gesehen hatte. Er konnte kaum sehen, und sogar Sprechen wurde ihm oft schwer.

Im Gegensatz dazu waren gleichzeitig seine Werke, die zur Zeit, als Frau Swann deren schüchterne Verbreitungsversuche patronisierte, nur wenigen Belesenen bekannt waren, in den Augen der Gesamtheit groß und wichtig geworden und hatten im großen Publikum eine außerordentliche Expansionskraft bekommen. Oft kommt es vor, daß ein Schriftsteller erst nach seinem Tode berühmt wird. Er aber wohnte lebend und während seiner langsamen Wanderschaft zum Tode der seiner Werke zum Ruhme bei. Ein toter Autor ist wenigstens ohne Mühsal berühmt. Der Glanz seines Namens bleibt

an seinem Grabstein haften. Betäubt vom ewigen Schlaf, fühlt er nicht die Zudringlichkeit des Ruhmes. Aber für Bergotte hatte die Antithese noch nicht ganz ihre Vollendung bekommen. Er lebte noch genug, um an dem Lärm zu leiden. Er regte sich noch, wenn auch beschwerlich, während seine Werke, umherspringend wie Töchter, die man liebt, deren stürmische Jugend und lärmende Freuden einen aber ermüden, täglich neue Bewunderer bis an sein Bett heranbrachten.

Die Besuche, die er uns jetzt machte, kamen für mich ein paar Jahre zu spät, denn ich bewunderte ihn nicht mehr so sehr wie früher. Das steht nicht in Widerspruch mit dem Wachsen seines Ruhmes. Selten wird ein Werk ganz verstanden und setzt sich siegreich durch, ohne daß bereits im Geheimen das Werk eines anderen Schriftstellers bei einigen wählerischeren Geistern begonnen hätte, durch einen neuen Kult den alten, der schon nachläßt, zu ersetzen. In Bergottes Büchern, die ich oft wiederlas, waren die Sätze vor meinen Augen so klar wie meine eigenen Gedanken, die Möbel in meinem Zimmer und die Wagen auf der Straße. Alles war bequem darin zu sehen, wenn nicht so, wie man es immer gesehen hatte, doch wenigstens so, wie man gewöhnt war, es jetzt zu sehen. Nun hatte ein neuer Schriftsteller begonnen, Werke zu veröffentlichen, in denen die Beziehungen zwischen den Dingen ganz andere waren als die, welche sie für mich verbanden, und ich verstand fast nichts von dem, was er schrieb. Er sagte zum Beispiel: »Die Wasserleitungsröhren bewunderten den schönen Zustand der Straßen« (und das war leicht zu verstehen, ich glitt an diesen Straßen entlang), »die alle fünf Minuten von Briand und Claudel ausgingen«. Da verstand ich nicht mehr, weil ich den Namen einer Stadt erwartet hatte und den Namen einer Person gegeben bekam. Nur fühlte ich, nicht der Satz war schlecht gemacht, sondern ich war nicht stark und gewandt genug, um damit fertig zu werden. Ich setzte mich noch einmal in Schwung und half mit Füßen und Händen nach, um bis an die Stelle zu kommen, von der aus ich die neuen Beziehungen zwischen den Dingen sehen würde. Jedesmal, wenn ich fast bis in die Mitte des Satzes gekommen war, fiel ich zurück wie später beim Militär bei der sogenannten Portique. Nichtsdestoweniger bewunderte ich den neuen Schriftsteller, wie ein ungeschicktes Kind, das im Turnen Ungenügend bekommen hat, ein geschickteres Kind bewundert. Bergotte bewunderte ich von nun an weniger, seine Klarheit bekam etwas

Unzureichendes für mich. Es gab eine Zeit, in der man auf Bildern die Dinge erkannte, wenn Fromentin, nicht aber, wenn Renoir sie malte.

Die Leute von Geschmack sagen uns heute, Renoir sei ein großer Maler des achtzehnten Jahrhunderts. Wenn sie das behaupten, vergessen sie die »Zeit«, vergessen, daß es selbst mitten im neunzehnten vieler Zeit bedurfte, bis man in Renoir den großen Künstler begrüßte. Um zur Anerkennung zu gelangen, geht der ursprüngliche Maler, der ursprüngliche Künstler zu Werk wie ein Augenarzt. Die Behandlung mit seiner Malerei oder seiner Prosa ist nicht immer angenehm. Ist sie fertig, so sagt uns der Arzt: Jetzt sehen Sie hin. Und siehe da, die Welt (die nicht einmal erschaffen worden ist, sondern so oft erschaffen wird, wie ein ursprünglicher Künstler auftritt) erscheint uns ganz anders als die frühere, aber vollkommen klar. Frauen gehen über die Straße, ganz andere als ehedem, denn es sind Renoirs, eben die Renoirs, in denen wir früher Frauen zu sehen uns geweigert hatten. Auch die Wagen sind Renoirs und Wasser und Himmel: Wir haben Lust, in einem Walde spazieren zu gehen, wie dieser da, der uns am ersten Tage alles andre, nur kein Wald schien, eher zum Beispiel ein Wandteppich mit zahlreichen Nuancen, aber gerade ohne die, welche Wäldern eignen. Da ist ein neues vergängliches Universum erschaffen worden. Es wird dauern bis zur nächsten geologischen Katastrophe, die ein neuer ursprünglicher Maler oder Schriftsteller auslösen wird.

Der, welcher Bergotte bei mir ersetzt hatte, war anstrengend für mich, nicht, weil die Beziehungen, die er herstellte, zusammenhangslos, sondern weil ihr durchaus vollkommener Zusammenhang mir neu war. Daran, daß ich immer an demselben Punkt versagte, merkte ich, daß ich jedesmal wieder die gleiche Schwierigkeit zu überwinden hatte. Wenn ich dann aber, einmal von tausend Malen, dem Schriftsteller bis an das Ende seines Satzes folgen konnte, bekam ich immer etwas zu sehen, das so komisch, so wahr, so reizend war wie das, was ich früher in den Büchern Bergottes gefunden hatte, nur noch köstlicher. Es ist noch nicht so lange her, dachte ich, daß Bergotte mir eine solche Erneuerung der Welt, wie ich sie jetzt von seinem Nachfolger erwarte, gegeben hat. Und so kam ich zu der Frage, ob etwas Wahres sei an dem Unterschied, den wir immer zwischen der Kunst, die seit Homers Zeiten nicht weitergekommen sei, und der Wissenschaft mit ihren beständigen Fort-

schritten machen. Vielleicht glich darin die Kunst vielmehr der Wissenschaft; jeder neue ursprüngliche Schriftsteller schien mir weiter als der ihm voranging; und wer sagte mir, ob in zwanzig Jahren, wenn ich dem heute Neuen ohne Mühe folgen könne, nicht ein andrer käme, vor dem der jetzt Aktuelle Bergotte auf seinem Wege folgen würde.

Ich sprach diesem von dem neuen Schriftsteller. Er verleidete ihn mir, nicht etwa, weil er versicherte, seine Kunst sei roh, ohne Ernst und gehaltlos, sondern weil er erzählte, er habe ihn gesehen und er sehe Bloch zum Verwechseln ähnlich. Dies Bild fiel nun auf seine Seiten, und ich fühlte mich nicht mehr verpflichtet, um ein Verstehen mich zu bemühen. Daß Bergotte mir schlecht von ihm gesprochen hatte, war, glaub ich, weniger Neid auf seinen Mißerfolg als Unkenntnis seiner Werke. Er las fast nichts. Schon war der größte Teil seines Denkens von seinem Hirn in seine Bücher übergegangen. Er war geistig mager geworden, als habe man ihm die Bücher wegoperiert. Sein reproduktiver Instinkt verlockte ihn jetzt, da er beinah alles, was er dachte, aus sich herausgestellt hatte, nicht mehr zur Tätigkeit. Er führte das vegetative Leben eines Rekonvaleszenten, einer Wöchnerin; seine schönen Augen blieben unbewegt, staunten unbestimmt vor sich hin wie die Augen von einem Menschen, der am Strande des Meeres liegt und der in unbestimmter Träumerei jeder einzelnen kleinen Welle nachhängt. Es reute mich übrigens gar nicht, daß mir jetzt weniger daran lag, mit ihm zu sprechen, als das früher der Fall gewesen wäre. Er war ganz Gewohnheitsmensch, die einfachsten wie die kostspieligsten Gewohnheiten wurden ihm für eine bestimmte Zeitspanne unentbehrlich, wenn er sie einmal angenommen hatte. Weshalb er das erste Mal kam, weiß ich nicht, dann aber kam er jeden Tag einfach, weil er den Tag vorher gekommen war. Er kam zu uns ins Haus, wie er in ein Café gegangen wäre, damit man nicht zu ihm spreche und damit er – ganz selten einmal – sprechen könne; man hätte es so auslegen können, daß er an unserm Kummer teilnehme oder gerne mit mir zusammen sei, wenn man überhaupt etwas aus seinen täglichen Besuchen entnehmen wollte. Meiner Mutter waren sie nicht gleichgültig, alles, was sie als Aufmerksamkeit gegen ihre Kranke ansehen konnte, tat ihr wohl. Und so sagte sie jeden Tag zu mir: »Vergiß auch nicht, dich bei ihm zu bedanken.«

Wir bekamen – zarte frauliche Aufmerksamkeit, wie etwa die Erfri-

schungen, mit denen uns die Freundin eines Malers zwischen zwei Sitzungen aufwartet – als Gratisdreingabe zu den Besuchen ihres Gatten den Besuch von Frau Cottard. Sie bot uns ihre »Kammerfrau« an; wenn wir lieber einen männlichen Bedienten hätten, wollte sie für uns »ins Feld ziehn«; und als wir das abschlugen, sagte sie, sie hoffe, das sei von unserer Seite keine »Entziehung«, womit in ihrem Kreis der falsche Vorwand, mit dem man Einladungen abschlug, bezeichnet wurde. Sie versicherte uns, der Professor, der sonst nie zuhause von seinen Patienten spreche, sei über unsern Fall so traurig, als handele es sich um sie selber. Das wäre, wie man später sehen wird, wenn es auch wahr gewesen, zugleich sehr wenig und sehr viel gewesen von seiten des untreusten und dankbarsten aller Gatten.

Ebenso nützlich, aber unendlich viel ergreifender durch ihre Art und Weise (eine Mischung höchster Intelligenz mit Großmut und glücklichstem Ausdruck) waren die Anerbietungen, die mir der Großherzog-Thronfolger von Luxembourg machte. Ich hatte ihn in Balbec kennen gelernt, wo er eine seiner Tanten, die Prinzessin von Luxenbourg, besuchte; damals war er erst Graf von Nassau. Einige Monate später hatte er die entzückende Tochter einer anderen Prinzessin von Luxembourg geheiratet, die als einzige Tochter eines Fürsten, dem eine große Mehlindustrie gehörte, ungeheuer reich war. Daraufhin hatte der Großherzog von Luxembourg, der keine Kinder hatte und seinen Neffen Nassau sehr liebte, durch die Kammer genehmigen lassen, daß er zum Großherzog-Thronfolger erklärt wurde. Wie bei all solchen Heiraten war der Ursprung des Vermögens zugleich Hindernis und wirkende Ursache. Ich erinnerte mich dieses Grafen von Nassau als eines der bemerkenswertesten jungen Männer, denen ich begegnet war, schon damals zehrte an ihm eine düstere und unwiderstehliche Liebe zu seiner Verlobten. Die unzähligen Briefe, die er mir während der Krankheit meiner Großmutter schrieb, rührten mich sehr, und selbst Mama war gerührt und sagte, traurig ein Wort ihrer Mutter wiederholend, die Sévigné hätte nicht besser geschrieben.

Am sechsten Tag mußte Mama, um den Bitten meiner Großmutter zu gehorchen, sie eine Weile verlassen und so tun, als wolle sie sich ausruhen gehen. Mir wäre es lieb gewesen, daß Françoise solange bei der Großmutter bliebe, damit diese einschlafe. Trotz meiner inständigen Bitte verließ sie das Zimmer; sie liebte meine Großmut-

ter; in ihrem hellsichtigen Pessimismus hielt sie sie für verloren. Sie hätte sie gern nach besten Kräften gepflegt. Aber man hatte gemeldet, es sei ein Elektrizitätsarbeiter gekommen, der schon seit langem in seinem Geschäfte arbeitete, er war ein Schwager seines Chefs und auch in unserm Hause sehr geachtet, wo er seit vielen Jahren arbeitete; besonders Jupien schätzte ihn. Man hatte diesen Arbeiter bestellt, bevor die Großmutter erkrankte. Mir schien, man hätte ihn wieder wegschicken oder warten lassen können. Aber das erlaubte Françoises Etikette nicht, das wäre von ihrer Seite unzart gegen den braven Mann gewesen, da kam der Zustand meiner Großmutter nicht mehr in Betracht. Als ich sie nach Verlauf einer Viertelstunde verzweifelt in der Küche suchte, fand ich sie mit ihm auf dem Vorplatz an der offenen Tür der Hintertreppe plaudern. Diese offene Tür hatte, den Vorteil, daß man tun konnte, als verabschiede man sich gerade, wenn einer von uns hinzukam, und den Nachteil, schrecklichen Zug zu machen. Françoise trennte sich von dem Arbeiter, nicht ohne ihm noch einige Grüße zuzuschreien, die sie vergessen hatte, für seine Frau und seinen Schwager ihm mitzugeben. Diese Aufmerksamkeit nicht zu versäumen, gehörte in Combray zum guten Ton; Françoise übertrug das sogar auf die äußere Politik. Toren bilden sich ein, die großen Dimensionen sozialer Erscheinungen seien eine ausgezeichnete Gelegenheit, tiefer in die menschliche Seele einzudringen; sie sollten einsehen, daß sie vielmehr durch Eindringen in eine Individualität die Möglichkeit bekommen, solche Erscheinungen zu verstehen. Tausendmal hatte Françoise dem Gärtner von Combray wiederholt, der Krieg sei das sinnloseste Verbrechen und Leben das höchste von allen Gütern. Als dann aber der russisch-japanische Krieg ausbrach, war es ihr dem Zaren gegenüber peinlich, daß wir nicht in den Krieg gezogen waren, um den »armen Russen« zu helfen, »da man doch allianziert ist«, sagte sie. Sie fand das unfein gegen Nikolaus II, der immer »so gute Worte für uns« gehabt habe. So handelte sie auf Grund desselben Sittenkodex, der es ihr unmöglich machte, Jupien ein Glas Likör abzuschlagen, obwohl sie wußte, es werde »seine Verdauung verstimmen«, und sie hätte dieselbe Unschicklichkeit zu begehen gemeint wie Frankreich, als es Japan gegenüber neutral blieb, wenn sie sich nicht persönlich bei dem braven Elektrizitätsarbeiter entschuldigt hätte, der sich so große Umstände gemacht hatte.

Zum Glück wurden wir schnell Françoises Tochter los, die auf

mehrere Wochen verreisen mußte. Neben den üblichen Ratschlägen, die man in Combray der Familie eines Kranken gab: »Warum haben Sie es nicht mit einer kleinen Reise versucht, Luftwechsel macht Appetit« und dergleichen, kam sie immer mit dem einzigen Gedanken, den sie sich in den Kopf gesetzt hatte und unermüdlich, so oft sie sich sehen ließ, wiederholte, wie um ihn auch den andern einzutrichtern: »Sie hätte sich von Anfang an *radikal* kurieren müssen.« Sie strich nicht eine Kur vor der andern heraus, ihr war nur darum zu tun, daß die Kur *radikal* sei. Françoise sah, daß man meiner Großmutter wenig Arzneien gab. Da diese nach ihrer Meinung einem nur den Magen ruinieren, war sie froh darüber, aber mehr noch empfand sie es als Demütigung. Sie hatte im Süden Vettern – verhältnismäßig reiche Leute –, deren Tochter in voller Jugendblüte erkrankt und mit dreiundzwanzig Jahren gestorben war; Jahre hindurch hatten die Eltern in Medikamenten, verschiedenen Doktoren, Pilgerschaften von einem Heilbad zum andern bis zum Tode der Tochter sich ruiniert. Das war in Françoises Augen eine Art Luxus bei diesen Verwandten, als ob sie Rennpferde oder ein Schloß gehabt hätten. Und sie selbst, so betrübt sie waren, hielten auf soviel Ausgaben mit einem gewissen Stolz. Sie hatten nichts mehr, vor allem nicht mehr ihr höchstes Gut, ihr Kind, und doch erzählten sie immer wieder gern, daß sie für ihre Tochter ebensoviel und mehr getan hätten als die reichsten Leute. Die ultravioletten Strahlen, mit denen das unglückliche Geschöpf Monate hindurch täglich mehrere Male durchleuchtet wurde, schmeichelten ihnen ganz besonders. Der Vater gefiel sich in der Glorie seines Schmerzes und sprach bisweilen von seiner Tochter geradezu wie von einem Opernstar, für den er sich ruiniert hätte. Für soviel Aufmachung war Françoise nicht unempfindlich. Die, welche die Krankheit meiner Großmutter umgab, kam ihr etwas ärmlich vor, gerade gut genug für eine Krankheit auf einem kleinen Provinztheater.

Es trat ein Moment ein, in dem die Urämie sich meiner Großmutter auf die Augen schlug. Mehrere Tage konnte sie gar nicht sehen. Ihre Augen waren aber nicht die einer Blinden, sie blieben sich gleich. Und daß sie nicht sah, begriff ich nur an der Seltsamkeit des Lächelns, mit dem sie einen begrüßte, sobald man die Tür öffnete, bis man ihre Hand ergriff, um ihr Guten Tag zu sagen; dies Lächeln begann zu früh und blieb stereotyp und starr an den Lippen haften, es war immer geradeaus gerichtet, um von allen Seiten gesehen wer-

den zu können; es kam ihm ja kein Blick zu Hilfe, um es zu regulieren, ihm den rechten Augenblick und die Richtung zu weisen, es einzustellen, es, je nachdem der Eintretende Platz und Miene wechselte, zu variieren; so blieb es allein und ohne das Lächeln der Augen, das die Aufmerksamkeit des Besuchers etwas von ihm abgelenkt hätte, und in seinem Ungeschick bekam es eine übermäßige Bedeutung, es wirkte übertrieben liebenswürdig. Dann kehrte das Gesicht vollständig wieder, von den Augen ging das nomadische Leiden auf die Ohren über. Mehrere Tage war meine Großmutter taub. Und da sie Furcht hatte, durch das Eintreten von jemandem überrascht zu werden, wandte sie alle Augenblicke (obwohl ihr Bett an der Wand stand) den Kopf heftig der Tür zu. Aber ihr Hals bewegte sich dabei ungeschickt, denn man gewöhnt sich nicht in wenigen Tagen an die Sinnesübertragung, die nötig ist, um, wenn nicht die Geräusche zu sehen, so doch wenigstens mit den Augen zu hören. Endlich ließen die Schmerzen nach, aber die Sprechbeschwerden wuchsen. Man war gezwungen, meine Großmutter fast alles, was sie sagte, wiederholen zu lassen.

Jetzt fühlte meine Großmutter, daß man sie nicht mehr verstand, verzichtete darauf, auch nur ein Wort auszusprechen und blieb unbeweglich. Wenn sie mich bemerkte, fuhr sie auf, wie jemand, dem plötzlich die Luft ausgeht; sie wollte zu mir sprechen, brachte aber nur unverständliche Laute hervor. Da unterwarf sie sich ihrer Ohnmacht, ließ den Kopf sinken und streckte sich flach im Bett aus, das Gesicht ernst, marmorn, die Hände unbeweglich auf der Decke oder mit einem rein mechanischen Tun beschäftigt wie etwa, sich die Finger an dem Taschentuch zu trocknen. Sie wollte nicht denken. Dann begann bei ihr eine ständige Unruhe. Immer wieder verlangte sie aufzustehen. Aber man hinderte sie, so gut es ging, es zu tun, man fürchtete, sie könnte dabei sich ihrer Paralyse bewußt werden. Eines Tages hatte man sie einen Augenblick allein gelassen; da fand ich sie, wie sie aufrecht im Nachthemd versuchte, das Fenster zu öffnen.

Als man in Balbec einmal eine Witwe, die sich ins Wasser geworfen, gegen ihren Willen rettete, hatte sie (vielleicht in einem der Vorgefühle, die wir dem, wenn auch noch so dunklen, Geheimnis unseres organischen Lebens entnehmen, in welchem sich doch die Zukunft zu spiegeln scheint) mir gesagt, sie kenne nichts Grausameres, als eine Unglückliche dem Tod, den sie gewollt habe, zu entreißen und ihrem Martyrium zurückzugeben.

Wir konnten die Großmutter nur gerade noch festhalten, sie leistete meiner Mutter mit fast brutalem Ringen Widerstand, dann, besiegt und mit Gewalt in einen Sessel gesetzt, hörte sie auf zu wollen, zu bedauern, ihr Gesicht wurde wieder empfindungsleer, und sorgsam nahm sie die Pelzfäden ab, die von einem Mantel, den sie übergeworfen hatte, an ihrem Hemde geblieben waren.

Ihr Blick wurde ganz anders, oft unruhig, kläglich, verstört, es war nicht mehr ihr Blick von früher, es war der mürrische Blick einer faselnden Greisin.

Françoise fragte sie so oft, ob sie nicht frisiert werden wollte, bis sie sich einredete, der Wunsch käme von der Großmutter. Sie brachte Bürsten, Kämme, Eau de Cologne, einen Frisiermantel. Sie sagte: »Es kann Frau Amédée nicht anstrengen, daß ich sie kämme; so schwach einer ist, gekämmt kann er immer werden.« Das heißt, man ist nie so schwach, daß ein andrer, seinerseits, einen nicht kämmen könnte. Als ich aber eintrat, sah ich unter den grausamen Händen Françoises, die entzückt war, als wäre sie dabei, der Großmutter die Gesundheit wiederzugeben, und unter dem Jammer greiser Strähnen, die nicht die Kraft hatten, die Berührung mit dem Kamm zu ertragen, einen Kopf, der sich nicht halten konnte, wie man ihn stellte, und unaufhörlich wieder abwärts taumelte, Schmerz und Erschöpfung lösten sich dabei ab. Ich fühlte, bald werde Françoise fertig sein, aber ich wagte nicht, diesen Augenblick zu beschleunigen und ihr zu sagen: »Genug« aus Furcht, daß sie mir ungehorsam werden könne. Dafür sprang ich aber dazwischen, als dann der ahnungslose Folterknecht nach einem Spiegel langte, damit die Großmutter feststellen könne, ob sie gut frisiert sei. Zum Glück konnte ich ihn ihr rechtzeitig entreißen, ehe die Großmutter, von der man aufmerksam immer die Spiegel ferngehalten hatte, aus Versehen ein Bild von sich bemerke, das sie sich nicht vorstellen konnte. Ach! als ich mich dann aber über sie beugte, die schöne Stirn zu küssen, die man so gequält hatte, da sah sie mich erstaunt, mißtrauisch, entrüstet an: sie hatte mich nicht erkannt.

Nach unserm Arzt war das ein Symptom wachsenden Blutandrangs zum Gehirn. Man mußte es freimachen.

Cottard zögerte. Françoise hoffte einen Augenblick, man werde Schröpfköpfe setzen. »Schöpfköpfe« sagte sie und suchte in meinem Lexikon, um zu erfahren, wie sie eigentlich wirkten, aber sie fand das Wort nicht. Zu ihrer Enttäuschung versuchte Cottard es,

ohne rechte Hoffnung, lieber mit Blutegeln. Als ich ein paar Stunden später bei meiner Großmutter eintrat, ringelten sich, an Nakken, Schläfen und Ohren ihr angesetzt, kleine schwarze Schlangen durch ihr blutiges Haar wie durch das der Meduse. Aber in ihrem bleichen, ruhig gewordenen, ganz unbewegten Gesicht sah ich groß offen, still und leuchtend ihre schönen Augen von früher (vielleicht standen sie bis zum Rande voller mit Geist als vor ihrer Krankheit, denn da sie nicht sprechen konnte, sich nicht regen durfte, vertraute sie ihren Augen allein ihr Denken an, das Denken, das bald einen maßlosen Raum in uns einnimmt, uns ungeahnte Schätze bietet, bald in ein Nichts zu zerrinnen scheint, um dann wieder wie durch Urzeugung zu erstehen dank ein paar Tropfen Blut, die man schröpft), ihre Augen sanft und flüssig wie Öl, in denen das Feuer wieder entfacht war, das nun vor der Kranken das wiedergewonnene Weltall erhellte. Ihre Ruhe war nicht mehr die Weisheit der Verzweiflung, sondern der Hoffnung. Sie begriff, es ging ihr besser, wollte vorsichtig sein, sich nicht bewegen, machte mir nur das Geschenk eines schönen Lächelns, damit ich wisse, sie fühle sich wohler, und drückte mir leise die Hand.

Ich wußte, wie sehr meine Großmutter sich vor dem Anblick gewisser Tiere und natürlich noch viel mehr vor ihrer Berührung ekelte. Ich wußte, sie ertrug die Blutegel in Anbetracht einer höheren Nützlichkeit. Daher brachte Françoise mich zur Verzweiflung, als sie nun, kichernd wie mit einem Kinde, das man zum Spielen veranlassen will, immer wieder zur Großmutter sagte: »Ach die Tierchen, die kleinen Tierchen, wie sie sich auf der gnädigen Frau tummeln.« Sie behandelte dabei obendrein unsere Kranke respektlos, als wäre sie kindisch geworden. Aber meine Großmutter, deren Gesicht die ruhige Tapferkeit eines Stoikers angenommen hatte, hörte gar nicht hin.

Als die Blutegel entfernt waren, wurde der Blutandrang leider gleich wieder viel stärker. Es überraschte mich, daß Françoise jetzt, da es der Großmutter so schlecht ging, alle Augenblicke verschwand. Sie hatte sich Trauerkleidung bestellt und wollte die Schneiderin nicht warten lassen. Im Leben der meisten Frauen läuft alles, selbst der größte Kummer, schließlich auf eine Anprobe hinaus.

Ein paar Tage später rief mich meine Mutter, während ich schlief, mitten in der Nacht. Mit der sanften Rücksicht, die Menschen, wel-

che ein schwerer Schmerz bedrückt, in großen Momenten für die kleinen Ungelegenheiten der andern haben, sagte sie zu mir: »Verzeih, daß ich dich aus dem Schlaf schrecke.«

»Ich habe nicht geschlafen«, antwortete ich im Aufwachen.

Das sagte ich in gutem Glauben. Die große Veränderung, die das Erwachen in uns bewirkt, besteht weniger darin, daß es uns ins helle Leben des Bewußtseins einführt, als darin, daß es uns die Erinnerung an das etwas gedämpfte Licht nimmt, in dem wie auf dem opalenen Grund der Gewässer der Geist ruhte. Die halb verschleierten Gedanken, auf denen wir eben noch dahinglitten, haben reichlich genug Bewegung in uns hervorgerufen, daß wir sie mit dem Wort Wachsein bezeichnen konnten. Dann aber stößt das Aufwachen auf eine Interferenz des Gedächtnisses. Kurz darauf nennen wir es Schlaf, weil wir uns seiner nicht mehr erinnern. Und wenn der glänzende Stern leuchtet, der im Augenblick des Erwachens hinter dem Schläfer seinen ganzen Schlaf bestrahlt, glaubt dieser einige Sekunden lang, daß es nicht Schlaf, sondern Wachen war; dieser Stern ist richtiger eine Sternschnuppe zu nennen, die mit ihrem Licht die trügerische Existenz, aber auch die Erscheinungen des Traumes wegträgt und nur dem, der erwacht ist, es erlaubt zu sagen: Ich habe geschlafen. Mit sehr sanfter Stimme, als fürchte sie, mir wehzutun, fragte meine Mutter, ob es mich nicht zu sehr anstrengen würde aufzustehen; sie streichelte mir die Hände:

»Mein armes Kind, jetzt kannst du nur noch auf deinen Papa und deine Mama zählen.«

Wir traten in das Zimmer. Im Halbkreis über das Bett gekrümmt, war da ein anderes Wesen als meine Großmutter, eine Art Tier, das sich mit ihrem Haar ausstaffiert und auf ihre Laken gelegt hatte; das keuchte und ächzte und schüttelte die Decken mit seinen Krämpfen. Die Augenlider waren geschlossen, und mehr, weil sie schlecht schlossen, als weil sie aufgingen, ließen sie ein Stück verschleierten triefenden Augapfel sehen, in dem sich düster organisches Sehen und inneres Leiden widerspiegelten. Die Bewegungen dieses Wesens richteten sich nicht an uns, es sah uns nicht und kannte uns nicht. Aber wenn es nur noch ein Tier war, was sich da bewegte, wo war meine Großmutter? Man konnte allerdings die Form ihrer Nase erkennen, die jetzt zu dem übrigen Gesicht keine Proportion hatte, aber ein Schönheitsfleckchen haftete noch neben ihr, und ihre Hand konnte man erkennen, welche die Decken wegschob mit ei-

ner Gebärde, die früher bedeutet hätte, daß diese Decken sie störten, und die jetzt gar nichts bedeutete.

Mama bat mich, etwas Wasser und Essig zu holen, um die Stirn der Großmutter anzufeuchten. Es war das einzige, was sie erfrischen würde, meinte Mama, als sie sah, wie sie versuchte, die Haare wegzuschieben. Aber da wurde mir von der Tür gewinkt zu kommen. Die Neuigkeit, daß meine Großmutter in den letzten Zügen liege, hatte sich sofort im Hause verbreitet. Einer der Aushilfsdiener, die man in solchen Ausnahmezeiten kommen läßt, um den Dienstboten zu erlauben, sich von den Anstrengungen zu erholen – dadurch bekommen Agonien etwas von festlichen Gelegenheiten –, hatte dem Herzog von Guermantes geöffnet; der wartete nun im Vorzimmer und ließ mich herausbitten: ich konnte ihm nicht entgehen.

»Soeben höre ich die betrübliche Neuigkeit, mein lieber Herr. Ich wollte Ihrem Herrn Vater zum Zeichen des Mitgefühls die Hand drücken.«

Ich bat um Entschuldigung, da es schwierig sei, ihn in diesem Moment zu sprechen. Herr von Guermantes platzte herein wie in den Augenblick einer Abreise. Aber die Höflichkeit, die er uns erwies, kam ihm so wichtig vor, daß er alles Übrige nicht bemerkte, er wollte absolut in den Salon treten. Im Allgemeinen hatte er die Gewohnheit, auf die vollständige Ausführung der Formalitäten zu halten, mit denen jemanden zu beehren er sich entschlossen hatte, es kümmerte ihn wenig, ob das Gepäck fertig oder der Sarg bereit sei.

»Haben Sie Dieulafoy kommen lassen? Ach, das ist sehr unrecht. Hätten Sie mich nach ihm gefragt, er wäre mir zuliebe gekommen, mir schlägt er so etwas nicht ab, obwohl er der Herzogin von Chartres es abgeschlagen hat. Sie sehen, ich erlaube mir ungeniert, mich über eine Fürstin von Geblüt zu stellen. Übrigens sind wir vor dem Tod alle gleich.« Das setzte er hinzu, nicht um mich zu überzeugen, daß meine Großmutter jetzt seinesgleichen werde, sondern vielleicht aus dem Gefühl heraus, eine längere Unterhaltung über seinen Einfluß auf Dieulafoy und seinen Vorrang vor der Herzogin von Chartres könne etwas geschmacklos wirken.

Sein Rat wunderte mich, nebenbei bemerkt, nicht. Ich wußte, bei den Guermantes wurde Dieulafoys Name (nur mit ein wenig mehr Respekt) wie der eines konkurrenzlosen »Lieferanten« genannt.

Und die alte Herzogin von Mortemart geborene Guermantes (weshalb man bei Herzoginnen fast immer die »alte Herzogin« sagt oder, wenn sie jung ist, im Gegensatz dazu mit einem feinen »Watteau«tonfall die »kleine Herzogin«, ist unverständlich) verkündete in schweren Fällen fast mechanisch und mit Augenzwinkern: »Dieulafoy, Dieulafoy«, wie sie »Poiré Blanche« empfahl, wenn man Gefrorenes, »Rebattet, Rebattet«, wenn man Petitsfours brauchte. Aber ich wußte nicht, daß mein Vater gerade Dieulafoy hatte kommen lassen.

In diesem Augenblick kam in das Vorzimmer meine Mutter, die ungeduldig auf die Sauerstoffbehälter wartete, die der Großmutter das Atmen erleichtern sollten, sie tat es, ohne zu ahnen, sie werde dort Herrn von Guermantes finden. Am liebsten hätte ich ihn irgendwo versteckt. Da er aber überzeugt war, nichts sei so wichtig, nichts könne meiner Mutter mehr schmeicheln, nichts sei so unerläßlich, um ihm den Ruf eines vollendeten Edelmanns zu erhalten, zog er mich zu Mama hin und sagte, obwohl ich mich wie gegen eine Vergewaltigung verteidigte: »Wollen Sie mir die große Ehre erweisen, mich Ihrer Frau Mutter vorzustellen.« Für ihn war selbstverständlich die Ehre auf ihrer Seite, und deshalb konnte er auf seinem im übrigen den Umständen angepaßten Gesicht ein Lächeln nicht unterdrücken. Mir blieb nichts andres übrig, ich mußte ihn vorstellen. Das löste bei ihm sofort Bücklinge und Kratzfüße aus, und er war schon dabei, die ganze Begrüßungszeremonie zu beginnen. Er dachte sogar daran, ein Gespräch anzuknüpfen, aber meine Mutter, die ganz in ihrem Schmerz versunken war, rief mir nur zu, ich solle schnell kommen, und antwortete gar nicht auf Herrn von Guermantes' Worte; er, der erwartete, als Besuch empfangen zu werden, und sich statt dessen im Vorzimmer stehengelassen fand, wäre schließlich gegangen, hätte er nicht gerade Saint-Loup eintreten sehen, der am Morgen eingetroffen war und kam, nach dem Befinden der Kranken sich zu erkundigen. »Das ist ja großartig«, rief der Herzog vergnügt und packte seinen Neffen so heftig am Ärmel, daß er ihm den fast zerriß; die Gegenwart meiner Mutter, die noch einmal durch das Vorzimmer kam, genierte ihn nicht. Saint-Loup war es, glaube ich, trotz seines aufrichtigen Kummers nicht unangenehm, mich zu vermeiden, da er doch schlecht gegen mich gestimmt war. Er ging in der Gesellschaft seines Onkels, welcher ihn mit Beschlag belegte, weil er ihm etwas Wichtiges zu sagen hatte. Er wäre

deshalb fast nach Doncières gereist und war nun außer sich vor Freude, solche Umstände erspart zu haben. »Hätte man mir gesagt, ich brauche nur über den Hof zu gehen und werde dich hier finden, ich hätte es für einen schlechten Witz gehalten; das ist nicht übel, wie dein Kamerad Herr Bloch sagen würde.« Er führte Robert, mit der Hand auf der Schulter, und während sie schon gingen, wiederholte er: »Gleichviel, man sieht wieder mal, ich habe den Strick des Gehängten berührt oder so ähnlich, ich habe fabelhaftes Schwein.« Schlecht erzogen war der Herzog von Guermantes nicht, im Gegenteil. Aber er gehörte zu den Leuten, die sich nicht in Andre hineinversetzen können, zu denen, die damit den meisten Ärzten sowie den Leichenträgern gleichen: sie machen erst ein Gesicht, wie es den Umständen angemessen ist, und sagen: »Ja, das sind sehr schmerzliche Augenblicke«, nötigenfalls umarmen sie einen auch noch und empfehlen Ruhe, im übrigen aber ist für sie ein Todesfall oder ein Begräbnis nur eine Gesellschaft in größerem oder kleineren Kreis, in welcher sie mit Munterkeit, die nur für einen Augenblick gebändigt wird, sich nach jemandem umschauen, mit dem sie von ihren kleinen Angelegenheiten sprechen können, der sie einem andern vorstellen soll oder dem sie einen Platz in ihrem Wagen anbieten, um ihn nach Hause zu bringen. So sehr sich der Herzog von Guermantes zu dem »guten Wind« beglückwünschte, der ihn seinem Neffen in die Arme getrieben hatte, er blieb doch erstaunt über die – so ganz natürliche – Art, wie meine Mutter ihn empfangen hatte, und erklärte später, sie sei genau so unangenehm wie mein Vater höflich, sie leide an zeitweiser »Geistesabwesenheit«, während der sie nicht höre, was man ihr sage, seines Erachtens sei bei ihr nicht alles in Ordnung, vielleicht sei sie nicht ganz richtig im Kopfe. Immerhin wollte er, wie man mir sagte, ihr Verhalten zum Teil den Umständen zuschreiben, meine Mutter sei offenbar von dem Ereignis »affiziert« gewesen. Aber er hatte noch in den Beinen den ganzen Rest von Bücklingen und Reverenzen, die man ihn nicht hatte enden lassen, und machte sich auch gar keine Vorstellung von Mamas Kummer, fragte er doch am Tage vor dem Begräbnis, ob ich nicht versuche, sie zu zerstreuen.

Ein Schwager meiner Großmutter, der Geistlicher war, – ich kannte ihn nicht – telegraphierte nach Österreich, wo der Prior seines Ordens war, erhielt durch besondere Vergünstigung die erbetene Erlaubnis und traf an diesem Tage ein. Tief betrübt, las er neben dem

Bett Gebet- und Erbauungstexte, ohne dabei seine Stecknadelaugen von der Kranken abzuwenden. In einem Augenblick, als meine Großmutter ohne Bewußtsein war, tat mir der Anblick der Traurigkeit dieses Priesters weh, und ich blickte ihn an. Er schien überrascht von meinem Mitleid, und da ereignete sich etwas Sonderbares. Er legte die Hände zusammen über das Gesicht wie ein in schmerzliche Meditation versunkener Mensch; da er sich aber dachte, daß ich die Augen von ihm abwenden werde, hatte er, wie ich sah, einen kleinen Spalt zwischen den Fingern offen gelassen. Und sobald meine Blicke ihn verließen, merkte ich, wie sein scharfes Auge den Schlupfwinkel zwischen seinen Händen benutzte, um zu beobachten, ob mein Schmerz aufrichtig sei. Er lag im Hinterhalte wie im Dunkel eines Beichtstuhls. Er bemerkte, daß ich ihn sah, und gleich schloß er hermetisch das Gitter, das er ein wenig aufgelassen hatte. Ich habe ihn später wiedergesehen, aber nie war zwischen uns die Rede von jener Minute. Es bestand unter uns eine schweigende Übereinkunft, daß ich nicht bemerkt habe, er spähe nach mir. Am Priester wie am Irrenarzt ist immer etwas vom Untersuchungsrichter. Auch mit dem besten Freunde hat man übrigens einmal Minuten zusammen erlebt, von denen man später aus Bequemlichkeit lieber annimmt, er habe sie wohl vergessen.

Der Arzt machte eine Morphiumeinspritzung und ließ, um das Atmen weniger beschwerlich zu machen, Sauerstoffflaschen kommen. Meine Mutter, der Doktor, die Schwester hielten sie in ihren Händen; war eine geleert, reichte man ihnen eine zweite. Ich hatte einen Augenblick das Zimmer verlassen. Als ich wiederkam, stand ich vor einem Wunder. Von gedämpftem Murmeln begleitet, schien meine Großmutter uns ein langes glückseliges Lied vorzusingen, das rasch das Zimmer mit Musik erfüllte. Bald begriff ich, es war ebenso unbewußt, ebenso rein mechanisch wie vorhin das Röcheln. Vielleicht reflektierte es in schwachem Maßstab ein Wohlbefinden, welches das Morphium eingegeben hatte. Es ergab sich vor allem, da die Luft nicht mehr in derselben Weise durch die Bronchien ging, aus einem Registerwechsel in der Atmung. Durch die doppelte Wirkung von Sauerstoff und Morphium freigemacht, stöhnte der Atem meiner Großmutter nicht mehr qualvoll, sondern glitt lebhaft und leicht wie auf Schlittschuhen dem köstlichen Fluidum zu. Vielleicht vermischten sich dem Hauch, der selbst gefühllos war wie der Wind in der Flöte des Schilfrohrs, in diesem Singen menschlichere Seuf-

zer, die durch die Nähe des Todes frei wurden und an Empfindungen von Schmerz und Lust bei denen glauben lassen, die schon nicht mehr fühlen, und vielleicht kam von ihnen ein melodischerer Akzent, ohne den Rhythmus zu verändern, in den langen Tonsatz, der aus der befreiten Brust dem Sauerstoff nacheilte, sich hob, stieg und fiel, um wieder sich aufzuschwingen. Auf der Höhe angelangt und mit aller Kraft ausgehalten, schien der Gesang, in den sich ein Murmeln lustvollen Flehens mischte, bisweilen ganz aufzuhören, wie eine Quelle versiegt.

Wenn Françoise einen großen Kummer hatte, fühlte sie das unnötige Bedürfnis, besaß aber nicht die einfache Kunst, ihn auszudrükken. Da sie jetzt die Großmutter für ganz verloren hielt, mußte sie uns ihre eigenen Eindrücke durchaus mitteilen. Sie konnte aber nur immer wiederholen: »Das geht mir durch und durch« in demselben Ton, wie sie, wenn sie zu viel Kohlsuppe gegessen hatte, sagte: »Das liegt mir schwer im Magen«, was in beiden Fällen natürlicher war, als sie zu glauben schien. Schwach wiedergegeben, war ihr Kummer darum nicht weniger stark und wurde noch verstärkt durch den Verdruß, daß ihre Tochter in Combray festgehalten war (das nannte die junge Pariserin jetzt »Krähwinkel« und fühlte sich dort »verbauern«) und wahrscheinlich nicht zur Totenfeier kommen konnte, von der sich Françoise Gewaltiges erwartete. Da sie wußte, wir neigten nicht sehr zum Herzausschütten, hatte sie auf alle Fälle Jupien für sämtliche Abende der Woche bestellt. Sie wußte, er würde zur Stunde des Begräbnisses nicht frei sein. Sie wollte ihm wenigstens nachher alles »erzählen«.

Seit mehreren Nächten wachten mein Vater, mein Großvater und einer unserer Vettern und verließen nicht mehr das Haus. Ihre beständige Aufopferung bekam schließlich eine Maske von Gleichgültigkeit, und in der endlosen Muße rings um diese Agonie führten sie Gespräche, wie sie auf einer längeren Bahnfahrt unvermeidlich sind. Übrigens war mir dieser Vetter (der Neffe meiner Großtante) in demselben Maße unsympathisch, als er die allgemeine Achtung hatte und verdiente.

In ernsten Fällen war er immer da und entwickelte um die Sterbenden solchen Eifer, daß die Familien, die von ihm sagten, er sei von zarter Gesundheit (trotz seiner robusten Erscheinung, seiner Baßstimme und seines Feuerwehrmannbartes), mit der üblichen Umständlichkeit ihn beschworen, nicht zum Begräbnis zu kommen.

Ich wußte schon im voraus, Mama, die mitten im tiefsten Schmerz an die anderen dachte, würde ihm, was er gewohnt war zu hören, in ganz anderer Form sagen:

»Versprechen Sie mir, daß Sie morgen nicht kommen werden. Tun Sie es für ›sie‹. Gehen Sie wenigstens nicht mit ›dahin‹. Sie hat Sie gebeten, nicht zu kommen.«

Nichts half; er war immer der erste im »Haus«, weshalb man ihm in einem andern Kreise einen Beinamen gegeben hatte, den wir nicht kannten, man nannte ihn die »verbetene Blumenspende«. Bevor er zu »allem« hinging, hatte er auch an »alles gedacht«, daher bekam er oft zu hören: »Ihnen sagt man ja gar nicht danke«.

»Was?« fragte mit lauter Stimme mein Großvater, der ein wenig taub geworden war und etwas, das mein Vetter zu meinem Vater gesagt, nicht verstanden hatte.

»Nichts«, antwortete mein Vetter. »Ich sagte nur, ich habe heute morgen einen Brief aus Combray bekommen, wo furchtbares Wetter ist, und hier brennt die Sonne.«

»Dabei steht das Barometer ganz tief«, sagte mein Vater.

»Wo, sagen Sie, ist schlechtes Wetter?« fragte mein Großvater.

»In Combray«.

»Das wundert mich nicht. Immer wenn es hier schlecht ist, ist es in Combray schön und umgekehrt. Mein Gott! Da Sie gerade von Combray sprechen, hat man daran gedacht, Legrandin zu benachrichtigen?«

»Ja, machen Sie sich keine Sorge, ist geschehen«, sagte mein Vetter, und über seine Backen, die von dem zu starken Bart bronziert waren, ging ein unmerkliches Lächeln der Genugtuung, weil er daran gedacht hatte.

In diesem Augenblick stürzte mein Vater fort; ich dachte, es ginge besser oder schlechter. Aber es war nur der Doktor Dieulafoy gekommen. Mein Vater ging in den Salon nebenan, ihn zu empfangen, wie den Schauspieler, der auftreten soll. Man hatte ihn kommen lassen, nicht um zu behandeln, sondern um zu konstatieren, als eine Art Notar. Doktor Dieulafoy mag in der Tat ein großer Arzt, ein bedeutender Gelehrter gewesen sein; zu den verschiedenen Rollen aber, in denen er sich auszeichnete, kam eine, in welcher er vierzig Jahre hindurch ohne Nebenbuhler war, eine Rolle so originell wie der »Raisonneur«, der Bramarbas, der Heldenvater, sie bestand darin, daß er Agonie und Tod konstatieren kam. In seinem Namen

lag schon die Würde, mit der er seine Aufgabe erfüllen sollte, und wenn das Mädchen meldete: Herr Dieulafoy, so war man wie im Theater. Zu seiner würdigen Haltung gesellte sich, ohne daß er sie betonte, die Eleganz seines schönen Wuchses. Das Auffallende seines an sich zu schönen Gesichtes wurde durch Anpassung an die schmerzlichen Umstände gemildert. In seinem vornehmen schwarzen Gehrock trat der Professor mit trauervollem Ernst, an dem aber nichts Affektiertes war, ein, er gab kein Zeichen von Beileid, das unwahr hätte wirken können, und beging nicht den geringsten Taktfehler. Am Fuß eines Sterbebettes war er, und nicht der Herzog von Guermantes, der Grandseigneur. Nachdem er meine Großmutter, ohne sie zu ermüden, mit einem Übermaß an Zurückhaltung (aus Höflichkeit gegen den behandelnden Arzt) betrachtet hatte, sagte er mit leiser Stimme einige Worte zu meinem Vater und verneigte sich ehrerbietig vor meiner Mutter (ich fühlte, wie mein Vater sich zurückhielt, um ihr nicht zu sagen: »Professor Dieulafoy«). Dieser aber hatte schon den Kopf gewandt, wollte nicht lästig fallen und entfernte sich in bester Form, wobei er das versiegelte Kuvert unauffällig in Empfang nahm, das man ihm übergab. Er schien es gar nicht zu sehen, und wir fragten uns einen Augenblick, ob wir es ihm auch wirklich gegeben hätten, mit solcher Taschenspielergewandtheit ließ er es verschwinden, ohne dabei etwas von der eher noch zunehmenden Würde des großen Arztes im langen Gehrock mit Seidenaufschlägen und mit dem schönen vornehm mitleidenden Kopf einzubüßen. Gelassen und lebhaft zugleich zeigte er: wenn ihn noch hundert Besuche erwarteten, es sollte nicht aussehen, als sei er in Eile. Denn er war der Takt, das Verstehen und die Güte selbst. Dieser hervorragende Mann ist nicht mehr. Andere Ärzte, andre Professoren haben es ihm gleichtun, ihn vielleicht übertreffen können. Aber das »Amt«, in dem sein Wissen, seine körperlichen Vorzüge, seine hohe Erziehung ihn triumphieren ließen, existiert in Ermangelung von Nachfolgern, die es hätten übernehmen können, nicht mehr. Mama hatte Herrn Dieulafoy überhaupt nicht bemerkt, alles, was nicht meine Großmutter war, existierte jetzt nicht für sie. Ich erinnere mich (hier greife ich vor), auf dem Kirchhof, wo sie wie eine übernatürliche Erscheinung dem Grabe sich schüchtern näherte und einem entflohenen Wesen, das schon weit von ihr war, nachzublicken schien, sagte mein Vater zu ihr: »Der alte Norpois ist bei uns gewesen, in der Kirche und auf

dem Kirchhof, er hat einen für ihn sehr wichtigen Gang versäumt, du müßtest ihm ein paar Worte sagen, er würde sehr empfänglich dafür sein«, aber als sich dann der Botschafter vor ihr verneigte, konnte meine Mutter nur sanft ihr tränenleeres Gesicht senken. Zwei Tage vorher – um noch einmal vorzugreifen, ehe ich zu dem Bett, in dem die Kranke in den letzten Zügen lag, zurückkehre – sagte, während man bei der Toten wachte, Françoise, die Geister nicht unbedingt leugnete und bei dem kleinsten Geräusch zusammenfuhr: »Ich glaube, das war sie.« Statt sie zu erschrecken, taten diese Worte meiner Mutter unsagbar wohl, sie wünschte nichts sehnlicher, als daß die Toten wiederkehren, damit sie bisweilen ihre Mutter bei sich habe.

Um zur Sterbestunde zurückzukehren: mein Vater fragte meinen Vetter: »Wissen Sie, was ihre Schwestern uns telegraphiert haben?«

»Ja: ›Beethoven‹, man hat mirs gesagt, es ist zum Einrahmen, wundert mich nicht.«

»Und meine arme Frau hat sie so geliebt«, sagte mein Großvater und trocknete eine Träne ab. »Man muß es ihnen nicht verübeln, sie sind total verrückt, ich habe es immer gesagt. Was ist? Man gibt nicht mehr Sauerstoff?«

Meine Mutter sagte:

»Aber dann wird Mama wieder schlecht atmen.«

Der Arzt antwortete:

»Oh, nein, die Wirkung des Sauerstoffs wird noch eine ganze Weile dauern, gleich fangen wir wieder an.«

Mir schien, in Bezug auf eine Sterbende hätte man das nicht gesagt, und wenn die gute Wirkung dauern sollte, konnte man also etwas für ihr Leben tun. Das Zischen des Sauerstoffs hörte für einige Augenblicke auf. Aber die glückselige Klage des Atmens stieg immer noch empor, leicht, erregt und unvollendet und beständig von neuem einsetzend. Zeitweise schien alles zu Ende, der Hauch stand still, vielleicht nur durch einen Oktavenwechsel wie beim Atmen eines Schläfers, vielleicht durch eine natürliche Intermittenz, Wirkung der Anästhesie, Fortschreiten der Erstickung oder Aussetzen des Herzens. Der Arzt faßte wieder nach dem Puls meiner Großmutter, aber als bringe ein Nebenfluß dem versiegenden Strom seinen Tribut herbei, mündete der Gesang schon wieder bei der unterbrochenen Passage ein. Und diese ging in einer andern Stimmlage

mit demselben unerschöpflichen Schwunge weiter. Wer weiß, ob nicht, ohne daß es meiner Großmutter bewußt wurde, viele Glücks- und Liebesregungen, die das Leiden unterdrückt hatte, jetzt von ihr ausströmten, wie leichtere Gase, die man lange zurückgedrängt hat. Es war so, als ergösse sich nun alles, was sie uns zu sagen hatte, als richte sie an uns dieses nicht enden wollend innig Überströmende. Am Fuß des Bettes krümmte sich meine Mutter unter all den Stürmen dieser Agonie, sie weinte nicht, aber bisweilen war sie in Tränen, sie war in gedankenloser Verzweiflung wie Laub, das Regen peitscht und Wind dreht. Man ließ mich meine Augen trocknen, bevor ich hinging, die Großmutter zu küssen.
»Ich glaubte, sie sieht nicht mehr«, sagte mein Vater.
»Man kann nie wissen«, antwortete der Doktor.
Als meine Lippen sie berührten, bewegten sich die Hände meiner Großmutter, und ein langer Schauer durchlief sie ganz, ob es nur ein Reflex war oder ob gewisse Gefühle in ihrer Hyperästhesie durch die Schleier des Unbewußten hindurch erkennen, was zu lieben sie der Sinne fast nicht bedürfen. Plötzlich richtete sich meine Großmutter halb auf und machte eine heftige Anstrengung wie jemand, der sein Leben verteidigt. Françoise konnte diesen Anblick nicht aushalten und schluchzte auf. Mir fiel ein, was der Doktor mir gesagt hatte, und ich wollte sie aus dem Zimmer entfernen. Da öffnete meine Großmutter die Augen. Ich stürzte mich auf Françoise, um ihr Jammern zu verbergen, während meine Eltern zu der Kranken sprachen. Das Geräusch des Sauerstoffs war verstummt, der Arzt entfernte sich von dem Bett. Meine Großmutter war tot.
Ein paar Stunden später konnte Françoise zum letzten Mal und jetzt, ohne wehezutun, das schöne Haar kämmen, das erst anfing zu ergrauen und bisher jünger gewirkt hatte als das Gesicht. Jetzt aber setzte gerade das Haar die Krone des Alters auf das wieder junggewordene Antlitz, aus dem die Runzeln verschwunden waren mit allem, was Jahre des Leidens Krampfhaftes, Geschwollenes, Gezerrtes, Verbogenes hineingetan hatten. Wie zur Zeit, da ihre Eltern ihr einen Gatten gewählt hatten, zeichneten Reinheit und Ergebenheit ihre zarten Züge, ihre Wangen leuchteten von keuscher Hoffnung, geträumtem Glück, ja einer unschuldigen Heiterkeit, wie sie die Jahre nach und nach zerstört hatten. Das Leben entführte im Entweichen auch die Enttäuschungen des Lebens. Ein Lächeln

schien auf den Lippen meiner Großmutter zu liegen. Auf das Sterbebett hatte der Tod sie wie ein Bildhauer des Mittelalters in der Erscheinung eines jungen Mädchens hingestreckt.

Zweites Kapitel

Albertines Besuch.
Aussicht auf eine reiche Heirat für einige Freunde Saint-Loups.
Der »Geist der Guermantes« vor der Prinzessin von Parma.
Seltsamer Besuch bei Herrn von Charlus.
Ich begreife immer weniger seinen Charakter.
Die roten Schuhe der Herzogin.

Obwohl es einfach nur ein Herbstsonntag war, fühlte ich mich neugeboren, das Dasein lag unberührt vor mir, denn am Morgen hatte es nach einer Reihe milder Tage einen kalten Nebel gegeben, der erst gegen Mittag aufstieg. Ein Wetterwechsel genügt, die Welt und uns selbst neuzuschaffen. Früher, wenn der Wind in meinen Kamin blies, hörte ich in seinem Klopfen wie in den berühmten Geigenstrichen, mit denen die C-moll-Symphonie beginnt, den unwiderstehlichen Ruf eines geheimnisvollen Geschicks. Jede sichtbare Änderung in der Natur verlockt, uns ähnlich umzuwandeln, und paßt dem neuen Modus der Dinge harmonisch unsere Wünsche an. Der Nebel hatte, kaum daß ich aufgewacht war, statt des zentrifugalen Wesens, das man an schönen Tagen ist, einen in sich versunkenen Menschen aus mir gemacht, den es nach der warmen Ecke und dem geteilten Lager verlangt, einen fröstelnden Adam, der sich nach einer seßhaften Eva in der anders gewordenen Welt umschaut.
Im sanften Grau einer Morgenlandschaft und dem Geschmack einer Tasse Schokolade erschuf ich mir die ganze Eigenart des physischen, geistigen und seelischen Lebens, das ich ungefähr vor einem Jahr nach Doncières mitgebracht hatte. Die längliche Form eines kahlen Hügels – der auch unsichtbar immer zugegen ist – war sein Wappen; es schuf in mir eine Reihe von allen andern ganz verschiedener Genüsse, die ich Freunden nicht ausdrücken konnte, da die Eindrücke, die sich zu reicher Harmonie ineinander verwoben, sie für mich ohne meine Absicht viel deutlicher charakterisierten als Tatsachen, die ich hätte erzählen können. Von diesem Standpunkt aus war die neue Welt, in die der Nebel dieses Morgens mich tauchte, eine Welt, die ich schon kannte (und das gab ihr nur noch mehr Wahrheit) und seit einiger Zeit vergessen hatte (und davon

hatte sie ihre ganze Frische). Und ich konnte einige Nebelbilder, die mein Gedächtnis sich angeeignet hatte, betrachten, namentlich Bilder vom Morgen in Doncières, sei es am ersten Tag in der Kaserne, sei es ein andres Mal auf einem Schloß in der Nachbarschaft, auf das Saint-Loup mich für vierundzwanzig Stunden mitgenommen hatte: vom Fenster, dessen Vorhänge ich in der Dämmerung gehoben hatte, ehe ich mich noch einmal hinlegte, waren mir im ersten ein Reiter, im zweiten (an der schmalen Grenze von Teich und Wald, von denen alles andere in der sanft fließenden Einförmigkeit des Nebels verschwand) ein Kutscher, der einen Riemen putzte, wie die seltenen Personen erschienen, die auf einem verblaßten Fresko das Auge, das sich der geheimnisvollen Undeutlichkeit der Halbschatten anpassen muß, kaum erkennt.

Heut betrachtete ich von meinem Bett aus diese Erinnerungsbilder, denn ich hatte mich noch einmal hingelegt, um auszuruhen bis zu der Stunde, in der ich – die Abwesenheit meiner für einige Tage nach Combray verreisten Eltern benutzend – heut abend zu einer kleinen Aufführung zu gehen beabsichtigte, die bei Frau von Villeparisis gegeben wurde. Wären sie zurückgekommen, hätte ich es vielleicht nicht gewagt; wohl hätte meine Mutter, die in ihrem gewissenhaften Kult des Gedächtnisses meiner Großmutter nur freie und aufrichtige Zeichen der Trauer verlangte, mir diesen Ausgang nicht verboten, aber sie hätte ihn mißbilligt. Von Combray aus hingegen hätte sie auf eine Anfrage mir nicht mit einem traurigen: »Tu, was du willst, du bist groß genug, um zu wissen, was du zu tun hast«, geantwortet, sondern sich Vorwürfe gemacht, mich allein in Paris gelassen zu haben und, von ihrem Gram auf meinen schließend, mir Ablenkung gewünscht, die sie sich selbst versagte, zumal sie überzeugt war, meine Großmutter, die vor allem um meine Gesundheit und das Gleichgewicht meiner Nerven besorgt gewesen war, würde mir dazu geraten haben.

Schon am Morgen hatte man die neue Warmwasserheizung in Betrieb gesetzt. Ihr unangenehmes Geräusch, das von Zeit zu Zeit eine Art Schluckauf hervorstieß, hatte keine Beziehung zu meinen Erinnerungen an Doncières. Aber je länger sie ihm in mir begegneten, um so mehr ließ der Nachmittag es in eine Art Verwandtschaft zu ihnen geraten, und jedes Mal, wenn ich von neuem die Zentralheizung hörte, deren Geräusch mir inzwischen schon wieder etwas fremd geworden war, erweckte sie diese Erinnerungen.

Im Hause war nur Françoise. Der graue Tag fiel wie ein feiner Regen und spann unablässig durchsichtige Netze, in denen die Sonntagsspaziergänger Silberglanz bekamen. Zu meinen Füßen hingeworfen lag der *Figaro*, den ich gewissenhaft täglich besorgen ließ, seit ich einen Artikel hingeschickt hatte, der noch nicht erschienen war; obgleich die Sonne nicht schien, merkte ich doch an der Intensität des Lichtes, daß der Nachmittag erst halb vergangen war. Bei schönem Wetter hätten die Tüllvorhänge der Fenster nicht so duftig, so nah am Zerfall ausgesehen; sie hatten dieselbe Mischung von Zart und Spröde wie Libellenflügel und venezianisches Glas. Es bedrückte mich, an diesem Sonntag allein zu sein, um so mehr, als ich am Morgen Fräulein von Stermaria einen Brief hatte bringen lassen. Robert von Saint-Loup, den seine Mutter nach schmerzlichen Versuchen, die scheiterten, endlich dazu gebracht hatte, mit seiner Mätresse zu brechen – vor kurzem hatte man ihn nach Marokko geschickt, um die zu vergessen, die er seit einiger Zeit schon nicht mehr liebte – hatte mir ein Wort geschrieben, das ich gestern bekommen hatte: Er werde auf einen sehr kurzen Urlaub nach Frankreich kommen. Da er Paris nur auf der Durchreise berühren würde (seine Familie fürchtete, er könne dort wieder mit Rahel anknüpfen), teile er zum Zeichen, daß er an mich gedacht, mir mit, er habe in Tanger Fräulein oder vielmehr Frau von Stermaria (denn sie hatte sich nach drei Monaten Ehe scheiden lassen) getroffen. Und eingedenk dessen, was ich ihm in Balbec gesagt, hatte er die junge Frau in meinem Namen um ein Rendezvous gebeten. Sie wolle in diesen Tagen sehr gern einmal mit mir essen, hatte sie ihm geantwortet, sie komme auf der Rückreise in die Bretagne durch Paris. Ich solle ihr nun schnell schreiben, riet er, sie sei sicher schon angekommen. Saint-Loups Brief hatte mich nicht gewundert, obwohl ich keine Nachricht von ihm hatte, seit er mich zur Zeit, als meine Großmutter krank war, der Treulosigkeit und des Verrats beschuldigt hatte. Ich hatte mir denken können, was damals geschehen war. Rahel, die gern seine Eifersucht reizte – sie besaß auch noch andere Gründe, etwas gegen mich zu haben –, hatte ihrem Liebhaber eingeredet, ich habe in seiner Abwesenheit heimtückische Versuche gemacht, mit ihr anzuknüpfen. Er glaubte vermutlich immer noch, das sei wahr, aber er war nicht mehr in sie verliebt, und so war es ihm, ob wahr oder nicht, ganz gleichgültig geworden, und unsere Freundschaft blieb bestehen. Bei einem späteren Wiedersehen wollte ich auf seine

Vorwürfe zu sprechen kommen, aber da hatte er nur ein gutes liebevolles Lächeln, wie zu seiner Entschuldigung, und wechselte dann das Thema. Bei all dem sollte er etwas später in Paris Rahel doch noch einige Male wiedersehen. Die Geschöpfe, die eine große Rolle in unserm Leben gespielt haben, verschwinden selten und mit einem Male endgültig; zeitweise lassen sie sich wieder darauf nieder (so daß dann manche schon an neubeginnende Liebe glauben), ehe sie es für immer verlassen. Der Bruch mit Rahel war Saint-Loup sehr schnell weniger schmerzlich geworden, dank der angenehmen Beruhigung, die ihm die unaufhörlichen Geldforderungen seiner Freundin brachten. Eifersucht, welche die Liebe verlängert, kann nicht viel mehr Vorstellungen enthalten als die andern Formen der Phantasie. Wenn man drei oder vier Bilder auf die Reise mitnimmt, die dann auch noch unterwegs verloren gehen werden (die Lilien und Anemonen vom Ponte Vecchio, die persische Kirche im Nebel usw.), ist der Koffer schon recht voll. Wenn man eine Geliebte verläßt, möchte man, bis man sie etwas vergessen hat, sie solle nicht in Besitz von drei oder vier möglichen andern Liebhabern geraten, die man sich vorstellt, wie sie sie aushalten, das heißt auf die man eifersüchtig ist; alle die, welche man sich nicht vorstellt, machen nichts aus. Nun geben uns die häufigen Geldforderungen einer verlassenen Geliebten ebensowenig eine vollständige Vorstellung von ihrem Leben wie Fiebertabellen sie von ihrer Krankheit geben würden. Die Tabellen sind aber immerhin ein Zeichen, daß sie krank ist, und die Geldforderungen lassen, allerdings nur ungefähr, vermuten, daß die Verlassene oder Verlassende nichts Rechtes an reichen Beschützern gefunden habe. So wird jede Bitte mit der Freude empfangen, die aus einer Ruhepause im Schmerz des Eifersüchtigen entspringt, und es folgt ihr gleich eine Geldsendung, denn man will, es soll ihr nichts mangeln außer dem Liebhaber (einer der drei Liebhaber, die man sich vorstellt), solgange bis man sich selbst ein wenig erholt hat und, ohne schwach zu werden, den Namen seines Nachfolgers erfahren kann. Manchmal kam Rahel ziemlich spät am Abend noch einmal zu ihrem früheren Liebhaber und bat ihn um die Erlaubnis, bis zum Morgen neben ihm schlafen zu dürfen. Das tat Robert wohl, ihm wurde bewußt, wieviel sie doch intim zusammen gelebt hatten, einfach durch die Tatsache, daß er sie gar nicht im Schlafen störte, auch wenn er für sich allein eine große Hälfte des Bettes einnahm. Er sah daraus, sie lag neben seinem Körper beque-

mer, als sie anderswo gelegen hätte, sie fühlte sich an seiner Seite – selbst im Hotel – wie in einem von altersher vertrauten Zimmer, in dem man seine Gewohnheiten hat und besser schläft. Er fühlte, seine Schultern, seine Beine, sein ganzes Ich waren, selbst wenn er aus Schlaflosigkeit oder, weil er an Dinge, die er zu tun hatte, dachte, sich zu viel bewegte, etwas so Gewohntes, daß es sie nicht belästigen konnte; die Empfindung seiner Gegenwart erhöhte sogar noch bei ihr das Gefühl zu ruhen.

Um wieder auf mich zurückzukommen, Roberts Brief erregte mich um so mehr, als ich zwischen den Zeilen las, was er nicht ausdrücklicher zu schreiben gewagt hatte. »Du kannst sie sehr gut ins Cabinet particulier einladen«, sagte er mir. »Es ist eine reizende junge Person, der angenehmste Charakter, ihr werdet euch vollkommen verstehen, und ich bin im voraus sicher, du wirst einen sehr netten Abend mit ihr verbringen.« Da meine Eltern Ende der Woche, Sonnabend oder Sonntag, zurückkommen wollten und ich dann alle Abend zu Hause essen mußte, hatte ich sofort an Frau von Stermaria geschrieben und ihr vorgeschlagen, einen beliebigen Tag bis Freitag zu wählen. Man hatte geantwortet, ich werde am gleichen Abend gegen acht Uhr einen Brief bekommen. Die Zeit bis dahin wäre mir ziemlich schnell vergangen, wenn über den Nachmittag, der dazwischen lag, ein Besuch mir hinweg geholfen hätte. Wenn Gespräche die Stunden umhüllen, kann man sie nicht messen, nicht einmal wahrnehmen, sie schwinden hin, weit von der Stelle, von der sie uns entwich, erscheint die entwendete hurtige Zeit erst wieder. Sind wir aber allein, führt uns Erwartung immer wieder, eintönig wie ein Uhrenticken, den noch fernen und unablässig erhofften Augenblick vor und läßt die Stunden von allen Minuten teilen oder vielmehr multiplizieren, die wir in der Gesellschaft von Freunden gar nicht gezählt hätten. Und indem mein beständig wiederkehrendes Begehren diesen Nachmittag, welchen ich allein zu Ende bringen sollte, mit dem glühenden Genuß, welchen ich leider erst in einigen Tagen mit Frau von Stermaria haben sollte, konfrontierte, schien er mir recht leer und recht melancholisch.

Bisweilen hörte ich das Geräusch des Fahrstuhls, der stieg, aber hinterdrein ein zweites Geräusch, nicht das erhoffte des Anhaltens in meiner Etage, sondern ein sehr anderes, das der Fahrstuhl machte, um seinen Aufstieg in die höheren Etagen fortzusetzen, dies ist, da es so oft das Verlassen meiner Etage bezeichnete, wenn

ich Besuch erwartete, später, selbst wenn ich nach Besuch gar kein Verlangen hatte, für mich ein Geräusch geblieben, das mir an sich wehtat, eine Verurteilung, allein zu bleiben mir verkündete. Müde, resigniert und noch auf Stunden an seine unvordenkliche Pflicht gebunden, spann der graue Tag seine Perlmutterstickerei, und es war so traurig zu denken, daß ich mit ihm allein zusammenbleiben sollte, er kannte mich so wenig wie eine Näherin, die, um besser zu sehen, am Fenster sitzt und ihre Arbeit macht und sich gar nicht um den kümmert, der im Zimmer ist. Plötzlich, und ohne daß ich es hatte klingeln hören, machte Françoise die Tür auf und ließ Albertine herein, die lächelnd, schweigend und rundlich erschien und in der Fülle ihres Leibes – bereit, daß ich sie weiterlebe – die Tage enthielt, die nun zu mir hereingetreten waren, sie, die ich in jenem Balbec verbracht hatte, wohin ich nicht wieder zurückgekehrt war. Wenn wir jemanden wiedersehen, zu dem unsere Beziehungen – mögen sie noch so unbedeutend sein – sich verändert haben, ist es wohl immer wie eine Gegenüberstellung zweier Epochen. Dazu braucht nicht gerade eine frühere Geliebte uns einen Freundschaftsbesuch zu machen, es genügt, daß uns in Paris jemand aufsucht, den wir in einem Zusammenhang bestimmter Lebensgewohnheiten gekannt haben, der nicht mehr ist und wenn auch erst seit einer Woche. In jedem lachenden, forschenden und verlegenen Zug in Albertines Miene konnte ich entziffern: »Und Frau von Villeparisis? Und der Tanzlehrer? Und der Konditor?« Als sie sich setzte, schien ihr Rücken zu sagen: »Na, hier ist ja gar keine Klippe; Sie erlauben, daß ich trotzdem mich neben Sie setze, wie ich es in Balbec getan hätte?« Sie war eine Zauberin, die mir den Spiegel der Zeit vorhielt. Darin glich sie all denen, die wir selten wiedersehen, die aber früher intimer mit uns gelebt haben. Aber bei Albertine kam noch etwas andres hinzu. Wohl hatte schon in Balbec bei unsern täglichen Begegnungen immer, wenn ich sie bemerkte, mich ihre Veränderlichkeit überrascht. Jetzt aber war sie kaum wiederzuerkennen. Abgelöst von dem rosa Dunst, in dem sie gebadet hatten, traten ihre Züge hervor wie bei einer Statue. Sie hatte ein anderes Gesicht, oder vielmehr sie hatte endlich ein Gesicht; ihr Körper war gewachsen. Es blieb fast nichts von der Hülle, die sie umgeben hatte, von deren Oberfläche sich in Balbec ihre künftige Form kaum abhob.

Albertine kam diesmal früher als sonst nach Paris zurück. Gewöhnlich traf sie hier erst im Frühling ein, dann hatten mich schon einige

Wochen die Stürme über den ersten Blumen aufgeregt, und meine Freude unterschied nicht zwischen Albertines Wiederkehr und der der schönen Jahreszeit. Man brauchte mir nur zu sagen, sie sei in Paris, habe bei uns vorgesprochen, und ich sah sie wieder wie eine Rose am Meeresstrand. Ich weiß nicht recht, war es das Begehren nach ihr oder nach Balbec, was sich dann meiner bemächtigte: vielleicht war das Begehren nach ihr selbst eine träge, lockere, unvollständige Form, Balbec zu besitzen, als wäre, eine Sache körperlich besitzen, sich in einer Stadt festsetzen, dasselbe wie ihr geistiger Besitz. Und übrigens schien sie mir auch rein körperlich, wenn sie nicht gerade von meiner Phantasie vor dem Meereshorizont gewiegt wurde, sondern still vor mir stand, oft eine recht ärmliche Rose, vor der ich die Augen hätte schließen mögen, um gewisse Fehler an den Blütenblättern nicht zu sehen und zu glauben, ich atme Strandluft.
Hier kann ich es sagen, obgleich ich damals nicht wußte, was in der Folge geschehen sollte. Gewiß ist es verständiger, sein Leben den Frauen zu opfern als Briefmarken, alten Tabaksdosen, ja selbst Bildern und Statuen. Nur sollte das Beispiel der andern Sammlungen uns darauf hinweisen zu wechseln, nicht eine einzige Frau zu haben, sondern viele. Die reizenden Mischungen, die ein junges Mädchen mit einem Strand, mit dem Haargeflecht einer Kirchenstatue, mit einem Kupferstich, mit allem eingeht, um dessentwillen man in einer von ihnen jedesmal, wenn sie eintritt, ein reizendes Bild liebt, diese Mischungen sind nicht sehr dauerhaft. Lebe ganz mit einer Frau und du wirst nichts mehr von dem sehen, das dich sie lieben machte. Allerdings kann, wenn die beiden Elemente sich getrennt haben, Eifersucht sie von neuem verbinden. Wenn nach langem gemeinsamen Leben ich schließlich in Albertine nur noch eine gewöhnliche Frau sehen sollte, hätte vielleicht eine Liebschaft, die sie mit jemand anderm in Balbec anknüpfte, genügt, um Strand und Brandung wieder in ihr zu verkörpern, mit ihr zu verschmelzen. Nur entzücken diese nachträglichen Mischungen nicht mehr unsere Augen, dem Herzen sind sie fühlbar und verhängnisvoll. Unter einer so gefährlichen Form kann man die Erneuerung des Wunders nicht erwünscht finden. Aber ich nehme Jahre vorweg. Und ich habe hier nur zu bedauern, nicht weise genug geblieben zu sein, um einfach meine Sammlung von Frauen gehabt zu haben, wie man alte Lorgnetten sammelt, von denen man nie genug hinter ihrer Vitrine haben kann, wo immer ein leerer Platz eine neue noch seltnere Lorgnette erwartet.

Entgegen der üblichen Reihenfolge ihrer Sommerfrischen kam sie dies Jahr direkt von Balbec und war auch dort nicht so lange geblieben wie gewöhnlich. Es war lange her, seit ich sie zuletzt gesehen hatte. Und da ich die Leute, mit denen sie in Paris verkehrte, nicht einmal dem Namen nach kannte, wußte ich während der Zeiträume, in denen sie nicht zu mir kam, nichts von ihr. Und das waren oft ziemlich lange. Dann, eines schönen Tages tauchte Albertine plötzlich auf, ihre rosige Erscheinung, ihre verschwiegenen Besuche gaben mir wenig Kunde von dem, was sie in der Zwischenzeit getan haben mochte; die blieb in das Dunkel ihres Lebens getaucht, das meine Augen auch gar nicht zu durchdringen trachteten.
Diesmal aber schienen gewisse Zeichen darauf zu deuten, daß in ihrem Leben Neues vorgefallen sein mußte. Vielleicht durfte man ihnen aber auch einfach nur entnehmen, daß man in Albertines damaligem Alter sich sehr schnell ändert. Ihre Intelligenz trat zum Beispiel mehr hervor, und als ich auf den Tag zu sprechen kam, an dem sie mit soviel Eifer ihre Meinung durchsetzen wollte, man müsse Sophokles »Mein lieber Racine« schreiben lassen, fing sie selbst zuerst herzlich zu lachen an. »Andrée hatte recht,« sagte sie, »ich war dumm, Sophokles mußte schreiben: ›Monsieur‹«. Ich antwortete ihr, Andrées »Monsieur« und »lieber Herr Racine« wären nicht weniger komisch als ihr »mein lieber Racine« und Gisèles »mein lieber Freund«, dumm seien aber im Grunde nur die Lehrer, die immer noch Sophokles einen Brief an Racine richten ließen. Da konnte Albertine mir nicht mehr folgen. Sie sah nicht, was daran Törichtes war; ihre Intelligenz fing an sich zu öffnen, war aber noch nicht entwickelt. Es gab anderes Neue an ihr, das anziehender war; ich fühlte in dem jungen Mädchen, das sich an mein Bett gesetzt hatte, etwas von früher Verschiedenes, in den Linien, die in Blick und Gesichtszügen Willen ausdrücken, eine Veränderung der Stirn, eine Halbbekehrung, als wären die Widerstände zerstört, an denen ich eines Abends in Balbec gescheitert war; er lag schon fern, dieser Abend, an dem wir ein dem Paar von heut Nachmittag symmetrisches Paar bildeten, nur insofern umgekehrt als damals sie lag und ich an ihrem Bett saß. Ich wollte mich überzeugen, ob sie sich jetzt würde küssen lassen, wagte es aber nicht; jedesmal, wenn sie sich erhob, um zu gehen, bat ich sie, noch zu bleiben. Das war nicht leicht zu erreichen, denn obwohl sie nichts zu tun hatte (sonst wäre sie längst fortgesprungen), war sie doch eine genaue Person und

überdies mit mir wenig liebenswürdig, und es schien ihr in meiner Gesellschaft durchaus nicht zu gefallen. Allein, jedesmal, wenn sie nach der Uhr gesehen hatte, setzte sie sich auf meine Bitte wieder, und so hatte sie schon mehrere Stunden mit mir verbracht, ohne daß ich sie um etwas gebeten hätte. Die Worte, die ich ihr sagte, fügten sich an die, welche ich ihr in den vorhergehenden Stunden gesagt hatte, und kamen nie an das, woran ich dachte, was ich begehrte; sie liefen endlos parallel dazu. Nichts hindert so sehr wie das Begehren, daß, was man sagt, dem ähnlich wird, was man in Gedanken trägt. Die Zeit drängt, und doch scheint es, als wolle man noch Zeit gewinnen, während man von Dingen spricht, die nichts mit dem zu tun haben, was einen beschäftigt. Man plaudert, während doch der Satz, den man aussprechen möchte, schon von einer Gebärde begleitet sein müßte, wenn man nicht gar, um den Genuß des Unmittelbaren zu haben und seine Neugier auf die bevorstehende Reaktion zu befriedigen, die Gebärde macht, ohne ein Wort zu sagen, ohne um Erlaubnis zu bitten. Wohl liebte ich Albertine durchaus nicht: Tochter des Nebels da draußen, konnte sie nur eine eingebildete Begier befriedigen, welche der Wetterumschlag in mir wachgerufen hatte, ein Zwischending, das die Begierden verband, die die Kochkunst und die Monumentalbildhauerei jede auf ihre Weise zum Teil stillen können; denn sie ließ mich davon träumen, meinem Fleisch eine anders geartete warme Materie zu vermischen und zugleich an einen Punkt meines ausgestreckten Körpers einen anders gerichteten Körper zu heften, ähnlich dem Leib der Eva, der kaum mit den Füßen an Adams Hüfte haftet und fast senkrecht zu seinem Leibe steht in den romanischen Bas-reliefs der Kathedrale von Balbec, die so edel und ruhevoll, fast noch wie ein antiker Fries die Erschaffung des Weibes darstellen: Gott ist dort immer begleitet von zwei Dienern, zwei kleinen Engeln, in denen man – sie gleichen geflügelten, schwirrenden Sommergeschöpfen, die der Winter überrascht und verschont hat – Eroten von Herkulanum wiedererkennt: sie sind noch am Leben mitten im dreizehnten Jahrhundert und tragen über die ganze Fassade des Portals ihren letzten Flug hin, müde, doch nicht ohne die Anmut, die man von ihnen erwarten kann.

Den Genuß, der mein Sehnen gestillt und so von meiner Träumerei mich befreit haben würde, hätte ich ebenso gern bei einer andern hübschen Frau gesucht, und hätte man mich gefragt, worauf – indes

ich endlos dahinplaudernd Albertine das Einzige, woran ich dachte, verschwieg – meine optimistische Hypothese, dieser Genuß könne mir gewährt werden, beruhe, ich hätte vielleicht geantwortet, sie rühre vom Auftauchen bestimmter Worte her, die früher nicht zu Albertines Wortschatz gehörten, wenigstens nicht in der Anwendung, die sie jetzt (während der vergessene Klang ihrer Stimme wieder den Umriß ihrer Persönlichkeit zeichnete) ihnen gab. Sie hatte gesagt, Elstir sei dumm, und als ich laut Einspruch dagegen erhob, erwiderte sie lächelnd:

»Sie verstehen mich nicht, ich will sagen, er war in diesem Fall dumm, ich weiß sehr wohl, er ist jemand durchaus Hervorragendes.«

Und um vom Golf in Fontainebleau zu sagen, er sei elegant, erklärte sie:

»Das ist Auslese.«

Als von einem Duell, das ich gehabt hatte, die Rede war, sagte sie von meinen Sekundanten: »Das sind Zeugen von Rang«, und mein Gesicht ansehend, bekannte sie, sie würde mich gern »Schnurrbart tragen« sehen. Sie verstieg sich sogar – und da schienen mir meine Chancen sehr zu steigen – zu einer Wendung, von der ich geschworen hätte, sie habe sie im vorigen Jahr noch nicht gekannt: es sei, seit sie Gisèle zuletzt gesehen, ein »gewisser Zeitraum« vergangen. Gewiß verfügte Albertine schon, als ich in Balbec war, über einen beträchtlichen Vorrat von Ausdrücken, die sofort verraten, daß man einer wohlhabenden Familie entstammt – von Jahr zu Jahr gibt sie die Mutter an die Tochter ab, wie sie ihr in dem Maße, als sie heranwächst, bei wichtigen Gelegenheiten ihren eigenen Schmuck schenkt. Daß Albertine kein Kind mehr war, hatte man schon gemerkt, als sie einmal, um einer Fremden für ein Geschenk zu danken, sagte: »Das kann ich gar nicht annehmen«. Frau Bontemps hatte sichs nicht versagen können, ihrem Mann einen Blick zuzuwerfen, und der hatte geantwortet: »Ja, ja, sie geht eben ins vierzehnte Jahr«.

Noch deutlicher zeigte sich Albertines Erwachsenheit, als sie von einem jungen Mädchen, das sich schlecht benahm, sagte: »Man kann nicht einmal sehen, ob sie hübsch ist, sie schminkt sich zu stark.« Schließlich nahm sie, obwohl sie noch junges Mädchen war, Manieren der Frauen ihres Milieus und ihrer Klasse an, wenn sie von einem, der Grimassen schnitt, sagte: »Ich kann ihn nicht anse-

hen, ohne Lust zu bekommen, auch Grimassen zu schneiden«, und wenn man sich mit Nachmachen amüsierte, äußerte: »Das Komischste, wenn ihr die nachmacht, ist, daß ihr ihr ähnelt.« Das entstammte alles dem Wortschatz ihrer Gesellschaft. Aber Wendungen wie »jemand Hervorragendes« schien mir gerade Albertines Milieu ihr nicht liefern zu können – sie verwandte den Ausdruck, wie mein Vater, wenn er von einem ihm noch unbekannten Kollegen, dessen Geistesgaben man ihm rühmte, sagte: »Das scheint jemand ganz Hervorragendes zu sein«. »Auslese« schien mir, selbst auf Golf angewandt, mit der Familie Simonet so unvereinbar, wie es mit dem Beiwort »natürliche« in einem Buch mehrere Jahrhunderte vor Darwin gewesen wäre. »Gewisser Zeitraum« kam mir noch verheißungsvoller vor. Und schließlich war mir ganz offenbar, es müßten Umwälzungen stattgefunden haben, von denen ich nichts wußte, die aber zu den größten Hoffnungen mich berechtigten, als Albertine im selbstsicheren Tone eines Menschen, dessen Meinung nicht ohne Belang ist, zu mir sagte:
»Das ist meines Erachtens das Beste, was geschehen konnte ... Ich bin der Meinung, es ist die beste Lösung, die elegante Lösung.«
Das war so neu, so sichtlich ließ dies Strandgut auf abenteuerliche Abwege in Gegenden, die sie früher nicht gekannt hatte, schließen, daß ich bei den Worten »meines Erachtens« Albertine an mich zog und bei »ich bin der Meinung« auf mein Bett setzte.
Zweifellos empfangen wenig kultivierte Frauen, die einen sehr gebildeten Mann heiraten, solche Ausdrücke als Heiratsgut des Gatten. Und bald nach der Verwandlung, die der Hochzeitsnacht folgt, kann man, wenn sie ihre Besuche machen und mit ihren alten Freundinnen sehr zurückhaltend sind, mit Erstaunen bemerken, sie sind Frauen geworden, wenn sie von einer Person apodiktisch behaupten, sie sei intelligent und dabei das Wort intelligent mit zwei l aussprechen; aber das ist gerade ein Zeichen der Veränderung, und solch eine Veränderung fiel mir auf gegenüber dem alten Wortschatz von Albertine, den ich gekannt hatte – seine größten Kühnheiten waren, von einer sonderbaren Person zu sagen: »Das ist ein Typ«, oder wenn man ihr ein Spiel vorschlug: »Ich habe kein Geld zu verlieren« oder etwa, wenn eine ihrer Freundinnen ihr einen Vorwurf machte, den sie ungerecht fand: »Ich finde dich großartig«, eine Wendung gutbürgerlicher Überlieferung, die ein junges Mädchen, das weiß, es hat recht, im Zorn, wie man sagt »ganz na-

türlich« anwendet, das heißt, sie hat es von ihrer Mutter gelernt wie Beten und Grüßen. Das alles hatte Frau Bontemps ihr gleichzeitig mit dem Judenhaß und der Vorliebe für Schwarz, worin man immer anständig und comme il faut ist, beigebracht, sie hatte sie das nicht ausdrücklich gelehrt, es hatte sich ihr mitgeteilt, wie das Zwitschern der neugeborenen Finkenjungen sich nach dem der alten Finken bildet und richtige Finken aus ihnen macht. Aber trotzdem: »Auslese« schien mir von anderer Herkunft, und »ich bin der Meinung« machte mir Mut. Albertine war nicht mehr dieselbe, also würde sie auch nicht mehr so wie früher handeln und reagieren.
Ich empfand nicht allein keine Liebe mehr zu ihr, ich hatte auch nicht mehr zu fürchten, wie das in Balbec möglich war, ich könne in ihr eine Freundschaft zu mir zerstören, denn die existierte nicht mehr. Ohne Zweifel war ich ihr seit langem sehr gleichgültig geworden. Ich verhehlte mir nicht, für sie gehörte ich ganz und gar nicht mehr zu der »kleinen Bande«, und hatte mich doch damals so bemüht, in sie aufgenommen zu werden, war, als es mir dann gelang, so glücklich gewesen. Da sie überdies nicht mehr so aufrichtig und gütig aussah wie in Balbec, machte ich mir nicht viel Skrupeln; allein entscheidend wurde für mich eine letzte philologische Entdeckung. Wie ich weiter Ring um Ring an die Kette von Worten knüpfte, unter der ich meine geheime Begier verbarg, und jetzt dabei Albertine auf meinem Bett sitzen hatte, kam ich auf eins der Mädchen von der kleinen Bande zu sprechen, das winziger war als die andern; ich fand es aber doch recht hübsch. »Ja«, sagte Albertine, »die sieht aus wie eine kleine Musme.« Ganz sicher war, als ich sie kennen lernte, Albertine das Wort »Musme« unbekannt. Hätten die Dinge ihren normalen Verlauf genommen, sie hätte diesen Ausdruck nie zu hören bekommen und ich meinerseits hätte keinen Nachteil darin gesehen, denn er ist von haarsträubender Scheußlichkeit. Wenn man ihn hört, bekommt man dasselbe Zahnweh, wie wenn man ein zu großes Stück Eis in den Mund nimmt. Aber bei Albertine, hübsch wie sie war, konnte sogar »Musme» mir nicht mißfallen. Statt dessen schien es mir, wenn nicht eine äußere Einweihung, doch immerhin eine innere Entwicklung zu offenbaren. Leider war es inzwischen Zeit zum Abschied geworden, wenn ich noch wollte, daß sie rechtzeitig zum Essen heimkäme und auch ich früh genug für mein Essen aufstünde. Das bereitete mir Françoise, und die ließ es nicht gern lange stehen, sie mochte es außerdem

schon gegen einen der Artikel ihres Kodex gefunden haben, daß Albertine mir in Abwesenheit meiner Eltern einen so ausgedehnten Besuch machte, durch den sich alles verspätete. Aber vor »Musme« wurden diese Gründe hinfällig, und geschwind sagte ich:
»Stellen Sie sich vor, ich bin gar nicht kitzlich, Sie könnten mich eine Stunde lang kitzeln, ohne daß ich es überhaupt spüre.«
»Wirklich!«
»Ganz sicher.«
Ohne Zweifel merkte sie, das war der ungeschickte Ausdruck eines Begehrens, denn wie jemand, der uns eine Empfehlung anbietet, um die wir nicht zu bitten wagten, die aber, wie unsere Worte ihm beweisen, uns nützlich sein könnte, fragte sie mich mit weiblicher Demut:
»Soll ichs versuchen?«
»Wenn Sie wollen; aber dann wäre es bequemer, Sie legen sich ganz auf mein Bett.«
»So?«
»Nein, ganz herein.«
»Bin ich auch nicht zu schwer?«
Als sie das gesagt hatte, ging die Tür auf, und Françoise kam mit einer Lampe herein. Albertine hatte gerade noch Zeit, sich wieder auf den Stuhl zu setzen. Vielleicht hatte Françoise an der Tür gelauscht oder gar durchs Schlüsselloch gespäht und diesen Moment gewählt, um uns zu überraschen. Aber so etwas brauchte ich gar nicht vorauszusetzen, sie hatte es nicht nötig, sich mit den Augen von dem zu überzeugen, was ihr Instinkt hinreichend gewittert haben mochte, denn im beständigen Zusammenleben mit mir und meinen Eltern hatten Furcht, Vorsicht, Aufmerksamkeit und List ihr schließlich von uns die instinktive und fast hellseherische Kenntnis gegeben, wie sie der Matrose vom Meer, das Wild vom Jäger, und von der Krankheit, wenn nicht der Arzt, doch oft der Kranke hat. Was sie alles zu wissen bekam, ist nicht minder verblüffend als es der hohe Stand gewisser Kenntnisse bei den Alten ist, wenn man bedenkt, daß sie kaum irgendwelche Mittel, sich zu informieren, besaßen (die von Françoise waren nicht zahlreicher. Ein paar Worte, kaum der zwanzigste Teil unseres Tischgesprächs, im Fluge vom Butler aufgefangen und im Office ungenau übermittelt). Auch beruhten ihre Irrtümer wie die der Alten, wie die Fabeln, die Plato glaubte, eher auf einer falschen Auffassung von der Welt und vorge-

faßten Ideen als auf der Ungenauigkeit der tatsächlichen Hilfsquellen. So konnte noch in unsern Tagen die größten Entdeckungen im Leben der Insekten ein Gelehrter machen, der über kein Laboratorium, über keinen Apparat verfügte. Hatten aber die Einschränkungen, die ihre Bedientenstellung mit sich brachte, sie nicht gehindert, ein Wissen zu erwerben, wie sie es unbedingt zu der Kunst brauchte, die sie damit bezweckte – nämlich, uns zu beschämen, wenn sie uns mitteilte, was sie herausbekommen hatte –, so hatte der Zwang noch mehr getan; nicht allein, daß die Fessel den Flug nicht hemmte, sie hatte ihm noch kräftig nachgeholfen. Gewiß vernachlässigte Françoise auch kein Hilfsmittel, zum Beispiel die der Sprechweise und der Haltung. Nie glaubte sie, was wir ihr sagten und wovon wir wünschten, daß sie es glaube, und ohne Schatten eines Zweifels nahm sie alles hin, was eine Person ihres Standes ihr Absurdestes erzählte, zumal wenn es gleichzeitig unsern Meinungen zuwider war; und so sehr ihre Art, unsere Äußerungen mitanzuhören, Unglauben bezeugte, so sehr zeigte der Tonfall, in dem sie hinterbrachte (die indirekte Rede erlaubte ihr, uns ungestraft gröblichst zu beschimpfen), was ihr eine Köchin erzählt habe, die ihrer Herrschaft gedroht und lauter Vergünstigungen durchgesetzt habe, als sie vor aller Welt sie mit »Schweinebande« traktierte – daß dies für sie das wahre Evangelium war. Sie setzte sogar hinzu: »Wenn ich die Dame gewesen wäre, ich hätte mich tüchtig geärgert.« Da mochten wir trotz unserer ursprünglich geringen Sympathie für die Dame im vierten Stockwerk über die Erzählung eines so schlechten Beispiels wie über eine unwahrscheinliche Fabel die Achsel zucken, sie verstand beim Bericht den schneidend scharfen Ton erbitterter und kategorischer Versicherung zu finden. Das Wichtigste aber war: wie Schriftsteller, wenn Tyrannei eines Monarchen oder einer Poetik sie fesselt, zu einer Konzentrationskraft kommen, die ihnen die Herrschaft politischer Freiheit und literarischer Anarchie erspart hätte, so redete Françoise, da sie uns nicht frei heraus antworten konnte, wie Tiresias und hätte geschrieben wie Tacitus. Alles, was sie nicht direkt ausdrücken konnte, verstand sie in eine Wendung zu legen, an der wir nichts aussetzen konnten, ohne uns selbst anzuklagen, ja, in weniger als eine Wendung, in ein Schweigen, in die Art, wie sie einen Gegenstand hinstellte.

Ließ ich aus Versehen auf meinem Tisch mitten unter andern Briefen einen bestimmten, den sie nicht hätte sehen sollen, liegen, zum

Beispiel weil darin über sie in einer Weise gesprochen wurde, die bei dem Empfänger eine ebenso unfreundliche Gesinnung voraussetzte wie der Absender sie ausdrückte, so fiel, wenn ich Abends unruhig heimkam und geradewegs in mein Zimmer ging, auf meinen zu regelmäßigem Stoß geschichteten Briefen das kompromittierende Dokument mir sofort in die Augen, wie es unvermeidlich Françoise in die Augen gefallen war, die es mit einer Deutlichkeit obenauf und fast abseits gelegt hatte, die sprechend war, Beredsamkeit besaß und mich schon, wenn ich in der Tür stand wie ein Schrei erschreckte. Sie leistete Hervorragendes in solchen Inszenierungen, die den Zuschauer in ihrer Abwesenheit unterrichten sollten; wenn sie nachher auftrat, wußte er schon, sie wisse alles. Um derart einen unbelebten Gegenstand sprechen zu lassen, besaß sie die zugleich geniale und geduldige Kunst von Irving und Frédérick Lemaître. Als sie jetzt über Albertine und mich die angezündete Lampe hielt, die keine der noch sichtbaren Mulden, die der Körper des jungen Mädchens in die Bettdecke gedrückt hatte, im Schatten ließ, sah Françoise aus wie »Die Gerechtigkeit, die das Verbrechen beleuchtet«. Albertines Gesicht verlor in dieser Beleuchtung nicht. Die machte auf ihren Backen den Sonnenfirnis sichtbar, der mich schon in Balbec entzückt hatte. Dies Gesicht, das im Freien bisweilen eine Art fahler Blässe hatte, zeigte jetzt, je mehr die Lampe es erhellte, so glänzend gleichmäßig getönte, feste und glatte Flächen, daß man sie mit dem ungebrochenen Inkarnat gewisser Blumen hätte vergleichen können. In meiner Überraschung über Françoises unerwartetem Eintreten rief ich:

»Wie? Schon die Lampe? Mein Gott, wie das blendet!« Mit dem zweiten Satz wollte ich wohl meine Verwirrung verbergen, mit dem ersten meine Verspätung entschuldigen. Françoise erwiderte mit grausamem Doppelsinn: »Ist es besser, wenn ich sie ausmache?«

»Hausdrache«, flüsterte Albertine mir ins Ohr. Sie sprach mich so im gleichen Atem als ihren Herrn und Komplizen an, und mich entzückte der lebhafte vertrauliche Ton, mit dem sie fragend diese psychologische Behauptung vorbrachte.

Als Françoise dann das Zimmer verlassen hatte und Albertine wieder auf meinem Bett saß, sagte ich:

»Wissen Sie, was ich fürchte? Wenn wir so fortfahren, werde ich nicht anders können, ich werde Sie küssen.«

»Das wäre ein schönes Unglück.«

Ich folgte nicht gleich dieser Einladung, ein anderer hätte sie sogar überflüssig finden können, denn Albertine sagte das so sinnlich und süß, daß sie einen schon beim Sprechen zu küssen schien. Ein Wort von ihr war eine Liebkosung und ihr Gespräch eine Kette von Küssen. Und dennoch war mir diese Einladung recht angenehm. Sie wäre mir das auch gewesen, wenn sie von einem andern hübschen Mädchen im gleichen Alter gekommen wäre; aber daß Albertine mir jetzt so leicht zugänglich war, gab mir mehr als ein bloßes Vergnügen, ich sah mehrere schöne Bilder nebeneinander. Zuerst Albertine am Strand, fast auf das Meer als Hintergrund gemalt, nicht wirklicher für mich als Bühnenbilder, bei denen man nicht weiß, ist es die Schauspielerin, die in dieser Szene auftreten soll, oder eine Figurantin, welche sie für den Augenblick ersetzt oder nur eine Projektion. Dann hatte sich das wirkliche Weib von dem Lichtbündel abgelöst und war zu mir gekommen, doch nur, um mich bemerken zu lassen, daß sie in der wirklichen Welt durchaus nicht so leicht zu lieben war, wie man es von ihrer Erscheinung auf dem Zauberbilde erwartete. Ich hatte erfahren, es war nicht möglich, sie zu berühren, sie zu küssen, man konnte nur mit ihr sprechen, sie war für mich nicht mehr Weib, als die Trauben aus Jade, wie sie in alter Zeit als unverzehrbarer Tafelschmuck dienten, Weintrauben waren. Und jetzt erschien sie mir auf der dritten Ebene wirklich, wie ich sie auf dem zweiten Bilde kennen gelernt hatte, und leicht zu lieben wie auf dem ersten; und das war um so süßer für mich, als ich solange geglaubt hatte, sie sei nicht leicht zu lieben. Was ich mehr gewonnen hatte an Wissen vom Leben (das nicht so einheitlich, nicht so einfach war, wie ich erst geglaubt), ging vorerst auf Agnostizismus hinaus. Was kann einer mit Sicherheit behaupten, da sich als falsch erwies, was er zuerst für wahrscheinlich hielt, um dann doch drittens wieder wahr zu werden? Und ach! ich war noch nicht mit allem, was ich an Albertine entdecken sollte, am Ende. Und abgesehen selbst von dem romanhaften Reiz, die reichere Anzahl von Ebenen kennen zu lernen, welche das Leben eine nach der anderen enthüllte (den entgegengesetzten Reiz hatte Saint-Loup genossen, als er bei den Diners in Rivebelle unter den Masken, die ihm das Dasein übereinanderschob, in einem stillen Gesicht die Züge wiederentdeckte, die er ehedem mit seinen Lippen berührt hatte), zu wissen, es lag im Bereich der Möglichkeit, Albertines Backen zu küssen, war vielleicht ein noch größeres Vergnügen als sie wirklich

zu küssen. Es ist etwas ganz anderes, ob man eine Frau besitzt, an die sich nur unser Körper anfügt, weil sie ein Stück Fleisch ist, oder ein junges Mädchen, das man am Strande und mitten unter ihren Freundinnen an manchen Tagen gesehen hat, ohne auch nur zu wissen, warum gerade an diesen Tagen und nicht an andern, so daß man Angst bekam, man werde sie nicht wieder zu sehen bekommen. Gefällig hatte uns das Leben den Roman dieses kleinen Mädchens in seiner ganzen Ausdehnung enthüllt, hatte uns, sie zu sehen, ein optisches Instrument geliehen, sodann ein zweites, und hatte dem sinnlichen Begehren eine Begleitung gegeben, die es verhundertfacht, es abwandelt in geistigere Begierden, die nicht so leicht gestillt werden können. Gilt es nur, ein Stück Fleisch zu packen, tauchen sie nicht aus ihrem starren Schlummer auf und lassen es allein, gilt es aber, ein ganzes Gefild von Erinnerungen in Besitz zu nehmen, aus dem sie sich vertrieben fühlen, nach dem sie Heimweh haben, dann erheben sie stürmisch sich neben ihm, und durch sie wird es groß; zwar können sie dem sinnlichen Begehren nicht bis zur Erfüllung, bis zur Assimilation einer unkörperlichen Wirklichkeit folgen (die ist in der ersehnten Form unmöglich), aber sie warten auf halbem Weg, bis es zu ihnen kommt, und ist die Zeit der Erinnerung, der Rückkehr gekommen, so geleiten sie es aufs neue. Durfte ich statt der Backen der ersten besten, sie mögen frisch sein, aber bleiben anonym, ohne Geheimnis und ohne Zauber, die küssen, von denen ich solange geträumt hatte, ich würde Geschmack und Duft einer Farbe erfahren, die ich so oft schon betrachtet hatte. Man hat eine Frau, ein einfaches Bild im Rahmen des Lebens, wie Albertine im Profil gegen das Meer gesehen, und nun kann man dies Bild ablösen, an sich nehmen und nach und nach sein Volumen und seine Farben untersuchen, als habe man es hinter die Gläser eines Stereoskops geschoben. Daher sind einzig interessant die Frauen, die etwas schwer zu erobern sind, die man nicht gleich besitzt, von denen man auch nicht gleich weiß, ob man sie jemals wird besitzen können. Denn sie kennen lernen, ihnen sich nähern, sie erobern, bedeutet, das Menschenbild nach Form, Größe und Umriß variieren, es ist eine Lektion über Relativismus der Wertung, und schön ist es, dies Bild wieder anzusehn, wenn es von neuem schmale Silhouette im Ensemble des Lebens geworden ist. Frauen, die man zunächst bei der Kupplerin kennen lernt, interessieren nicht, weil sie unveränderlich bleiben.

Und dann waren rings um Albertine vereint alle Eindrücke einer Reihe von Seebildern, die mir besonders lieb geworden waren. Mir wars, als hätte ich auf den beiden Backen des jungen Mädchens den ganzen Strand von Balbec küssen können.

»Wenn Sie wirklich erlauben, daß ich Sie küsse, möchte ich es lieber auf später verschieben und mir den Moment richtig aussuchen. Nur dürften Sie dann nicht vergessen, daß Sie es mir versprochen haben. Ich brauche einen ›Bon für einen Kuß.‹«

»Muß ich ihn unterschreiben?«

»Aber wenn ich ihn gleich nehme, werde ich trotzdem später einen bekommen?«

»Sie machen mir Spaß mit Ihren Bons, ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit wieder welche ausstellen.«

»Sagen Sie mir noch eins, wissen Sie, in Balbec, als ich Sie noch nicht kannte, hatten Sie oft einen harten, verschlagenen Blick, Sie können mir nicht sagen, woran Sie damals dachten?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Warten Sie, ich helfe Ihnen; eines Tages ist Ihre Freundin Gisèle mit einem Satz über den Stuhl gesprungen, auf dem ein alter Herr saß. Versuchen Sie doch, sich zu erinnern, was Sie sich in dem Augenblick gedacht haben.«

»Gisèle war die, mit der wir am wenigsten verkehrten, sie gehörte, wenn Sie wollen, zur Bande, aber nicht ganz und gar. Ich werde gedacht haben, sie sei schlecht erzogen und sei gewöhnlich.«

»Das ist alles?«

Ich hätte sie gern, bevor ich sie küßte, von neuem anfüllen mögen mit dem Geheimnis, das sie am Strand, ehe ich sie kennen lernte, für mich hatte, in ihr die Gegend finden, in der sie zuvor gelebt hatte; oder wenn ich die nicht kennen lernen sollte, könnte ich doch statt ihrer wenigstens alle Erinnerungen unseres Lebens in Balbec in sie eingehen lassen, das Geräusch der unter meinem Fenster brandenden Wellen, die Stimmen der Kinder. Während ich aber den Blick über die schöne rosige Rundung ihrer Backen gleiten ließ, deren Flächen sanft einbiegend unter den ersten Höhenzügen ihres schönen schwarzen Haares vergingen, das in bewegten Ketten hinlief, steile Hügel türmte und Talwellen grub, mußte ich mir sagen: »Endlich werde ich, was mir in Balbec nicht gelang, den Geschmack der unbekannten Rose kennen lernen, der Backen von Albertine. Und da die Kreise, durch die wir im Lauf unseres Daseins Dinge

und Wesen gehen lassen können, nicht eben zahlreich sind, werde ich meins in gewissem Sinn als vollendet ansehen können, wenn ich das blühende Gesicht, das unter allen ich mir gewählt habe, aus seinem fernen Rahmen genommen und in die neue Ebene gebracht habe, wo ich endlich mit meinen Lippen es erkennen werde.« Das sagte ich mir, weil ich glaubte, es gäbe ein Erkennen mit den Lippen, sagte mir, ich werde den Geschmack dieser fleischlichen Rose kennen lernen, weil ich nicht bedacht hatte, daß dem Menschen, obwohl er kein so rudimentär gebliebenes Geschöpf ist wie der Seeigel oder selbst der Walfisch, doch eine gewisse Anzahl wesentlicher Organe fehlen, namentlich daß er kein zum Küssen dienendes besitzt. Dies fehlende Organ ersetzt er durch die Lippen und gelangt so vielleicht zu einem etwas befriedigenderen Resultat, als wenn er, um seine Geliebte zu streicheln, auf ein Horn angewiesen wäre. Aber die Lippen sind dazu geschaffen, dem Gaumen den Geschmack dessen, was sie reizt, zu vermitteln, und müssen sich, ohne ihren Irrtum zu begreifen und ihre Enttäuschung einzugestehen, damit begnügen, an der Oberfläche zu schweifen und sich an der Geschlossenheit der begehrten undurchdringlichen Backe zu stoßen. Übrigens könnten in diesem Moment bei direkter Berührung mit dem Fleisch – selbst wenn man annimmt, sie würden erfahrener und begabter – die Lippen sicher gar nicht mehr schmecken, was die Natur in dieser Lage zu ergreifen sie hindert, denn in dieser trostlosen Zone, wo sie ihre Nahrung nicht finden können, sind sie ganz allein, seit langem hat sie der Blick und sodann der Geruch im Stiche gelassen. In dem Maße, als zunächst mein Mund sich den Backen zu nähern begann, die zu küssen meine Blicke ihm vorgeschlagen hatten, bewegten sich auch diese von der Stelle und sahen andere Backen; der Hals wurde aus größerer Nähe und wie durch die Lupe sichtbar und seine Grobkörnigkeit wirkte so derb, daß dadurch der Charakter des Gesichtes sich änderte.

Die letzten Tricks der Photographie – die einer Kathedrale alle Häuser zu Füßen legen, welche wir oft aus der Nähe fast so hoch wie die Türme gesehen haben, die Gebäude wie ein Regiment bald in Reihen, bald ausgeschwärmt, bald in gedrängter Masse aufrükken lassen, die beiden Säulen der Piazzetta, die eben noch so weit von einander waren, einander nähern, die nahe Salute entfernen und einen endlosen Horizont unter die Wölbung einer Brücke, in den Rahmen eines Fensters, durch das Laub eines im Vordergrund ste-

henden kräftiger getönten Baumes hindurch, einem blaß abgeschatteten Hintergrund einfügen und ein und derselben Kirche nacheinander die Arkaden aller andern zum Rahmen geben – ich wüßte sonst nichts, das so wie der Kuß aus dem, was wir für die endgültige Gestalt eines Dinges halten, hunderterlei Anderes herausholen könnte, daß es genau so gut ist, da jedes sich auf eine nicht minder berechtigte Perspektive bezieht. Kurz, wie schon in Balbec Albertine mir oft verschieden schien, so sah ich jetzt – als hätte ich das Wechseln aller Perspektiven und Farbtöne, die bei unsern verschiedenen Begegnungen mit ihr eine Person uns zeigt, ungeheuer beschleunigt, um sie in ein paar Sekunden zusammenzufassen und so experimentell das Phänomen nachzuschaffen, das die Individualität eines Wesens abwandelt und alle Möglichkeiten, die es enthält, eine aus der andern, wie aus einem Etui zu ziehen –, so sah ich jetzt auf dem kurzen Wege meiner Lippen zu ihren Backen zehn Albertinen; dies eine junge Mädchen war wie eine Göttin mit mehreren Köpfen, und wenn ich mich dem, welchen ich zuletzt gesehen, zu nähern suchte, machte er einem anderen Platz. Diesen Kopf sah ich wenigstens noch, solange ich ihn nicht berührt hatte, und ein leiser Duft kam von ihm bis zu mir. Da aber leider für den Kuß unsere Naslöcher und Augen ebenso schlecht angebracht, wie unsere Lippen schlecht beschaffen sind, hörten mit einmal meine Augen auf zu sehen, die Nase, als die Reihe an sie kam, drückte sich platt und nahm keinen Geruch mehr wahr, und ohne darum den Geschmack der ersehnten Rosenfarbe näher kennen zu lernen, merkte ich an diesen unerfreulichen Zeichen, daß ich im Begriff war, Albertines Backe zu küssen.

Weil wir jetzt die umgekehrte Szene spielten wie in Balbec, weil jetzt ich lag, sie aber aufrecht war, einem brutalen Angriff ausweichen und den Genuß nach ihrem Belieben lenken konnte, ließ sie vielleicht deshalb mich jetzt so leicht nehmen, was sie mir damals mit strenger Miene verwehrt hatte? (Sicherlich unterschied sich ihre Miene von damals von dem wollüstigen Ausdruck, den heut ihr Gesicht annahm, als meine Lippen sich ihm näherten, nur durch eine unendlich kleine Abweichung der Linien, aber darin war die ganze Entfernung enthalten, die zwischen der Gebärde dessen, der einem Verwundeten den Gnadenstoß gibt, und dessen, der ihm beisteht, und zwischen einem herrlichen und einem scheußlichen Porträt besteht.) Ich wußte nicht, ob ich für die Veränderung in Alber-

tines Haltung einem unfreiwilligen Wohltäter, der in den letzten Monaten in Balbec oder Paris für mich gearbeitet hatte, Ehre und Dank schuldete, und ich nahm an, die Lage, in der wir uns befanden, sei die Hauptursache dieser Veränderung. Da versah mich Albertine noch mit einem andern Grund und zwar dem: »Ach, damals in Balbec kannte ich Sie noch nicht und konnte nicht wissen, ob Sie nicht schlimme Absichten hätten.« Dieser Grund überraschte mich aufs äußerste. Albertine sagte das gewiß ganz aufrichtig. Für eine Frau ist es sehr schwer, in den Bewegungen ihrer Glieder, in den Gefühlen ihres Körpers, wenn sie mit einem guten Bekannten allein zusammen ist, den unbekannten Fehltritt zu erkennen, zu dem, wie sie gefürchtet hatte, ein Fremder sie mit Vorbedacht verleiten wollte.

Was immer für Umformungen in ihr Leben gekommen sein mochten, aus denen sich vielleicht erklären ließ, weshalb sie meinem augenblicklichen und rein physischen Begehren bequem gewährte, was sie in Balbec meiner Liebe mit Abscheu verweigert hatte, – eine noch viel erstaunlichere vollzog sich an eben diesem Abend in Albertine, sobald ihre Liebkosungen bei mir die Befriedigung herbeigeführt hatten, die ihr nicht entgehen konnte. Ich hatte davon bei ihr das leise Zurückzucken verletzter Scham befürchtet, wie Gilberte es in einem ähnlichen Augenblick hatte hinter dem Lorbeergebüsch in den Champs-Élysées.

Ganz das Gegenteil geschah. Schon als ich sie auf mein Bett gelegt und zu streicheln begonnen, hatte Albertine einen Ausdruck bekommen, den ich an ihr nicht kannte, etwas gutwillig Gefügiges, fast kindisch Einfältiges. Dadurch, daß er alle gewohnte Befangenheit und Prätention von ihr nahm, hatte der Augenblick, der dem Genuß vorangeht – darin dem, der dem Tode folgt, gleich – ihren verjüngten Zügen etwas von der Unschuld des ersten Lebensalters wiedergegeben. Und zweifellos wird jedes Wesen, das plötzlich sein Talent aufbieten muß, bescheiden, anmutig und beflissen; vor allem ist es, wenn es uns mit diesem Talent einen großen Genuß zu verschaffen versteht, darüber selbst glücklich und will ihn uns möglichst vollkommen geben. Aber dieser neue Gesichtsausdruck Albertines war nicht nur selbstlos, gewissenhaft, und freigebig von Beruf, es lag in ihm eine konventionelle, jähe Ergebenheit, und damit war sie weiter als bis in die eigene Kindheit, sie war in die Jugend ihrer Rasse zurückgekommen. Ganz anders als ich, der nichts als

eine physische Befriedigung gewünscht und schließlich erreicht hatte, schien Albertine zu finden, es wäre etwas roh von ihr, wenn sie glaube, der materielle Genuß finde ohne ein seelisches Gefühl statt und es sei mit ihm etwas zu Ende. Eben noch so in Eile, sagte sie – sie fand gewiß, Küsse begreifen Liebe ein, und Liebe gehe jeder andern Pflicht vor –, als ich sie jetzt daran erinnerte, daß sie zum Essen müsse:

»Ach, das macht nichts, ich habe Zeit.«

Sie genierte sich offenbar, gleich aufzustehen nach dem, was sie getan, genierte sich aus Schicklichkeit wie Françoise, wenn sie, ohne Durst zu haben, das Glas Wein, das Jupien ihr anbot, mit anständiger Heiterkeit annehmen zu müssen glaubte und dann nicht gleich nach dem letzten Schluck fortzugehen wagte, mochte auch noch so gebietende Pflicht rufen. Albertine war – und das mochte zusammen mit noch einem, den man später sehen wird, einer der Gründe sein, die sie mir unbewußt begehrenswert machten – eine der Inkarnationen der kleinen französischen Bäuerin, deren steinernes Modell in Saint-André-des-Champs steht. Von Françoise, die allerdings bald ihre Todfeindin werden sollte, erkannte ich in ihr die Höflichkeit gegen den Gast, den Fremden wieder, den Anstand und die Achtung vor der Lagerstatt.

Françoise, die nach dem Tode meiner Großmutter immer nur in einem klagenden Ton sprechen zu können glaubte, hätte es in den Monaten, die der Hochzeit ihrer Tochter vorangingen, anstößig gefunden, wenn diese beim Spaziergehen mit ihrem Verlobten nicht seinen Arm genommen hätte. Ganz still neben mir liegend, sagte Albertine:

»Sie haben hübsches Haar, Sie haben schöne Augen, Sie sind nett.«

Als ich sie darauf aufmerksam machte, es sei schon spät und hinzufügte: »Sie glauben mir nicht?«, antwortete sie – und das mochte wahr sein, aber erst seit zwei Minuten und nur für einige Stunden:

»Ich glaube Ihnen immer.«

Sie sprach von mir, meiner Familie, meinem gesellschaftlichen Milieu. Sie sagte zu mir: »Oh, ich weiß, Ihre Eltern verkehren mit sehr feinen Leuten. Sie sind befreundet mit Robert Forestier und Suzanne Delage.« Zunächst sagten mir diese Namen absolut nichts. Aber dann fiel mir ein, daß ich in der Tat in den Champs-Élysées

mit Robert Forestier gespielt hatte; ich hatte ihn aber nie wiedergesehen. Suzanne Delage war die Großnichte von Frau Blandais, und ich hatte einmal zu einer Tanzstunde bei ihren Eltern gehen und sogar in einer Dilettantenaufführung eine kleine Rolle übernehmen sollen. Aber Furcht vor Lachkrampf und Nasenbluten hatte mich abgehalten, und ich hatte sie nie gesehen. Allenfalls war, wenn ich damals richtig verstanden hatte, die Erzieherin mit dem Federhut bei den Swann auch bei ihren Eltern gewesen, aber vielleicht war es auch nur eine Schwester dieser Erzieherin oder eine Freundin. Ich versicherte Albertine, Robert Forestier und Suzanne Delage nähmen in meinem Leben wenig Platz ein. »Schon möglich, aber Ihre Mütter verkehren miteinander, und danach kann man Sie einordnen. Ich begegne Suzanne Delage oft in der Avenue de Messine, sie hat Chik.«

Unsere Mütter kannten sich nur in der Phantasie von Frau Bontemps, die erfahren hatte, ich habe früher mit Robert Forestier gespielt, dem ich, wie ich mir sagen ließ, Verse rezitiert habe, und daraus hatte sie geschlossen, wir seien durch Familienbeziehungen verbunden. So oft Mamas Name in der Unterhaltung fiel, erklärte sie, wie man mir gesagt hat: »Ja, das ist der Kreis der Delage, der Forestier usw.« und gab damit meinen Eltern eine gute Note, die sie nicht verdienten.

Nebenbei bemerkt waren Albertines gesellschaftliche Begriffe außerordentlich töricht. Für sie standen die Simonnet mit zwei n nicht nur unter den Simonet mit einem n, sondern unter allen denkbaren andern Leuten. Daß jemand denselben Namen trägt wie wir, ohne zu unserer Familie zu gehören, gibt viel Grund, verächtlich von ihm zu denken. Gewiß gibt es Ausnahmen. Es kann vorkommen, daß zwei Simonnet (die einander bei einer der Zusammenkünfte vorgestellt werden, wo man das Bedürfnis hat, sich über irgendetwas Beliebiges zu unterhalten und obendrein optimistisch aufgelegt ist, zum Beispiel in einem Leichenzug, der sich auf den Kirchhof begibt), wenn sie merken, daß sie beide denselben Namen tragen, mit beiderseitigem Wohlwollen und ohne Resultat herauszubekommen suchen, ob sie nicht irgendwie verwandt sind. Aber das ist nur ein Ausnahmefall. Viele Menschen sind etwas anrüchig, aber wir wissen es nicht oder kümmern uns bei ihnen nicht darum. Wenn sie aber unsern Namen tragen und wir bekommen Briefe, die an sie gerichtet sind oder umgekehrt, fangen wir, oft mit Recht, an, miß-

trauisch gegen sie zu werden. Wir fürchten Verwechslungen, kommen ihnen mit einer Grimasse des Abscheus zuvor, wenn man uns von diesen Leuten spricht. Lesen wir unsern Namen, von ihnen getragen, in der Zeitung, kommt es uns vor, als haben sie ihn unrechtmäßig sich angemaßt. Die Sünden der andern Glieder des Gesellschaftskörpers sind uns gleichgültig. Um so schwerer belasten wir unsere Namensvettern. Unser Haß gegen die andern Simonnet wird dadurch noch stärker, daß er nicht individuell ist, sondern sich vererbt. Nach zwei Generationen erinnert man sich nur noch der beleidigenden Miene, die die Großeltern aufsetzten, wenn von den andern Simonnet die Rede war; weshalb, weiß man nicht, man würde sich aber nicht wundern zu hören, es habe mit einem Mord angefangen. Bis es schließlich ziemlich häufig damit endet, daß eines Tages ein Simonnet und eine Simonnet, die gar nicht miteinander verwandt sind, sich heiraten.

Nicht nur von Robert Forestier und Suzanne Delage sprach mir Albertine; in dem Gefühl, zu Vertraulichkeit verpflichtet zu sein, wie es die Annäherung der Körper mit sich bringt – im Anfang wenigstens, ehe sie demselben Wesen gegenüber eine besondere Verschlagenheit und Verschwiegenheit bewirkt –, erzählte sie mir über ihre Familie und einen Onkel von Andrée eine Geschichte, von der sie mir in Balbec kein Wort hatte sagen wollen; es sollte jetzt nicht so aussehen, als habe sie noch Geheimnisse vor mir. Ich drang darauf, daß sie heimgehe, schließlich tat sie es auch, war aber ganz beschämt für mich wegen meiner Grobheit, sie lachte fast, um mich zu entschuldigen, wie die Dame des Hauses, die man im Straßenanzug besucht und die einen auch so empfängt, aber gleichgültig ist es ihr nicht.

»Sie lachen?« sagte ich.

»Ich lache nicht, ich lächle Ihnen zu«, antwortete sie zärtlich. »Wann sehe ich Sie wieder?« fügte sie hinzu, als könne, was wir getan hatten – wenn es gewöhnlich auch ihre Krönung ist –, ebensogut das Vorspiel einer großen Freundschaft sein, einer Freundschaft aus früherem Dasein, die wir entdecken und bekennen müßten, sie allein könnte erklären, was wir da getrieben hatten.

»Da Sie mich dazu ermächtigen, werde ich, wenn ich kann, Sie holen lassen.«

Ich wagte ihr nicht zu sagen, daß ich alles der Möglichkeit, Frau von Stermaria zu sehen, unterordnen wollte.

»Es wird leider etwas aufs Geratewohl sein, ich weiß nie vorher«, sagte ich zu ihr. »Würde es gehen, daß ich Sie Abends holen ließe, wenn ich frei bin?«
»Später wird das sehr gut gehen, denn ich werde bei meiner Tante einen eigenen Eingang haben. Aber jetzt läßt sichs noch nicht machen. Auf jeden Fall komme ich morgen oder übermorgen Nachmittag heran. Sie brauchen mich nur zu empfangen, wenn Sie es können.«
Als sie in der Tür stand, reichte sie mir, verwundert, daß ich ihr nicht zuvorgekommen war, ihre Backe. Sie fand wohl, es war kein wildes physisches Begehren nötig, damit wir uns jetzt küßten. Da die kurzen Beziehungen, die wir eben zusammen gehabt hatten, zu denen gehören, die bisweilen durch absolute Intimität und durch Herzenswahl herbeigeführt werden, hatte Albertine geglaubt, zu den Küssen, die wir auf meinem Bett getauscht hatten, das Gefühl improvisieren und jetzt hinzufügen zu müssen, für das sie der Ausdruck gewesen wären bei einem Ritter und seiner Dame, wie sie ein gotischer Spielmann sich vorstellen könnte.
Als die junge Picardin, die der Bildner von Saint-André-des-Champs an sein Portal hätte meißeln können, mich verlassen hatte, brachte Françoise mir einen Brief, der mich mit Freude erfüllte, denn er kam von Frau von Stermaria: sie nahm meine Dinereinladung an. Von Frau von Stermaria, das hieß für mich, weniger von der wirklichen Frau von Stermaria als von der, an die ich den ganzen Tag, bis Albertine kam, gedacht hatte. Das ist der schreckliche Trug der Liebe: sie läßt zuerst uns nicht mit einer Frau der Außenwelt, sondern mit einer Puppe innen in unserm Hirn spielen; das ist übrigens die einzige Frau, die wir immer zu unserer Verfügung haben, die einzige, die wir besitzen werden; Willkür des Gedächtnisses, die fast so absolut ist wie die der Phantasie, kann sie so verschieden von der wirklichen Frau gemacht haben, wie das geträumte Balbec von dem wirklichen Balbec für mich gewesen war; eine künstliche Schöpfung, welcher zu gleichen wir die wirkliche Frau nach und nach zu unserer eigenen Qual zwingen werden.

Durch Albertine hatte ich mich so verspätet, daß, als ich zu Frau von Villeparisis kam, die Aufführung gerade zu Ende war; und da ich wenig Lust hatte, den Strom der Gäste über mich ergehen zu lassen, welche die große Neuigkeit, die angeblich schon vollzogene

Scheidung des Herzogs und der Herzogin von Guermantes, besprachen, hatte ich mich, bis ich die Dame des Hauses würde begrüßen können, auf eine verlassene Bergère im zweiten Salon gesetzt; da tauchte aus dem ersten, wo sie gewiß ganz vorn in der ersten Stuhlreihe gesessen hatte, majestätisch, hoch imposant in einer langen gelbseidenen Robe, von der sich gewaltige schwarze Mohnblumen abhoben, die Herzogin auf. Ihr Anblick verwirrte mich gar nicht mehr. Eines Tages hatte mir meine Mutter, wie es ihre Art war, wenn sie fürchtete, mir Kummer zu bereiten, die Hände auf die Stirn gelegt und mir gesagt: »Geh doch nicht immer aus, um Frau von Guermantes zu treffen, das ganze Haus spricht darüber. Wenn du siehst, wie deine Großmutter leidet, hast du doch Ernsteres zu tun, als dich einer Frau in den Weg zu pflanzen, die sich über dich lustig macht.« Und hatte so mit einem Schlage, wie ein Hypnotiseur, der einen aus dem fernen Lande, wo man zu sein wähnte, zurückholt und einem die Augen öffnet, oder wie ein Arzt, der an Pflicht und Wirklichkeitsgefühl uns mahnt und von einer eingebildeten Krankheit, in der wir uns gefielen, uns heilt, mich aus zu langem Traume geweckt. Der nächste Tag war ganz einem letzten Lebewohl an das Leid, dem ich entsagte, gewidmet gewesen: stundenlang hatte ich weinend das »Lebewohl« von Schubert gesungen.

Und dann war es zu Ende gewesen. Ich gab meine Morgenspaziergänge auf, und das wurde mir so leicht, daß ich mir für die Zukunft die Prognose stellte (sie sollte sich, wie man sehen wird, später als falsch erweisen), ich werde mich im Lauf meines Lebens mühelos daran gewöhnen, eine Frau nicht mehr zu sehen. Und als mir dann Françoise erzählte, Jupien wünsche sich zu »vergrößern« und suche im Quartier einen Laden, hatte ich Lust bekommen, einen für ihn zu finden (war auch ganz glücklich bei dem Gedanken, durch die Straße, die ich schon vom Bett aus hell lärmen hörte wie einen Strand, zu flanieren und, wenn der Eisenvorhang der Crémerien aufging, die kleinen Milchmädchen mit den weißen Ärmeln zu sehen), und hatte meine Spaziergänge wieder aufgenommen. Ganz freien Herzens übrigens; ich war mir bewußt, es nicht zu tun, um Frau von Guermantes zu sehen; so läßt eine Frau, die unendliche Vorsichtsmaßregeln trifft, solange sie einen Liebhaber hat, von dem Tage, an dem sie mit ihm gebrochen hat, an seine Briefe herumliegen, auf die Gefahr hin, ihrem Gatten den geheimgehaltenen Fehl-

tritt zu entdecken, der eben nur solange schrecklich für sie war, als sie ihn tat. Oft begegnete ich nun Herrn von Norpois. Es machte mir Kummer zu erfahren, daß in fast allen Häusern unglückliche Leute wohnten. Hier weinte die Frau unaufhörlich, weil ihr Mann sie betrog. Dort war es umgekehrt. Anderswo wurde eine arbeitsame Mutter von ihrem betrunkenen Sohn geprügelt und suchte ihren Schmerz den Augen der Nachbarn zu verbergen. Die halbe Menschheit weinte. Und als ich sie kennen lernte, fand ich sie so schlimm, daß ich mich fragen mußte, ob Mann oder Frau, die die Ehe brachen, nur weil das legitime Glück sich ihnen versagt hatte, und gegen alle andern außer eben ihre Frau oder ihren Mann loyal und liebenswürdig waren, nicht eigentlich recht daran taten. Um meine Morgenwanderungen fortzusetzen, fiel bald auch der Grund für mich fort, daß ich Jupien nützlich sein könne. Denn man erfuhr, dem Tischler in unserm Hof, dessen Werkstatt nur durch eine ganz dünne Wand von Jupiens Laden abgeteilt war, sollte vom Verwalter gekündigt werden, weil er beim Arbeiten zu viel Lärm machte. Etwas Besseres hätte Jupien nicht finden können: die Werkstatt hatte als Lagerraum für das Holz ein Kellergeschoß, das mit unsern Kellern in Verbindung stand. Dort würde Jupien seine Kohlen unterbringen können, er würde die Zwischenwand niederlegen lassen und einen einzigen großen Laden haben. Aber selbst ohne den unterhaltenden Zweck, mich für ihn umzusehen, war ich weiterhin vor dem Frühstück ausgegangen. Jupien fand den Preis, den Herr von Guermantes ansetzte, zu hoch, und ließ die Räume ruhig besichtigen, damit der Herzog sehe, er werde für diesen Preis keinen Mieter finden, und auf eine Ermäßigung einginge; bei dieser Gelegenheit hatte Françoise bemerkt, daß der Portier, wenn die Besichtigungszeit vorbei war, die Tür des zu vermietenden Ladens noch »angelehnt« ließ; darin witterte sie eine Falle, in die der Portier die Verlobte des Lakaien der Guermantes locken wollte (die beiden würden dort ein Asyl ihrer Liebe finden), um sie sodann zu überraschen.

Bei all dem hatte ich also nicht mehr für Jupien einen Laden zu suchen; aber ich ging doch weiter vor dem Frühstück aus. Auf diesen Ausgängen begegnete ich oft Herrn von Norpois. Manchmal war er im Gespräch mit einem Kollegen, dann warf er mir Blicke zu, die mich zunächst genau betrachteten, um sich dann von mir ab und dem Unterredner zuzuwenden, ohne daß er mir zugelächelt oder

mich gegrüßt hätte, gerade als habe er mich gar nicht erkannt. Denn bei diesen gewichtigen Diplomaten hat eine bestimmte Art, uns anzusehen, nicht den Zweck, uns wissen zu lassen, daß sie uns gesehen haben, sondern vielmehr, daß sie uns nicht gesehen und mit ihrem Kollegen ernste Fragen zu besprechen haben. Eine große Frau, die ich oft vor dem Haus kreuzte, war weniger diskret mit mir. Denn obgleich ich sie nicht kannte, drehte sie sich nach mir um, wartete – umsonst – auf mich vor den Schaufenstern, lächelte mir zu, als wollte sie mich küssen und machte eine Bewegung der Hingabe. Wenn sie jemandem begegnete, den sie kannte, setzte sie für mich eine eisige Miene auf. Schon seit langem wählte ich auf diesen Morgengängen, je nachdem, was ich zu tun hatte, und sei es auch nur irgendeine Zeitung zu kaufen, den geradesten Weg, und es machte mir nichts aus, wenn er außerhalb der Strecke lag, die die Herzogin auf ihrem Spaziergang verfolgte, wenn er aber darauf lag, machte ich mir auch keine Skrupeln und blieb harmlos, denn es war für mich nicht mehr der verbotene Weg, auf dem ich einer Undankbaren die Gunst ablistete, sie gegen ihren Willen zu sehen. Aber ich hatte nicht bedacht, daß meine Gesundung, wenn sie mir Frau von Guermantes gegenüber eine normale Haltung gab, parallel dazu dasselbe Werk an ihr vollbrachte und eine Liebenswürdigkeit, eine Freundschaft ihr möglich machte, die für mich wenig bedeutete. Bis dahin hätten die vereinten Bemühungen der ganzen Welt, mich ihr nahe zu bringen, vor dem Hexenfluch unglücklicher Liebe versagt. Feen, mächtiger als die Menschen, haben bestimmt, in solchen Fällen soll nichts helfen bis zu dem Tage, an dem wir aufrichtig in unserm Herzen zu uns sagen: »Ich liebe nicht mehr.« Ich hatte es Saint-Loup verübelt, daß er mich nicht zu seiner Tante gebracht hatte. Aber er war ebensowenig wie alle andern imstande, einen Zauber zu brechen. Während ich Frau von Guermantes liebte, machten mir die Freundlichkeiten und Komplimente anderer Kummer, nicht nur, weil sie nicht von ihr kamen, sondern auch, weil sie nichts von ihnen erfuhr. Hätte sie davon gehört, es hätte gar nichts genützt. In Liebesdingen hilft es auch im Kleinen mehr, wenn man einmal fernbleibt, eine Dinereinladung ablehnt, unabsichtlich oder unbewußt streng ist, als alle kosmetischen Künste und die schönsten Kleider helfen. Es würde mehr Erfolgreiche geben, wenn man in diesem Sinne in der Kunst, Erfolg zu haben, unterweisen würde.

Als Frau von Guermantes, mit den Gedanken noch bei Freunden,

die ich nicht kannte, die sie vielleicht gleich auf einer andern Gesellschaft treffen würde, den Salon, in dem ich saß, durchschritt, bemerkte sie mich auf meiner Bergère. Da ich wirklich gleichgültig war, suchte ich nur, liebenswürdig zu sein – als ich liebte, hatte ich, ohne Erfolg, versucht, gleichgültig auszusehen. Sie bog schräg ab, kam auf mich zu, sie hatte wieder das Lächeln von dem Abend in der Opéra-Comique, das jetzt das peinliche Gefühl, von einem geliebt zu werden, den sie nicht liebte, nicht mehr verdrängte. »Nein, bleiben Sie sitzen, Sie erlauben, daß ich mich einen Augenblick zu Ihnen setze?« sagte sie und raffte graziös ihren weiten Rock, der sonst allein die ganze Bergère eingenommen hätte.

Sie war größer als ich, und durch den Umfang ihres Kleides erschien sie noch größer; fast streifte mich ihr wunderbarer nackter Arm, dessen Flaum kaum sichtbarer unzähliger Härchen beständig eine Art Golddunst aufsteigen ließ, und das blonde Geflecht ihres Haars, das seinen Duft gegen mich ausströmte. Da sie nicht Platz genug dafür hatte, konnte sie sich nicht leicht zu mir drehen, sie war gezwungen, mehr geradeaus als nach meiner Seite zu sehen und nahm eine sanft träumende Miene an wie auf einem Porträt.

»Haben Sie Nachrichten von Robert?« fragte sie mich.

Gerade kam Frau von Villeparisis vorbei.

»Sie sind aber schön unpünktlich, wenn Sie sich wirklich schon einmal sehen lassen.«

Da sie mich mit ihrer Nichte sprechen sah, vermutete sie vielleicht, wir seien enger befreundet, als sie wußte.

»Aber ich will Sie nicht in Ihrer Unterhaltung mit Oriane stören.« (Etwas Kuppelei zählt ja zu den Hausfrauenpflichten.) »Wollen Sie nicht Mittwoch mit ihr zu mir zum Essen kommen?«

Mittwoch sollte ich mit Frau von Stermaria essen; ich sagte, ich sei nicht frei.

»Und Sonnabend?«

Sonnabend oder Sonntag kam meine Mutter zurück, es wäre nicht nett von mir gewesen, diese Abende nicht zum Essen bei ihr zu bleiben; ich mußte wieder ablehnen.

»Sie sind aber nicht leicht zu haben.«

»Warum besuchen Sie mich nie?« fragte Frau von Guermantes, als Frau von Villeparisis sich entfernt hatte, um dem Künstler Komplimente zu sagen und der Diva ein Rosenbukett zu überreichen, dem nur die Hand, die es gab, Wert verlieh, denn es hatte nur zwanzig

Franken gekostet. (Das war, nebenbei bemerkt, die höchste Summe, die sie ausgab, wenn man nur einmal bei ihr gesungen hatte. Die, welche bei Matineen und Soireen mitwirkten, bekamen Rosen, die die Marquise gemalt hatte.)

»Es ist langweilig, sich immer nur bei andern zu sehen. Da Sie nicht bei meiner Tante mit mir essen wollen, würden Sie nicht zu mir zum Essen kommen?«

Gewisse Leute, die unter irgendwelchen Vorwänden möglichst lange geblieben waren, gingen jetzt endlich; als sie nun die Herzogin mit einem jungen Mann im Gespräch auf einem schmalen Möbel sitzen sahen, auf dem man nur zu zweit Platz hatte, dachten sie, man habe sie falsch berichtet, die Herzogin, nicht der Herzog wolle die Scheidung, meinetwegen nämlich. Dann beeilten sie sich, diese Neuigkeit zu verbreiten. Niemand wußte besser als ich, wie falsch das war. Aber es überraschte mich, daß die Herzogin gerade in einem so heiklen Moment, während eine noch nicht vollzogene Scheidung ins Werk gesetzt werden sollte, jemanden einlud, den sie so wenig kannte. Ich kam auf die Vermutung, nur der Herzog habe nicht gewollt, daß sie mich empfinge, und jetzt, da er sie verließ, sehe sie kein Hindernis mehr, sich mit Leuten zu umgeben, die ihr gefielen.

Zwei Minuten vorher wäre ich verblüfft gewesen, wenn man mir gesagt hätte, Frau von Guermantes werde mich auffordern, sie zu besuchen, ja sogar, bei ihr zu speisen. Gewiß war mir bekannt, der Salon Guermantes habe nicht das Besondere zu bieten, das ich dem Namen Guermantes entnahm, die Tatsache, daß mir verwehrt war, in ihn einzudringen, zwang mich, ihm eine Art Dasein zu geben, wie die Salons haben, deren Beschreibung wir in einem Roman gelesen, deren Bild wir in einem Traum gesehen haben, und so stellte ich, obwohl ich sicher war, daß er allen andern Salons glich, ihn mir ganz anders vor; zwischen ihm und mir war die Schranke, an der die Wirklichkeit endet. Bei den Guermantes essen, das war wie eine langersehnte Reise antreten, vor Augen bekommen, was das Hirn ersehnte, mit einem Traume Bekanntschaft machen. Immerhin hätte ich annehmen können, es handle sich um eines der Diners, zu dem die Herren des Hauses jemanden mit den Worten einladen: »Kommen Sie, wir werden ganz unter uns sein«, wobei sie tun, als schrieben sie dem Paria ihre Furcht zu, mit ihren andern Freunden ihn zusammenzubringen – sie versuchen sogar, die Quarantäne des

Ausgestoßenen, des wider Willen begünstigten Outsiders in ein beneidenswertes, einzig den Intimsten vorbehaltenes Privileg zu verwandeln. Statt dessen wünschte Frau von Guermantes, das fühlte ich, mir das Angenehmste, was sie hatte, zu bieten, als sie nun sagte – und ihre Worte gaben mir ein Bild von der bläulich schimmernden Schönheit einer Ankunft bei der Tante von Fabrice del Dongo, ein Gefühl von dem Wunder, dem Grafen Mosca vorgestellt zu werden.

»Freitag, wenn Sie da frei wären, im kleinen Kreise. Das wäre nett. Die Prinzessin von Parma wird da sein, die ist reizend; ich würde Sie sowieso nicht einladen, wenn ich Sie nicht mit angenehmen Leuten zusammenbringen könnte.«

Die Familie, die in den mittleren Gesellschaftskreisen, die beständigem Aufstieg ausgesetzt sind, verödet, spielt dagegen in den unveränderlichen Kreisen eine wichtige Rolle, nämlich bei Kleinbürgern und dem hohen Adel, der nicht weiter emporstreben kann, weil es, von seinem besondern Gesichtspunkt aus, nichts über ihm gibt. Die Freundschaft, welche die »Tante Villeparisis« und Robert mir bewiesen, hatten vielleicht für Frau von Guermantes und ihre Freunde, die immer unter sich und in derselben Clique lebten, aus mir den Gegenstand eines neugierigen Interesses gemacht, das ich nicht vermutete.

Mit diesen Verwandten hatte sie eine vertraute, alltägliche, banale Bekanntschaft, ganz anders als wir uns vorstellen, und werden wir da mit hineingezogen, so wird unser Auftreten nicht verleugnet, nicht als Sandkorn aus dem Auge, als Tropfen aus der Luftröhre ausgeschieden werden, es bleibt bestehen, wird noch besprochen und erzählt, wenn wir es selbst längst vergessen haben, und wir wundern uns, in diesem Palais unser Gedächtnis bewahrt zu finden, als fänden wir einen Brief von uns in einer kostbaren Autographensammlung.

Einfache, elegante Leute können ihre Tür verschließen, wenn sie zu sehr bestürmt wird. Das wurde die der Guermantes nicht. Ein Fremder hatte fast nie Gelegenheit, an ihr vorbeizukommen. Und wurde wirklich einmal die Herzogin auf einen Fremden aufmerksam gemacht, so dachte sie nicht daran, sich für seinen gesellschaftlichen Wert zu interessieren, denn das war etwas, das sie verlieh, aber nicht empfangen konnte. Sie dachte nur an seine wirklichen Vorzüge. Frau von Villeparisis und Saint-Loup hatten ihr gesagt,

ich besitze solche. Und das hätte sie ihnen sicher nicht geglaubt, wenn ihr nicht aufgefallen wäre, daß sie mich nie dazu brachten, zu ihnen zu kommen, wenn sie es wollten, daß mir also nichts an der Gesellschaft lag, und das war für die Herzogin bei einem Fremden ein Zeichen, daß er zu den »angenehmen Leuten« zähle.

Es war interessant zu sehen, wie sie, wenn man von Frauen sprach, die sie nicht liebte, die Miene wechselte, sobald man mit Bezug auf eine von ihnen zum Beispiel ihre Schwägerin nannte. »Oh, sie ist reizend«, sagte sie dann mit einem schlauen überzeugten Ausdruck im Gesicht. Und der einzige Grund, den sie dafür angab, war, diese Dame hatte es abgelehnt, der Marquise von Chaussegros und der Fürstin Silistrie vorgestellt zu werden. Sie fügte nicht hinzu, daß die Dame auch abgelehnt hatte, ihr, der Herzogin von Guermantes, vorgestellt zu werden. Das war aber der Fall, und seit dem Tage arbeiteten in der Herzogin die Gedanken, was mochte es wohl mit dieser Dame für eine Bewandtnis haben, daß sie so schwer kennen zu lernen war? Sie brannte darauf, bei ihr empfangen zu werden. Die Leute der Gesellschaft sind gewöhnt, daß man sich um sie bemüht: wer sie flieht, scheint ihnen ein Phönix und nimmt ihre Aufmerksamkeit in Beschlag.

Ob Frau von Guermantes (seit ich sie nicht mehr liebte) mich wirklich deshalb einladen wollte, weil ich mich nicht um ihre Verwandten bemühte, welche sich doch um mich bemühten, weiß ich nicht. Jedenfalls wollte sie, als sie entschlossen war, mich einzuladen, mir das Beste bieten, was sie hatte, und die unter ihren Freunden fernhalten, die es mir hätten verleiden können wiederzukommen, weil sie – sie wußte es – uninteressant waren. Mir war nicht klar gewesen, worauf ich den Richtungswechsel der Herzogin zurückführen sollte, als sie von ihrer Sternenbahn abbog, sich neben mich setzte und mich zum Essen einlud, mir fehlte der besondere Sinn, der uns über die Ursachen solchen Geschehens aufklärt. Wir bilden uns ein, Leute, die wir kaum kennen, – wie ich die Herzogin – denken an uns nur in den seltenen Augenblicken, wenn sie uns sehen. Allein dies ideale Vergessen unseres Daseins, das unsere Einbildung ihnen zuschreibt, ist absolut willkürlich. Und da wir uns vorstellen, wie die verschiedenen Königinnen der Gesellschaft in der Stille der Einsamkeit, wie in der einer schönen Nacht, ihren Weg am Himmel in unendlicher Entfernung verfolgen, können wir uns eines unangenehmen oder freudigen Schrecks nicht erwehren, wenn von da oben

wie eine Art Aerolith, auf den unser Name eingraviert ist, – den man doch, meinten wir, auf der Venus oder der Kassiopeia nicht kenne – eine Einladung zum Diner oder eine böse Verleumdung uns zufällt.

Vielleicht ahmte Frau von Guermantes bisweilen die persischen Fürsten nach, die, wie das Buch Esther erzählt, sich Register vorlesen ließen, auf denen die Namen derjenigen ihrer Untertanen standen, welche ihnen Diensteifer bewiesen hatten, und studierte die Liste der Wohlgesinnten und hatte sich dabei von mir gesagt: »Einer, den wir zum Diner einladen werden.« Aber andere Gedanken hatten sie abgelenkt (»Mit Sorgen ringsumher stürmts auf den Fürsten ein, Und immer Neues will von ihm beachtet sein«), bis zu dem Augenblick, da sie mich allein wie Mardochai an der Tür des Palastes sah; da hatte mein Anblick ihr Gedächtnis aufgefrischt und, dem Ahasverus gleich, wollte sie mich mit ihren Gaben überhäufen.

Indessen sollte eine Überraschung entgegengesetzter Art derjenigen folgen, die mir widerfuhr, als Frau von Guermantes mich einlud. Da ich es von meiner Seite bescheidener und dankbarer fand, diese erste Überraschung nicht zu verbergen, vielmehr übertrieben zum Ausdruck zu bringen, wie erfreulich sie mir war, hatte Frau von Guermantes, die sich schon anschickte fortzugehen, um eine andre Gesellschaft zu besuchen, fast wie zur Rechtfertigung und als fürchte sie, ich wüßte nicht recht, wer sie sei (so erstaunt schien ich darüber, daß sie mich zu sich einlud), mir gesagt: »Sie wissen doch, ich bin die Tante von Saint-Loup, der Sie sehr gern hat, und übrigens haben wir uns hier schon gesehen.« Ich antwortete, das wüßte ich, und fügte hinzu, ich kenne auch Herrn von Charlus, der »in Balbec und in Paris sehr gut zu mir war«. Frau von Guermantes sah erstaunt aus, und ihre Blicke schienen, um nachzuprüfen, auf eine frühere Seite im Buche des Innern zurückzugehen. »Wie? Sie kennen Palamède?« Dieser Vorname bekam in Frau von Guermantes' Mund etwas sehr Mildes durch die unbeabsichtigte Schlichtheit, mit der sie von einem so imposanten Manne sprach, der allerdings für sie nur ihr Schwager und der Vetter war, mit dem sie zusammen aufgewachsen war. Und in das unbestimmte Grau, in dem das Leben der Herzogin von Guermantes vor mir lag, tat der Name Palamède etwas von der Helligkeit langer Sommertage, an denen sie als junges Mädchen im Garten zu Guermantes mit ihm gespielt hatte.

Zudem waren in diesem längst verflossenen Teil ihres Lebens Oriane von Guermantes und ihr Vetter Palamède ganz anders gewesen, als sie seither geworden waren; namentlich Herr von Charlus hatte sich damals ganz künstlerischen Neigungen hingegeben, die er in der Folge gut zu zügeln verstand: ich war verblüfft, als ich erfuhr, er habe den großen Fächer mit gelben und schwarzen Iris gemalt, den die Herzogin gerade entfaltete. Sie hätte mir auch eine kleine Sonatine zeigen können, die er früher einmal für sie komponiert hatte. Ich wußte absolut nichts von all diesen Talenten des Barons, er sprach nie davon. Beiläufig, Herr von Charlus war nicht erbaut darüber, daß man ihn in seiner Familie Palamède nannte. Daß »Mémé« ihm nicht gefiel, hätte man verstehen können. Solche albernen Abkürzungen bezeugen, wie wenig Verständnis der Adel für seine eigene Poesie hat (dasselbe gilt übrigens für das Judentum: ein Neffe der Lady Rufus Israel, der Moses hieß, wurde in der Gesellschaft gewöhnlich »Momo« genannt) und wie er bemüht ist, nur ja nicht den Anschein zu wecken, er messe dem, was adlig ist, Wichtigkeit bei. Herr von Charlus hatte in dieser Beziehung mehr poetische Phantasie und deutlicheren Stolz. Daß er aber an »Mémé« wenig Geschmack fand, hatte einen andern Grund, der sich auch auf seinen schönen Vornamen Palamède erstreckte. Er fühlte und wußte, daß er zu einer fürstlichen Familie gehörte, und hätte es deshalb gern gesehen, daß sein Bruder und seine Schwägerin, wenn sie von ihm sprachen, »Charlus« sagten, wie die Königin Marie-Amélie oder der Herzog von Orléans von ihren Söhnen, Enkeln, Neffen und Brüdern sagen konnten: »Joinville, Chartres, Paris«.

»Das ist ein Geheimniskrämer, dieser Mémé«, rief sie. »Wir haben ihm lang und breit von Ihnen gesprochen, er hat uns gesagt, er würde sehr glücklich sein, Ihre Bekanntschaft zu machen, gerade, als habe er Sie nie gesehen. Sie müssen zugeben, er ist komisch, und, wenn es auch nicht gerade nett von mir ist, das von einem Schwager zu sagen, den ich sehr liebe und dessen ungewöhnliche Gaben ich bewundere, zeitweise ein bißchen verrückt.«

Ich war sehr betroffen, dies Wort auf Herrn von Charlus angewandt zu hören, und sagte mir, diese Halbverrücktheit erkläre vielleicht so manches, zum Beispiel, daß ihn der Gedanke so sehr entzückte, Bloch aufzufordern, seine eigne Mutter zu schlagen. Nicht nur, was er sagte, sondern auch wie er es sagte, hatte bisweilen etwas Verrücktes, so kam es mir vor. Wenn man zum ersten Mal

einen Anwalt oder einen Schauspieler hört, ist man überrascht, wie verschieden ihr Tonfall von dem des Gesprächs klingt. Da man aber merkt, alle andern finden das ganz natürlich, sagt man nichts zu ihnen, sagt zu sich selbst nichts und begnügt sich, die Stufe des Talentes zu würdigen. Höchstens denkt man von einem Schauspieler des Théâtre-Français: Warum, statt seinen erhobenen Arm sinken zu lassen, läßt er ihn zehn Minuten lang ruckweise in lauter kleinen Pausen herab? oder von einem Manne wie Labori: Warum, wenn er den Mund auftut, kommen unerwartet tragische Töne heraus, um die einfachste Sache zu sagen? Aber da alle das von vornherein hinnehmen, stößt man sich nicht daran. Ebenso mußte man sich, wenn man darüber nachdachte, sagen, Herr von Charlus spreche von sich pathetisch und in einem Ton, der durchaus nicht der des gewöhnlichen Gesprächs war. Es war, als müßte man ihm alle Augenblicke sagen: »Warum schreien Sie denn so? Warum sind Sie so grob?« Allein es schien ein allgemeines schweigendes Übereinkommen zu bestehen, das sei gut so. Und man schloß sich der Runde an, die ihn feierte, während er seine hochtrabenden Reden hielt. Aber sicher hätte bei manchen Stellen ein Fremder geglaubt, einen Wahnwitzigen schreien zu hören.

»Sind Sie auch sicher, daß Sie ihn nicht verwechseln? Sprechen Sie wirklich von meinem Schwager Palamède?«, fügte die Herzogin hinzu, und ihrem einfachen Ton pfropfte sich eine leichte Unverschämtheit auf.

Ich antwortete, ich sei absolut sicher, Herr von Charlus müsse meinen Namen nicht recht verstanden haben.

»Jetzt muß ich Sie verlassen«, sagte wie bedauernd Frau von Guermantes. »Ich muß eine Sekunde zur Fürstin Ligne. Sie gehen nicht dahin? Nein, Sie lieben Gesellschaft nicht? Sie haben ganz recht, es ist unerträglich. Wenn ich nicht müßte! Aber es ist meine Kusine, es wäre nicht nett. Egoistisch wie ich bin, bedaure ich, daß Sie nicht kommen, ich hätte Sie hinbringen, sogar wieder heimbringen können. Also auf Wiedersehen, ich freue mich auf Freitag.«

Daß Herr von Charlus sich vor Herrn von Argencourt meiner geschämt hatte, mochte hingehen. Daß er aber vor seiner eignen Schwägerin, die obendrein eine so hohe Meinung von mir hatte, ableugnete, mich zu kennen, was doch ganz natürlich war, da ich sowohl seine Tante wie seinen Neffen kannte – das konnte ich nicht begreifen.

Abschließend will ich noch sagen, Frau von Guermantes hatte von einem bestimmten Gesichtspunkt aus etwas wahrhaft Großzügiges in der Art, wie sie das, was andre nur unvollständig vergessen hätten, einfach auslöschte. Wenn ich ihr nie mit Nachlaufen und Auflauern auf ihren Morgenspaziergängen auf die Nerven gefallen wäre, wenn sie nie meinen täglichen Gruß mit verärgerter Ungeduld erwidert, nie Saint-Loup zum Teufel geschickt hätte, als er sie inständig bat, mich einzuladen –, sie hätte mich nicht mit edlerer, natürlicherer Liebenswürdigkeit behandeln können. Sie hielt sich nicht bei nachträglichen Erklärungen auf, vermied alle halben Worte, alles zweideutige Lächeln, allen Doppelsinn, in ihrer gegenwärtigen Freundlichkeit ohne Rückfall und ohne Vorbehalt lag dieselbe stolze Geradheit wie in ihrer majestätischen Statur; alles, was sie einem aus der Vergangenheit hätte nachtragen können, war ganz zu Asche verbrannt, und auch die Asche hatte sie weggeworfen aus ihrem Gedächtnis oder wenigstens aus ihrem Benehmen; ihre Art, alles, was bei andern Vorwand zu Resten von Kühle, zu heimlichem Vorwurf gewesen wäre, behandelte sie mit wunderbarer Vereinfachung, und es war, als würde es dadurch gewissermaßen geläutert.

Wunderte es mich aber, wie ganz anders sie gegen mich geworden war, wieviel mehr mußte mich die weit größere Veränderung wundern, die sich in mir selber in Bezug auf sie begeben hatte! Hatte es wirklich einen Augenblick gegeben, wo mich gleich alle Lebenskraft verließ, wenn ich nicht immer neue Pläne schmiedete, jemand aufzutreiben, der mich bei ihr einführte und nach diesem ersten Glück meinem immer anspruchsvoller werdenden Herzen weitere Beglückungen verschaffte? Nur weil ich absolut niemanden finden konnte, war ich nach Doncières zu Saint-Loup gereist. Und jetzt – hing es allerdings mit einem Brief von ihm zusammen, daß ich so erregt war, aber Frau von Stermarias wegen, nicht wegen Frau von Guermantes.

Fügen wir, um mit diesem Abend zu Ende zu kommen, hinzu, daß sich etwas zutrug, das zwar ein paar Tage später dementiert wurde, mich aber doch sehr erstaunte, für einige Zeit mit Bloch entzweite und an und für sich einen der merkwürdigen Widersprüche darstellte, deren Erklärung man im nächsten Bande finden wird (Sodom und Gomorrha I). Bei Frau von Villeparisis pries mir Bloch unaufhörlich die liebenswürdige Haltung des Herrn von Charlus:

wenn er ihm auf der Straße begegne, sehe er ihm immer in die Augen, als kenne er ihn oder habe Lust, ihn kennen zu lernen, und wisse genau, wer er sei. Erst lächelte ich darüber, da Bloch sich doch in Balbec so heftig absprechend über denselben Herrn von Charlus ausgelassen hatte. Und ich dachte mir einfach, Bloch kenne den Baron »ohne ihn zu kennen«, wie sein Vater den Dichter Bergotte. Und was er für einen liebenswürdigen Blick halte, sei ein zerstreuter Blick. Aber schließlich drückte sich Bloch sehr präzis aus, er war sicher, Herr von Charlus habe ihn zwei oder dreimal ansprechen wollen, da fiel mir ein, daß ich dem Baron von meinem Kameraden gesprochen hatte und er, als wir nach einem Besuch bei Frau von Villeparisis ein Stück miteinander gingen, verschiedene Fragen über Bloch mir vorgelegt hatte, so nahm ich schließlich an, Bloch lüge nicht, Herr von Charlus habe seinen Namen erfahren und daß er mein Freund sei usw. . . So bat ich denn einige Zeit später im Theater Herrn von Charlus, ihm Bloch vorstellen zu dürfen, und holte, als er damit einverstanden war, meinen Kameraden heran. Kaum aber sah ihn Herr von Charlus, so malte sich ein gleich wieder unterdrücktes Erstaunen in seinem Gesicht und sodann funkelnde Wut. Nicht genug, daß er ihm die Hand nicht gab, sooft Bloch das Wort an ihn richtete, antwortete er mit unverschämter Miene und in geärgertem verletzenden Tonfall. Daraufhin glaubte Bloch, der, wie er behauptete, bisher den Baron nur freundlich lächelnd kannte, ich habe in dem kurzen Gespräch mit dem Baron, das ich, da ich seinen Geschmack für Etikette kannte, der Vorstellung meines Kameraden vorhergehen ließ, mich nicht empfehlend, sondern ungünstig über ihn geäußert. Bloch verließ uns erschöpft wie einer, der auf ein Pferd hat steigen wollen, das die ganze Zeit durchging, oder gegen die Wellen schwimmen, die ihn immer wieder aufs Ufergeröll warfen, und sprach ein halbes Jahr nicht mit mir.

Die Tage bis zu meinem Diner mit Frau von Stermaria wurden mir nicht köstlich, sondern unleidlich. Je kürzer im allgemeinen die Zeit ist, die uns von dem, was wir vorhaben, trennt, um so länger erscheint sie uns, weil wir einen kürzeren Maßstab anlegen, oder einfach, weil wir überhaupt messen. Das Papsttum, sagt man, zählt nach Jahrhunderten, und vielleicht denkt es gar nicht daran zu zählen, denn sein Ziel liegt im Unendlichen. Meins lag nur drei Tage entfernt, ich zählte nach Sekunden, ich überließ mich Phantasien,

die schon beginnende Liebkosungen sind, – und es macht einen rasend, diese Liebkosungen nicht von der Frau selbst vollenden lassen zu können (gerade diese Liebkosungen unter Ausschluß aller andern). Und dann, mag auch im allgemeinen die Schwierigkeit, den Gegenstand eines Begehrens zu erlangen, das Begehren erhöhen (die Schwierigkeit, nicht die Unmöglichkeit, die unterdrückt es), so bringt doch für ein rein physisches Begehren die Sicherheit, es wird zu naher und bestimmter Zeit erfüllt werden, nicht weniger aus der Fassung als die Unsicherheit; fast so sehr wie ängstlicher Zweifel macht zweifellose Sicherheit es unerträglich, auf einen unausbleiblichen Genuß zu warten, denn aus diesem Warten macht sie unzählige Erfüllungen, und die vielen vorwegnehmenden Vorstellungen teilen die Zeit in ebenso kleine Bruchteilchen, wie es die Angst getan hätte.

Was mir nottat, war, Frau von Stermaria zu besitzen, denn seit mehreren Tagen hatten meine unablässig aktiven Begierden diesen Genuß in meiner Phantasie vorbereitet, und zwar nur diesen Genuß, ein anderer (der Genuß mit einer andern) wäre nicht bereit gewesen, denn Genuß ist nur die Verwirklichung eines vorhergehenden Begehrens und nicht immer desselben, es wechselt mit den tausend Kombinationen der Träumerei, mit Zufällen der Erinnerung, Zustand des Temperaments und der Reihenfolge, in der die Begierden sich bieten (die, welche zuletzt erhört wurden, ruhen sich aus, bis die Enttäuschung in ihrer Erfüllung ein wenig vergessen wurde); ich wäre nicht bereit gewesen, ich hatte schon die Landstraße der allgemeinen Begierden verlassen und den Seitenpfad einer besonderen Begier eingeschlagen; um ein anderes Rendezvous zu wünschen, hätte ich von zu weiter Entfernung und auf einem andern Pfade auf die Landstraße zurückkommen müssen. Frau von Stermaria auf der Insel des Bois de Boulogne, wohin ich sie zum Diner eingeladen hatte, zu besitzen, das war der Genuß, den ich mir alle Augenblicke vorstellte. Er wäre natürlich zerstört worden, wenn ich auf dieser Insel ohne Frau von Stermaria diniert hätte; aber vielleicht hätte es ihn ebenso sehr beeinträchtigt, wenn ich, selbst mit ihr, anderswo diniert hätte. Übrigens geht unsere Vorstellung von der Art und Weise, wie ein Genuß stattfindet, der Wahl der Frau oder der Art von Frauen, die dafür sich eignen, voraus. Dies Wie bestimmt den Genuß und seine Stätte, und daher läßt es abwechselnd bestimmte Frauen, bestimmte Landschaften, bestimmte Zimmer in unserer

launenhaften Phantasie wiederkehren. Die Frauen sind Kinder dieses Wie, und deshalb können wir die einen nicht denken ohne das große Bett, in dem wir an ihrer Seite Frieden gefunden haben, die andern verlangen, um mit heimlicherer Intensität liebkost zu werden, Blätter im Wind, Gewässer in der Nacht, und sind leicht und flüchtig wie diese.

Sicherlich war schon lange, bevor ich den Brief von Saint-Loup bekam, und als es sich noch nicht um Frau von Stermaria handelte, die Insel im Bois mir für Liebesgenuß geeignet erschienen, denn ich war schon manchmal dahin gegangen, die Traurigkeit auszukosten, daß ich keine Liebe dort zu beherbergen hatte. Dort an den Ufern des Sees, die zu dieser Insel führen, an denen in den letzten Sommerwochen die Pariserinnen spazierengehen, die noch nicht verreist sind, irrt man umher und hofft, das junge Mädchen vorüberkommen zu sehen, in das man sich auf dem letzten Ball des Jahres verliebt hat; vor nächstem Frühjahr wird man sie auf keiner Gesellschaft mehr finden, man weiß nicht, ob man sie hier treffen wird, ob sie Paris nicht schon verlassen hat. Reist die Geliebte morgen, ist sie gestern abgereist? Man geht an dem leise rauschenden Wasser die schönen Alleen entlang, in denen schon ein erstes rotes Blatt wie eine letzte Rose blüht, man durchforscht den Horizont, auf den das umgekehrte Kunstmittel angewandt ist wie bei den Panoramen, unter deren Wölbung die Wachsfiguren des Vordergrundes der gemalten Leinwand des Hintergrundes den täuschenden Anschein von Tiefe und Plastik geben; ohne Übergang geraten unsere Blicke von dem gepflegten Park in die natürlichen Höhen von Meudon und vom Mont Valérien, wissen nicht, wo eine Grenze setzen, und lassen in das Werk der Gartenkunst die wirkliche Landschaft eindringen; seinen künstlichen Reiz projizieren sie weit über seinen Rahmen hinaus; so geben seltene, in einem botanischen Garten in Freiheit aufgezogene Vögel täglich bei ihrem Morgenflug den angrenzenden Wäldern eine exotische Note. Zwischen dem letzten Fest des Sommers und dem winterlichen Exil durchstreift man beklommenen Herzens dies romantische Königreich ungewisser Begegnungen und verliebter Melancholie; es könnte für unser Gefühl außerhalb des geographischen Weltalls liegen, wie man auf der Terrasse von Versailles, diesem Observatorium, um das die Wolken sich gegen den blauen Himmel ganz im Stil von Van der Meulen häufen, sich ganz aus der Natur herausgehoben fühlt und sich gar nicht wundern

würde zu hören, da wo sie wieder beginnt, am Ende des großen Kanals, hießen die Dörfer, die man im Horizont, der wie Meer blendet, nicht erkennen kann, Fleurus oder Nimwegen.
Und ist die letzte Equipage vorüber und man fühlt mit Schmerz, sie kommt nicht mehr, so geht man auf die Insel essen; über den Zitterpappeln, die unablässig an das Geheimnis des Abends mehr rühren als es im Grunde sagen, legt eine rosa Wolke einen letzten Lebensschimmer in den stillgewordenen Himmel. Regentropfen fallen lautlos auf das altertümliche, aber in göttlicher Jugend wetterfarben gebliebene Wasser, das immer wieder die Bilder der Wolken und Blumen vergißt. Und haben die Geranien umsonst mit wilderen Farben gegen die düstre Dämmerung angekämpft, so umhüllt Nebel die Insel, und sie schläft ein. In feuchtem Dunkel gehen wir am Wasser entlang, und nur das schweigsame Vorüberschwimmen eines Schwans überrascht uns wie Nachts in einem Bett die einen Augenblick weit offenen Augen und das Lächeln eines Kindes, von dem man nicht vermeinte, es sei wach. Dann möchte man eine Liebende bei sich haben, so allein fühlt man sich und kann sich so fern glauben.
Gab es aber auf dieser Insel selbst im Sommer oft Nebel, wieviel glücklicher wäre ich gewesen, jetzt, da die schlechte Jahreszeit, da Herbstende gekommen war, Frau von Stermaria dahin mitzunehmen. Hätte nicht schon seit Sonntag das Wetter die Landschaft, in der meine Phantasie lebte, zu einer grauen Küste gemacht – wie andre Jahreszeiten sie duftig, licht, italienisch machten –, die Hoffnung, in einigen Tagen Frau von Stermaria zu besitzen, hätte genügt, in jeder Stunde zwanzigmal einen Nebelvorhang in meiner monoton sehnsüchtigen Phantasie aufgehen zu lassen. Beständig ließ mich der Nebel, der seit einem Tage in Paris aufgestiegen war, an die Heimat der jungen Frau denken, die ich eingeladen hatte, und da er wahrscheinlich abends das Bois, besonders am Seeufer, noch viel dichter bedecken würde als die Stadt, dachte ich mir, er werde mir aus der Schwaneninsel ein wenig die Bretagneinsel machen, deren dunstige Meeratmosphäre wie ein Gewand mir immer die blasse Silhouette von Frau von Stermaria umgeben hatte. Wenn man jung ist, wie ich es zu der Zeit meiner Spaziergänge in der Gegend von Méséglise war, dann geben Wunsch und Glauben dem Gewand einer Frau etwas ganz Individuelles, eine unablösbare Essenz. Man stellt der Wirklichkeit nach. Während man aber immer wieder sie

sich entschlüpfen läßt, bemerkt man schließlich: durch all die vergeblichen Bemühungen hindurch, die auf ein Nichts stießen, ist etwas Festes uns geblieben, das, was wir suchten. Nun beginnt man abzulösen und kennen zu lernen, was man liebt, versucht, es sich zu verschaffen, wenns sein muß, mit List. Der Glaube ist verschwunden; jetzt bezeichnet das Kostüm mittels gewollter Täuschung, was an seine Stelle getreten ist. Ich wußte, eine halbe Stunde von unserm Haus würde ich die Bretagne nicht finden. Schlang ich aber beim Spazierengehen durch das Dunkel der Insel am Ufer meinen Arm um Frau von Stermaria, so tat ichs denen gleich, die, da sie nicht in ein Kloster eindringen können, eine Frau, ehe sie sie besitzen, wenigstens als Nonne verkleiden.

Ich konnte sogar hoffen, mit der jungen Frau ein bißchen Wellenschlag zu hören, denn am Tage vor dem Diner erhob sich ein Sturm. Ich fing an, mich zu rasieren, um dann auszugehen, auf der Insel ein Separatzimmer zu bestellen (obwohl um diese Jahreszeit die Insel leer und das Restaurant verlassen war) und das Menu für das Diner des kommenden Tags zu bestimmen, da meldete Françoise mir Albertine. Ich ließ sie sofort eintreten, es machte mir nichts aus, daß sie mich durch ein schwarzes Kinn entstellt sah, sie, für die ich mich in Balbec nie schön genug gefunden, die mich damals ebensoviel Aufregung und Mühe gekostet hatte wie jetzt Frau von Stermaria. Diese sollte vom Abend den bestmöglichen Eindruck empfangen. Daher bat ich Albertine, sogleich mich auf die Insel zu begleiten, um mir bei dem Menu zu helfen. Die, der man alles gibt, wird schnell durch eine andere ersetzt, und man wundert sich selbst, daß man alles, was man hat, von neuem zu jeder Stunde ohne Hoffnung auf Zukunft hingibt. Bei meinem Vorschlag schien unter der flachen Toque, die ihr tief in der Stirn saß, das lächelnd-rosige Gesicht von Albertine zu zögern. Sie mochte andre Pläne haben; jedenfalls opferte sie zu meiner großen Genugtuung sie mir gern; mir lag nämlich sehr viel daran, eine junge Hausfrau, die das Diner besser bestellen konnte als ich, bei mir zu haben.

Gewiß war sie mir in Balbec etwas ganz andres gewesen. Aber Intimität – sollte sie uns auch nicht eng genug scheinen – mit der Frau, die wir lieben, schafft zwischen ihr und uns – bei allem Unzureichenden, worunter wir leiden, gesellschaftliche Bande, die unsre Liebe, ja sogar die Erinnerung an unsre Liebe überdauern. Dann werden wir unter heiterm Staunen von unserm Gedächtnis mitge-

teilt bekommen, was der Name von einer, die uns nur noch ein Mittel, ein Weg zu andern ist, dem Wesen, das wir ehedem waren, Ursprüngliches einmal bedeutet hat. Es ist, als würfen wir einem Kutscher eine Adresse hin, Boulevard des Capucines oder rue du Bac, und dächten erst nur an die Person, die wir besuchen wollen, und mit einmal fiele uns ein, diese Namen waren einst der von Kapuzinernonnen, die dort ihr Kloster hatten, und der von der Fähre, die über die Seine setzte.

Gewiß hatten in Balbec meine Begierden Albertines Körper reif gemacht und frischen süßen Reiz in ihm versammelt, und während wir durch das Bois fuhren, während der Wind wie ein sorglicher Gärtner die Bäume schüttelte, Früchte abnahm und welke Blätter fegte, sagte ich mir: hätte Gefahr bestanden, daß Saint-Loup sich getäuscht oder ich seinen Brief falsch verstanden habe und mein Diner mit Frau von Stermaria mich zu nichts führen werde, ich würde für denselben Abend Albertine ein spätes Rendezvous gegeben haben, um während einer Stunde bloßer Wollust an dem Körper, von dem ich mir ehedem die Reize sämtlich abgewogen und berechnet hatte, in meinen Armen – und jetzt war er übervoll von diesen Reizen – die Aufregung und vielleicht auch die Traurigkeit über meine beginnende Liebe zu Frau von Stermaria zu vergessen. Und sicherlich hätte ich mir den Abend mit Frau von Stermaria enttäuschend vorgestellt, wenn ich hätte annehmen können, sie werde mir an diesem ersten Abend keine Gunst gewähren. Ich kannte zu gut die beiden Stadien, die bei beginnender Liebe zu einer Frau, die wir begehrten, ohne sie zu kennen, an der wir mehr die Sphäre lieben, in der sie webt, als die noch beinah Unbekannte selbst, in uns aufeinander folgen, ich wußte, wie bizarr sich diese beiden Stadien im Bereich der Tatsachen spiegeln, das heißt, nicht in uns selbst, sondern in unsern Begegnungen mit der Frau. Ohne daß wir jemals zu ihr gesprochen haben, ließ das lockende Wunder, das sie uns war, uns zögern. Wird sie es sein oder eine andre? Und damit setzen sich schon rings um sie die Träume fest und werden eins mit ihr. Diese entstehende Liebe müßte das erste Rendezvous, das bald folgen wird, widerspiegeln. Aber das geschieht nicht. Da notwendigerweise auch das materielle Leben sein erstes Stadium haben muß, sprechen wir zu ihr, obwohl wir sie schon lieben, nichtssagende Worte: »Ich habe Sie gebeten, zum Essen auf diese Insel zu kommen, weil ich dachte, der Rahmen würde Ihnen gefallen. Ich

habe Ihnen übrigens nichts Besondres zu sagen. Aber ich fürchte, es ist recht feucht, es ist Ihnen kalt«. – »O nein«. – »Das sagen Sie aus Liebenswürdigkeit. Um Sie nicht zu verdrießen, gnädige Frau, werde ich Ihnen eine Viertelstunde lang gestatten, gegen die Kälte anzukämpfen, aber dann bring ich Sie mit Gewalt fort. Ich möchte nicht, daß Sie sich eine Erkältung holen.« Und ohne ihr etwas gesagt zu haben, bringen wir sie nach Hause; wir behalten nichts von ihr im Gedächtnis, höchstens eine bestimmte Art, uns anzusehen, aber wir denken an nichts andres als sie wiederzusehen. Dann ist, beim zweiten Mal, (selbst ihren Blick nicht, unsere einzige Erinnerung, können wir jetzt wiederfinden, und trotzdem ist unser einziger Gedanke, sie wiedersehen) das erste Stadium überschritten. In der Zwischenzeit hat nichts stattgefunden. Und dennoch, statt von dem Comfort des Restaurants zu sprechen, sagen wir, ohne damit die neue Person zu verwundern (wir finden sie häßlich und möchten doch, daß man jeden Augenblick ihres Lebens ihr von uns spreche): »Wir werden viel zu tun haben, um all die Hindernisse zu überwinden, die zwischen unsere Herzen sich türmen. Meinen Sie, daß es uns gelingen wird? Können Sie sich vorstellen, daß wir mit unsern Feinden fertig werden, daß wir auf eine glückliche Zukunft hoffen dürfen?« Aber solche Gespräche, erst die nichtssagenden, dann die, welche auf Liebe anspielen, würden in meinem Fall nicht stattfinden, soviel konnte ich nach Saint-Loups Brief glauben. Gleich am ersten Abend würde Frau von Stermaria sich hingeben, ich würde Albertine als Notbehelf für den Rest des Abends nicht zu mir kommen zu lassen brauchen. Das war unnötig. Robert übertrieb nie, und sein Brief war klar!

Albertine sprach wenig zu mir, sie fühlte, mich beschäftigte etwas. Wir machten ein paar Schritte zu Fuß unter der grünlichen und wie unterseeischen Grotte eines dichten Baumschlags, an dessen Wipfel wir den Wind branden und den Regen klatschen hörten. Ich zertrat welke Blätter am Boden, die sich wie Muscheln in die Erde gruben, ich stieß mit meinem Stock Kastanien fort, die stachlig waren wie Seeigel.

An den Zweigen die letzten verkrampften Blätter folgten dem Winde nur, soweit die Stiele sie mitließen, aber manchmal rissen die ab, und dann fielen die Blätter zur Erde und ereilten laufend den Wind. Mit Freuden dachte ich mir, wenn das Wetter anhielte, würde die Insel morgen noch ferner und jedenfalls völlig verlassen

sein. Wir stiegen wieder in den Wagen, und da der Wind sich gelegt hatte, bat mich Albertine, bis nach Saint-Cloud weiterzufahren. Wie am Boden die welken Blätter, folgten oben die Wolken dem Wind. Auswandernde Abende, deren rosa, blaue und grüne Schichten gleichsam als Kegelschnitte in den Himmel eingelassen schienen, waren bereit zur Reise in schönere Zonen. Um eine Marmorgöttin mehr aus der Nähe zu sehen, die sich von ihrem Sockel hochschwang und ganz allein in einem großen Wald, der ihr geweiht schien, mit dem halb animalischen, halb heiligen mythischen Schauer ihrer wilden Sprünge ihn erfüllte, stieg Albertine auf einen Hügel, während ich am Wege auf sie wartete. So von unten gesehen war sie nicht mehr dick und rundlich wie neulich auf meinem Bett, wo in der Lupe meiner nahen Augen die Poren ihres Halses sichtbar wurden, sondern zart ziseliert und wie eine kleine Statue, welche die glücklichen Minuten Balbecs patiniert hatten. Als ich dann wieder allein zu Haus war und überdachte: ich habe am Nachmittag eine Fahrt mit Albertine gemacht, werde übermorgen bei Frau von Guermantes essen und habe einen Brief von Gilberte zu beantworten – drei Frauen, die ich geliebt hatte –, sagte ich mir, unser gesellschaftliches Leben ist wie ein Künstleratelier: es steht voll von liegengelassenen Skizzen, in denen wir einen Augenblick unser Bedürfnis nach großer Liebe festhalten zu können glaubten; aber mir fiel nicht ein, was bisweilen, wenn die Skizze nicht zu alt ist, geschehen kann: dann nehmen wir sie wieder auf und machen aus ihr ein ganz anderes Werk, und das wird vielleicht bedeutender als was wir zuerst vorhatten.

Am nächsten Tage war es kalt und schön: man spürte den Winter (und in der Tat war die Jahreszeit schon vorgerückt, es war ein Wunder, daß wir im schon geplünderten Bois noch grüngoldene Kuppeln gefunden hatten). Beim Erwachen sah ich, wie im Fenster der Kaserne von Doncières, den matten gleichmäßig weißen Nebel lustig und zäh und fein wie Zuckerfladen an der Sonne hängen. Dann verbarg sich die Sonne, und im Lauf des Nachmittags wurde der Nebel noch dichter. Es wurde zeitig dunkel, ich machte Toilette, aber es war noch zu früh, um mich aufzumachen; ich beschloß, Frau von Stermaria einen Wagen zu schicken. Ich wagte nicht, selbst einzusteigen, ich wollte sie nicht zwingen, den Weg mit mir zu fahren, aber ich gab dem Kutscher ein Wort für sie mit, in dem ich um die Erlaubnis bat, sie abzuholen. Inzwischen legte ich mich

auf mein Bett, schloß einen Augenblick die Augen und öffnete sie dann wieder. Oben an den Vorhängen war nur noch eine schmale Borte Licht, die sich nun verdunkelte. Ich erkannte sie wieder, die nutzlose Stunde, den tiefen Vorraum des Genusses, dessen angenehm düstre Leere ich in Balbec kennen gelernt hatte, als ich wie jetzt in meinem Zimmer allein war, während die andern zu Tisch gegangen waren, und ohne Traurigkeit den Tag oben an den Vorhängen vergehen sah, wußte ich doch, bald würde er nach einer Nacht so kurz wie die Polarnächte in dem Lichtmeer von Rivebelle glänzender wieder auferstehn. Ich sprang vom Bett, band meine schwarze Krawatte um, bürstete mir das Haar, lauter letzte Gebärden einer späten Toilette, wie ich in Balbec sie machte, wobei ich nicht an mich, sondern an die Frauen dachte, die ich in Rivebelle sehen würde (ich lächelte ihnen im schrägen Spiegel meines Zimmers im voraus zu), und so waren diese Signale Vorboten einer aus Lichtern und Musik gemischten Zerstreuung geblieben. Als magische Signale beschworen sie die, mehr noch, verwirklichten sie sie schon; dank ihnen hatte ich von ihrer Wahrheit, ihrem berauschenden und spielerischen Reiz so sichere Kenntnis und so vollen Genuß, wie damals in Combray im Monat Juli, als ich die Hammerschläge des Packers hörte und in der Frische meines dunklen Zimmers Wärme und Sonne genoß.

Nun wars auch nicht mehr ganz Frau von Stermaria, was ich zu sehen gewünscht hätte. Jetzt, da ich gezwungen war, meinen Abend mit ihr zu verbringen, hätte ich ihn lieber, da er der letzte vor der Rückkehr meiner Eltern war, frei gehabt, um versuchen zu können, Frauen von Rivebelle wiederzusehen. Ich wusch mir ein letztes Mal die Hände, und zum Vergnügen durch die Wohnung spazierend, trocknete ich sie mir im dunklen Eßzimmer. Dort schien mir eine Tür nach einem beleuchteten Vorzimmer offen, aber was ich für eine helle Spalte der in Wirklichkeit geschlossenen Tür genommen hatte, war nur der weiße Widerschein meines Handtuchs in einem Spiegel, der an die Wand gelehnt stand, bis man zu Mamas Rückkehr ihn aufhängen würde. Ich dachte wieder an all die Sinnestäuschungen, die ich in unserer Wohnung entdeckt hatte, und das waren nicht allein optische. So hatte ich geglaubt, die Nachbarin habe einen Hund, weil ein lang anhaltendes fast menschliches Jaulen aus einem bestimmten Küchenrohr kam, so oft der Hahn geöffnet wurde. Und wenn die Flurtür im Windzug von der Treppe sehr

langsam zufiel, produzierte sie immer Stücke der wollüstig seufzenden Passagen, die sich im Pilgerchor gegen Ende der Tannhäuserouvertüre häufen. Diese blendende Orchestermusik bekam ich übrigens, als ich nun das Handtuch an seinen Platz zurückgetan hatte, gleich wieder einmal zu hören Gelegenheit, denn es klingelte. Ich lief zur Tür des Vorzimmers und öffnete dem Kutscher, der mir die Antwort brachte. Ich dachte, sie würde lauten: »Die Dame ist unten« oder »Die Dame erwartet Sie«. Aber er hielt einen Brief in der Hand. Ich zauderte einen Augenblick, Kenntnis zu nehmen von dem, was Frau von Stermaria mir schrieb; solange sie die Feder in der Hand hielt, hätte es anders ausfallen können, jetzt, abgelöst von ihr, war es ein Schicksal, das allein seinen Weg verfolgte, an welchem sie nichts mehr ändern konnte. Ich bat den Kutscher, hinunterzugehen und einen Augenblick zu warten, obgleich er über den Nebel fluchte. Sobald er fort war, öffnete ich den Umschlag. Auf die Visitenkarte: Vicomtesse Alix von Stermaria hatte sie, die ich eingeladen, geschrieben: »Zu meinem großen Bedauern ist etwas dazwischengekommen, und ich kann heute abend nicht mit Ihnen auf der Insel im Bois dinieren. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut. Ich werde Ihnen ausführlicher von Stermaria schreiben. Herzliche Grüße.« Ich stand starr, betäubt von dem Schlag, den ich bekommen hatte. Zu meinen Füßen lagen Karte und Umschlag, sie waren hingefallen wie die Hülse der Kartusche, wenn der Schuß einmal losgegangen ist. Ich hob sie auf. Ich untersuchte die Worte. Sie sagte, sie könne nicht mit mir auf der Insel im Bois dinieren. Daraus könnte man schließen, sie könne anderswo mit mir dinieren. Ich werde nicht so indiskret sein, sie aufzusuchen, aber immerhin könnte man es so auffassen. Da meine Gedanken sich seit vier Tagen im voraus mit Frau von Stermaria auf der Insel im Bois niedergelassen hatten, gelang es mir nicht, sie von da fortzubringen. Mein Verlangen nahm unbewußt immer wieder die Richtung, die es seit soviel Stunden verfolgte, und trotz der Botschaft (die noch zu neu war, um dies Verlangen zu unterdrücken) setzte ich instinktiv meine Vorbereitungen zum Ausgehn fort, wie ein Schüler, der beim Examen durchgefallen ist, noch eine Frage mehr beantworten möchte. Schließlich entschloß ich mich, Françoise hinunterzuschicken, um den Kutscher zu bezahlen. Ich ging über den Flur, fand sie nicht, ging wieder durchs Eßzimmer, plötzlich schallten meine Schritte nicht mehr wie bisher auf dem Parkett, es dämpfte sie

ein Schweigen, das noch, bevor ich seine Ursache erkannte, mir ein erstickendes Gefühl des Eingesperrtseins gab. Da lagen die Teppiche, die man für die Rückkehr meiner Eltern festzunageln begonnen hatte, die Teppiche, die so schön sind in glücklichen Morgenstunden, wenn in ihrem Durcheinander die Sonne wie ein Freund auf uns wartet, der uns zum Frühstück auf dem Land abholt, und einen Blick aus dem Walde daraufwirft; jetzt aber waren sie das erste Einrichtungsstück des winterlichen Gefängnisses, in dem ich leben und Familienmahlzeiten einnehmen sollte, aus dem ich nicht nach Gefallen herauskonnte.

»Der junge Herr müssen acht geben, daß Sie nicht fallen; sie sind noch nicht genagelt«, rief mir Françoise zu. »Ich hätte Licht anstekken sollen. Man ist schon Ende September, die schönen Tage sind vorbei.« Bald Winter! An der Ecke der Fensterscheibe, wie auf einem Glas von Gallé, eine hartgefrorene Schneeader; und selbst in den Champs-Élysées statt der jungen Mädchen, auf die man wartet, nur die einsamen Spatzen.

Meine Verzweiflung, Frau von Stermaria nicht zu sehen, wurde noch größer durch eine Vermutung, auf die ihre Antwort mich brachte: während ich seit Sonntag Stunde um Stunde nur für dieses Diner lebte, hatte sie sicher nicht einmal daran gedacht. Später hörte ich von ihrer törichten Liebesheirat mit einem jungen Mann, den sie schon zu dieser Zeit gekannt haben mochte; der war sicher schuld daran, daß sie meine Einladung vergaß. Denn hätte sie daran gedacht, würde sie, um mich zu benachrichtigen, sie sei nicht frei, nicht bis zur Ankunft des Wagens gewartet haben, den ich nach unserer Verabredung ihr übrigens ja nicht zu schicken hatte. Meine Träume von einer adligen Jungfrau auf einer Nebelinsel hatten einer noch nicht existenten Liebe den Weg gebahnt. Jetzt konnten meine Enttäuschung, mein Zorn, mein verzweifeltes Verlangen nach der, die sich versagt hatte – und dabei ließen sie meine Gereiztheit mitspielen –, die mögliche Liebe, die bisher nur meine Phantasie – und noch dazu viel schwächer – mir geboten hatte, zu einer wirklichen machen.

Es gibt in unserer Erinnerung und mehr noch in unserm Vergessen so viele ganz verschiedene Gesichter junger Mädchen und junger Frauen, die nur deshalb Reiz für uns bekamen und ein wildes Verlangen, sie wiederzusehn, erregten, weil sie sich uns im letzten Moment entzogen! Bei Frau von Stermaria kam noch mehr hinzu – und

damit ich sie liebe, hätte jetzt genügt, daß ich sie wiedergesehen hätte; dann würden sich die lebhaften, aber zu kurzen Eindrücke erneuert haben, die in ihrer Abwesenheit aufrecht zu erhalten das Gedächtnis die Kraft nicht hatte. Die Umstände entschieden anders, ich sah sie nicht wieder. Nicht sie wars, die ich nun liebte, aber sie hätte es sein können. Und eins der Dinge, die mir die große Liebe, die ich nun bald durchleben sollte, vielleicht am qualvollsten machten, war der Gedanke an diesen Abend, an dem einfache Umstände sich nur etwas anders hätten zu gestalten brauchen und meine Liebe hätte sich anderwärts, hätte sich auf Frau von Stermaria gerichtet. Daß sie sich der, die sie mir bald darauf eingab, zuwandte, war also nicht – wie ich es doch so sehr zu glauben begehrte und nötig hatte – absolut vorbestimmt und notwendig.

Françoise hatte gesagt, es wäre unrecht von mir, im Eßzimmer zu bleiben, bevor sie Feuer angesteckt habe, und mich dort allein gelassen. Sie machte nun das Essen, und so sollte schon vor Ankunft meiner Eltern und mit diesem Abend meine Haft beginnen. Vor mir sah ich einen mächtigen Packen noch ganz zusammengerollter Teppiche an der Ecke vorm Buffet liegen, in den barg ich meinen Kopf, schluckte seinen Staub und meine Tränen, den Juden gleich, die in der Trauer Asche sich aufs Haupt streuten, und ich begann zu schluchzen. Mich schauerte, nicht nur weil das Zimmer kalt war, sondern auch weil eine erhebliche Wärmeabnahme (sie ist eine Gefahr und, muß man es sagen? ein leichtes Wohlbehagen, gegen das man sich nicht sträubt) durch gewisse Tränen verursacht wird, die Tropfen um Tropfen aus unsern Augen rinnen, wie ein feiner, durchdringender, eisiger Regen, der nie enden zu wollen scheint. Plötzlich hörte ich eine Stimme:
»Kann man eintreten? Françoise hat mir gesagt, du müssest im Eßzimmer sein. Ich bin gekommen, um zu hören, ob du Lust hast, irgendwo mit mir zu essen, wenn dir das nichts schadet, es ist nämlich ein Nebel, mit Messern zu schneiden.« Es war, heut früh angekommen – und ich glaubte ihn noch in Marokko oder auf dem Meer –, Robert von Saint-Loup.
Ich habe schon gesagt (und gerade Saint-Loup hatte in Balbec ganz gegen seine Absicht dazu beigetragen, daß mir dies bewußt wurde), was ich von der Freundschaft denke, – nämlich, daß sie etwas Geringfügiges ist und daß es mir schwer fällt zu begreifen, wie Männer

von Geist, zum Beispiel Nietzsche, naiv genug sind, ihr einen gewissen intellektuellen Wert beizumessen und demgemäß Freundschaften sich zu versagen, an die sich diese intellektuelle Einschätzung nicht knüpfen ließe. Ja es hat mich immer sehr gewundert zu sehen, wie ein Mensch, der die Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber so weit trieb, daß er aus Gewissenhaftigkeit sich von Wagners Musik losmachte, sich hat einbilden können, die Wahrheit könne in einer von Natur ungenauen und unangemessenen Ausdrucksweise verwirklicht werden, wie es das Tun im allgemeinen und die Freundschaften im besondern sind, und daß es irgend eine Bedeutung haben könne, seine Arbeit liegen zu lassen, um einen Freund aufzusuchen und mit ihm über die noch dazu falsche Nachricht zu weinen, der Louvre stehe in Flammen. In Balbec war ich dazu gekommen, den Genuß, mit jungen Mädchen zu spielen, für das geistige Leben weniger schädlich zu finden; der bleibt diesem wenigstens fremd, während die Freundschaft alles aufbietet, damit wir den einzig wirklichen und (außer durch Kunst) unmitteilbaren Teil unseres Wesens einem oberflächlichen Ich opfern, das nicht wie das andre Freude an sich selbst hat, sondern eine wirre Rührung darin genießt, von außen her sich gestützt, in eine fremde Individualität sich gastlich aufgenommen zu fühlen und dort, glücklich über den Schutz, den man ihm angedeihen läßt, sein Wohlbehagen in freudigem Zustimmen ausstrahlt und Eigenschaften herrlich findet, die es bei sich selbst Fehler nennen und zu verbessern suchen würde. Nebenbei bemerkt können die Verächter der Freundschaft, ohne Selbsttäuschung und ohne Gewissensbisse, die besten Freunde von der Welt sein wie etwa ein Künstler, der ein Meisterwerk in sich trägt und fühlt, es wäre seine Pflicht, der Arbeit zu leben, dennoch, um nicht egoistisch zu erscheinen oder Gefahr zu laufen, es zu sein, sein Leben für eine unnütze Sache hingibt, und zwar um so tapferer als die Gründe, derentwegen er vorgezogen hätte, es lieber nicht hinzugeben, selbstlose Gründe wären. Wie aber auch meine Meinung über die Freundschaft sein mochte, um nur von dem Genuß zu sprechen, den sie mir bereitete – einem recht mäßigen Genuß, einem Zwischending zwischen Ermüdung und Langweile –, der schlimmste Trank kann in gewissen Stunden köstlich stärken, wenn er uns den Peitschenschlag gibt, dessen wir bedürfen, die Wärme, die wir in uns selbst nicht finden können.

Allerdings lag es mir sehr fern, Saint-Loup zu bitten, er möge mich,

wie ich es vor einer Stunde ersehnte, wieder mit Frauen aus Rivebelle zusammenbringen; die Spur, welche der Kummer um Frau von Stermaria in mir gelassen hatte, wollte nicht so schnell ausgelöscht werden, aber da Saint-Loup in dem Augenblick eintrat, da ich gar keine Glücksmöglichkeit mehr im Herzen fühlte, so wars, als kämen Güte, Heiterkeit und Leben selber zu mir, sie kamen zwar von außen, boten sich mir aber an und wollten durchaus mein sein. Er selbst konnte nicht begreifen, warum ich so dankbar aufschrie und Tränen der Rührung weinte. Die Zuneigung dieser Art Freunde – Diplomaten, Forschungsreisende, Flieger oder Militärs – wie Saint-Loup einer war – hat etwas geradezu Paradoxes. Morgen reisen sie aufs Land und von da Gott weiß wohin, und der Abend, den sie uns heute widmen, scheint für sie ein großes Erlebnis; da dies Erlebnis so selten und so kurz ist, muß man sich wundern, daß es ihnen so angenehm sein kann und daß sie es nicht länger ausdehnen oder öfter erneuern, wenn es ihnen so sehr gefällt. Etwas so Natürliches wie eine Mahlzeit mit uns schenkt diesen Reisenden den seltsamen und köstlichen Genuß, den ein Asiat von unsern Boulevards hat. Wir brachen also zusammen auf, um essen zu gehen, und auf der Treppe mußte ich an Doncières denken, wo ich Robert jeden Abend im Restaurant traf, und an die vergessenen kleinen Speisezimmer. Eins fiel mir ein, an das ich nie wieder gedacht hatte: es lag nicht in dem Hotel, wo Saint-Loup dinierte, sondern in einem viel bescheideneren, einem Zwischending zwischen Gasthaus und Familienpension, in dem man von der Wirtin und einem ihrer Mädchen bedient wurde. Ein Schneefall hatte mich dort festgehalten. Übrigens kam Robert an diesem Abend nicht in sein Hotel zum Essen, und ich hatte keine Lust weiter zu gehen. Man brachte mir die Gänge nach oben in ein kleines Zimmer, das ganz aus Holz war. Während des Essens ging die Lampe aus, und die Magd steckte mir zwei Kerzen an. Als ich ihr meinen Teller hinhielt, tat ich, als könne ich nicht gut sehen, und faßte, während sie mir Kartoffeln auflegte, nach ihrem nackten Unterarm, wie um ihn zu leiten. Da sie ihn nicht wegzog, streichelte ich ihn, dann zog ich sie, ohne ein Wort zu sagen, ganz an mich, blies die Kerzen aus und hieß sie in meinen Taschen nach Geld wühlen. Während der folgenden Tage schien mir die physische Lust, um wirklich genossen zu werden, nicht nur diese Magd, sondern auch das abgelegene Gastzimmer aus Holz zu verlangen. Gleichwohl ging ich aus Gewohn-

heit und Freundschaft alle Abende bis zu meiner Abreise von Doncières in das, in welchem Robert und seine Freunde aßen. Aber auch an dies Hotel, wo er mit seinen Freunden in Pension war, hatte ich schon lange nicht mehr gedacht. Wir nutzen unser Leben gar nicht aus, wir lassen in Sommerdämmerungen und frühen Winternächten die Stunden unvollendet, die doch ein wenig Frieden und Genuß uns schienen enthalten zu können. Aber ganz sind diese Stunden nicht verloren. Wenn neue Momente der Lust aufklingen, die auch so schmal und linear vorübergehn werden, erhalten sie von ihnen Unterbau und Konsistenz durch eine reiche Orchesterbegleitung. So erweitern sie sich zu einem der typischen Glücksgefühle, die man nur von Zeit zu Zeit erlebt, die aber weiterbestehn; im gegenwärtigen Fall lag es im Aufgeben von allem Übrigen, um in einem behaglichen Rahmen, welcher kraft der Erinnerungen in einem Wirklichkeitsbild Reiseverheißungen einschließt, mit einem Freunde zu essen, der unser schlafendes Leben mit all seiner Energie und Zuneigung aufrütteln und einen innigen Genuß uns mitteilen wird, der ganz anders ist als einer, den wir durch eigne Anstrengung oder gesellschaftliche Zerstreuungen uns verschaffen könnten. Wir werden ihm uns ganz widmen und Freundschaftsschwüre schwören, die zwischen den Wänden dieser Stunde geboren werden und in ihr auch beschlossen bleiben; am nächsten Tag würden wir sie vielleicht nicht halten, aber ich konnte sie skrupellos Saint-Loup schwören, denn er wird den Mut ja haben, in dem soviel Lebensklugheit und die Ahnung liegt, daß Freundschaft nicht tief gehen kann, – den Mut, am nächsten Tage abzureisen.

Hatte ich auf der Treppe die Abende in Doncières wiedererlebt, so führte draußen die fast völlige Nacht (der Nebel schien die Laternen gelöscht zu haben, man erkannte sie nur ganz undeutlich, wenn man ganz nah an sie herankam) mich zurück zu ich weiß nicht welcher Ankunft am Abend in Combray; die Stadt war damals nur in großen Abständen beleuchtet gewesen, man tastete durch feuchte Finsternis, ein laues heiliges Krippendunkel, als Stern darin nur hier und da ein Lichtstümpfchen, das nicht heller glänzte als eine Kerze. Welch ein Unterschied zwischen diesem noch dazu unbestimmten Jahr in Combray und den Abenden in Rivebelle, die ich vorhin oben an den Vorhängen wiedergesehen hatte! Als ich diesen Unterschied wahrnahm, fühlte ich eine Begeisterung, die fruchtbar hätte werden können, wenn ich allein gewesen wäre; dann hätte ich mir

den Umweg über viele nutzlose Jahre ersparen können, durch die ich hindurch mußte, bevor der heimliche Beruf, dessen Geschichte dieses Werk ist, deutlich wurde. Wäre dies schon an jenem Abend geschehen, der Wagen wäre mir denkwürdiger geblieben als der von Doktor Percepied, auf dessen Sitz ich die kleine – vor kurzem gerade wiedergefundene, bearbeitete und umsonst dem *Figaro* eingesandte – Beschreibung der Glocken von Martinville entworfen hatte. Wir erleben unsere Jahre nicht in beständiger Folge Tag für Tag wieder, sondern im Gedächtnis, das in der Frische oder dem Sonnenschein eines Morgens oder Abends geronnen ist und Schatten fern von der übrigen Welt empfängt durch irgendeine vereinzelte, umschlossene, unbeweglich festgehaltene, verlorene Lage, darin werden die stufenweisen Veränderungen unterdrückt, und nicht nur die von außen, auch die in unsern Träumen und in unserm werdenden Charakter, die von einer Zeit zu einer ganz andern unmerklich im Leben uns geführt haben; erfahren wir nun eine andre Erinnerung, die einem ganz andern Jahr entliehen ist, wieder, entsteht dann nicht zwischen beiden durch Lücken und gewaltige Stücke Vergessenheit ein geradezu abgründiger Höhenunterschied, das Unvereinbare zweier Atmosphären, die ganz verschieden sich atmen und von ganz verschiedener Farbe erfüllt sind? Aber zwischen den Erinnerungen an Combray, Doncières und Rivebelle, die mir jetzt nacheinander aufgestiegen waren, fühlte ich in diesem Moment noch viel mehr als eine zeitliche Distanz, eine, wie sie zwischen verschiedenartigen Gesamtwelten besteht, deren Materie nicht dieselbe ist. Hätte ich in einem Werk die Materie nachahmen wollen, in der selbst meine flüchtigsten Erinnerungen an Rivebelle mir ziseliert erschienen, ich hätte die Substanz, die bis dahin dem rauhen düstern Sandstein von Combray entsprach, mit Rosa ädern und gleichzeitig durchleuchtend, kompakt, frisch und tönend machen müssen. Robert hatte dem Kutscher alle nötigen Erklärungen gegeben und kam zu mir in den Wagen. Die Ideen, die mir gekommen waren, verschwanden. Diese Göttinnen geruhen bisweilen einem einsamen Sterblichen sichtbar zu werden, an einer Wegbiegung oder auch in seinem Zimmer, während er schläft, dann stehen sie im Rahmen der Tür und bringen ihm ihre Verkündigung. Sobald man aber zu zweit ist, verschwinden sie, in Gesellschaft sehen die Menschen sie nie. So fand ich mich in die Welt der Freundschaft zurückgeworfen. Schon als er kam, hatte Robert mir gesagt, es sei

sehr neblig, während wir aber sprachen, war der Nebel beständig dichter geworden. Das war nicht mehr bloß der leichte Dunst, den mein Wunsch von der Insel aufsteigen ließ, um Frau von Stermaria und mich einzuhüllen. Auf zwei Schritte Entfernung erloschen die Laternen, man war in tiefer Nacht wie auf dem Lande, in einem Wald oder vielmehr wie auf einer weichen Bretagneinsel, nach der mir der Sinn stand; ich fühlte mich verloren wie an der Küste eines nördlichen Meeres, wo man zwanzigmal in Todesgefahr schwebt, bevor man an das einsame Wirtshaus kommt; statt eines erwünschten Spiegels wurde der Nebel eine Gefahr, mit der man kämpft; und um unsern Weg zu finden, um gut in den Hafen zu kommen, erfahren wir die Beschwerden, die Unruhe und endlich die Freude, welche das Gefühl der Sicherheit – das der nicht hat, dem es nicht verloren zu gehen drohte – dem überraschten Reisenden auf seiner Irrfahrt gibt. Nur eins hätte beinah meinen Genuß dieser abenteuerlichen Fahrt gestört, eine Äußerung Saint-Loups, die mich einen Augenblick überraschte und verdroß. »Weißt du,« sagte er, »ich habe Bloch erzählt, daß du ihn durchaus nicht so sehr liebst, daß du manches bei ihm vulgär findest. So bin ich, ich liebe die klaren Situationen«, schloß er mit zufriedener Miene in einem Ton, der keinen Einspruch zuließ. Ich war verblüfft. Ich hatte das absoluteste Vertrauen zu Saint-Loup als zuverlässigem Freunde – und unsere Freundschaft hatte er durch das, was er Bloch gesagt hatte, verraten –, aber dies zu tun, hätten ihn obendrein, schien mir, seine Fehler ebenso hindern müssen wie seine Vorzüge, dank der ungewöhnlichen Mitgift seiner Erziehung, die die Höflichkeit ihn bis zur Unaufrichtigkeit konnte treiben lassen. Nahm er diese triumphierende Miene nur an, um Verlegenheit zu verbergen, wie wir es tun, wenn wir etwas eingestehen, was wir hätten unterlassen sollen, oder verriet sie Ahnungslosigkeit? Dummheit, die einen Fehler zur Tugend erhob, der mir an ihm unbekannt war? Einen Anfall vorübergehender Mißstimmung gegen mich, die ihn bewegen wollte, mich zu verlassen? Oder die Registrierung eines Anfalls vorübergehender Mißstimmung gegen Bloch, dem er etwas Unangenehmes hatte sagen wollen selbst auf die Gefahr hin, mich zu kompromittieren? Nebenbei bemerkt, war, während er mir diese vulgären Worte sagte, sein Gesicht von einer entsetzlichen winkligen Furche stigmatisiert, die ich nur ein oder zweimal im Leben an ihm bemerkt habe, sie lief erst an der Mitte des Gesichtes entlang, kam dann an

die Lippen, krümmte sie und verlieh ihnen einen gemeinen häßlichen Ausdruck, beinahe etwas Bestialisches, das gleich wieder verschwand und ohne Zweifel atavistisch war. In solchen Momenten, die alle zwei Jahr sicher höchstens einmal wiederkehrten, wurde sein eigenes Ich wohl partiell verfinstert, weil die Persönlichkeit eines Ahnen ihn durchfuhr und in seinem Ausdruck sich spiegelte. Sowohl Roberts zufriedene Miene wie seine Worte: »Ich liebe die klaren Situationen« gaben demselben Zweifel Raum und hätten denselben Tadel verdient. Ich wollte ihm sagen, wenn man die klaren Situationen liebt, muß man solche Anfälle von Aufrichtigkeit in eigenen Angelegenheiten haben, aber nicht auf Kosten anderer eine allzu bequeme Tugend daraus machen. Da hielt jedoch der Wagen schon vor dem Restaurant, dessen breite flammende Glasfassade als einzige Helligkeit die Finsternis durchdrang. Durch das behagliche Licht aus dem Innern schien selbst der Nebel bis aufs Trottoir den Eingang zu bezeichnen, mit der Freudigkeit von Dienern, die Anordnungen ihres Herrn widerspiegeln; er irisierte in den zartesten Abstufungen und zeigte den Eingang wie die Feuersäule, die den Hebräern voranging. Von denen gab es übrigens viel unter den Gästen. Es war das Restaurant, in dem Bloch und seine Freunde sich lange Zeit abends getroffen hatten, wenn sie von einem Fasten, das ebenso hungrig machte wie das rituelle, das doch nur einmal im Jahr gehalten wird, vom Kaffee und politischer Erregung trunken waren. Da jede geistige Aufreizung den Gewohnheiten, die sich an sie knüpfen, einen Vorrang, eine höhere Qualität gibt, schafft jeder etwas lebhafte Geschmack um sich her eine Gesellschaft, in der jedes Mitglied vor allem die Achtung der andern erstrebt. So findet man in einer kleinen Provinzstadt Musikfanatiker, die ihre beste Zeit und ihr meistes Geld für Kammermusikabende hergeben, für gesellige Zusammenkünfte, in denen über Musik geredet wird, für Stunden im Café, wo die Dilettanten sich treffen und nahe bei den Musikanten des Orchesters sitzen. Andre, die für Aviatik schwärmen, bemühen sich um die Gunst des alten Kellners der Bar, die mit ihren Glasscheiben hoch oben auf dem Aerodrom nistet; vorm Wind geschützt, kann er da in Gesellschaft eines Fliegers, der gerade pausiert, die Bewegungen eines Piloten verfolgen, der Loopings ausführt, während ein andrer, eben noch unsichtbar, plötzlich mit dem lauten Flügelrauschen des Vogels Rock landen kommt. Die kleine Koterie, die sich traf, um die flüchtigen Erregungen des

Prozesses Zola fortzusetzen und zu vertiefen, nahm das Café sehr wichtig. Aber sie war nicht gern gesehen von den jungen Adligen, welche die andre Hälfte der Kundschaft bildeten und einen zweiten Saal dieses Cafés sich angeeignet hatten, der von dem andern nur durch eine mit Blattpflanzen geschmückte Balustrade getrennt war. Sie betrachteten Dreyfus und seine Anhänger als Verräter, obgleich fünfundzwanzig Jahre später, nachdem die Ideen Zeit gehabt hatten, sich einzuordnen, und die Dreyfusaffäre, in der Geschichte eine gewisse Eleganz anzunehmen, die Söhne eben dieser jungen Adligen, bolschewistisch angehauchte Tänzer, den »Intellektuellen«, die sie befragten, erklärten, hätten sie damals gelebt, sie würden für Dreyfus gewesen sein, ohne dabei eigentlich mehr von der Affäre zu wissen als von der Gräfin Edmond von Pourtalès oder der Marquise von Galliffet, Glanzerscheinungen, die am Tage ihrer Geburt auch schon wieder erloschen waren. Denn an jenem Nebelabend waren die Adligen im Café, die später Väter dieser jungen retrospektiv mit Dreyfus sympathisierenden Intellektuellen werden sollten, noch Junggesellen. Gewiß war von all ihren Familien eine reiche Heirat bereits ins Auge gefaßt, aber noch für keinen von ihnen verwirklicht worden. Noch virtuell, beschränkte diese von mehreren zugleich ersehnte reiche Heirat (es gab verschiedene solcher in Aussicht stehenden »reichen Partien«, aber die Fälle von großer Mitgift waren geringer als die Zahl der Aspiranten) sich darauf, einen gewissen Wetteifer zwischen den jungen Leuten hervorzurufen.

Mein Unglück wollte, daß Saint-Loup ein paar Minuten bei dem Kutscher blieb, um mit ihm zu verabreden, er solle uns, nachdem wir gegessen hätten, wieder abholen, so daß ich allein eintreten mußte. Als ich mich nun in der Drehtür befand, an die ich nicht gewohnt war, glaubte ich zunächst, es werde mir nicht gelingen, wieder aus ihr herauszukommen. (Für die Liebhaber eines präziseren Wortschatzes sei beiläufig bemerkt, diese Drehtür heißt trotz ihres friedlichen Aussehens Revolvertür vom englischen *revolving door.*)

An diesem Abend blieb der Wirt, der sich nicht in die Nässe hinauswagte und auch seine Kundschaft nicht verlassen wollte, in der Nähe des Eingangs und hatte seine Freude daran, die lustigen Klagen der Ankömmlinge zu hören, die vor Vergnügen strahlten, denn sie hatten es nicht leicht gehabt herzufinden und gefürchtet, sich zu

verirren. Aber bei dem Anblick eines Unbekannten, der sich nicht aus den Glasflügeln herausfand, verging sein herzlich lachendes Willkommen. Vor so offenbarer Unkenntnis runzelte er die Stirn wie ein Examinator, der große Lust hat, das *dignus est entrare* nicht auszusprechen. Um mein Mißgeschick vollzumachen, wollte ich mich in den Saal setzen, der für den Adel reserviert war. Grob zog er mich da heraus und wies mir mit einer Unhöflichkeit, die sich unmittelbar allen Kellnern mitteilte, einen Platz im andern Saal an. Da gefiel es mir um so weniger, als die Wandseite schon besetzt war (und ich mir gegenüber die Tür hatte, die für die Hebräer reserviert war; das war keine Drehtür, sie ging alle Augenblicke auf und zu und wehte mir eine schreckliche Kälte entgegen). Aber der Wirt wollte mir keinen andern Platz geben.
»Nein, mein Herr, ich kann nicht alle Leute für Sie inkommodieren.« Übrigens vergaß er mich späten unbequemen Gast sehr bald, denn das Eintreten Neuankommender fesselte ihn ganz. Von denen mußte jeder, ehe er sein Bier, sein kaltes Huhn oder seinen Grog bestellte, wie in den alten Romanen mit der Erzählung seiner Abenteuer Zeche zahlen, sobald er in dies warme sichere Asyl gedrungen war, wo durch den Gegensatz zu der Welt, der man entronnen war, Lustigkeit und Kameradschaft herrschte, wie sie am Feuer eines Biwaks munter wetteifern.
Einer erzählte, sein Kutscher habe gemeint, am Pont de la Concorde angekommen zu sein, und sei dreimal um die Invalides herumgefahren, ein andrer, seiner habe versucht, die Avenue des Champs-Élysées herunterzufahren und sei am Rond-Point in ein Gebüsch geraten und erst nach dreiviertel Stunden wieder herausgekommen. Dann folgte ein Jammern über den Nebel, die Kälte, die Totenstille der Straßen, das wurde alles äußerst munter vorgebracht und angehört, wie es die behagliche Atmosphäre im Saal, wo es außer an meinem Platz überall warm war, und das lebhafte Licht, in dem die schon ans Dunkel gewohnten Augen zwinkerten, und der Lärm der Gespräche, der den Ohren ihr Leben wiedergab, mit sich brachten. Die Ankommenden konnten kaum still bleiben. Was ihnen Seltsames zugestoßen, das hielten sie für einzig, es brannte ihnen auf der Zunge, sie sahen umher, mit wem sie ein Gespräch anfangen könnten. Sogar der Wirt verlor das Gefühl für Standesunterschiede. »Fürst Foix hat sich dreimal verirrt auf dem Weg von der Porte Saint-Martin«, rief er lachend einem israelischen Advokaten

zu, den an jedem andern Tag höhere Schranken von dem Fürsten getrennt hätten als die Blattbalustrade im Saale, und zeigte, wie bei einer Vorstellung, auf den berühmten Aristokraten. »Drei Mal, schau einer an!« sagte der Advokat und faßte an seinen Hut. Der Fürst gewann diesen Worten der Annäherung keinen Geschmack ab. Er gehörte zu einer Gruppe Aristokraten, deren einzige Beschäftigung selbst dem Adel gegenüber, wenn er nicht höchsten Ranges war, ein unverschämtes Auftreten zu sein schien. Einen Gruß nicht erwidern, und wenn der Höfliche rückfällig noch einmal grüßte, höhnisch zu grinsen oder den Kopf wütend zurückzuwerfen, einen älteren Mann, der ihnen Dienste geleistet hatte, scheinbar nicht zu erkennen und ihren Händedruck Herzögen und intimsten Freunden von Herzögen, die diese ihnen vorstellten, vorzubehalten, gehörte zur Haltung dieser jungen Leute und insbesondre des Fürsten Foix. Diese Haltung wurde begünstigt durch jugendliche Unreife (in diesem Alter ist man ja auch in bürgerlichen Kreisen scheinbar undankbar und benimmt sich flegelhaft: hat man monatelang einem Wohltäter, der seine Frau verloren hat, zu schreiben vergessen, grüßt man ihn schließlich, um die Dinge einfacher zu machen, gar nicht mehr), sie war aber vor allem von übertriebenem snobistischen Kastengeiste eingegeben. Wie gewisse Nervenleiden, deren Symptome in reiferem Alter sich abschwächen, sollte dieser Snobismus allerdings bei denen, die als junge Leute so unerträglich gewesen, im allgemeinen später nicht mehr so aggressiv auftreten. Ist die Jugend erst einmal vorüber, so bleibt man selten auf Unverschämtheit beschränkt. Man hatte geglaubt, es gebe sonst nichts auf der Welt, nun entdeckt man mit einmal, so vornehm man auch ist, daß auch Musik, Literatur, ja sogar Volksvertretung existieren. Das wird die Stufenleiter der sozialen Werte ändern, und so läßt man sich denn auf Gespräche mit Leuten ein, denen man früher nur einen vernichtenden Blick zugeworfen hätte. Ein Glück für die Leute, die geduldig genug waren, das abzuwarten, deren Charakter – wenn man so sagen darf – wohlbeschaffen genug ist, daß es ihnen Freude macht, als Vierzigjährige dort liebenswürdiges Entgegenkommen zu finden, wo man sie schnöde abwies, als sie zwanzig Jahre alt waren.

Über den Fürsten Foix muß, da sich die Gelegenheit hier bietet, noch gesagt werden, daß er zu einer Koterie von zwölf bis fünfzehn jungen Leuten und zu einer engeren Gruppe von vieren gehörte.

Die Koterie der Zwölf bis Fünfzehn hatte ein Merkmal, das auf den Fürsten selbst, glaub ich, nicht zutraf: diese jungen Leute präsentierten sich alle auf zweierlei Art. Verschuldet bis über die Ohren, waren sie in den Augen ihrer Lieferanten Taugenichtse, so gern diese auch zu ihnen sagten: »Euer Gnaden, Herr Marquis, Durchlaucht ...« Sie hofften, sich mittels der »reichen Heirat« oder – wie es auch hieß – dem »großen Portemonnaie« aus der Affäre zu ziehen, und, da es nicht mehr als vier oder fünf Partien mit großer Mitgift gab, nach denen es sie gelüstete, nahmen mehrere dieselbe Braut heimlich aufs Korn. Das Geheimnis wurde gut gehütet, und wenn dann einer von ihnen ins Café kam und sagte: »Meine Vortrefflichen, ich liebe euch zu sehr, um euch nicht meine Verlobung mit Fräulein von Ambresac mitzuteilen«, wurden allerhand Ausrufe laut, denn manche glaubten, die Sache sei für sie selbst schon abgemacht mit dem Fräulein, und waren nicht kaltblütig genug, im ersten Augenblick ihre Wut und Verblüffung zu unterdrücken. »Es macht dir also Spaß, das Heiraten, Bibi?«, diesen Ausruf konnte Fürst Châtellerault nicht unterdrücken, er ließ seine Gabel vor Staunen und Verzweiflung fallen, er hatte geglaubt, die Verlobung des Fräulein von Ambresac werde demnächst öffentlich werden, aber mit ihm, Châtellerault selbst. Und sein Vater hatte doch, Gott weiß wie geschickt, bei den Ambresac gegen Bibis Mutter intrigiert. »Es macht dir also Spaß, das Heiraten?« mußte er Bibi zum zweiten Mal fragen; der aber war besser vorbereitet, er hatte Zeit gehabt, seine Haltung zu überlegen, seit die Sache »fast offiziell« war, und antwortete lächelnd: »Ich bin froh, nicht weil ich heirate, darauf brannte ich wirklich nicht, sondern weil ich Daisy von Ambresac heirate, die ich entzückend finde.« Während dieser Antwort hatte sich Herr von Châtellerault wieder erholt und erwog nun, er müsse jetzt eine halbe Wendung auf Fräulein von la Canourque zu machen oder auf Miß Foster, die großen Partien Nr. 2 und Nr. 3, die Gläubiger, die auf die Heirat Ambresac warteten, sich zu gedulden bitten, und endlich den Leuten, denen auch er gesagt hatte, Fräulein von Ambresac sei reizend, erklären, für Bibi sei das eine gute Heirat, er aber würde sich mit seiner ganzen Familie entzweit haben, wenn er Fräulein von Ambresac geheiratet hätte. Frau von Soléon habe sogar, so wollte er behaupten, gesagt, daß sie sie gar nicht empfangen würde.

Waren sie in den Augen der Lieferanten, Gastwirte usw. armselig,

wurden sie dagegen als echte Doppelwesen, sobald sie in die Gesellschaft kamen, nicht nach dem Verfall ihres Vermögens und nach den traurigen Berufen beurteilt, die sie ergreifen mußten, um es zu reparieren. Dann waren sie wieder Fürst und Herzog Soundso und zählten nur nach Ahnen. Ein Herzog, der fast eine Milliarde besaß und alle Vorzüge zu vereinen schien, rangierte nach ihnen, weil sie als Familienoberhäupter von alters her regierende Fürsten eines Ländchens waren, in dem sie das Recht hatten, Münze zu schlagen usw. ... Oft senkte einer im Café hier die Augen, wenn ein andrer eintrat, so daß der Ankommende ihn nicht zu grüßen brauchte. Er hatte nämlich auf seiner erfinderischen Jagd nach dem Gelde einen Bankier zum Essen eingeladen. Jedesmal, wenn ein Mann der hohen Gesellschaft unter solchen Umständen mit einem Bankier anknüpft, läßt er ihn seine hunderttausend Franken verlieren, was den Weltmann nicht abhält, dasselbe mit einem andern anzufangen. Immer wieder weiht man Kerzen und konsultiert Ärzte.

Aber der Fürst Foix war selber reich und gehörte nicht nur zu dieser eleganten Koterie von fünfzehn jungen Leuten, sondern weiter zu einer geschlosseneren Gruppe von vier Unzertrennlichen, zu denen auch Saint-Loup zählte. Nie lud man sie einen ohne den andern ein, man nannte sie die vier »Gigolos«, sah sie immer zusammen auf dem Korso, gab ihnen in den Schlössern Zimmer, die ineinandergingen, und da sie alle sehr schön waren, gingen Gerüchte über ihre Intimität um. Was Saint-Loup anlangt, so konnte ich diese Gerüchte ausdrücklich dementieren. Seltsam ist jedoch eins: wenn man später hörte, die Gerüchte seien für alle vier zutreffend, hatte dafür keiner von ihnen es von den drei andern gewußt. Und doch hatte jeder sich über die andern gut zu informieren gesucht, sei es um einen Wunsch oder vielmehr einen Groll zu befriedigen, eine Heirat zu verhindern oder einen Trumpf gegen den Freund in der Hand zu haben. Ein fünfter (es gibt in Gruppen von vieren immer mehr als vier) hatte sich den vier Platonikern angeschlossen und war noch platonischer als die andern. Aber religiöse Bedenken hinderten ihn bis lange, nachdem die Gruppe der Vier aufgelöst war und er selbst geheiratet hatte. Als Familienvater betete er in Lourdes, das nächste Kind möge ein Knabe sein oder ein Mädchen, und stürzte sich in der Zwischenzeit auf Soldaten.

Trotz des Fürsten Wesensart war er, da die Worte, die vor ihm fielen, nicht direkt an ihn gerichtet waren, weniger zornig als er

sonst es gewesen wäre. Überdies hatte der Abend etwas Ungewöhnliches. Schließlich gab es für den Advokaten nicht mehr Möglichkeiten, mit dem Fürsten Foix Beziehungen anzuknüpfen, als für den Kutscher, der den vornehmen Herrn gefahren hatte. So glaubte der denn auch, dem Unterredner, den ihm das Wetter zu einer Art Mitreisenden gegeben hatte, wie man ihn am Ende der Welt an windumwehter Nebelküste trifft, mit hochmütiger Miene, und wie in die Kulisse sprechend, antworten zu können. »Wenn man sich nur verlieren würde – aber man findet sich nicht wieder.« Der Wirt war frappiert von der Richtigkeit dieses Gedankens, zumal er ihn schon mehrere Male an diesem Abend hatte ausdrücken hören.

Er hatte nämlich die Gewohnheit, was er hörte oder las, mit einem schon bekannten Text zu vergleichen, und wenn er keinen Unterschied sah, fühlte er Bewunderung in sich aufkommen. Ein solcher Geisteszustand verdient Beachtung, denn auf politische Gespräche und Zeitungslektüre bezogen, formt er die öffentliche Meinung und ermöglicht so die größten Ereignisse. Viele deutsche Cafétiers, die ihren Gast oder ihre Zeitung nur bewunderten, wenn diese sagten, Frankreich, England und Rußland suchten mit Deutschland anzubinden, haben im Augenblick von Agadir einen Krieg möglich gemacht, der allerdings nicht ausgebrochen ist. Wenn die Historiker mit Recht darauf verzichten, die Taten der Völker durch den Willen des Königs zu erklären, sollten sie an dessen Stelle die Psychologie des mittelmäßigen Individuums setzen.

In politschen Fragen wandte der Wirt des Cafés, in das ich gekommen war, seit einiger Zeit seine Mentalität eines Lektors für Rezitation nur auf bestimmte Ergüsse über die Dreyfusaffäre an. Fand er in den Äußerungen eines seiner Kunden oder in den Spalten der Zeitung die bekannten Ausdrücke nicht, so erklärte er den Artikel für langweilig oder den Kunden für unaufrichtig. Von dem Fürsten Foix aber war er so entzückt, daß er ihn kaum seinen Satz ausreden ließ. »Fein gesagt, Hoheit, fein gesagt! (das hieß eigentlich soviel wie: fehlerlos aufgesagt) Ja, so ist es«, rief er »hingerissen«, wie es in *Tausendundeine Nacht* heißen würde, »bis an die Grenze des Wohlgefallens«. Aber der Fürst war schon in den kleinen Saal verschwunden. Und dann bestellten, da ja das Leben selbst nach den seltsamsten Ereignissen wieder weitergeht, die, welche aus dem Nebelmeer auftauchten, die einen ihr Getränk, die andern ihr Souper; unter diesen waren junge Leute vom Jokeyklub, die, da dieser

Tag nun einmal einen anormalen Charakter hatte, keinen Anstand nahmen, sich an zwei Tischen im großen Saal niederzulassen, so waren sie ganz in meiner Nähe. Vom kleinen Saal zum großen hatte so die Sintflut zwischen all diesen Leuten, die nach ihrer langen Irrfahrt durchs Nebelmeer von der Behaglichkeit im Restaurant ermuntert wurden, eine Vertraulichkeit hergestellt (nur ich allein war ausgeschlossen), wie sie etwa in der Arche Noah geherrscht haben mag. Mit einmal sah ich, wie der Wirt in tiefen Bücklingen sich krümmte und die Oberkellner vollzählig herbeieilten, so daß alle Gäste sich umsahen. »Schnell, rufen Sie mir Cyprien, einen Tisch für den Herrn Marquis von Saint-Loup«, rief der Wirt, für den Robert nicht nur ein Grandseigneur war, der selbst in den Augen des Fürsten Foix hohes Prestige genoß, sondern auch Kunde, der auf großem Fuße lebte und in diesem Restaurant viel Geld ausgab. Die Gäste im großen Saal wurden neugierig, die im kleinen riefen um die Wette ihrem Freunde zu, der sich inzwischen die Schuhe abgeputzt hatte. Gerade als er in den kleinen Saal hinüber wollte, sah er mich in dem großen. »Guter Gott,« rief er, »was machst du denn da, mit der offenen Tür vor dir.« Er warf dem Wirt einen wütenden Blick zu: der lief, sie zu schließen, schob, sich entschuldigend, alles auf die Kellner: »Ich sage ihnen immer, sie sollen sie zu lassen.«

Ich hatte die Nachbarn an meinem Tisch und andere Tische vor meinem aufstören müssen, um ihm entgegen zu gehen. »Warum bist du vorangegangen? Du möchtest lieber hier essen als im kleinen Saal? Aber mein armer Kleiner, du wirst erfrieren. – Sie werden mir den Gefallen tun, diese Tür zu schließen«, wandte er sich an den Wirt. »Sofort, Herr Marquis. Die Gäste, die von jetzt an kommen, werden einfach durch den kleinen Saal gehen.« Und um deutlicher seinen Eifer zu zeigen, rief er für die Operation einen Oberkellner und mehrere Kellner her und ließ schreckliche Drohungen hören, falls sie nicht ordentlich ausgeführt werde. Mir gegenüber erging er sich in übertriebenen Respektbezeugungen, um mich vergessen zu lassen, daß er damit nicht bei meiner Ankunft, sondern erst nach der von Saint-Loup begonnen habe; und um mir einzureden, ich verdanke sie nicht nur der Freundschaft, die mir sein reicher vornehmer Gast bezeugte, lächelte er mir öfters heimlich ein bißchen zu wie aus persönlicher Sympathie.

Hinter mir hörte ich eine merkwürdige Äußerung. Statt des üblichen: »Kaltes Huhn, schön, etwas Champagner, aber ganz trok-

ken«, sagte ein Gast: »Ich möchte lieber etwas Glyzerin. Jawohl, heiß, sehr gut.« Ich wollte sehn, wer der Asket sei, der sich solch ein Menu auferlegte. Ich drehte einen Augenblick den Kopf um und wandte ihn dann wieder rasch zu Saint-Loup, um von dem seltsamen Feinschmecker nicht erkannt zu werden. Es war einfach ein Arzt aus meiner Bekanntschaft. Ein Patient hatte sich den Nebel zunutze gemacht und ihn in dies Café verschleppt, um ihn zu konsultieren. Ärzte und Börsianer sagen immer »ich«. Inzwischen betrachtete ich Robert und kam auf allerlei Gedanken: Es gab hier im Café (und auch im Leben hatte ich viele von ihnen kennen gelernt) Fremde, Intellektuelle, Bohemiens aller Art, die sich schon nichts mehr aus dem Lachen machten, das ihre prätentiösen Havelocks, ihre Krawatten im Geschmack von 1830 und vor allem ihre ungeschickten Bewegungen erregten, sie provozierten es sogar, um zu zeigen, daß sie sich nicht darum kümmerten, und waren dabei Leute von wirklichem intellektuellen und seelischen Wert und von großer Feinfühligkeit. Sie mißfielen – vor allem die Juden, die nicht assimilierten Juden wohlverstanden, von den andern kann nicht die Rede sein – denen, die einen wunderlichen verschrobenen Anblick nicht vertragen (so mißfiel Bloch der Albertine). Im allgemeinen mußte man später zugeben, wenn auch zu langes Haar, zu große Nasen und Augen, theatralische eckige Gebärden gegen sie sprachen, – es war doch kindisch, sie danach zu beurteilen, sie hatten Geist und Herz und waren im Verkehr Leute, die man sehr lieb gewinnen konnte. Unter den Juden besonders gab es so manche, deren Verwandte eine Großherzigkeit, geistige Aufgeschlossenheit und Aufrichtigkeit besaßen, neben denen Saint-Loups Mutter und der Herzog von Guermantes eine traurige Figur machten mit ihrer Frostigkeit, ihrer oberflächlichen Religiosität, die sich nur gegen öffentliches Ärgernis empörte, und ihrer Verteidigung eines Christentums, das unfehlbar (auf unvorhergesehenen Wegen der Vernunft, die ja doch einzig geschätzt wurde) auf kolossale Geldheiraten hinauslief. Aber wie sich bei ihm auch die Fehler seiner Verwandten zu einer neuen schöpferischen Kombination von Tugenden gestaltet haben mochten, jedenfalls besaß Saint-Loup die reizvollste Offenheit des Geistes und Herzens. Und das muß zu Frankreichs unsterblichem Ruhme gesagt werden, wenn sich diese Eigenschaften bei einem reinblütigen Franzosen finden, ganz gleich, ob von Adel oder aus dem Volk, so blühen sie – entfalten sich, wäre zuviel ge-

sagt, denn Maß und Beschränkung bleiben bestehen – mit einer Anmut, wie der Fremde, so schätzenswert er sein mag, sie uns nicht zu bieten hat. Gewiß besitzen die andern auch geistige und seelische Qualitäten, und wenn man bei ihnen auch erst durch allerlei Ungefälliges, Anstößiges, Lächerliches hindurch muß, diese Eigenschaften sind deshalb nicht minder wertvoll. Aber es ist doch recht hübsch und vielleicht ausschließlich französisch, wenn das, was nach gerechtem Urteil schön und vor Geist und Herz wertvoll ist, zunächst den Augen wohltut, anmutige Farben, richtigen Umriß hat und auch in Stoff und Form die innere Vollkommenheit verwirklicht. Ich sah Saint-Loup an und sagte mir, es ist hübsch, wenn nicht ein schlecht beschaffenes Äußere innerer Wohlbeschaffenheit als Vorzimmer dient, es ist hübsch, wenn Nasenflügel zart und in der Zeichnung vollkommen sind, wie die Flügel der kleinen Schmetterlinge, die sich auf die Blumen der Wiesen rings um Combray setzen; und das wahre *opus francigenum*, dessen Geheimnis seit dem dreizehnten Jahrhundert nicht verlorengegangen ist und nicht mit unsern Kirchen zu Grunde gehen wird, sind weniger die Steinengel von Saint-André-des-Champs als die kleinen Franzosen, Adel, Bürger und Bauern, deren Gesicht mit derselben traditionellen Grazie und Sicherheit gemeißelt ist wie die Werke an dem berühmten Portal, und bei ihnen sind sie noch heute schöpferisch.
Nachdem er sich einen Augenblick entfernt hatte, um das Verschließen der Tür und die Bestellung unseres Diners zu überwachen (er bestand sehr darauf, daß wir »Schlachtfleisch« nähmen, das Geflügel war gewiß nicht besonders), kam der Wirt wieder und richtete aus, Fürst Foix würde sich freuen, wenn der Herr Marquis erlaube, daß er an einem Tisch in seiner Nähe speise. »Aber sie sind alle besetzt«, antwortete Robert und sah auf die Tische, die meinen verbauten. »O das – das macht nichts, wenn dem Herrn Marquis damit gedient wäre, könnte ich leicht die Herrschaften bitten, Platz zu wechseln. Das sind Dinge, die man für den Herrn Marquis tun kann!« »Da mußt du entscheiden,« sagte Saint-Loup zu mir, »Foix ist ein guter Junge, ich weiß nicht, ob er dich stören wird, er ist nicht so dumm wie viele andre.« Ich antwortete Robert, er würde mir sicher gefallen, aber wenn ich schon einmal mit ihm speise, was mich doch so glücklich mache, sei es mir ebenso lieb, wir blieben allein. »Einen sehr hübschen Mantel hat der Fürst«, sagte der Wirt, während wir uns besprachen. »Ja, ich kenne ihn«, antwortete Saint-

Loup. Ich wollte Robert erzählen, Herr von Charlus habe seiner Schwägerin verheimlicht, daß er mich kenne, und ihn fragen, was wohl der Grund dafür sein möge, aber daran verhinderte mich das Erscheinen von Herrn von Foix. Er kam zu sehen, wie seine Bitte aufgenommen worden sei, und hielt sich zwei Schritt von uns entfernt. Robert stellte uns vor, ließ aber seinen Freund wissen, er habe mit mir zu sprechen, und es sei ihm lieber, wenn man uns in Ruhe ließe. Der Fürst entfernte sich; als er sich von mir verabschiedete, begleitete er seinen Gruß mit einem Lächeln, das auf Saint-Loup hinwies, und sich mit dessen ausdrücklichem Wunsch zu entschuldigen schien für die Kürze einer Vorstellung, die er länger gewünscht hätte. Aber in diesem Augenblick kam Robert offenbar plötzlich ein Gedanke. Er sagte zu mir: »Setz dich immer schon und fange an zu essen, ich bin gleich wieder da«, entfernte sich mit seinem Kameraden und verschwand im kleinen Saal. Es war mir peinlich, die schicken jungen Leute, die ich nicht kannte, über den jungen Erbgroßherzog von Luxembourg (Exgrafen von Nassau), den ich in Balbec gekannt und der während der Krankheit meiner Großmutter mir so feinfühlig seine Sympathie bekundet hatte, die lächerlichsten und böswilligsten Geschichten erzählen zu hören. Einer behauptete, er habe zur Herzogin von Guermantes gesagt: »Ich verlange, daß alle sich erheben, wenn meine Frau vorbeikommt«, und die Herzogin habe geantwortet (was ebenso sinnlos wie ungenau gewesen wäre, da die Großmutter der jungen Fürstin die ehrsamste Frau der Welt war): »Man soll sich erheben, wenn deine Frau vorbeikommt, gut, das gibt eine Abwechslung gegen ihre Großmutter, denn für die legten die Männer sich hin.« Dann erzählte man, als dies Jahr seine Tante, die Fürstin von Luxembourg, nach Balbec gekommen und im Grand-Hôtel abgestiegen sei, habe er sich beim Direktor (meinem Freunde) beschwert, weil er nicht die luxemburgische Flagge auf der Mole gehißt habe. Nun war ja diese Flagge weniger bekannt und in Gebrauch als die Fahnen von England oder Italien, und da habe er mehrere Tage gebraucht, sie sich zu verschaffen, das habe den jungen Großherzog lebhaft verstimmt. Ich glaubte kein Wort von dieser Geschichte, nahm mir aber vor, sobald ich nach Balbec käme, den Direktor des Hotels danach zu fragen, um mich zu versichern, daß es eine reine Erfindung sei. Während ich auf Saint-Loup wartete, bat ich den Wirt des Restaurants, mir Brot geben zu lassen. »Sofort, Herr Baron.« »Ich

bin nicht Baron«, antwortete ich. »Oh, Pardon, Herr Graf!« Ich hatte nicht Zeit zu einem zweiten Protest, nach welchem ich sicherlich »Herr Marquis« geworden wäre; so schnell wie er versprochen, erschien Saint-Loup wieder im Eingang und hatte überm Arm den großen Vigognemantel des Fürsten; ich merkte, er hatte ihn sich ausgebeten, um mich zu wärmen. Er machte mir von weitem ein Zeichen, ich solle nicht aufstehen; er kam näher; man hätte wieder meinen Tisch rücken oder ich hätte den Platz wechseln müssen, damit er sich setzen könne. Aber sobald er den großen Saal betreten hatte, stieg er gewandt auf die Bankreihe aus rotem Samt, die rings an der Wand entlang ging; darauf saßen außer mir nur drei oder vier junge Leute vom Jockeyklub, Bekannte von ihm, welche im kleinen Saale nicht mehr Platz gefunden hatten. Zwischen den Tischen liefen in gewisser Höhe elektrische Drähte; die hinderten Saint-Loup nicht, geschickt übersprang er sie wie ein Rennpferd ein Hindernis; ich kam in Verlegenheit, weil er dies nur für mich, nur um mir eine sehr einfache Bewegung zu ersparen, tat, zugleich aber mußte ich die Geschicklichkeit bewundern, mit der er seine Sprünge ausführte; und ich war nicht der einzige, der staunte; denn während so etwas bei einem weniger vornehmen, weniger freigebigen Gast kaum nach ihrem Geschmack gewesen wäre, standen Wirt und Kellner ganz gebannt da, wie Kenner auf dem Sattelplatz beim Rennen; ein Piccolo blieb mit einer Schüssel, auf die Gäste nebenan warteten, in der Hand wie paralysiert stehen; und als nun Saint-Loup, um hinter seinen Freunden vorbeizukommen, auf die schmale Rücklehne kletterte und dort balancierend weiterging, begann man im Hintergrund des Saals diskret Beifall zu klatschen. Schließlich kam er in meine Höhe, machte kurz und mit der Präzision des Kommandeurs vor der Tribüne eines Fürsten halt, verneigte sich und reichte unterwürfig und ritterlich mir den Vigognemantel: gleich darauf saß er neben mir und legte ihn mir, ohne daß ich eine Bewegung zu machen brauchte, als leichten warmen Schal um die Schultern.

»Eh ichs vergesse,« sagte Robert zu mir, »mein Onkel Charlus hat dir etwas zu sagen. Ich habe ihm versprochen, dich morgen abend zu ihm zu schicken.«

»Gerade wollte ich dir von ihm sprechen. Aber morgen abend esse ich bei deiner Tante Guermantes.«

»Ja, morgen ist großer Betrieb bei Oriane. Ich bin nicht entboten.

Aber mein Onkel Palamède möchte, daß du nicht hingehst. Kannst du nicht absagen? Geh jedenfalls nachher zu meinem Onkel Palamède. Ich glaube, ihm liegt daran, dich zu sehen. Weißt du, du kannst gut gegen elf bei ihm sein. Elf Uhr, vergiß es nicht, ich übernehme es, ihn zu benachrichtigen. Er ist sehr empfindlich. Er wird dirs übelnehmen, wenn du nicht kommst. Und bei Oriane ist immer früh Schluß. Wenn du nur zum Essen da bist, kannst du gut um elf bei meinem Onkel sein. Nebenbei hätte ich eigentlich Oriane sprechen müssen wegen meines Postens in Marokko, den ich wechseln möchte. In solchen Sachen ist sie sehr nett, und sie kann beim General von Saint-Joseph, von dem das abhängt, alles durchsetzen. Aber sprich ihr nicht davon. Ich habe der Prinzessin von Parma ein Wort gesagt, es wird ganz von selbst gehen. Ach, Marokko, sehr interessant. Hätte dir viel davon zu erzählen. Sehr feine Menschen da unten. Man fühlt die geistige Ebenbürtigkeit.«
»Du glaubst nicht, die Deutschen werden in dieser Sache bis zum Krieg gehen?«
»Nein, es ärgert sie zwar, und im Grunde mit Recht. Aber der Kaiser ist für Frieden. Sie reden uns ein, sie wollen Krieg, um uns zum Nachgeben zu zwingen. Der Fürst von Monaco, der ein Agent Wilhelms II. ist, teilt uns im Vertrauen mit, Deutschland werde sich auf uns stürzen, wenn wir nicht nachgeben. Also geben wir nach. Aber täten wirs nicht, es gäbe durchaus keinen Krieg. Denk doch nur, was für eine komische Sache heutzutage ein Krieg wäre. Das wäre ja katastrophaler als die Sündflut und die *Götterdämmerung*. Nur würde es nicht so lange dauern.«
Er sprach mir von Freundschaft, von Neigung, und er beklagte unsere nahe Trennung. Dabei sollte er, wie alle Reisenden seiner Art, am nächsten Tag für mehrere Monate aufs Land und dann nur auf zwei Tage nach Paris kommen, um wieder nach Marokko (oder sonstwohin) zurückzukehren; aber mein Herz war heiß an diesem Abend, und die Worte, die er hinwarf, entfachten in ihm süße Träumerei. Unsere seltenen Zusammenkünfte, und diese insbesondre, haben seither in meinem Gedächtnis Epoche gemacht. Für ihn wie für mich war es der Abend der Freundschaft. Aber die, welche ich in diesem Augenblick (und darum mit etwas schlechtem Gewissen) empfand, war, wie ich fürchtete, durchaus nicht das Gefühl, das er mir gern eingeflößt hätte. Ich war noch ganz erfüllt von dem Genuß, den es mir machte, als er in kurzem Galopp und so graziös ans

Ziel gelangte, und ich fühlte, dieser Genuß beruhe darauf, daß jede seiner Bewegungen an der Wand und über die Bänke hin Sinn und Ursache vielleicht in Saint-Loups individueller Natur, aber mehr noch in der hatte, die er durch Geburt und Erziehung von seiner Rasse hatte.

Eine Sicherheit des Geschmacks auf dem Gebiet nicht des Schönen, sondern vielmehr der Manieren, die gegenüber einer neuen Situation in dem eleganten Manne – wie bei einem Musiker, den man ein unbekanntes Stück zu spielen bittet – unmittelbar das Gefühl und die Bewegung, die sie verlangte, auslöste und dazu den passendsten Mechanismus, die beste Technik, eine Sicherheit, die diesem Geschmack ermöglichte, sich ohne den Zwang irgend andrer Erwägungen zu entfalten, wie sie so viele junge Bürgerliche paralysiert hätten – die würden gefürchtet haben, in den Augen der andern lächerlich zu werden, wenn sie die Konvention durchbrächen, und in denen ihrer Freunde zu dienstbeflissen sich zu erweisen; anstelle solcher Gefühle war in Robert ein Hochmut, von dem sein Herz bestimmt nichts wußte, den er aber durch Erbschaft im Körper hatte, und dieser Hochmut hatte die Umgangsformen seiner Vorfahren an eine Zwanglosigkeit gewöhnt, die, wie sie glaubten, denen, an die sie sich wandten, nur schmeichelhaft und wohltuend sein konnten; dazu eine vornehme Freigebigkeit, die alle die materiellen Vorteile unbeachtet ließ (verschwenderische Ausgaben hatten ihn in diesem Restaurant, wie auch anderswo, zu dem modischsten Gast und großen Liebling gemacht, und diese Rolle wurde durch den Eifer nicht nur der Dienerschaft, sondern der ganzen vornehmen Jugend unterstrichen), die ihn diese Vorteile mit Füßen treten ließ wie den Purpursamt der Bänke, den er tatsächlich und symbolisch betreten hatte, gleich einem kostbaren Teppich, der meinem Freund nur deshalb angenehm war, weil er auf ihm graziöser und geschwinder zu mir kommen konnte; das waren die Eigenschaften – alle dem Adel wesentlich eigen –, die hinter diesem Körper, der nicht undurchlässig und dunkel, wie meiner gewesen wäre, sondern deutlich und licht war, sichtbar wurden wie durch ein Kunstwerk hindurch die formgewaltige Kraft, die es geschaffen; sie machten die Bewegungen, welche Roberts leichter Lauf die Wand entlang aufrollte, sinnvoll und anmutig wie die von Reitern, die auf einen Fries gemeißelt sind. »Ach,« hätte Robert gedacht, »lohnt es die Mühe, daß ich meine Jugend damit zugebracht habe, die Her-

kunft zu verachten, nur Gerechtigkeit und Geist zu ehren, außerhalb der Freunde, die mir aufgezwungen waren, linkische, schlecht gekleidete Kameraden zu wählen, wenn sie etwas zu sagen hatten, damit nun das einzige, was an mir sichtbar wird, was man als wertvolle Erinnerung bewahrt, nicht das ist, was mein Wille mit Fleiß und Verdienst nach meinem Bilde geformt hat, sondern etwas, das nicht mein Werk ist, etwas, das ich überhaupt nicht bin, das ich immer verachtet und zu überwinden gesucht habe? Lohnt es die Mühe, meinen bevorzugten Freund geliebt zu haben, wie ich es getan habe, damit nun der größte Genuß, den er an mir hat, ist, etwas viel Allgemeineres dabei zu entdecken als mich selbst? Dieser Genuß ist gar nicht, wie er behauptet – und aufrichtig kann ers nicht glauben –, ein Freundschaftsgenuß, sondern ein intellektueller uninteressierter Genuß, eine Art Kunstgenuß.« Das, fürchtete ich heute, hat Saint-Loup bisweilen gedacht. In diesem Fall hat er sich getäuscht. Hätte er nicht, wie er es doch tat, etwas Höheres geliebt als die eingeborene Geschmeidigkeit seines Körpers, hätte er sich nicht schon längst freigemacht vom Adelsstolz, so wäre auch mehr Bemühung und Schwerfälligkeit in seiner Gewandtheit selbst gewesen, und etwas vulgäre Absicht in seinen Manieren. Wie Frau von Villeparisis viel Ernst nötig gehabt hatte, um in ihrer Unterhaltung und ihren Memoiren den Eindruck der Frivolität – und der ist intellektuell – zu schaffen, so mußte, damit soviel Adel in Saint-Loups Körper wohne, dieser Adel seine höheren Zielen zugewandten Gedanken verlassen haben, vom Körper aufgesogen werden und sich darin in unbewußten edlen Linien niederschlagen. Daher ging seine geistige Vornehmheit immer mit einer physischen Vornehmheit zusammen, die, wenn jene gefehlt hätte, nicht vollkommen gewesen wäre. Ein Künstler braucht seine Gedanken im Werk nicht direkt auszudrücken, damit dieses deren Wesen spiegele; man hat sogar sagen können, Gottes höchstes Lob sei, daß ihn der Atheist leugne, weil er die Schöpfung vollkommen genug finde, um einen Schöpfer entbehren zu können. Und ich wußte, was ich an dem jungen Edelmann, der die Wand entlang den Fries seines Laufes entrollte, bewunderte, war nicht nur ein Kunstwerk; der junge Fürst (Abkömmling der Cathérine de Foix, Königin von Navarra und Enkelin von Charles VII), den er mir zu liebe verlassen hatte, Herkunft und Reichtum, die er vor mir sich neigen ließ, die hochmütigen und geschmeidigen Ahnen, die in der sicheren beweg-

lichen, ritterlichen Art überlebten, mit der er um meinen fröstelnden Körper den Vigognemantel gebreitet hatte, waren das alles nicht in seinem Leben ältere Freunde als ich, hätten sie uns nicht eigentlich immer voneinander trennen müssen? Daß er sie mir doch opferte, bedeutete eine Freundeswahl, wie es sie nur auf den Höhen des Geistes gibt, und nur dank jener souveränen Freiheit, deren Bild Roberts Bewegungen waren, der Freiheit, in der sich vollkommene Freundschaft verwirklicht.

Was die Vertraulichkeit eines Guermantes – anstatt der Vornehmheit, die sie bei Robert hatte, bei dem ja der ererbte Hochmut nur das zu unbewußter Anmut gewordene Gewand wirklicher seelischer Bescheidenheit war – an gemeinem Dünkel enthielt, das hatte ich – nicht an Herrn von Charlus, bei dem Charakterfehler, die ich bisher noch schlecht verstand, den aristokratischen Gewohnheiten überlagert waren –, aber bei dem Herzog von Guermantes merken können. Allein auch bei ihm gab es in dem gewöhnlichen Ensemble, das meiner Großmutter so sehr mißfallen hatte, als sie ihn ehedem bei Frau von Villeparisis traf, Seiten von altertümlicher Größe: die wurden mir fühlbar, als ich am Tage nach dem Abend, den ich mit Saint-Loup verbracht hatte, bei ihm zu Tisch war.

Ich hatte sie weder bei ihm noch bei der Herzogin bemerkt, als ich sie zuerst bei ihrer Tante gesehen hatte, wie ich ja auch beim ersten Mal nicht bemerkt hatte, was die Berma von ihren Kolleginnen unterschied; und bei dieser war das Eigenartige doch noch unendlich augenfälliger als bei Leuten der Gesellschaft, weil es in dem Maße deutlicher wird als sein Gegenstand wirklicher und dem Verstande faßbarer ist. Aber so unmerklich gesellschaftliche Nuancen auch seien (und das geht so weit, daß, wenn ein wahrheitsliebender Schilderer wie Sainte-Beuve die Abstufungen zwischen den Salons von Frau Geoffrin, Frau Récamier und Frau von Beigne zeichnen will, sie alle einander ähnlich erscheinen und die Hauptwahrheit, die ohne Wissen des Verfassers aus seinen Studien hervorgeht, die Nichtigkeit des Salonlebens ist), aus demselben Grund wie bei der Berma konnte ich, als die Guermantes mir gleichgültig geworden waren und ihr Tröpfchen Originalität nicht mehr in meiner Phantasie verdunstete, es auffangen, so unwägbar es auch war.

Da die Herzogin in der Abendgesellschaft bei ihrer Tante mir nicht von ihrem Gatten gesprochen hatte, fragte ich mich, ob trotz den

Gerüchten, die über seine Scheidung in Umlauf waren, er wohl dem Diner bewohnen werde. Aber darüber war ich rasch im Klaren, denn zwischen den Lakaien, die im Vorzimmer standen und (da ich bisher in ihren Augen ungefähr so etwas wie die Kinder des Tischlers gewesen sein mochte, das heißt vielleicht ihnen sympathischer als ihr Herr, aber nicht dafür geschaffen, bei ihm empfangen zu werden) nach der Ursche dieses Umschwungs suchen mochten, glitt Herr von Guermantes hindurch; er hatte mein Kommen abgewartet, um mich auf der Schwelle zu empfangen und mir selbst meinen Mantel abzunehmen.

»Frau von Guermantes wird über alle Maßen glücklich sein«, sagte er zu mir in geschickt überzeugendem Ton. »Erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Kluft abnehme« (er fand es leutselig und komisch zugleich, volkstümlich zu sprechen). »Meine Frau fürchtete ein wenig einen Abfall Ihrerseits, obwohl Sie Ihren Tag angegeben hatten. Seit heute morgen sagen wir eins zum andern: ›Sie werden sehen, er wird nicht kommen.‹ Ich muß gestehen, Frau von Guermantes hat richtiger geraten als ich. Sie sind nicht bequem zu haben, und ich war überzeugt, Sie würden uns versetzen.« Der Herzog war ein so schlechter Ehemann, ja sogar, wie man sagte, so brutal, daß man wie schlechten Menschen ihre Sanftmut, die Worte »Frau von Guermantes«, mit denen er einen schützenden Flügel über die Herzogin breitete, damit sie eins mit ihm sei – daß man ihm diese Worte hoch anrechnete. Er nahm mich vertraulich bei der Hand und schickte sich an, mich zu leiten und in die Salons einzuführen. Eine geläufige Redensart kann im Munde eines Bauern Reiz bekommen, wenn in ihr eine Lokaltradition, die Spur eines historischen Ereignisses überlebt, wovon vielleicht der gar nichts weiß, der darauf anspielt; so war mir die Höflichkeit des Herrn von Guermantes, die er den ganzen Abend über mir bewies, angenehm als ein Rest jahrhundertalter Gewohnheiten, wie sie insbesondre dem siebzehnten eigen waren. Die Leute vergangener Zeiten kommen uns unendlich fern vor. Wir wagen nicht, tiefere geistige Richtungen bei ihnen anzunehmen außer denen, die sie förmlich ausdrücken; es wundert uns, wenn wir bei einem Helden Homers ein Gefühl antreffen, das den unsern annähernd gleicht, oder bei Hannibal eine geschickte taktische Finte, wenn er etwa in der Schlacht bei Cannä seine Flanke einstoßen ließ, um den Gegner durch Überraschung einzuschließen; man sollte meinen, wir stellen uns diesen epischen Dichter und

diesen Feldherrn so entfernt von uns vor, wie ein Tier, das wir in einem zoologischen Garten sehen. Sogar wenn wir bei Persönlichkeiten am Hofe Ludwigs XIV. in Briefen, die sie einem Tieferstehenden schreiben, der ihnen in nichts nützlich sein kann, Zeichen ritterlicher Höflichkeit finden, sind wir überrascht, weil sie uns plötzlich bei diesen Grandseigneurs eine ganze Welt von Anschauungen enthüllen, die sie nie direkt ausdrücken, von denen sie sich aber leiten lassen, insbesondre die Meinung, man müsse aus Höflichkeit gewisse Gefühle fingieren und gewisse Formen der Zuvorkommenheit mit größter Gewissenhaftigkeit üben.

Diese eingebildete Ferne der Vergangenheit ist vielleicht einer der Gründe, die es begreiflich machen, daß sogar große Schriftsteller in den Werken mittelmäßiger Mystifikatoren wie Ossian Schönes und Geniales gefunden haben. Es überrascht uns, daß Barden ferner Zeiten moderne Ideen haben konnten, und wenn wir in dem, was wir für einen alt-gaelischen Gesang halten, eine finden, die uns bei einem Zeitgenossen nicht besonders geistreich vorgekommen wäre, so sind wir schon entzückt. Ein talentvoller Übersetzer braucht einem Alten, den er mehr oder weniger treu erneuert, nur Stücke einzufügen, die, von einem Zeitgenossen gezeichnet und einzeln veröffentlicht, nur eben leidlich erscheinen würden, und schon gibt er seinem Dichter, den er so auf der Klaviatur mehrerer Jahrhunderte spielen läßt, etwas ergreifend Großartiges. Dieser Übersetzer hätte es nur zu einem mittelmäßigen Buch gebracht, wenn dies Buch als sein eignes Werk veröffentlicht worden wäre. Als Übersetzung ausgegeben, scheint es die eines Meisterwerks zu sein. Die Vergangenheit ist nicht flüchtig, sie bleibt an ihrer Stätte.

Nicht nur, daß Monate nach Ausbruch eines Krieges Gesetze noch entscheidend auf ihn wirken können, zu deren Abstimmung man sich alle Zeit nahm, nicht nur, daß fünfzehn Jahre nach einem dunkel gebliebenen Verbrechen ein Richter Indizien entdecken kann, die zu seiner Aufklärung dienen; nach vielen Jahrhunderten kann ein Gelehrter, der in einer Gegend Ortsnamen und Gebräuche der Einwohner studiert, in ihnen Legenden auf die Spur kommen, die älter sind als das Christentum und die schon zur Zeit Herodots nicht mehr verstanden wurden oder gar vergessen waren; im Namen eines Felsens, in einem religiösen Ritus bleiben sie mitten in der Gegenwart als dichtere und unvordenklich alte, beständige Emanation stehn. Eine solche Emanation, allerdings erheblich jüngerer

Herkunft, eine Emanation des Hoflebens gab es, wenn nicht in den oft gewöhnlichen Manieren des Herrn von Guermantes, so doch zumindest in dem Geist, der sie bestimmte. Die sollte ich noch zu kosten bekommen wie einen altertümlichen Geruch, als ich nachher in den Salon kam. Zunächst war ich nicht gleich hineingegangen.

Beim Verlassen der Diele hatte ich Herrn von Guermantes gesagt, ich würde sehr gern seine Elstir sehen. »Wie Sie befehlen! Herr Elstir ist wohl ein Freund von Ihnen? Da tut es mir sehr leid ... ich kenne ihn nämlich ein wenig, er ist ein liebenswürdiger Mann, was unsere Väter einen Ehrenmann nannten, ich hätte ihn bitten können, sich freundlichst zu mir zu bemühen, und ihn zum Diner einladen können. Es wäre ihm sicher schmeichelhaft gewesen, den Abend in Ihrer Gesellschaft zu verbringen.« Sehr wenig *ancien régime*, wenn er sich dergestalt Mühe gab, es zu sein, wurde der Herzog es dann gleich wieder, ohne es zu wollen. Er fragte mich, ob er mir die Bilder zeigen solle, führte mich, trat graziös an jeder Tür zurück, entschuldigte sich, wenn er, um mir den Weg zu zeigen, vorangehen mußte; diese kleine Szene mochte (seit der Zeit, in der Saint-Simon erzählt, wie ein Vorfahre der Guermantes ihn in seinem Hause mit derselben Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der eitlen Pflichten eines Edelmannes die Honneurs machte), bevor sie bis auf uns kam, von so manchem Guermantes für so manchen Besuch gespielt worden sein. Da ich dem Herzog gesagt hatte, es würde mir sehr angenehm sein, wenn ich einen Augenblick vor den Bildern allein sein könnte, hatte er erwidert, ich fände ihn nachher im Salon, und sich darauf diskret zurückgezogen.

Als ich nun aber mit den Elstir allein war, vergaß ich ganz die Essenszeit; von neuem hatte ich wie in Balbec die Fragmente jener Welt aus unbekannten Farben vor mir, die ausschließlich eine Projektion der Vision des großen Malers, seiner besondern Art zu sehen war, wie sie in seinen Worten gar nicht zum Ausdruck kam. Die Teile der Wand, die von seinen einander sämtlich homogenen Malereien bedeckt wurden, waren wie die leuchtenden Bilder einer Laterna magica, die im vorliegenden Falle der Kopf des Künstlers gewesen wäre, und man hätte ihre Seltsamkeit nicht geahnt, solange man nur den Menschen gekannt, das heißt, so lange man nur die Laterne vor der Lampe gesehen hätte, bevor ein farbiges Glas noch eingeschoben worden war. Unter den Bildern interessierten mich einige, die den Leuten der Gesellschaft höchst lächerlich vorkamen,

mehr als die andern, weil sie optische Illusionen neu schufen, die uns beweisen, daß wir die Gegenstände nur dann identifizieren, wenn wir Verstandesfunktionen eingreifen lassen. Wie oft entdekken wir vom Wagen aus eine lange helle Straße, die ein paar Meter von uns beginnt, und haben vor uns doch nur ein Stück grell beleuchteter Mauer, das uns Tiefe vorspiegelt. Ist es demnach – nicht als ein Kunstgriff des Symbolismus, sondern als aufrichtige Rückkehr zur eigentlichen Wurzel des Eindrucks – nicht ganz logisch, ein Ding durch das andre darzustellen, welches wir unterm Blitzstrahl einer ersten Illusion für jenes hielten? Oberfläche und Umfang sind in Wirklichkeit unabhängig von den gegenständlichen Bezeichnungen, die unser Gedächtnis ihnen aufzwingt, wenn wir sie erkannt haben. Elstir versuchte aus dem, was er empfunden hatte, das, was er wußte, herauszunehmen, und oft war es sein Bemühen, die Anhäufung von Überlegungen aufzulösen, die wir Wahrnehmung nennen.

Die Leute, die diese »Scheußlichkeiten« verabscheuten, wunderten sich, daß Elstir Chardin, Perroneau und soviele Maler bewunderte, die sie, die Leute der Gesellschaft, liebten. Es wurde ihnen nicht klar, daß Elstir vor der Wirklichkeit (mit seiner ganz bestimmten Vorliebe für gewisse besondere Experimente) seinerseits dasselbe unternommen hatte wie Chardin oder Perroneau und somit, wenn er mit der eignen Arbeit aufhörte, bei ihnen Bestrebungen gleicher Richtung bewunderte, Fragmente seiner Werke gewissermaßen, die sie vorwegnahmen. Aber die Leute der Gesellschaft verstanden Elstirs Werk nicht in der zeitlichen Perspektive zu sehen, die ihnen ermöglichte, die Malerei eines Chardin zu lieben oder wenigstens ohne Verdruß zu betrachten. Dabei hätten die älteren sich sagen können, im Lauf ihres Lebens haben sie in dem Maße, in dem die Jahre sie davon entfernten, mit angesehn, wie der erst unüberbrückbare Abstand zwischen dem, was sie als ein Meisterwerk Ingres' ansahen, und dem, was nach ihrer Meinung für immer abstoßend blieb (zum Beispiel die Olympia von Manet), abnahm, bis endlich beide Bilder eine Zwillingsähnlichkeit bekamen. Aber man macht sich keine Lehre zunutze, weil man nicht bis ins Allgemeine vordringt, sondern immer mit einer einzelnen Erfahrung es zu tun zu haben glaubt, die keine Vorgänger in der Vergangenheit hat.

Es machte mir Eindruck, in zwei Bildern (die realistischer als die andern und in einer älteren Manier gemalt waren) denselben Herrn

einmal im Frack in seinem Salon, ein andermal in Rock und Zylinder bei einem Volksfest am Wasser zu entdecken, wo er offenbar nichts zu tun hatte, das bewies mir, er war für Elstir nicht nur ein gewohntes Modell, sondern ein Freund, vielleicht ein Gönner, den er, wie ehedem Carpaccio genau getroffene bestimmte venezianische Edelleute, gern in seinen Malereien erscheinen ließ, wie in andrer Art auch Beethoven Freude daran hatte, über ein Lieblingswerk den geliebten Namen des Erzherzogs Rudolf zu setzen. Dies Fest am Wasser hatte etwas Bezauberndes. Der Fluß, die Kleider der Frau, die Segel der Boote und die zahllosen Reflexe der einen und andern hielten gut Nachbarschaft in dem Viereck Malerei, das Elstir sich aus einem wunderbaren Nachmittag geschnitten hatte. Was am Kleide einer Frau entzückte, die wegen der Hitze und aus Erschöpfung einen Augenblick zu tanzen aufhörte, schillerte auch und in derselben Art auf der Leinwand eines stillstehenden Segels, dem Wasser des kleinen Hafens, dem hölzernen Ponton, dem Laub und dem Himmel. Wie auf einem der Bilder, die ich in Balbec gesehen hatte, das Hospital unter seinem Lapislazulihimmel ebenso schön war wie die Kathedrale und – kühner als Elstir der Theoretiker, Elstir der Mann von Geschmack und Liebhaber des Mittelalters – zu singen schien: »Es gibt keine Gotik, es gibt keine Meisterwerke, das stillose Hospital ist soviel wert wie das glorreiche Portal«, so begriff ich jetzt: Die etwas gewöhnliche Dame, die ein Dilettant, der spazierengeht, anzusehen vermieden und aus dem poetischen Bild, das die Natur vor ihm komponiert, würde ausgeschlossen haben, diese Frau ist auch schön, ihr Kleid empfängt dasselbe Licht wie die Segel des Bootes, es gibt nicht mehr oder weniger wertvolle Dinge, dies gewöhnliche Kleid und das an sich hübsche Segel sind nur zwei Spiegel desselben Reflexes, der ganze Wert liegt im Blick des Malers. Der hatte den Gang der Stunden unsterblich in dem lichten Augenblicke festgehalten, als die Dame erhitzt war und zu tanzen aufgehört hatte, als den Baum ein Schattenkreis umschloß und die Segel auf Goldlack zu gleiten schienen. Gerade weil nun der Augenblick mit solcher Kraft auf uns lastete, vermittelte die festhaftende Malerei den Eindruck von etwas äußerst Flüchtigem, man fühlte, die Dame wird bald wieder umkehren, die Schiffe werden verschwinden, der Schatten wird den Platz wechseln, die Nacht kommen, die Freude endet, das Leben geht vorüber, und die Augenblicke, in soviel einander benachbarten Lichtern auf einmal

leuchtend, kommen für uns nicht wieder. Ich erkannte noch einen, allerdings ganz andern Aspekt dessen, was der Augenblick ist, in einigen Aquarellen mit mythologischen Vorwürfen aus Elstirs Anfangszeiten, die ebenfalls diesen Salon schmückten. Die »fortgeschrittenen« Leute der Gesellschaft »gingen« bis zu dieser Manier »mit«, aber nicht weiter. Es war sicher nicht das Beste, was Elstir gemacht hatte, aber schon nahm die Aufrichtigkeit, mit der das Thema durchdacht war, ihm seine Kälte. So waren zum Beispiel die Musen dargestellt, wie man Wesen, die zu einer fossilen Gattung gehören, hätte darstellen können, wie sie aber zu mythologischen Zeiten, abends zu zweien oder dreien einen Bergpfad entlangkommend, nicht selten mochten zu sehen gewesen sein. Bisweilen ging ein Dichter, von einer Rasse, die auch für einen Zoologen eine besondre Individualität besaß (es charakterisierte sie eine gewisse Geschlechtslosigkeit), mit einer Muse spazieren wie in der Natur Geschöpfe verschiedener Arten, die aber befreundet sind, einander Gesellschaft leisten. Auf einem dieser Aquarelle sah man einen Dichter, der vom langen Lauf durchs Gebirge erschöpft war, von einem Centauren, dem er begegnet war, aus Rührung über seine Mattheit auf den Rücken genommen und heimgetragen. Auf mehreren andern ist die weite Landschaft (die mythische Szene und die Fabelhelden nehmen in ihr nur einen winzigen Platz ein und sind wie verloren) von den Gipfeln bis zum Meer mit einer Genauigkeit wiedergegeben, die mehr als die Stunde, die geradezu die Minute durch den Stand der sinkenden Sonne und die flüchtige Treue der Schatten darstellt. Indem er es derart veraugenblicklicht, gibt der Künstler dem Fabelsymbol eine Art erlebter historischer Wirklichkeit, er malt und berichtet es im passé défini.

Während ich die Malereien von Elstir betrachtete, hatte mich das ununterbrochen anschlagende Klingeln der ankommenden Gäste sanft gewiegt. Aber schließlich weckte mich – wenn auch nicht sehr rasch – das Schweigen, das darauf folgte und nun schon lange dauerte, aus meiner Träumerei, wie das, welches der Musik Lindors folgt, Bartholo aus seinem Schlummer weckt. Ich bekam Furcht, man habe mich vergessen und sei schon bei Tisch, und eilig ging ich nach dem Salon. An der Tür des Kabinetts mit den Elstir fand ich einen Bedienten, der wartete. Er war alt oder gepudert, ich weiß es nicht, und sah wie ein spanischer Minister aus, er erwies mir einen Respekt, wie er ihn einem König zu Füßen gelegt haben würde. Ich

merkte seiner Miene an, er hätte noch eine Stunde auf mich gewartet, und ich dachte mit Schrecken, welche Verspätung ich in das Diner gebracht hatte, und das besonders, da ich doch versprochen hatte, um elf Uhr bei Herrn von Charlus zu sein.
Der spanische Minister (unterwegs traf ich auch noch den Lakaien, dem der Portier zusetzte, er strahlte vor Glück, als ich ihn nach seiner Braut fragte, morgen hatten er und sie beide Ausgang, er werde den ganzen Tag mit ihr verbringen können, sagte er und pries die Güte der Frau Herzogin) – der spanische Minister führte mich in den Salon, wo ich Herrn von Guermantes in schlechter Laune anzutreffen fürchtete. Jedoch empfing er mich mit Freude. Die war offenbar zum Teil künstlich und von Höflichkeit diktiert, andererseits aber kam sie aus seinem Magen, welchen die große Verspätung ausgehungert hatte, dazu aus dem Bewußtsein, daß alle seine Gäste, die vollzählig den Salon füllten, ebenso ungeduldig geworden waren. Tatsächlich hatte man, wie ich später erfuhr, beinah dreiviertel Stunden auf mich gewartet. Der Herzog von Guermantes nahm gewiß an, eine Verlängerung von zwei Minuten werde die allgemeine Pein nicht vermehren, und habe er aus Höflichkeit den Augenblick, sich zu Tische zu setzen, so weit hinausgeschoben, so werde diese Höflichkeit vollkommener sein, wenn er nicht sofort auftragen ließe und es ihm dadurch gelinge, mich zu überzeugen, ich sei nicht verspätet und man habe nicht auf mich gewartet. So fragte er mich denn, gerade als hätten wir noch eine Stunde bis zum Essen und als wären bestimmte Gäste noch nicht da, wie ich die Elstir fände. Zugleich aber schritt er, ohne sein Magengrimmen merken zu lassen, um nicht eine Sekunde mehr zu verlieren, zusammen mit der Herzogin zu den Vorstellungen. Da erst fiel mir auf, daß rings um mich, mich, der ich bis zu diesem Tag – mit Ausnahme der Stunden im Salon von Frau Swann – bei meiner Mutter in Combray und in Paris an die gönnerhaften oder abweisenden Manieren mürrischer Bürgersfrauen gewöhnt war, die mich als Kind behandelten, ein Szenenwechsel stattgefunden hatte, dem vergleichbar, der Parsifal mit einem Schlage mitten unter die Blumenmädchen versetzt. Die, welche mich umgaben – sie waren ganz dekolletiert und ihr Fleisch erschien zu beiden Seiten eines schlängelnden Mimosenzweiges oder unter den breiten Blütenblättern einer Rose – begrüßten mich nur mit langen zärtlichen Blicken, welche sie auf mich gleiten ließen, als verhindere sie einzig die Schüchternheit, mich zu küssen.

Viele von ihnen waren gleichwohl sehr ehrbar vom moralischen Standpunkt; viele, nicht alle, und die tugendhaftesten hatten gegen die leichtlebigen nicht die Abneigung, wie meine Mutter sie gehabt hatte. Ihr flatterhaftes Leben wurde, obwohl es augenscheinlich war, von frommen Freundinnen abgeleugnet und schien in der Welt der Guermantes nicht so ernst genommen zu werden wie die Beziehungen, die man aufrechtzuerhalten verstanden hatte. Man tat, als wisse man nicht, daß der Körper einer Dame des Hauses von jedem, der es wollte, angetastet wurde, wenn nur der *Salon* unangetastet geblieben war. Da der Herzog sich mit seinen Gästen wenig Zwang antat (er hatte von ihnen und sie hatten von ihm seit langem nichts mehr zu lernen), aber viel mit mir, dessen Art Überlegenheit ihm unbekannt war und ihm Respekt einflößte, ungefähr wie ihn die großen Herren am Hofe Ludwigs XIV. vor den bürgerlichen Ministern hatten, so war es, wenn nicht für die andern, so doch mindestens für mich in seinen Augen offenbar ohne Belang, die Tischgenossen nicht zu kennen, und während ich seinetwegen sehr um den Eindruck besorgt war, den ich auf sie machen werde, kümmerte er sich nur um den, welchen sie auf mich machen würden.
Zunächst übrigens ergab sich eine kleine Doppel-Konfusion. Sobald ich nämlich in den Salon eingetreten war, hatte mich Herr von Guermantes, ohne mir Zeit zu lassen, auch nur der Herzogin Guten Tag zu sagen, zu einer ziemlich kleinen Dame geführt, und zwar, als wolle er ihr eine angenehme Überraschung machen, er schien ihr zu sagen: »Da ist ihr Freund, Sie sehn, ich bringe ihn Ihnen am Kragen geschleppt.« Schon lange bevor ich, vom Herzog geschoben, vor ihr angekommen war, hatte mir diese Dame aus großen sanften schwarzen Augen unaufhörlich zugelächelt mit verständnisinnigen Blicken, wie wir sie für einen alten Bekannten haben, der uns vielleicht nicht gerade erkennt. Eben das war mein Fall, ich konnte mich nicht besinnen, wer sie war, ich wandte im Näherkommen den Kopf beiseite, um nicht antworten zu müssen, ehe die Vorstellung mir aus der Verlegenheit geholfen habe. Inzwischen hielt die Dame weiter das Lächeln, das mir bestimmt war, in schwankendem Gleichgewicht. Es war, als habe sie es eilig, dies Lächeln loszuwerden, und warte darauf, daß ich endlich sage: »Ah! Gnädige Frau, aber natürlich! Wie wird Mama sich freuen, daß wir uns getroffen haben!« Ich war so ungeduldig, ihren Namen zu wissen, wie sie es war, mich endlich zum Zeichen, ich wisse Bescheid,

grüßen zu sehen, damit ihr wie ein langes Cis unendlich ausgehaltenes Lächeln einmal aufhören könne. Aber Herr von Guermantes stellte sich, wenigstens nach meiner Meinung, ungeschickt an, mir kam es vor, als habe er nur mich genannt, ich wußte immer noch nicht, wer die Pseudo-Unbekannte war, und auf den guten Einfall, selbst ihren Namen zu nennen, kam sie nicht, so klar waren für sie offenbar die Gründe unserer Intimität, von der ich nichts wußte. So hielt sie mir denn, da ich vor ihr stand, nicht ihre Hand hin, sondern griff vertraulich nach meiner und sprach in einem Ton zu mir, als wären die schönen Erinnerungen, auf die sie sich bezog, mir so geläufig wie ihr. Sie sagte mir, wie sehr Albert (ich merkte, das mußte ihr Sohn sein) bedauern werde, daß er nicht hatte kommen können. Ich suchte unter meinen alten Kameraden, wer Albert heiße, und fand nur Bloch, aber die alte Frau Bloch konnte die Dame vor mir nicht sein, denn die war seit vielen Jahren tot. Umsonst bemühte ich mich, die ihr und mir gemeinsame Vergangenheit, auf die sie sich in Gedanken bezog, zu erraten. Aber von der bemerkte ich durch das durchsichtig-tiefe Schwarz der großen sanften Augäpfel, die nur das Lächeln hervorließen, nicht mehr als man von einer Landschaft durch eine schwarze Fensterscheibe erkennt, wenn sie auch die Sonne bescheint. Sie fragte mich, ob mein Vater sich nicht überanstrenge, ob ich nicht mit Albert ins Theater gehen wolle, ob es mir jetzt gesundheitlich besser gehe, und da bei meinen in dem geistigen Dunkel, in dem ich mich befand, taumelnden Antworten nichts Bestimmtes herauskam außer, es ginge mir heut Abend nicht sehr gut, schob sie selbst einen Stuhl für mich her und bemühte sich so umständlich um mich, wie ich es von den andern Freunden meiner Eltern nicht gewöhnt war. Endlich wurde das Lösungswort des Rätsels mir vom Herzog gegeben. »Sie ist entzückt von Ihnen«, flüsterte er mir ins Ohr. Das kam mir so bekannt vor. Das hatte doch Frau von Villeparisis zu meiner Großmutter und mir gesagt, als wir die Bekanntschaft der Prinzessin von Luxembourg gemacht hatten. Da begriff ich alles, die Dame hatte nichts mit Frau von Luxembourg gemeinsam, aber an der Sprache dessen, der es mir servierte, erkannte ich, was für eine Art Tier das war. Es war eine Hoheit. Sie kannte weder meine Familie noch mich, aber da sie der vornehmsten Rasse entstammte und das größte Vermögen der Welt besaß – sie war die Tochter des Prinzen von Parma und hatte einen ebenfalls fürstlichen Vetter geheiratet –, wünschte sie, aus Dankbarkeit ge-

gen den Schöpfer, ihrem Nächsten, so armer und bescheidener Herkunft er auch sein mochte, zu bezeugen, daß sie ihn nicht verachte. Eigentlich hätte mich schon ihr Lächeln darauf bringen müssen, ich hatte doch gesehen, wie die Prinzessin von Luxembourg am Strande die kleinen Schwarzbrote kaufte, um meiner Großmutter davon zu geben wie einem Reh im Jardin d'Acclimatation. Aber es war erst die zweite Prinzessin von Geblüt, der ich vorgestellt wurde, und so war es zu entschuldigen, daß ich die Züge einer Liebenswürdigkeit, die allen Großen gemein ist, nicht herausgefühlt hatte. Hatten sie sich übrigens nicht selbst die Mühe gemacht, mich davor zu warnen, zu sehr auf diese Liebenswürdigkeit zu rechnen? Die Herzogin von Guermantes, die mir in der Opéra-Comique so lebhaft mit der Hand Guten Tag zugewinkt hatte, machte dann doch ein wütendes Gesicht, als ich sie auf der Straße grüßte, wie Leute, die jemandem einmal ein Geldstück gegeben haben, denken, damit seien sie nun für immer quitt. Bei Herrn von Charlus waren die Gegensätze noch stärker ausgeprägt. Schließlich habe ich, wie man sehen wird, Hoheiten und Majestäten einer andern Sorte kennen gelernt, Königinnen, die Königin spielen und nicht wie es bei ihresgleichen üblich ist sprechen, sondern wie die Königinnen bei Sardou.

Daß Herr von Guermantes sich so beeilte, mich vorzustellen, geschah, weil es ein unmöglicher Zustand ist, wenn in einer Gesellschaft jemand einer königlichen Hoheit unbekannt ist, ein Zustand, der nicht eine Sekunde länger andauern darf. Es geschah ebenso eilig, wie Saint-Loup meiner Großmutter sich hatte vorstellen lassen. Nebenbei hielten – und es lebte ein Rest höfischen Lebens in dieser gesellschaftlichen Höflichkeit weiter, die nicht etwa oberflächlich ist, aber durch eine Umkehrung von Außen und Innen die Oberfläche wesentlich und tief werden läßt – der Herzog und die Herzogin von Guermantes es für ihre Pflicht (eine wichtigere Pflicht als die ziemlich häufig wenigstens von einem von ihnen vernachlässigten, wohltätig, keusch, mitleidig und gerecht zu sein) und für unumgänglich, die Prinzessin von Parma immer nur in der dritten Person anzureden.

Noch war ich nie nach Parma gekommen (was ich mir schon seit weit zurückliegenden Osterferien wünschte), und wenn ich nun die Prinzessin von Parma kennen lernte, die, wie ich wußte, das schönste Palais besaß in dieser einzigen Stadt, wo alles homogen sein

mochte, lag sie doch isoliert vom Rest der Welt zwischen glatten Mauern in der Atmosphäre ihres kompakten und süßen Namens, die erstickend war wie ein luftloser Sommerabend auf der Piazza einer italienischen Kleinstadt, – so mußte eigentlich mit einem Schlage anstelle dessen, was ich mir vorzustellen suchte, das, was wirklich in Parma war, treten, wie wenn ich sozusagen fragmentarisch und ohne mich fortbewegt zu haben, dort ankäme; es war in der Algebra meiner Reise nach der Stadt Giorgiones etwas wie eine Gleichung mit einer Unbekannten. Hatte ich aber seit Jahren – wie ein Parfumfabrikant einen festen Block von fetter Masse – den Namen *Prinzessin von Parma* das Parfum tausender von Veilchen aufsaugen lassen, so begann nunmehr, sobald ich die Prinzessin, die ich mir mindestens als eine Art Sanseverina vorgestellt hatte, sah, eine zweite Operation, die allerdings erst einige Monate später vollendet wurde; sie bestand darin, mittels neuer chemischer Erweichung die ganze Veilchenessenz und alles Stendhalische Parfum aus dem Namen der Prinzessin zu vertreiben und ihm statt dessen das Bild einer kleinen schwarzhaarigen Frau einzuverleiben, die sich mit Wohltätigkeit befaßte und von bescheidenster Liebenswürdigkeit war, welcher man sofort anmerkte, sie entsprang hochmütigem Stolz. Übrigens war sie bis auf einige Unterschiede den andern großen Damen gleich und so wenig stendhalisch wie zum Beispiel in Paris im Quartier »Europe« die rue de Parme es ist, die mit dem Worte Parma weniger Ähnlichkeit hat als mit all ihren Nachbarstraßen und weniger an die Chartreuse, in der Fabrice stirbt, als an die Vorhalle des Bahnhofs Saint-Lazare gemahnt.

Ihre Liebenswürdigkeit hatte zweierlei Ursachen. Eine, die allgemeinere, war die Erziehung, welche diese Fürstentochter erhalten hatte. Ihre Mutter (sie war nicht nur mit allen königlichen Familien Europas verschwägert, sondern auch – im Gegensatz zum herzoglichen Hause Parma – reicher als irgendeine regierende Fürstin) hatte ihr vom zartesten Kindesalter an die stolz-demütigen Grundsätze eines gottesfürchtigen Snobismus eingeprägt; und jetzt schien jeder Zug im Gesicht der Tochter, die Biegung ihrer Schultern, die Bewegungen ihrer Arme zu wiederholen: »Denke daran: wenn Gott auf den Stufen eines Thrones dich hat zur Welt kommen lassen, darfst du das nicht ausnutzen, um die zu verachten, denen du nach dem Willen der himmlischen Vorsehung (sie sei gelobt dafür!) überlegen an Herkunft und Reichtum bist. Sei vielmehr gut zu den Geringen.

Deine Ahnen waren Fürsten von Cleve und Jülich seit 647; Gott hat in seiner Güte gewollt, daß du fast alle Suezkanalaktien und dreimal soviel Royal Dutch als Edmond von Rothschild besitzest; seit dem Jahre 63 der christlichen Ära ist von den Genealogen deine Abstammung in direkter Linie festgestellt; du bist Schwägerin von zwei Kaiserinnen. Sprich also niemals so, als habest du deine große Privilegien im Sinne, nicht als ob sie unsicher wären (am Alter der Rasse kann man nichts ändern, und Petroleum wird man immer nötig haben), aber es hat keinen Zweck zu betonen, daß du von besserer Herkunft bist als irgendeiner und daß dein Geld erstklassig angelegt ist, da alle Welt es weiß. Sei hilfreich zu den Unglücklichen. Erweise denen, welche die himmlische Güte in ihrer Gnade dir untergeordnet hat, was du vermagst, ohne deinen Rang zu beeinträchtigen, das heißt, hilf ihnen mit Geld, sogar mit Krankenpflege, aber wohlverstanden lade sie nie zu deinen Gesellschaften ein, davon würden sie gar nichts haben, dafür würde es aber dein Prestige mindern und dadurch deinen Wohltaten ihre Wirkungskraft nehmen.«

So suchte denn die Prinzessin auch in Momenten, in denen sie nicht wohltun konnte, durch die stumme Sprache sichtbarer Gesten zu zeigen oder vielmehr glauben zu machen, sie fühle sich denen, in deren Mitte sie weilte, nicht überlegen. Mit jedem war sie von bestrickender Liebenswürdigkeit, wie es wohlerzogene Leute gegen Untergebene sind, alle Augenblicke schob sie, um sich nützlich zu machen, ihren Stuhl beiseite, in der Absicht, mehr Platz zu schaffen, sie nahm mir die Handschuhe ab und erbot sich zu allen Diensten, die der stolzen Bürgerinnen unwürdig sind, während Fürsten sie gern und Dienstboten alten Schlages sie instinktiv und aus Neigung zu ihrem Beruf erweisen.

Indessen hatte der Herzog, der es eilig zu haben schien, mit den Vorstellungen fertig zu werden, mich schon zu einem andern Blumenmädchen hingezogen. Als ich ihren Namen hörte, sagte ich ihr, ich sei an ihrem Schloß in der Nähe von Balbec vorbeigekommen. »O wie glücklich wäre ich gewesen, es Ihnen zu zeigen«, sagte sie mit beinah leiser Stimme – das sollte wohl bescheiden wirken –, aber im Ton aufrichtigen Gefühls, als bedauere sie es aufs Tiefste, die Gelegenheit zu einem ganz besondern Genuß versäumt zu haben, und mit einschmeichelndem Blick fügte sie hinzu: »Ich hoffe, es ist noch nicht alles verloren. Und ich muß sagen, noch mehr hätte Sie

das Schloß meiner Tante Brancas interessiert; es ist die Perle der Provinz, von Mansard erbaut.« Nicht nur sie wäre erfreut gewesen, mir ihr Schloß zu zeigen, ihre Tante wäre nicht weniger entzückt gewesen, mir die Honneurs des ihren zu machen, wie die Dame mir versicherte; sie dachte offenbar, in einer Zeit, in der das Land die Tendenz hat, in die Hände von Finanzleuten überzugehn, die keine Lebensart haben, sei es besonders wichtig, daß die Großen mit Worten, die zu nichts verpflichten, die hohen Traditionen ritterlicher Gastfreundschaft aufrechterhalten. Sie suchte damit auch, wie alle Leute ihres Milieus, etwas zu sagen, das ihrem Unterredner besondre Freude machen konnte, suchte ihm eine besonders hohe Meinung von sich selbst zu geben, ihm einzureden, die, denen er schreibe, müßten sich geschmeichelt, die, welche er besuchte, geehrt fühlen, und man brenne darauf, ihn kennen zu lernen. Anderen solche hohe Meinung von sich selbst geben zu wollen, das ist freilich sogar in der Bourgeoisie bisweilen üblich. Man begegnet dort dieser Anlage zum Wohlwollen als individuellem Vorzug, der einen Fehler ausgleicht, leider nicht gerade bei den zuverlässigsten Freunden, aber wenigstens doch bei den angenehmsten Kameraden. Aber dort blüht diese Tugend nur vereinzelt. Bei einem erheblichen Teil der Aristokratie hingegen ist dieser Charakterzug schon nicht mehr individuell; Erziehung hat ihn herangezogen und der Gedanke an die eigne Größe ihn unterhalten, an eine Größe, welche nicht zu fürchten braucht, sich dadurch zu demütigen, keine Rivalen kennt, weiß, sie kann durch Grazie beglücken, und Gefallen daran findet, es zu tun. So ist das der typische Charakterzug einer Klasse geworden. Und selbst die, welche durch zu hemmende persönliche Fehler daran gehindert werden, im Herzen ihn zu bewahren, tragen unbewußt in Wortschatz und Gebärdenspiel noch seine Spur.

»Es ist eine sehr gute Frau«, sagte Herr von Guermantes zu mir von der Prinzessin von Parma, »und sie versteht dabei wie keine andre, die *große Dame* zu sein.«

Während ich den Damen vorgestellt wurde, ließ sich ein Herr immer wieder eine gewisse Ungeduld anmerken: es war Graf Hannibal von Bréauté-Consalvi. Da er spät erschienen war, hatte er nicht Zeit gefunden, sich über die andern Gäste zu informieren, und als nun ich den Salon betrat und er in mir einen Besuch erblickte, der nicht zum Kreise der Herzogin gehörte und somit außergewöhnliche Anrechte auf sein Erscheinen hier haben mußte, schob er unter

den Rundbogen der Augenbraue sein Monokel; davon versprach er sich, leichter zu erkennen, was für eine Spezies Mensch ich sei. Er wußte, Frau von Guermantes hatte – wie es kostbarer Erbbesitz wahrhaft hochstehender Frauen ist – das, was man einen Salon nennt, das heißt, sie brachte bisweilen mit den Leuten ihres Kreises hervorragende Persönlichkeiten zusammen, die durch die Entdekkung eines Heilmittels oder die Schöpfung eines Meisterwerks gerade die Augen auf sich gelenkt hatten. Das Faubourg Saint-Germain stand noch unter dem Eindruck der Kunde, daß zum Empfang zu Ehren des Königs und der Königin von England die Herzogin sich nicht gescheut hatte, Herrn Detaille einzuladen. Nur schwer kamen die Frauen von Geist im Faubourg darüber hinweg, nicht eingeladen worden zu sein, es hätte sie so beglückt, diesem fremdartigen Genie nahe zu kommen. Frau von Courvoisier behauptete, auch Herr Ribot sei zugegen gewesen, allein das war erfunden, um den andern einzureden, Oriane bemühe sich, ihren Gatten zum Botschafter ernennen zu lassen. Endlich, und das war ein Skandal, hatte sich Herr von Guermantes mit einer Galanterie, die des Marschalls von Sachsen würdig gewesen wäre, bei den Schauspielern der Comédie Française eingefunden und die Reichenberg gebeten, bei ihm vor dem König zu deklamieren, was dann wirklich geschah und ein Ereignis ohne Präzedenzfall in den Annalen der Routs wurde. Wie oft so etwas Überraschendes sich ereignet hatte, war Herrn von Bréauté gegenwärtig, und, nebenbei bemerkt, er billigte das durchaus, da er sich selbst als Zierde jedes Salons fühlte und ihm in derselben Art wie die Herzogin von Guermantes, nur als Vertreter des männlichen Geschlechts, Weihe gab. So fragte er sich denn, wer ich wohl sein könne, und seinen Nachforschungen eröffnete sich ein weites Feld. Einen Augenblick ging ihm der Name Widor durch den Kopf, aber für einen Organisten war ich seines Erachtens recht jung, und Herr Widor war als Persönlichkeit nicht markant genug, um »empfangen« zu werden. Wahrscheinlicher kam es ihm vor, in mir den neuen Attaché der schwedischen Gesandtschaft vor sich zu haben, von dem man ihm gesprochen hatte; und er bereitete sich darauf vor, mich nach König Oskar zu fragen, von welchem er zu wiederholten Malen sehr gut aufgenommen worden war; als aber der Herzog mich ihm vorstellte und Herr von Bréauté sah, daß ihm mein Name völlig unbekannt war, stand es nunmehr unzweifelhaft für ihn fest: da ich hier zugegen sei, müsse ich eine Berühmtheit

sein. Etwas andres gab es ja bei Oriane nicht, und sie verstand es, die Männer, von denen man sprach, in ihren Salon zu ziehen, natürlich nur in einem Prozentsatz von eins zu hundert, sonst hätte sie den Salon deklassiert. So begann denn Herr von Bréauté sich die Lippen zu lecken und mit geweiteten Nüstern zu schnuppern; reizte doch nicht nur das gute Diner, das seiner wartete, seinen Appetit, sondern auch der besondre Charakter dieser Reunion, die durch meine Gegenwart interessant werden mußte, das gab für morgen, wenn er beim Herzog von Chartres frühstückte, ein pikantes Gesprächsthema. Er schwankte noch, ob ich der sei, dessen neues Krebsserum man gerade ausprobiert hatte, oder der, dessen neuer Einakter im Théâtre Français geprobt wurde, aber als großer Intellektueller, der von Reisen und dergleichen zu plaudern verstand, machte er mir schon immer viele kleine Reverenzen und Zeichen, und das Monokel filterte dabei sein Lächeln; sei es, daß er die falsche Vorstellung hatte, ein Mann von Wert werde ihn höher schätzen, wenn er ihm insinuieren könnte, ihm, dem Grafen von Bréauté-Consalvi, sei die Welt des Gedankens nicht minder ehrwürdig als die der Geburt; sei es einfach aus dem Bedürfnis, seine Freude über meine Gegenwart auszudrücken. Das fiel ihm allerdings besonders schwer, da er nicht wußte, was für eine Sprache er mit mir reden solle, er fühlte sich mir ja geradezu wie einem »Wilden« einer unbekannten Küste gegenüber, an der sein Floß landete, einem der Insulaner, mit denen er Geschäfte machen wollte; und um gegen billigen Glasschmuck ihre Straußeneier und Spezereien einzuhandeln, mußte man doch aufmerksam ihre Gewohnheiten beobachten, ohne die Freundschaftsbezeugungen zu unterbrechen noch wie sie lautes Geheul auszustoßen. Nachdem ich seine Freudenkundgebungen, so gut ich konnte, erwidert hatte, drückte ich dem Herzog von Châtellerault die Hand, ich hatte ihn schon bei Frau von Villeparisis getroffen – die sei eine ganz Schlaue, sagte er mir. Mit seinem unerhört blonden Haar, dem scharfen Profil und den Stellen auf den Wangen, die häufig die Farbe wechselten, war er im höchsten Grade Guermantes, wie man sie schon auf den Porträts dieser Familie, die uns das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hinterlassen haben, sieht. Aber da ich die Herzogin nicht mehr liebte, hatte ihre Reinkarnation in diesem jungen Mann keinen Reiz für mich. Ich las den Schnörkel, den die Nase des Herzogs von Châtellerault zeichnete, wie die Signatur eines Malers, den ich lange Zeit studiert hatte, der

mich aber gar nicht mehr interessierte. Dann sagte ich dem Fürsten Foix Guten Tag und ließ meine Hand – zur Qual meiner Fingerglieder, die ganz zerquetscht herauskamen – in den Schraubstock eines echt deutschen Händedrucks geraten, den Fürst Pfaffenheim, der Freund des Herrn von Norpois, mit einem Lächeln begleitete, das ironisch oder gutmütig sein sollte; diesen Herrn nannte man, wie es die diesen Kreisen eigentümliche Manier für Spitznamen mit sich brachte, einfach den Fürsten Von, und zwar so allgemein, daß er selber »Fürst Von« oder wenn er an gute Freunde schrieb, schlechthin »Von« zeichnete. Eine solche Abkürzung war in diesem Fall noch zur Not verständlich wegen der Länge des zusammengesetzten Namens. Weshalb man aber Elisabeth bald durch Lili bald durch Bebeth ersetzte (wie es in einem andern Kreise von Kikims wimmelte), darüber war man sich weniger klar. Es ist begreiflich, daß Leute, wenn sie im allgemeinen auch Muße haben und leichtfertig damit umgehen, sich daran gewöhnen »Quiou« zu sagen, um nicht mit dem langen Namen Montesquiou ihre Zeit zu verlieren. Weniger ersichtlich aber ist es, was sie davon haben, wenn sie einen ihrer Vettern Dinand statt Ferdinand nennen. Man muß, nebenbei bemerkt, nicht meinen, die Guermantes hätten sich bei der Umbildung der Vornamen darauf beschränkt, eine Silbe zu wiederholen. Zwei Schwestern, die Gräfin von Montpeyroux und die Vicomtesse von Velude, beide von gewaltigem Leibesumfang, hörten sich – und das nahmen sie durchaus nicht übel und niemand lächelte darüber, so lange war man schon daran gewöhnt – nie anders nennen als »Baby« und »Putzi«. Wäre Frau von Montpeyroux schwer erkrankt, so würde Frau von Guermantes, die sehr an ihr hing, mit Tränen in den Augen ihre Schwester gefragt haben: »Ich höre, Baby geht es so schlecht?« Frau de l'Eclin, die das Haar in Bandeaux trug, welche die Ohren ganz verdeckten, wurde (mit Anspielung auf das Sprichwort vom gierigen Magen, der keine Ohren hat) nie anders als »Giermagen« genannt. Bisweilen begnügte man sich damit, dem Namen oder Vornamen des Ehemannes ein a hinzufügen, um die Frau zu bezeichnen. Der geizigste, filzigste Unmensch des Faubourg hieß mit Vornamen Raphael: seine reizende Frau, die Blume, die auf diesem Felsen gedieh, unterzeichnete immer Raphaela; aber das sind nur ein paar Proben zahlloser Regeln, von denen wir bei Gelegenheit die eine oder andere werden erläutern können. Ich bat den Herzog, mich dem Fürsten von Agrigent vorzustellen. »Wie?

Sie kennen unsern trefflichen Grigri nicht?« rief Herr von Guermantes und nannte Herrn von Agrigent meinen Namen. Seinen hatte ich oft aus Françoises Munde gehört und mir dabei etwas gläsern Durchsichtiges vorgestellt, dahinter in schrägen Strahlen goldner Sonne am Strand des veilchenfarbenen Meeres die rosa Kuben einer antiken Stadt lagen, und in der herrschte, dessen war ich sicher, ebenso schimmernd sizilianisch und ruhmpatiniert tatsächlich dieser Fürst – den nur ein unversehenes Wunder kurz in Paris auftauchen ließ. Ach der, dem man mich vorstellte, war ein banaler Käfer; der sich mit schwerfälliger Ungezwungenheit, die wohl elegant sein sollte, halb herum drehte, um mir Guten Tag zu sagen, und mit seinem Namen so wenig gemein hatte wie etwa mit einem Kunstwerk, das er besessen hätte, ohne davon einen Abglanz an sich zu haben, ohne es vielleicht überhaupt je anzusehen. Der Fürst von Agrigent ermangelte gänzlich alles Fürstlichen, an das man bei dem Wort Agrigent denken konnte, vermutlich besaß sein Name, ganz unabhängig von seinem Träger, durch nichts an dessen Person gebunden, die Macht, alles was in diesem wie bei sonst einem Menschen an unausgesprochener Poesie hätte schlummern können, anzuziehen und, wenn das gelungen, in den verzauberten Silben gefangenzuhalten. Hatte diese Operation tatsächlich stattgefunden, so war sie jedenfalls sehr gut gelungen, denn nun blieb kein Atom von Charme mehr aus diesem Verwandten der Guermantes herauszuholen. So war denn dieser Mensch allein auf der Welt Fürst von Agrigent und war es zugleich weniger als irgendein Mensch auf der Welt. Übrigens war er sehr glücklich, es zu sein, aber nur so wie ein Bankier glücklich ist, zahlreiche Aktien eines Bergwerks zu besitzen, ohne sich weiter darum zu kümmern, ob dies Bergwerk den hübschen Namen Ivanhoe-Mine oder Primerose-Mine trägt oder einfach Mine Nr. 1 heißt. Während nun diese Vorstellungen, die beim Erzählen soviel Zeit in Anspruch nehmen, aber gleich bei meinem Eintritt in den Salon begonnen und nur ein paar Augenblicke gedauert hatten, zu Ende gingen und Frau von Guermantes in fast flehendem Ton zu mir sagte: »Sicher ermüdet Sie Basin, wenn er Sie so von einem zum andern zieht, natürlich liegt uns daran, daß Sie unsere Freunde kennen lernen, aber wir wollen Sie nicht ermüden, Sie sollen doch recht oft wiederkommen«, gab der Herzog mit einer ziemlich linkischen und zaghaften Bewegung (er hätte es gern schon vor einer

Stunde getan, der Stunde, die ich ganz vor den Bildern von Elstir zugebracht hatte) das Zeichen aufzutragen.
Es fehlte übrigens noch einer der Eingeladenen, Herr von Grouchy; seine Frau, eine geborene Guermantes, war ohne ihn erschienen, er sollte direkt von der Jagd herkommen, auf der er den Tag verbracht hatte. Dieser Herr von Grouchy war ein Nachkomme des Grouchy aus dem ersten Kaiserreich, dem fälschlich nachgesagt worden ist, seine Abwesenheit zu Beginn der Schlacht bei Waterloo sei die Hauptursache der Niederlage Napoleons gewesen; er stammte aus sehr guter Familie, die aber in den Augen gewisser Adelsfanatiker nicht gut genug war. So pflegte der Fürst Guermantes, der viele Jahre später in eigener Angelegenheit weniger schwierig werden sollte, zu seinen Nichten zu sagen: »Wie schlimm für die arme Frau von Guermantes (die Vicomtesse von Guermantes, Mutter der Frau von Grouchy), daß es ihr nicht geglückt ist, ihre Kinder zu verheiraten.« – »Aber, lieber Onkel, die ältere Tochter hat doch Herrn von Grouchy geheiratet.« – »Das nenn ich nicht einen Gatten! Nun immerhin erzählt man sich ja, Onkel François habe um die jüngere angehalten, so werden sie nicht alle sitzen bleiben.« Kaum war der Befehl aufzutragen gegeben, so schnellten kreisend überall auf einmal mit beiden Flügeln weit die Türen zum Speisesaal auf; ein Butler, der wie ein Zeremonienmeister aussah, verneigte sich vor der Prinzessin von Parma und verkündete die Botschaft: »Gnädige Frau, es ist angerichtet« in einem Tonfall, als meldete er: »Gnädige Frau liegen im Sterben«, stimmte aber damit die Versammelten keineswegs traurig; munter wie zur Sommerszeit in Robinson begaben sich die Paare eins hinter dem andern in den Speisesaal, um sich zu trennen, sobald sie ihre Plätze erreicht hatten, wo Lakaien ihnen von hinten die Stühle zuschoben. Zuletzt kam Frau von Guermantes auf mich zu, damit ich sie zu Tische führe, und ich fühlte keine Spur von Schüchternheit, wie ich doch hätte befürchten können, denn als Jägerin, der große Muskelgewandtheit die Anmut erleichterte, schwenkte sie, als sie sah, daß ich die falsche Seite eingenommen hatte, knapp um mich herum, ihr Arm lag mit einmal auf meinem und bewegte sich gemessen in präzisen edlen Rhythmen. Denen konnte ich mich um so leichter fügen, als die Guermantes sie so wenig wichtig nahmen wie ein echter Gelehrter das Wissen (er schüchtert uns weniger ein als ein Ignorant). Andere Türen gingen auf, durch die dampfende Suppe hereinkam, es war als fände das

Diner auf einem geschickt in Bewegung gesetzten Marionettentheater statt, wo die späte Ankunft des jungen Gastes auf ein Zeichen des Hausherrn alle Fäden spielen ließ.

Dies Zeichen des Herzogs, welches den Gang des großen, geschickten, gefügigen, prunkvollen, mechanisch-menschlichen Uhrwerks auslöste, war schüchtern, nicht majestätisch und gebieterisch gewesen. Die Unentschiedenheit der Gebärde beeinträchtigte für mein Gefühl die Wirkung des Schauspiels nicht, das von ihr abhing. Ich begriff, zaghaft und behindert machte sie nur die Furcht, mich merken zu lassen, man warte mit dem Essen allein auf mich, und ich hätte sehr auf mich warten lassen, wie ja auch Frau von Guermantes fürchtete, nachdem ich soviel Bilder angesehen, könnte es mich ermüden, ununterbrochen vorgestellt zu werden, ich könnte mich dabei nicht wohlfühlen. So brachte in der Geste des Herzogs Mangel an Größe die wahre Größe zur Geltung, ebenso wie seine Nichtachtung für den eigenen Luxus und, im Gegensatz dazu, seine Aufmerksamkeiten für einen an sich belanglosen Gast, dem er aber Ehre erweisen wollte. Gleichwohl konnte Herr von Guermantes in gewissen Dingen recht gewöhnlich sein, er hatte sogar manches Lächerliche, wie es zu reichen Leuten eigen ist, hatte den Hochmut eines Parvenus, der er doch nicht war.

Wie aber ein Beamter oder ein Priester ihr mittelmäßiges Talent ins Unendliche gesteigert sehen (gleich der Welle durch das Meer, das hinter ihr andrängt) durch Mächte, auf die sie sich stützen, die französische Verwaltung und die katholische Kirche, so wurde auch Herr von Guermantes durch eine Macht getragen, das war die echte adlige Höflichkeit. Diese Höflichkeit war vielen Leuten gegenüber exklusiv. Frau von Guermantes hätte Frau von Cambremer oder Herrn von Forcheville nicht empfangen. Sobald aber jemand, wie es mit mir der Fall war, geeignet erschien, im Kreise Guermantes zugelassen zu werden, brachte diese Höflichkeit einen Schatz schlichter Gastlichkeit zum Vorschein, der womöglich noch köstlicher war als die alten Salons mit den wunderbaren, in ihnen verbliebenen Möbeln.

Wollte Herr von Guermantes jemandem Freude machen, so entwickelte er, um aus dem Betreffenden an diesem einen Tage die Hauptperson zu machen, eine Kunstfertigkeit, welche Gelegenheit und Stätte gut ausnutzte. Ohne Zweifel hätten seine »Auszeichnungen« und »Gewogenheiten« in Guermantes andere Formen ange-

nommen. Er hätte anspannen lassen, um mit mir allein vor dem Diner eine Ausfahrt zu machen. So wie sie waren, hatten seine Umgangsformen etwas Ergreifendes, wie es, wenn wir in zeitgenössischen Memoiren lesen, für uns die Umgangsformen von Louis XIV haben, der etwa einem Bittsteller gütig, mit lachender Miene und einer halben Verbeugung antwortet. Allerdings muß man in beiden Fällen sich klar darüber sein, daß diese Höflichkeit nicht über das, was dieses Wort besagt, hinausging.

Louis XIV (dem die Adelsverehrer seiner Zeit gleichwohl vorwerfen, er kümmere sich wenig um Etikette, nach Saint-Simon war er sogar im Vergleich mit Philippe von Valois, Charles V usw. ein recht kleiner König) läßt peinlich genaue Instruktionen abfassen, damit die Prinzen von Geblüt und die Botschafter wissen, welchen Souveränen sie den Vortritt zu lassen haben. In gewissen Fällen, bei denen es unmöglich ist, zu einer klaren Entscheidung zu kommen, richtet man es lieber so ein, daß der Sohn von Louis XIV, Monseigneur, einen ausländischen Herrscher nicht im Hause, sondern im Freien empfängt, damit man nicht sage, beim Eintritt ins Schloß sei einer dem andern vorangegangen; und als der Kurfürst von der Pfalz den Herzog von Chevreuse empfängt, stellt er sich, um ihm nicht den Vortritt zu lassen, krank und speist auf einem Ruhebett liegend mit ihm, wodurch die Schwierigkeit behoben wird. Als der Herzog die Gelegenheiten vermeidet, Monsieur, dem Bruder des Königs, aufzuwarten, ergreift dieser auf den Rat seines königlichen Bruders (der ihn, nebenbei bemerkt, zärtlich liebt) einen Vorwand, um seinen Vetter zu seinem »Lever« kommen zu lassen und ihn zu zwingen, ihm das Hemd zu reichen. Sobald es sich aber um ein tieferes Gefühl, um Herzensdinge handelt, hat es mit den Pflichten, die unumgänglich waren, solange es sich um Höflichkeit handelte, eine ganz andere Bewandtnis. Ein paar Stunden nach dem Tode eben dieses Bruders, der zu den Menschen gehörte, die er am meisten liebte, als Monsieur, wie der Herzog von Montfort sich ausdrückt, »noch ganz warm« war, singt Louis XIV Opernmelodien, wundert sich über die schwermütige Miene der Herzogin von Burgund, die ihren Schmerz kaum verbergen kann, und befiehlt, damit die Stimmung gleich wieder heiter werde und die Hofleute Mut fassen, sich wieder an den Spieltisch zu setzen, dem Herzog von Burgund, eine Partie Brelan zu eröffnen. Denselben Gegensatz fand man bei Herrn von Guermantes nicht nur im offiziellen gesell-

schaftlichen Auftreten, sondern auch in unabsichtlichen Redewendungen, in Voreingenommenheiten und in seiner Zeiteinteilung: die Guermantes hatten nicht mehr Kummer als andre Sterbliche, man kann sogar behaupten, ihre Fähigkeit zu empfinden war geringer; dafür sah man tagtäglich im *Gaulois* unter den Gesellschaftsnachrichten ihren Namen wegen der erstaunlich großen Zahl von Begräbnissen, bei denen sich nicht einzutragen ihnen als sträfliches Versäumnis erschienen wäre. Wie der Reisende von Erde überdeckte Häuser und Terrassen fast genau so vorfindet, wie Xenophon oder Paulus sie gekannt haben mögen, so fand ich in den Manieren des Herrn von Guermantes, dieses Menschen von rührender Liebenswürdigkeit und empörender Hartherzigkeit, dieses Sklaven geringfügigster Verbindlichkeiten, der die heiligsten Gesetze übertrat, nach Verlauf von mehr als zwei Jahrhunderten noch intakt einen dem Hofleben unter Louis XIV eigentümlichen Abweg, welcher die Gewissensbedenken aus dem Gebiet der Affekte und der Moral auf Fragen der bloßen Form überträgt.
Der andere Grund, daß die Prinzessin von Parma so liebenswürdig zu mir sich zeigte, war speziellerer Art. Sie war von vornherein überzeugt, alles, was sie bei der Herzogin von Guermantes zu sehen bekäme, Dinge und Menschen, sei von höherer Qualität als was sie bei sich zu Hause hatte. Bei allen andern Leuten benahm sie sich allerdings, als wäre es bei ihnen ebenso. Vor dem einfachsten Gericht, vor den gewöhnlichsten Blumen begnügte sie sich nicht mit der Begeisterung, sie bat um Erlaubnis, schon am nächsten Tag, um sich nach dem Rezept zu erkundigen oder die Blumenart zu besichtigen, ihren Küchenchef oder ersten Gärtner schicken zu dürfen, das waren hochbesoldete Persönlichkeiten, die ihre eigenen Kutschen und vor allem in Sachen ihres Berufes eine sehr hohe Meinung von sich selbst hatten; für die war es nun eine wahre Demütigung, nach einem Gericht sich zu erkundigen, das ihnen nicht der Rede wert erschien, oder an einer Nelkenspielart sich ein Muster zu nehmen, die nicht halb so schön, so »buntwebig«, so »großblütig« war wie die, welche sie schon seit langem in den Gärten der Prinzessin erzielt hatten. Wenn aber bei der Prinzessin in ihren Beziehungen zu allen andern Leuten dies Anstaunen der einfachsten Dinge künstlich war und nur zeigen sollte, ihr höherer Rang und größerer Reichtum habe nicht den Hochmut in ihr erweckt, den die ehemaligen Erzieher ihr untersagt hatten, den von Gott nicht geduldeten

Hochmut, den schon ihre Mutter sich nicht hatte anmerken lassen, so war sie ganz aufrichtig, wenn sie den Salon der Herzogin von Guermantes als bevorzugte Stätte ansah, wo sie vom Staunen ins Entzücken zu wandeln hatte. Ganz allgemein gesprochen – aber das genügt nicht, die Auffassung der Prinzessin zu erklären – waren die Guermantes von den andern Mitgliedern der adligen Gesellschaft ziemlich verschieden, sie waren preziöser und ungewöhnlicher. Mir hatten sie allerdings auf den ersten Blick den entgegengesetzten Eindruck gemacht, ich hatte sie gewöhnlich gefunden und nicht anders als alle andern Männer und Frauen, aber das lag daran, daß ich im voraus in ihnen, wie in Balbec, Florenz und Parma Namen gesehen hatte. Augenscheinlich glichen in diesem Salon all die Frauen, die ich mir wie Meißener Porzellanstatuetten vorgestellt hatte, doch eher der Mehrzahl der andern Frauen. Aber gerade wie Balbec und Florenz hatten die Guermantes, war die Phantasie einmal von ihnen enttäuscht worden, weil sie mehr ihresgleichen als ihrem Namen glichen, später doch, wenn auch in geringerem Grade, der Erkenntnis gewisse Eigenheiten zu bieten, die sie unterscheidend auszeichneten. Schon ihre Physis, das eigentümliche, manchmal bis ins Violett spielende Rosa ihrer Haut, eine gleichsam lichtspendende Blondheit ihres selbst bei den Männern zarten Haars, das sich zu weichen Goldbüscheln häufte, halb Mauermoos, halb Katzenfell (ein leuchtender Glanz, dem ein gewisses Geistesleuchten entsprach; denn wie von Guermantesteint und Guermanteshaar sprach man auch von einem Guermantesgeist, wie von dem Geist der Mortemart – einer feineren gesellschaftlichen Geistigkeit aus der Zeit vor Louis XIV –, der von allen um so mehr anerkannt wurde als sie selber ihn proklamierten), all das bewirkte, daß in der schon an sich kostbaren Materie der Adelsgesellschaft, in die man sie hier und da eingefügt fand, die Guermantes erkennbar, leicht zu unterscheiden und zu verfolgen blieben wie Fäden, deren Blondheit Jaspis und Onyx ädert, oder genauer noch wie das wellige Gleiten des lichten Haarschweifs, dessen Strähnen wie geschmeidige Strahlen die Flanken des Moosachates durchziehen.

Die Guermantes – wenigstens die, welche des Namens würdig waren – besaßen nicht allein eine erlesene Qualität von Teint, von Haar sowie von Transparenz im Blick, sondern auch eine Art, sich zu halten, zu gehen, zu grüßen, die Hand zu drücken und, bevor sie die Hand reichten, einen anzusehen, die sie so sehr von irgendei-

nem Menschen der Gesellschaft unterschied, wie dieser von einem Bauern im Kittel verschieden war. Und trotz all ihrer Liebenswürdigkeit sagte man sich: wenn sie uns kommen, grüßen und gehen und all das tun sehen, was von ihnen so anmutig kommt wie der Flug der Schwalbe oder die Neigung der Rose, haben sie nicht eigentlich, mögen sie sichs auch nicht anmerken lassen, ein Recht zu denken: die sind von anderer Rasse als wir, wir sind die Fürsten der Erde. Später begriff ich, die Guermantes glaubten allerdings von mir, ich gehöre zu einer andern Rasse als sie, aber zu einer, die ihren Neid erregte, da ich – mir selber unbewußte – Vorzüge besaß, die, wenigstens ihrer Erklärung nach, ihnen die einzig wesentlichen waren. Noch später habe ich erfahren, daß dies Bekenntnis nur halb aufrichtig war und daß bei ihnen Geringschätzung oder Erstaunen mit Bewunderung und Neid zusammenhausten. Den Guermantes war eine physische Geschmeidigkeit zwiefacher Art eigen: die eine bestand in dauernder Aktivität, ihr verdankte es zum Beispiel ein Guermantes, der eine Dame begrüßen wollte, daß er von sich selbst eine Silhouette erzielte, die aus labilem Gleichgewicht asymmetrischer Bewegungen sich bildete, welche im Spiel der Nerven ausgeglichen wurden: ein Bein, das, sei es mit Absicht, sei es, weil es auf der Jagd oft gebrochen worden war, ein wenig nachschleppte, um das andere Bein einzuholen, zwang dem Rumpf eine Krümmung auf, die durch ein Anheben der Schulter ausbalanciert wurde, während das Monokel sich ins Auge einstellte und die Braue hochschob genau in dem Augenblick, da der Haarschopf zum Gruße sich neigte; die andere Art Geschmeidigkeit hatte sich gleich der Form der Welle, des Windes oder der Furche, wie sie die Muschel oder das Schiff dauernd beibehält, gewissermaßen stilisiert, und zwar in einer Art erstarrter Beweglichkeit, sie krümmte die gebogene Nase einwärts, die unter den blauen flach aufliegenden Augen und über den zu schmalen Lippen, aus denen bei den Frauen eine heisere Stimme scholl, an den sagenhaften Ursprung gemahnte, wie ihn im sechzehnten Jahrhundert schmarotzende Genealogen dies Geschlecht gelehrt hatten, das wohl alt, aber nicht so alt war wie es die Konnivenz dieser Griechentümler behauptete, wenn sie an seinen Ursprung eine mythische Befruchtung von einer Nymphe durch einen göttlichen Vogel setzten.

Im Geistigen waren die Guermantes nicht minder eigenartig als im Physischen. Mit Ausnahme des Fürsten Gilbert (»Marie Gilberts«

Gatten mit den veralteten Ideen, der seine Frau links sitzen ließ, wenn sie ausfuhren, weil sie von weniger gutem, wenn auch königlichen Blute war als er – aber er fiel aus dem Rahmen und mußte, wenn er fort war, der Familie als Zielscheibe des Spottes zu immer neuen Anekdoten herhalten –) taten die Guermantes, obwohl sie in der gesiebtesten Elite der Aristokratie lebten, als hielten sie gar nichts vom Adel. Die Theorien der Herzogin von Guermantes, die nun allerdings derartig Guermantes war, daß sie in bestimmtem Maße noch etwas anderes, Angenehmeres wurde, stellten die Intelligenz über alles und waren in politischer Beziehung ausgesprochen sozialistisch: wo hielt sich nur in ihrem Hause der Genius versteckt, der die Aufgabe hatte, die aristokratische Lebensweise aufrechtzuerhalten, der immer unsichtbar, doch fraglos bald im Vorzimmer, bald im Salon, bald im Ankleidezimmer kauernd, die Dienerschaft dieser Frau, die nicht an Titel glaubte, anhielt, »Madame la Duchesse« zu ihr zu sagen, und sie selbst, die nur Lektüre liebte und keinen Respekt vor Menschen hatte, veranlaßte, zu ihrer Schwägerin, wenn die Uhr acht schlug, zum Diner zu gehen und sich zu diesem Zweck zu dekolletieren.

Derselbe spiritus familiaris stellte Frau von Guermantes die Lage der Herzoginnen, wenigstens der ersten unter ihnen, die wie sie Multimillionärinnen waren, und den Zwang, langweilige Tees, Diners, Routs zu besuchen und dafür Stunden zu opfern, in denen sie interessante Dinge hätte lesen können, als Notwendigkeiten dar, unangenehme, unvermeidliche wie Regenwetter; Frau von Guermantes nahm sie hin und übte an ihnen ihre frondierenden Launen, aber nie ging sie so weit, darüber nachzudenken, warum sie sie eigentlich hinnahm. Der wunderliche Zufall, daß ihr Butler immer »Madame la Duchesse« zu dieser Frau, die nur an die Intelligenz glaubte, sagte, schien sie gar nicht zu chokieren. Es kam ihr nie in den Sinn, ihn zu bitten, sie einfach »Madame« anzureden. Mit einem Übermaß von gutem Willen hätte man annehmen können, daß sie in ihrer Zerstreutheit nur das »Madame« höre und das Anhängsel weiterer Worte ungehört verklang. Allein, wenn sie die Taube spielte, blieb sie doch nicht stumm. Jedesmal, wenn sie etwas an ihren Gatten auszurichten hatte, sagte sie zum Butler: »Sie werden Seine Durchlaucht daran erinnern ...«

Der genius familiaris hatte übrigens noch anderes zu tun, er regte zum Beispiel an, von Moral zu sprechen. Wohl gab es Guermantes

mit besonderer Richtung auf Intelligenz und Guermantes mit besonderer Neigung zur Moral, und gewöhnlich waren das nicht dieselben. Aber die ersteren – selbst ein Guermantes, der Urkundenfälschungen gemacht hatte und beim Spiel betrog, dabei der Charmanteste von allen war und allen neuen echten Ideen offen stand – erörterten Fragen der Moral besser als die letzteren, und zwar so wie Frau von Villeparisis in Augenblicken, wo der spiritus familiaris aus dem Munde der alten Dame sich hören ließ. In entsprechenden Situationen nahmen die Guermantes mit einem Male einen ebenso ältlichen, ebenso gutmütigen und dabei infolge ihres größeren Charmes rührenderen Ton an als es der von Frau von Villeparisis war, um von einer Zofe zu sagen: »Man merkt, sie hat einen guten Fond, sie ist nicht vulgär, sie muß guter Leute Kind sein, sie ist gewiß immer auf dem rechten Weg geblieben.« In solchen Momenten wurde der spiritus familiaris Tonfall. Bisweilen war er aber auch Haltung, Gesichtsausdruck, und zwar bei der Herzogin derselbe wie bei ihrem Großvater dem Marschall, eine Art unmerklichen Zuckens (gleich dem der Schlange, des karthagischen Genius der Familie Barcas); das hatte mir oft Herzklopfen gemacht, wenn ich auf meinen Morgenspaziergängen, noch ehe ich Frau von Guermantes erkannte, fühlte, wie mich aus dem Winkel einer kleinen Crémerie ihr Blick traf. Dieser Genius hatte sich eingemischt bei einer Gelegenheit, die nicht nur den Guermantes sehr nahe ging, sondern auch den Courvoisier, welche der feindliche Clan in der Familie waren und, wenn auch von ebenso gutem Blut wie die Guermantes, ihnen in allem entgegengesetzt (auf seine Großmutter Courvoisier führten die Guermantes die Manie des Fürsten Guermantes zurück, immer Geburt und Adel im Munde zu führen, als gebe es sonst nichts Wichtiges). Die Courvoisier schätzten Intelligenz nicht so hoch ein wie die Guermantes, sie hatten auch nicht dieselbe Vorstellung von ihr. Für einen Guermantes bedeutete (selbst wenn er dumm war) intelligent sein, daß man sich nicht einschüchtern ließ, Bosheiten zu sagen verstand, das letzte Wort behielt, dann daß man, wenn von Musik, Malerei oder Architektur die Rede war, seinen Mann stand, und endlich auch daß man Englisch konnte. Die Courvoisier machten sich von der Intelligenz eine weniger günstige Vorstellung, und wenn man nicht durchaus zu ihrem Kreise gehörte, bedeutete ihnen intelligent sein fast dasselbe wie »vermutlich Vater und Mutter auf dem Gewissen zu haben«. Für sie

war Intelligenz eine Art Dietrich, mit dem Leute, die wer weiß woher kommen mochten, die Türen der angesehensten Salons erbrachen, man wußte bei den Courvoisier, es endete immer damit, daß mans bereute, diesen »Menschen-Schlag« empfangen zu haben. Den harmlosesten Behauptungen intelligenter Leute, die nicht zur hohen Gesellschaft gehörten, stellten die Courvoisier ein prinzipielles Mißtrauen entgegen. Als einmal jemand sagte: »Aber Swann ist jünger als Palamède«, hatte Frau von Gallardon erwidert: »Wenigstens sagt ers Ihnen; und wenn ers Ihnen sagt, können Sie sicher sein, er findet dabei seinen Vorteil.« Deutlicher noch: als einmal zwei sehr elegante fremde Damen bei den Guermantes empfangen wurden und man sagte, man habe der einen den Vortritt gelassen, weil sie die Ältere sei, fragte Frau von Gallardon: »Ist sie denn überhaupt die Ältere?« nicht gerade als ob derartige Personen gar kein Alter hätten, aber doch so, als fehle ihnen jede bürgerliche oder religiöse Zugehörigkeit und sichere Tradition, als seien sie jünger oder älter wie kleine Katzen desselben Wurfs, unter denen sich nur ein Veterinär auskennt. In gewisser Beziehung hielten die Courvoisier die Reinheit des Adels strenger aufrecht als die Guermantes infolge ihrer geistigen Beschränktheit und inneren Roheit. So waren denn auch die Guermantes (für die alles, was unter den königlichen Familien und einigen andern wie den Ligne, La Trémoille etc. stand, in einem unbestimmten Pöbelhaufen verschwand) gegen Leute von alter Rasse, die in der Umgegend von Guermantes wohnten, unverschämt, weil sie Vorzüge zweiten Grades, um die die Courvoisier sich intensiv bekümmerten, nicht achteten, und gerade deshalb machte es ihnen wenig aus, wenn diese Vorzüge jemandem mangelten. Gewisse Frauen, die keinen sehr hohen Rang hatten, aber glänzend verheiratet, hübsch und bei den Herzoginnen beliebt waren, gaben für Paris, wo man über Stammbäume wenig unterrichtet ist, einen ausgezeichneten eleganten Importartikel ab. Es konnte, wenn auch selten, vorkommen, daß solche Frauen, auf dem Umweg über die Prinzessin von Parma oder dank ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, bei gewissen Guermantes empfangen wurden. Die Entrüstung der Courvoisier über diese Eindringlinge war nicht zu beschwichtigen. Zwischen fünf und sechs bei ihrer Kusine Leute anzutreffen, mit deren Verwandten ihre Verwandten in Le Perche nicht verkehrten, nährte in ihnen eine wachsende Wut und bildete das Thema wortreicher Ausbrüche. Sobald zum Bei-

spiel die reizende Gräfin G. bei den Guermantes eintrat, bekam das Gesicht der Frau von Villebon genau den Ausdruck, als sollte sie den Vers aufsagen: »Und bleibt nur einer, werde ich der eine sein«, ein Vers, den sie, nebenbei bemerkt, nicht kannte. Diese Courvoisier hatte fast jeden Montag ein paar Schritt von der Gräfin G. ein Crèmetörtchen verspeist, aber das half nichts. Frau von Villebon bekannte im Geheimen, sie begreife nicht, wie ihre Kusine Guermantes eine Frau empfangen könne, die in Châteaudun nicht einmal zur zweiten Gesellschaft gehöre. »Was hat es dann für einen Zweck, daß meine Kusine so wählerisch in ihren Beziehungen ist? Das heißt doch, über die Gesellschaft sich lustig machen«, schloß Frau von Villebon, und dabei zeigte sie einen andern Gesichtsausdruck, ein spöttisches, verzweifeltes Lächeln, das als Bilderrätsel zu einem andern Vers gepaßt hätte, den Frau von Villebon natürlich ebensowenig kannte: »Über mein Hoffen wuchs, den Göttern Dank, mein Leid.« Hier wollen wir, spätere Ereignisse vorwegnehmend, berichten, daß die »Beständigkeit« (die im nächsten Vers auf Leid reimt), mit der Frau von Villebon Frau G. übersah, nicht ganz unnützlich war. Sie verlieh in den Augen von Frau G. der Frau von Villebon einen solchen (übrigens rein imaginären) Nimbus, daß die Tochter der Frau G., das hübscheste und reichste Mädchen auf den Bällen ihrer Zeit, als sie sich verheiraten sollte, zur allgemeinen Verwunderung alle Herzöge zurückwies. Ihre Mutter wünschte nämlich, der allwöchentlichen Schmach eingedenk, die sie in Erinnerung an Châteaudun in der rue de Grenelle erfahren hatte, nur einen Mann zum Gatten ihrer Tochter: einen jungen Villebon.

In einem einzigen Punkt begegneten sich Guermantes und Courvoisier, in der, übrigens sehr mannigfaltig abgewandelten Kunst, Distanz zu betonen. Die Manieren der Guermantes waren nicht bei allen ganz gleichförmig. Aber alle Guermantes nahmen zum Beispiel, wenn jemand ihnen vorgestellt wurde, eine Art Zeremonie vor, als wäre die Tatsache, daß sie einem die Hand reichten, ungefähr so beträchtlich, wie die, jemanden zum Ritter zu schlagen. In dem Augenblick, da ein Guermantes (und schon die Zwanzigjährigen traten dabei in die Fußstapfen ihrer älteren Verwandten) deinen Namen von dem Vorstellenden aussprechen hörte, ließ er, als sei er durchaus noch nicht geneigt, dir Guten Tag zu sagen, einen Blick auf dich fallen, der im allgemeinen blau und stets kalt wie ein Stahl war, welchen er in die tiefste Tiefe deines Herzens zu tauchen im Begriff

zu stehen schien. Das glaubten übrigens die Guermantes tatsächlich zu tun, sie hielten sich alle für Psychologen ersten Ranges. Überdies glaubten sie, durch die vorhergehende Musterung die Liebenswürdigkeit des Grußes, der folgen und nur mit Vorbedacht dir zugestanden werden sollte, noch zu steigern. Alles das fand in einer Entfernung von dir statt, die, wenn es sich um einen Waffengang gehandelt hätte, klein gewesen wäre, für einen Händedruck aber ungeheuer erschien und im zweiten Fall ebenso eisig anmutete, wie sie es im ersten Fall getan hätte; so kam es, daß, wenn der Guermantes nach einer raschen Rundreise durch die geheimsten Winkel deiner Seele und deiner Ehre dich würdig befunden hatte, künftighin mit ihm zusammenzutreffen, seine am Ende eines in ganzer Länge ausgestreckten Armes auf dich gerichtete Hand dir vorkam, als präsentiere sie dir zu einer sonderbaren Art von Kampf ein Florett, und schließlich war dann diese Hand so weit von dem Guermantes entfernt, daß, wenn er nun den Kopf neigte, es schwer zu unterscheiden war, ob er dich grüßte oder seine eigne Hand. Gewisse Guermantes, denen das Gefühl für das rechte Maß fehlte oder die nicht imstande waren, beständige Wiederholungen zu vermeiden, taten des Guten zuviel und begannen die Zeremonie jedesmal, wenn sie einem begegneten, von neuem. Da sie offenbar die Prozedur der vorhergehenden psychologischen Untersuchung nun nicht mehr vorzunehmen brauchten, zu der der »spiritus familiaris« sie bevollmächtigt hatte – deren Resultat mußte ihnen ja erinnerlich sein –, so ließ sich der eindringlich durchbohrende Blick, welcher dem Händedruck voranging, nur durch das automatische Funktionieren, das ihr Blick angenommen hatte, oder durch ihre Einbildung, mit einer Art Faszination begabt zu sein, erklären. Die Courvoisier, deren Physis anderer Art war, hatten vergeblich versucht, sich den Forscherblick anzueignen und mußten sich auf hochmütige Steifheit oder hastige Nachlässigkeit beschränken. Dafür schienen wiederum von den Courvoisier einige wenige Guermantes weiblichen Geschlechts den Gruß der Damen entlehnt zu haben. Wenn du einer dieser Guermantes vorgestellt wurdest, machte sie dir eine tiefe Verbeugung, bei der sie in einem Winkel von annähernd 45 Grad Kopf und Oberkörper dir näherte, wobei der Unterkörper (der bei ihnen bis zur Taille, welche den Drehpunkt bildete, sehr hoch war) unbewegt blieb. Kaum aber hatte sie so die obere Hälfte ihrer Person gegen dich vorgeschleudert, so warf sie sie mit jähem Rück-

schlag annähernd ebenso weit hinter die Vertikale zurück. Diese nachfolgende Rückbewegung glich alles, was dir zugestanden schien, wieder aus, das vermeintlich gewonnene Terrain war nicht einmal wie beim Duell erobert, die ursprünglichen Stellungen behaupteten sich. Dieselbe Art, das Entgegenkommen durch neues Betonen der Distanz ungültig zu machen, (sie stammte von den Courvoisier und sollte zeigen, Avancen, die sie einem im ersten Moment machten, seien nur Finten des Augenblicks) tat sich bei den Courvoisier wie bei den Guermantes gleich deutlich in den Briefen kund, die man von ihnen, wenigstens in den ersten Zeiten der Bekanntschaft, bekam. Im Text des Briefes konnten Wendungen vorkommen, wie man sie offenbar nur einem Freunde schreibt, aber daraufhin hätte man sich noch lange nicht rühmen können, Freund dieser Dame zu sein, denn der Brief begann mit »Sehr geehrter Herr« und endete »mit vorzüglicher Hochachtung«. So konnten denn zwischen dem kühlen Anfang und dem eisigen Schluß, die den Sinn des übrigen Briefes veränderten (wenn es sich etwa um die Antwort auf ein Kondolenzschreiben handelte), die rührendsten Schilderungen des Kummers, den der Guermantes das Ableben ihrer Schwester gemacht hatte, abwechseln mit solchen ihrer geschwisterlichen Liebe oder der Schönheiten der Gegend, in der sie den Sommer verbracht hatte, des Trosts, den sie im Liebreiz ihrer Enkel fände –, es blieb dann nicht weniger ein Brief, wie man ihn in Sammlungen findet, sein vertraulicher Charakter hatte nicht mehr Vertraulichkeit zwischen dem Empfänger und der Schreiberin zur Folge, als wenn diese Plinius der Jüngere oder Frau von Simiane gewesen wäre.

Gewiß schrieben einem manche weiblichen Guermantes gleich die ersten Male »mein lieber Freund« oder »lieber Freund«, und das waren nicht immer die schlichtesten unter ihnen, vielmehr die, welche in königlichen Kreisen lebten, gleichzeitig einen »leichtfertigen Wandel« führten, sie waren hochmütig genug, um überzeugt zu sein, alles, was von ihnen kommt, müsse Freude machen, und verdorben genug, mit keiner Befriedigung, die sie gewähren konnten, zu kargen. Da es, nebenbei bemerkt, einem jungen Guermantes genügte, unter Louis XIII eine gemeinsame Ururgroßmutter zu haben, um, wenn er von der Marquise von Guermantes sprach, »die Tante Adam« zu sagen, waren die Guermantes so zahlreich, daß es selbst für die einfachsten Riten wie zum Beispiel den Gruß bei der

Vorstellung mannigfache Spielarten gab. Jede etwas feinere Untergruppe hatte ihre, die von den Eltern auf die Kinder überging wie das Rezept eines Wundbalsams oder eine besondere Methode, Konfitüren einzumachen. Man hat gesehen, wie Saint-Loups Händedruck wie gegen seinen Willen, sobald man ihm vorgestellt wurde, mechanisch, ohne daß sein Blick daran teilnahm, sich auslöste, ohne daß ein Gruß sich hinzugesellte. Ein armer, ahnungsloser Bürgerlicher, der aus irgendeinem Anlaß jemandem von der Untergruppe Saint-Loup vorgestellt wurde, – was übrigens nur selten vorkam – mußte sich vor dieser jähen Andeutung eines Grußes, der sich absichtlich gab, als wäre er ganz zwanglos, den Kopf zerbrechen, was denn der oder die Guermantes gegen ihn haben mochte. Und er war dann recht erstaunt, wenn er hörte, er oder sie hätten es für angezeigt gehalten, dem, der ihn vorgestellt hatte, eigens zu schreiben, wie sehr er ihm oder ihr gefallen habe und daß er oder sie hoffe, ihn bestimmt wiederzusehen. Ebenso eigenartig wie Saint-Loups mechanische Geste waren die komplizierten hastigen Hupfer des Marquis von Fierbois (die Herr von Charlus lächerlich fand) und die ernsten gemessenen Schritte des Fürsten Guermantes. Aber es ist unmöglich, hier die Tanzkunst der Guermantes in ihrer ganzen reichen Fülle zu beschreiben, dazu ist das Ballettkorps zu groß.

Um auf die Antipathie der Courvoisier gegen die Herzogin von Guermantes zurückzukommen, sie hätten sich damit trösten können, sie zu bedauern, so lange sie junges Mädchen war, denn damals war sie wenig begütert. Leider umgab den Reichtum der Courvoisier jeder Zeit eine Art Rußschicht sui generis und entzog ihn den Blicken; er blieb, so groß er war, im Verborgenen. Mochte eine von Haus aus reiche Courvoisier noch obendrein eine gute Partie machen, immer kam es so, daß das junge Paar in Paris keine eigene Wohnung hatte, bei den Schwiegereltern »abstieg« und den Rest des Jahres mitten in ungemischter, aber glanzloser Gesellschaft in der Provinz verbrachte. Während Saint-Loup, der nichts als Schulden hatte, Doncières durch seine Pferde und Wagen verblüffte, fuhr ein sehr reicher Courvoisier dort immer nur mit der Trambahn. Hingegen machte viele Jahre früher Fräulein von Guermantes (Oriane), die nicht viel hatte, mehr von ihren Toiletten reden als alle Courvoisier zusammen von den ihren. Ihre skandalösen Aussprüche wurden zu einer Art Reklame für ihre Kleider und ihre Frisu-

ren. Sie hatte es gewagt, zum russischen Großfürsten zu sagen: »Hoheit, man hört, Sie wollen Tolstoi ermorden lassen?« Das war auf einem Diner, zu dem man die Courvoisier, die übrigens nicht viel von Tolstoi wußten, nicht geladen hatte. Von den griechischen Autoren wußten sie nicht viel mehr, wenn man von der verwitweten Herzogin von Gallardon (Schwiegermutter der Fürstin Gallardon, die damals noch junges Mädchen war) auf die andern schließen kann: die wurde, da sie fünf Jahre hindurch Oriane nicht ein einziges Mal mit ihrem Besuch beehrt hatte, von jemandem nach dem Grund ihres Fernbleibens gefragt. »Sie soll in Gesellschaft Aristoteles (sie wollte Aristophanes sagen) rezitieren«, erwiderte sie. »So etwas dulde ich in meinem Hause nicht!«

Wenn Fräulein von Guermantes' Ausspruch über Tolstoi die Courvoisier entrüstete, kann man sich denken, wie er das Entzücken der Guermantes war und drüber hinaus all derer, die näher und auch ferner mit ihnen zusammenhingen. Die alte Gräfin von Argencourt, eine geborene Seineport, die, Mutter eines schrecklich snobistischen Sohnes, weil sie selber ein Blaustrumpf war, alle möglichen Leute empfing, erzählte vor Literaten das Bonmot und meinte dazu: »Oriane von Guermantes ist ein feines Köpfchen, boshaft wie ein Affe, für alles begabt, sie malt Aquarelle, die eines großen Malers würdig wären, macht Verse, wie nur wenig große Dichter sie können, und dabei, müssen Sie wissen, ist ihre Familie das Vornehmste, was es überhaupt gibt, ihre Großmutter war ein Fräulein von Montpensier, sie ist die achtzehnte Oriane von Guermantes, ohne eine einzige Mesalliance in der Familie, reinstes, ältestes Blut von Frankreich.« Da stellten sich diese vermeintlichen Schriftsteller, diese Halb-Intellektuellen, die Frau von Argencourt empfing, Oriane von Guermantes, die persönlich kennen zu lernen sie nie Gelegenheit haben sollten, wunderbarer und außergewöhnlicher vor als die Prinzessin Badrul Budur; für eine so vornehme Dame, die Tolstoi verherrlichte, fühlten sie sich zu sterben bereit, mehr noch, sie fühlten, wie in ihrem Innern die eigne Liebe zu Tolstoi sowie ihr Wille zum Trotze gegen den Zarismus neue Kraft gewann. Die liberalen Ideen hatten schon in ihnen an Lebenskraft verlieren können, ihr Prestige konnte ihnen zweifelhaft werden, da aber kam, als sie schon nicht mehr wagten, sich zu diesen Ideen zu bekennen, ihnen von Fräulein von Guermantes selbst, von einem jungen Mädchen, dessen Wert und Kompetenz vor jedem Zweifel si-

cher war – sie trug das Haar flach auf der Stirn, wozu sich eine Courvoisier nie verstanden hätte – auf einmal Hilfe. Manche guten oder auch schlechten Sachen gewinnen auf diese Weise an Wert, wenn sich Leute für sie einsetzen, die eine Autorität für uns sind. So bestanden zum Beispiel bei den Courvoisier die Riten der Höflichkeit auf der Straße in einem an sich recht häßlichen, wenig liebenswürdigen Gruß, aber man wußte, das war die distinguierte Art, Guten Tag zu sagen, und nun vermied alle Welt Lächeln und freundliche Miene und war bemüht, die frostige Gymnastik der Courvoisier nachzuahmen. Aber die Guermantes im allgemeinen und Oriane im besondern nahmen, obwohl sie besser als irgendeiner diese Riten kannten, keinen Anstand, wenn sie einen vom Wagen aus bemerkten, mit der Hand einen reizenden Gruß zu winken, im Salon überließen sie es den Courvoisier, ihre affektierten häßlichen Grüße auszuteilen, machten selbst charmante Verbeugungen, reichten einem kameradschaftlich die Hand und lächelten dazu aus blauen Augen, und so gehörte dank den Guermantes zum Chik, der bislang etwas hohl und dürr gewesen, mit einmal alles, was man von Natur geliebt und gewaltsam abgeschafft hatte, Entgegenkommen, echte überströmende spontane Herzlichkeit. Auf dieselbe Art – aber in diesem Falle freilich ist Rehabilitierung des Verworfenen kaum zu halten – bringen Menschen, die von Natur Geschmack an schlechter Musik und an Melodien finden, die bei aller Banalität etwas Leichtes und Einschmeichelndes an sich haben, durch die Beschäftigung mit symphonischen Kunstwerken es fertig, diesen Geschmack in sich zu unterdrücken. Nachdem sie es soweit gebracht haben, bemerken sie, daß Richard Strauß, dessen blendendes Orchesterkolorit sie mit Recht bewundern, mit einer Nachgiebigkeit, die eines Auber würdig wäre, die banalsten Motive aufnimmt, was sie früher geliebt haben, wird mit einmal zu ihrem Entzücken durch eine so hohe Autorität gerechtfertigt, und nun können sie skrupellos und mit doppelter Dankbarkeit, wenn sie *Salome* hören, Dinge genießen, die bei den *Krondiamanten* zu empfinden ihnen verboten war.

Ob sie nun authentisch war oder nicht, die Wendung des Fräulein von Guermantes gegen den Großfürsten bot, wie man von Haus zu Haus sie kolportierte, die Gelegenheit zu sagen, die Erscheinung Orianes bei diesem Diner sei überaus elegant gewesen. Luxus aber (und gerade das machte den Courvoisier ihn unerreichbar) beruht

nicht auf Reichtum, sondern auf Verschwendung, freilich kann sich Verschwendung länger halten, wenn sie schließlich vom Reichtum unterstützt wird, der ihr erlaubt, all ihre Strahlen spielen zu lassen. Angesichts der Grundsätze, die nicht nur Oriane, sondern auch Frau von Villeparisis offen zur Schau trugen, nämlich: Adel bedeute nichts, Rang sei ein lächerliches Vorurteil, Reichtum mache nicht glücklich, Geist, Herz und Talent allein seien wichtig –, konnten die Courvoisier hoffen, dank der Erziehung, die sie von der Marquise erhalten hatte, werde Oriane jemanden heiraten, der nicht zur Gesellschaft gehöre, einen Künstler, einen entlassenen Sträfling, einen Habenichts, einen Freidenker, und damit endgültig in die Kategorie kommen, welche die Courvoisier die »Entgleisten« nannten. Darauf konnten sie um so mehr hoffen, als Frau von Villeparisis damals gerade in gesellschaftlicher Beziehung eine schlimme Krisis durchmachte (von den wenigen glänzenden Persönlichkeiten, die ich bei ihr traf, war damals noch keine wieder bei ihr erschienen) und tiefen Abscheu gegen die Gesellschaft, die sich von ihr zurückzog, zur Schau trug. Selbst, wenn sie von ihrem Neffen, dem Fürsten Guermantes, sprach, der sich bei ihr sehen ließ, fand sie des Spottes über seinen Standesdünkel kein Ende. Als es nun aber galt, für Oriane einen Gatten zu finden, führten nicht die von Tante und Nichte betonten Grundsätze die Sache, sondern der geheimnisvolle »genius familiaris«. Es war, als hätte Frau von Villeparisis nie von etwas anderem geredet als von Wertpapieren und Stammbäumen, nie von literarischen Verdiensten und Herzenseigenschaften, als wäre die Marquise für ein paar Tage – wie sie es später sein sollte – schon tot in der Kirche von Combray aufgebahrt, wo jedes Mitglied der Familie nur noch ein Guermantes ohne Individualität und Vornamen war, wie es auf den großen schwarzen Behängen das einzelne purpurne G mit der Herzogskrone darüber bezeugte. Denn mit unfehlbarer Sicherheit ließ der genius familiaris auf den reichsten und höchstgeborenen Mann, die beste Partie des Faubourg Saint-Germain, den ältesten Sohn des Herzogs von Guermantes, den Fürsten des Laumes, die Wahl der intellektuellen, revolutionären, engelhaften Frau von Villeparisis fallen. Und zwei Stunden lang hatte am Tage der Hochzeit Frau von Villeparisis all die vornehmen Leute bei sich, über die sie sich sonst und auch in diesen Stunden mit wenigen bürgerlichen Freunden, welche sie hinzugeladen hatte, lustig machte, – der Fürst des Laumes gab nun bei ihnen Karten ab,

um erst im nächsten Jahr »das Kabel zu durchschneiden«. Um das Unglück der Courvoisier voll zu machen, wurden gleich nach der Hochzeit bei der Fürstin des Laumes die Maximen, die nur in Geist und Talent gesellschaftliche Vorzüge erblicken wollten, wieder lautbar. Und in dieser Hinsicht war, nebenbei bemerkt, der Standpunkt, den Saint-Loup vertrat, indem er mit Rahel lebte, mit Rahels Freunden verkehrte, Rahel – so schrecklich das auch seiner Familie war – heiraten wollte, nicht so verlogen wie der der Fräulein von Guermantes im allgemeinen, die Intelligenz predigten, kaum zuließen, daß man die Gleichheit der Menschen auch nur in Zweifel zog, dann aber, wenn es darauf ankam, doch alles genau so auslaufen ließen, als hätten sie sich zu den entgegengesetzen Maximen bekannt, nämlich auf die Ehe mit einem schwerreichen Herzog. Dem gegenüber handelte Saint-Loup seinen Theorien entsprechend, und so kam es, daß man von ihm sagte, er sei auf schlechtem Wege. Gewiß ließ vom moralischen Standpunkt Rahel viel zu wünschen übrig. Wenn es sich aber um eine Herzogin oder Millionenerbin gehandelt hätte, die moralisch nicht mehr wert gewesen wäre als Rahel, Frau von Marsantes hätte vielleicht eine Ehe mit ihr nicht ungern gesehen.

Um auf Frau des Laumes (die bald darauf durch den Tod ihres Schwiegervaters Herzogin von Guermantes werden sollte) zurückzukommen, es war für die Courvoisier ein neues Leidwesen, daß die Theorien der jungen Fürstin, die sie in dem, was sie sagte, aufrecht erhielt, in keiner Beziehung ihrem Benehmen die Richtung gaben; so beeinträchtigte diese Philosophie (wenn man das so nennen kann) gar nicht die aristokratische Eleganz des Salons Guermantes. Sicherlich dachten alle Leute, die von Frau von Guermantes nicht empfangen wurden, sie seien ihr dazu nicht intelligent genug, und manche reiche Amerikanerin, die nie ein anderes Buch besessen als eine kleine alte Ausgabe der Gedichte von Parny, die sie nie aufschlug, aber weil es eine Erstausgabe war, auf einem Tisch in ihrem kleinen Salon liegen hatte, bekundete ihren Respekt vor geistigen Qualitäten dadurch, daß sie die Herzogin von Guermantes mit gierigen Blicken verschlang, wenn diese in der Oper erschien. Gewiß war es ganz aufrichtig von Frau von Guermantes, wenn sie jemanden wegen seiner Intelligenz bevorzugte.

Sagte sie von einer Frau: »Sie scheint charmant zu sein« oder von einem Mann, er sei äußerst intelligent, so glaubte sie sich nur durch

diesen Charme oder diese Intelligenz veranlaßt, sie zu empfangen, und der Genius der Guermantes griff in dieser letzten Minute nicht mehr ein: tiefer, am dunklen Eingang des Gebietes lagernd, wo die Guermantes ihr Urteil bildeten, hinderte der wachsame Genius die Guermantes, den Mann intelligent oder die Frau charmant zu finden, wenn sie nicht einen – gegenwärtigen oder zukünftigen – gesellschaftlichen Wert hatten. Dann hieß es von dem Mann, er sei gelehrt, aber wie ein Konversationslexikon, oder gar, er sei gewöhnlich und habe die Mentalität eines Geschäftsreisenden, und von der hübschen Frau, sie benehme sich schrecklich oder rede zu viel. Und die Leute, die keine rechte Situation hatten, das waren gräßliche Snobs. Herr von Bréauté, dessen Schloß ganz nah bei Guermantes lag, verkehrte nur mit Hoheiten. Aber er machte sich über sie lustig und träumte von einem Leben in Museen. Daher war Frau von Guermantes entrüstet, wenn man Herrn von Bréauté snobistisch fand. »Babal ein Snob! Sie sind wohl toll, mein armer Freund. Im Gegenteil! Glänzende Gesellschaft ist ihm zuwider. Es ist nicht möglich, ihn mit jemandem bekanntzumachen. Selbst bei mir! Lade ich ihn mit jemand Neuem zusammen ein, dann ächzt und stöhnt er.« Mit all dem soll nicht gesagt sein, daß die Guermantes nicht auch in der Praxis auf Intelligenz einen ganz andern Wert legten als die Courvoisier. In positiver Hinsicht zeitigte dieser Unterschied zwischen den Guermantes und den Courvoisier recht schöne Früchte. So hatte die Herzogin von Guermantes (es umgab sie immer etwas Geheimnisvolles, das aus der Ferne viele Dichter anschwärmten) ein Fest gegeben, von dem wir schon gesprochen haben, nirgends hatte sich der König von England so gut unterhalten wie auf diesem Fest. Sie hatte nämlich einen Einfall gehabt, der den Courvoisier nie in den Sinn gekommen wäre, eine Kühnheit, die alle Courvoisier eingeschüchtert hätte. Sie lud zu den bereits von uns erwähnten Persönlichkeiten den Musiker Gaston Lemaire und den Dramatiker Grandmougin. Vor allem machte sich ihr Intellektualismus in negativer Hinsicht geltend. Nahm der obligate Koeffizient von Charme und Intelligenz in dem Maße ab, in dem der Rang der Person, die bei der Herzogin von Guermantes eingeladen zu werden wünschte, höher war, näherte er sich, wenn es sich um die wichtigsten gekrönten Häupter handelte, sogar dem Nullpunkt, so stieg er dafür, je tiefer man unter das Niveau der Könige hinunterging. So verkehrten zum Beispiel bei der Prinzessin von Parma eine

Reihe Leute, welche ihre Hoheit empfing, weil sie sie in der Kindheit gekannt hatte, weil sie mit der oder der Herzogin verschwägert waren oder der Person eines regierenden Fürsten nahestanden, mochten diese Leute im übrigen auch häßlich, langweilig oder dumm sein; für einen Courvoisier hätte die Tatsache »beliebt bei der Prinzessin von Parma«, »Halbschwester der Herzogin von Arpajon«, »alljährlich drei Monate bei der Königin von Spanien zu Besuch« genügt, um solche Leute einzuladen. Frau von Guermantes aber, die seit zehn Jahren bei der Prinzessin von Parma den Gruß dieser Leute höflich erwiderte, hatte sie nie über ihre Schwelle gelassen, da sie der Meinung war, mit einem Salon sei es in der gesellschaftlichen Bedeutung des Wortes nicht anders als in materieller; Möbel, die einem nicht besonders gefallen, die man aber als Füllsel oder Beweise des Reichtums drin läßt, genügen, um ihn schrecklich zu entstellen. Ein solcher Salon gleicht einem Werk, dessen Verfasser es nicht über sich gewann, der Wendungen, die Wissen, Schwung und Leichtigkeit beweisen, sich zu enthalten. Wie bei einem Buch, wie bei einem Haus ist für die Qualität eines »Salons« – dachte Frau von Guermantes mit Recht – entscheidend das Opfer.

Viele Freundinnen der Prinzessin von Parma, denen gegenüber die Herzogin von Guermantes sich seit Jahren auf denselben üblichen Gruß oder die Abgabe ihrer Karte beschränkte, ohne sie jemals einzuladen oder ihre Gesellschaften zu besuchen, beklagten sich in diskreter Weise bei ihrer Hoheit, die dann, wenn Herr von Guermantes sie gelegentlich allein besuchte, ihm das mit einem Wort zu verstehen gab. Der schlaue Edelmann – er war der Herzogin ein schlechter Gatte mit seiner Mätressenwirtschaft, aber in allem, was das gute Funktionieren ihres Salons (und Orianes Geist, der dessen Hauptattraktion war) betraf, ein erprobter Kumpan – antwortete in solchem Fall: »Kennt meine Frau sie denn wirklich? Ja? Dann hätte sie es allerdings tun müssen. Aber, um Eurer Hoheit die Wahrheit zu sagen, im Grunde liebt Oriane die Unterhaltung mit Frauen nicht. Sie ist von einem Hofstaat höherer Geister umgeben – was mich betrifft, ich bin gar nicht ihr Mann, ich bin nur ihr erster Kammerdiener. Bis auf ganz wenige, die sehr geistreich sind, langweilen sie die Frauen. Eure Hoheit, die für so etwas einen scharfen Blick haben, werden mir nicht sagen, die Marquise von Souvré sei geistreich. Ja, ich verstehe, Hoheit empfangen sie aus Güte. Und ken-

nen sie ja auch. Hoheit sagen, Oriane habe sie gesehen, schon möglich, aber, ich versichere Sie, sehr wenig. Und dann will ich Euer Hoheit etwas sagen: ein wenig bin ich auch daran schuld. Meine Frau ist sehr abgespannt, sie ist so gern liebenswürdig; wenn ich sie gewähren ließe, gäbe es Besuche ohne Ende. Erst gestern abend hatte sie Temperatur, und sie fürchtete, die Herzogin von Bourbon zu betrüben, wenn sie nicht zu ihr käme. Ich habe auftrumpfen müssen, ich habe verboten anzuspannen. Ach, wissen Sie, Hoheit, ich habe große Lust, Oriane gar nichts davon zu sagen, daß Sie mir von Frau von Souvré gesprochen haben. Oriane liebt Eure Hoheit so sehr, sie würde sofort hingehn und Frau von Souvré einladen, das wird dann wieder eine Visite mehr geben, wir werden gezwungen sein, mit der Schwester anzuknüpfen, deren Gatten ich gut kenne. Ich glaube, ich werde Oriane gar nichts sagen, wenn Eure Hoheit mich dazu ermächtigen. So könnten wir ihr viel Mühe und Aufregung ersparen. Und ich versichere Sie, Frau von Souvré wird nichts dabei verlieren. Sie kommt ja überall hin, in die glänzendsten Salons. Wir empfangen so gut wie gar nicht, wir geben unsre kleinen unbedeutenden Diners. Dabei würde Frau von Souvré sich tödlich langweilen.« Die Prinzessin war in ihrer Harmlosigkeit überzeugt, der Herzog von Guermantes werde der Herzogin ihr Anliegen nicht übermitteln, und wenn sie einerseits untröstlich war, die Einladung, die Frau von Souvré ersehnte, nicht durchgesetzt zu haben, so schmeichelte es ihr andererseits um so mehr, selbst ständiger Gast eines so unzugänglichen Salons zu sein. Diese Genugtuung hatte aber ihre Schattenseiten. So oft die Prinzessin von Parma Frau von Guermantes einlud, mußte sie sich den Kopf zerbrechen, um ja niemanden da zu haben, der der Herzogin mißfallen und ihr das Wiederkommen verleiden könnte.

An den gewöhnlichen Tagen stand (nach dem Diner, das die Prinzessin nach alter Sitte früh mit einigen Gästen einnahm) ihr Salon den ständigen Besuchern und weiterhin der ganzen französischen und ausländischen hohen Aristokratie offen. Der Empfang bestand darin, daß die Prinzessin nach dem Diner das Eßzimmer verließ, sich auf ein Kanapee an einen großen runden Tisch setzte, mit zwei der angesehensten Damen, die mitgespeist hatten, plauderte oder einen Blick in ein »Magazine« warf, Karten spielte (oder nach einer an deutschen Höfen üblichen Sitte, so tat, als spiele sie), eine Patience legte oder eine markante Persönlichkeit zum wirklichen oder

scheinbaren Partner hatte. Gegen neun Uhr gingen beide Flügel der Tür des großen Salons auf, um sich dann unaufhörlich zu schließen und von neuem zu öffnen und die Besucher hereinzulassen, die, um der Zeiteinteilung der Prinzessin sich anzupassen, in aller Eile diniert hatten (oder wenn sie zum Diner eingeladen waren, den Café ausließen und sagten, sie würden wiederkommen, rechneten sie doch damit »zur einen Tür hinein und zur andern herauszugehen«). Die Prinzessin gab nur auf ihr Spiel oder Gespräch acht, tat, als sehe sie die Ankommenden nicht, und erst wenn diese zwei Schritt vor ihr standen, erhob sie sich graziös mit einem gütigen Lächeln für die Frauen. Diese indessen machten der Hoheit im Stehen eine Reverenz, die zu einem tiefen Knix wurde, wobei sich ihre Lippen in der Höhe der tief hängenden schönen Hand befanden, die sie dann küßten. In diesem Augenblick aber hob die Prinzessin, als wäre sie durch eine Etikette, die sie recht wohl kennen mußte, jedesmal von neuem überrascht, die Kniende geradezu gewaltsam auf, entfaltete dabei ganz unvergleichlich sanfte Anmut und küßte die Dame auf beide Wangen. Diese sanfte Anmut, so wird man sagen, setzte als Bedingung die Demut voraus, mit der die Ankommende das Knie beugte. Zweifellos; und wahrscheinlich würde in einer Gesellschaft ohne Standesunterschiede die Höflichkeit aussterben, nicht, wie man meint, durch Mangel an Erziehung, sondern weil bei den einen die Ehrerbietung, einem Prestige gegenüber, das, um wirksam zu sein, imaginär sein muß, verschwände, vor allem aber bei den andern die Liebenswürdigkeit, die man verschwendet und verfeinert, sofern man fühlt, sie ist dem empfangenden Teil etwas grenzenlos Wertvolles; und dieser Wert würde in einer auf Gleichheit gegründeten Gesellschaft in nichts zergehen, wie alles, was nur eine Fiduzgeltung hat. Aber auf das Verschwinden der Höflichkeit in einer neuen Gesellschaft ist nicht mit Sicherheit zu rechnen, und bisweilen sind wir nur allzu geneigt zu glauben, die gegenwärtigen Voraussetzungen für den Stand der Dinge seien die einzig möglichen. Gute Köpfe haben geglaubt, eine Republik könne weder Diplomatie noch Bündnisse haben, oder, die Landbevölkerung werde die Trennung von Kirche und Staat nicht dulden. Schließlich und endlich wäre die Höflichkeit in einer Gesellschaft ohne Standesunterschiede kein größeres Wunder als der Erfolg der Eisenbahnen und die Verwendung des Flugzeugs zu militärischen Zwecken. Und dann, selbst wenn die Höflichkeit verschwände, liegt kein Beweis

vor, daß das ein Unglück wäre. Und würde nicht am Ende eine Gesellschaft in dem Maße, in dem sie sich öffentlich mehr und mehr demokratisch gestaltet, heimlich Hierarchien ausbilden? Das ist durchaus möglich. Die politische Macht der Päpste hat, seit sie weder Staaten noch Heere haben, stark zugenommen; die Kathedralen übten einen weit geringeren Zauber auf einen frommen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts aus als auf einen Atheisten des zwanzigsten, und wenn die Prinzessin von Parma eine regierende Fürstin gewesen wäre, so wäre es mir wohl kaum in den Sinn gekommen, mehr von ihr zu sprechen als von einem Präsidenten der Republik, das heißt, ich hätte sie gar nicht erwähnt.

Sobald sie die Gunstempfängerin aufgehoben und geküßt hatte, setzte sich die Prinzessin wieder und legte weiter ihre Patience, nicht ohne dem neuen Gast, wenn es eine angesehene Dame war, einen Sessel angeboten und eine Minute mit ihr geplaudert zu haben.

Wurde der Salon zu voll, sorgte die mit dem Ordnungsdienst betraute Hofdame für Platz, indem sie die Freunde des Hauses in eine neben dem Salon liegende große Halle führte, in der viele Porträts und an das Haus Bourbon erinnernde Raritäten waren. Die ständigen Tischgäste der Prinzessin spielten dann gern den Cicerone und erzählten allerlei Interessantes, wofür die jungen Leute keine Ohren hatten, da ihre Aufmerksamkeit mehr den lebenden Hoheiten (denen sie sich, wenn nötig, von der Hofdame und dem Hoffräulein vorstellen lassen wollten) als den Reliquien toter Herrscher galt. Sie waren ausschließlich damit beschäftigt, Bekanntschaften zu machen und womöglich Einladungen zu ergattern, sie wußten noch nach Jahren nicht, was es in diesem kostbaren Museum von Urkunden der Monarchie zu sehen gab, und erinnerten sich nur ungenau, es sei mit Kakteen und Riesenpalmen geschmückt und dadurch sei dies Zentrum der Eleganz dem Palmenhaus des Jardin d'Acclimatation ähnlich gewesen.

Bisweilen machte die Herzogin von Guermantes wohl auch, um sich ein wenig zu kasteien, an diesen Abenden der Prinzessin eine Verdauungsvisite, und diese behielt sie dann die ganze Zeit an ihrer Seite, während sie mit dem Herzog scherzte. Kam aber die Herzogin zum Diner, hütete sich die Prinzessin, ihre ständigen Gäste da zu haben; sobald man vom Tische aufstand, schloß sie ihre Tür, damit nur ja keine weniger erwählten Besucher erschienen, welche

der anspruchsvollen Herzogin mißfallen könnten. Zeigten sich an solchen Abenden einige ihrer Getreuen, die nicht Bescheid wußten, an der Tür ihrer Hoheit, so sagte der Portier: »Ihre königliche Hoheit empfangen heut abend nicht«, und man mußte abziehen. Viele Freunde der Prinzessin wußten übrigens im voraus, sie würden an diesen Tagen nicht eingeladen werden. Das war eine besondre Serie und manchem, der gar zu gern dabei gewesen wäre, verschlossen. Die Ausgeschlossenen konnten annähernd genau die Auserwählten nennen, sie sagten einander in pikiertem Ton: »Sie wissen doch, Oriane von Guermantes tritt niemals ohne ihren ganzen Generalstab in Erscheinung.« Mit Hilfe dieses Stabes suchte die Prinzessin von Parma die Herzogin wie mit schützender Mauer gegen alle zu umgeben, die vielleicht keine Gnade vor ihren Augen finden könnten. Aber zu mehreren bevorzugten Freunden der Herzogin, mehreren Mitgliedern des glänzenden Generalstabs fiel es ihr schwer, liebenswürdig zu sein, weil sie es ihr gegenüber so wenig waren. Allerdings gab die Prinzessin von Parma gern zu, es könne einem in der Gesellschaft von Frau von Guermantes besser gefallen als in der ihren. Sie konnte ja nicht umhin festzustellen, daß man sich zu den »jours« der Herzogin drängte, sie traf dort oft drei oder vier Hoheiten, die bei ihr nur Karten abgaben. Es war vergeblich, daß sie Orianes Bonmots sich merkte, ihre Kleider imitierte, bei ihren Tees dieselben Erdbeertorten servieren ließ wie die Herzogin bei den ihren, bisweilen blieb sie doch den ganzen Tag mit einer Hofdame und einem ausländischen Legationsrat allein. Und wenn jemand (wie Swann zum Beispiel ehedem es getan hatte) keinen Tag vergehen ließ, ohne zwei Stunden bei der Herzogin zuzubringen, und der Prinzessin von Parma nur alle zwei Jahre Visite machte, hatte diese natürlich wenig Lust, irgendso einen Herrn Swann – und wäre es auch nur, um Oriane eine Freude zu machen – zuvorkommend zum Diner einzuladen. Kurz, die Herzogin zu sich zu bitten, versetzte die Prinzessin von Parma immer in große Verlegenheit, so sehr quälte sie die Angst, Oriane könne an allem etwas auszusetzen finden. Kam dagegen die Prinzessin von Parma zu Frau von Guermantes zum Diner, so war sie aus demselben Grunde im voraus überzeugt, es werde da alles gut und herrlich sein, und sie hatte nur die eine Furcht, sie könne etwas nicht begreifen oder nicht behalten, sie könne mißfallen oder Gedanken und Menschen sich nicht anzupassen wissen. In diesem Sinn machte meine Gegenwart sie aufmerk-

sam und begierig, etwa wie eine neue Art, den Tisch mit Fruchtgirlanden zu schmücken, und sie war nicht recht sicher, ob mehr das eine oder mehr das andere, die Tafeldekoration oder meine Gegenwart, zu den besondern Reizen gehörte, die das Geheimnis des Erfolges von Orianes Empfängen waren, und in dieser Ungewißheit entschlossen, bei ihrem nächsten Diner das eine und das andre möglichst auch vorzusetzen.

Es gab etwas, das übrigens die bezauberte Neugier, welche die Prinzessin von Parma der Herzogin entgegenbrachte, vollkommen rechtfertigte, das war das komische, gefährliche, erregende Element, in das die Prinzessin, schaudernd vor Bangigkeit und Wonne, wie in den »Wellenschlag« am Strand tauchte, vor dem die Badewärter (einfach, weil keiner von ihnen schwimmen kann) warnen, und aus dem sie dann mit erhöhter Spannkraft glücklich und verjüngt hervorging, das Element, das man den »Geist der Guermantes« zu nennen pflegte. Diese Mentalität – eine Substanz, die nach der Herzogin, die sich für die einzige Guermantes hielt, welche diesen Geist besaß, so wenig existierte wie die Quadratur des Kreises – war berühmt wie die Fleischpasteten von Tours oder die Reimser Biskuits. Ohne Zweifel besaßen gewisse intime Freunde der Herzogin, die nicht mit ihr blutsverwandt waren, doch diesen Geist (intellektuelle Eigentümlichkeiten verbreiten sich ja auf andere Art als Haarfarbe oder Teint), während er in gewisse Guermantes, die sich gegen jede Art Geist sträubten, nicht hatte eindringen können. Die nicht mit der Herzogin verwandten Inhaber des Geistes der Guermantes waren im allgemeinen dadurch gekennzeichnet, daß es hervorragende, für eine Karriere – sei es in den Künsten, der Diplomatie, der parlamentarischen Beredtsamkeit oder dem Heere – begabte Männer waren, der sie aber das Leben in engem erlesenen Kreise vorgezogen hatten. Diese Vorliebe ließ sich vielleicht aus einem gewissen Mangel an Originalität, Initiative, Willen, Gesundheit oder Glück erklären oder vielleicht auch aus Snobismus.

Bei einigen (aber das waren, wie man zugeben muß, Ausnahmen) war der Geist der Guermantes gegen ihren Willen der Stein des Anstoßes in ihrer Karriere gewesen. Ein Arzt, ein Maler und ein Diplomat, die einer großen Zukunft entgegen gesehen hatten, verfehlten ihre Karriere, für die sie doch viel glänzender begabt waren als viele andre, weil wegen ihres intimen Verkehrs im Hause Guermantes die beiden ersten für mondän, der dritte für reaktionär gehalten

wurden, was alle drei verhinderte, von ihresgleichen anerkannt zu werden. Die altertümliche Robe und das rote Barett, die immer noch die Wahlkollegien der Fakultäten tragen, sind oder waren wenigstens bis vor kurzem mehr als rein äußerliche Überbleibsel einer Vergangenheit mit beschränkten Begriffen und engem Sektenwesen. Unter ihren mit goldenen Eicheln geschmückten Baretts lebten die Professoren, wie die Hohenpriester unter der jüdischen Kegelmütze, noch in den Jahren vor der Dreyfusaffäre befangen in pharisäisch strenge Ideen. Du Boulbon war im Grunde ein Künstler, aber ihn rettete, daß er die Gesellschaft nicht liebte. Cottard verkehrte bei den Verdurin. Aber Frau Verdurin war seine Patientin, zudem schützte ihn seine vulgäre Art, und schließlich empfing er zu Hause nur die Fakultät zu Liebesmahlen, über denen ein Hauch von Karbol lag. Aber in den festgefügten Körperschaften, deren rigorose Vorurteile übrigens nur der Tribut für Unbescholtenheit und hohe Moral waren, welche in toleranteren, freieren und unbeständigen Kreisen sich leicht auflockern, war ein Professor in seiner Robe aus scharlachfarbenem Sammet, Sammet wie eines Dogen (und das heißt eines Herzogs) von Venedig, der abgeschlossen in seinem Dogenpalast lebt, mit seinem mit Hermelin gefütterten Atlas ebenso tugendhaft und edlen Grundsätzen getreu, aber auch ebenso unerbittlich streng gegen jedwedes fremde Element wie jener andre große und furchtbare Herzog, Herr von Saint-Simon. Das fremde Element war der mondäne Arzt, der andre Umgangsformen und andre Beziehungen hatte. Solch ein Unglücklicher wollte es dann möglichst gut machen und hoffte, seine Kollegen zu entwaffnen und von ihnen nicht vorgeworfen zu bekommen, er verheimliche ihnen aus Verachtung (auf so etwas konnte nur ein Gesellschaftsmensch kommen) seine Beziehungen zu der Herzogin von Guermantes, wenn er gemischte Diners gab, bei denen das ärztliche Element sich dem mondänen vermengte. Er wußte nicht, daß er damit selbst sein Urteil schrieb, oder vielmehr er merkte es immer erst, wenn der Rat der Zehn (in seinem Fall waren es ein paar mehr) einen vakant gewordenen Lehrstuhl zu besetzen hatte und dabei jedesmal der Name eines normaleren, wenn auch mittelmäßigeren Mediziners aus der verhängnisvollen Urne kam und das »Veto« gegen ihn in der altertümlichen Fakultät ebenso feierlich, ebenso lächerlich, ebenso schrecklich ertönte, wie jenes »Juro« von den Lippen des sterbenden Molière. Ebenso ging es dem Maler, er trug für

immer das Etikett Salonmensch, während Leute der Gesellschaft, die ein bißchen Kunst trieben, es dahin brachten, als Künstler etikettiert zu werden; und ebenso dem Diplomaten mit seinen reaktionären Beziehungen.

Aber das waren Ausnahmefälle. Der distinguierte Menschentyp, der den Hauptbestandteil des Salons Guermantes bildete, war der von Leuten, die auf alles Übrige freiwillig (das glaubten sie wenigstens) verzichtet hatten, auf alles, was mit dem Geist der Guermantes, der Höflichkeit der Guermantes und dem undefinierbaren, jeder nur ein wenig zentralisierten »Körperschaft« verhaßten, Charme unvereinbar war.

Und Leute, die wußten, daß früher einmal der eine dieser Habitués im »Salon« der Herzogin die goldne Medaille bekommen, der andere als Sekretär der Anwaltskammer bei seinem ersten Auftreten Aufsehen erregt, ein dritter Frankreich als Geschäftsträger sehr geschickt vertreten hatte, hätten diese Männer, die seit zwanzig Jahren nichts mehr leisteten, als verfehlte Existenzen betrachten können. Aber so genau wußten nur wenige Bescheid, und die, welche es am nächsten anging, wären die letzten gewesen, daran zu erinnern, da sie auf diese alten Ruhmestitel, kraft eben jenes »Geistes der Guermantes«, keinen Wert legten; dieser Geist war daran schuld, daß gewisse Minister, von denen der eine etwas pathetisch war, der andre gern Wortwitze machte, in ihren Augen öde Schwätzer und Pedanten oder aber Ladenschwengel waren, obwohl die Zeitungen ihr Lob sangen, während allerdings Frau von Guermantes an ihrer Seite gähnte und ungeduldig wurde, wenn eine unvorsichtige Dame des Hauses ihr den einen oder andern zum Nachbarn gegeben hatte. Da es bei der Herzogin durchaus keine Empfehlung war, ein Staatsmann ersten Ranges zu sein, meinten diejenigen unter ihren Freunden, die ihre bürgerliche oder militärische Karriere aufgegeben hatten oder nicht mehr für die Kammer kandidierten, das bessere Teil erwählt zu haben, wenn sie täglich zu ihrer großen Freundin frühstücken und plaudern kamen oder sie bei Hoheiten trafen, die sie – wenigstens angeblich – nicht besonders interessant fanden; und nur ihre mitten in aller Fröhlichkeit melancholischen Mienen widersprachen ein wenig der Sicherheit ihres Urteils.

Nun muß man aber auch anerkennen, daß in der erlesenen Geselligkeit, der köstlichen Konversation bei den Guermantes ein wenn auch noch so kleiner reeller Gehalt war. Keine offizielle Auszeich-

nung wog die Annehmlichkeiten auf, die gewisse bevorzugte Freunde von Frau von Guermantes genossen; für sie hätte der Umgang mit den mächtigsten Ministern nichts Anziehendes gehabt. Wurde in diesem Salon auch viel Ehrgeiz und sogar manches edle Streben für immer begraben, aus ihrem Staube ging die seltenste Blüte hoher Geselligkeit hervor. Männer von Geist wie zum Beispiel Swann hielten sich für etwas Besseres als Männer von Verdienst, auf die sie herabsahen; was aber die Herzogin von Guermantes am höchsten stellte, war nicht die Intelligenz, es war, wie sie meinte, eine höhere, köstlichere Form der Intelligenz, die am Ende zu einer Konversations-Spielart des Talentes wurde – der Esprit. Und wenn ehedem bei den Verdurin Swann Brichot trotz seines Wissens pedantisch und Elstir trotz seines Genies widerlich fand, lag es an dem Guermantes-Geist, der in ihn eingedrungen war, daß er so urteilte. Nie hätte er gewagt, den einen oder den andern der Herzogin vorzustellen, er konnte sich im voraus denken, mit welcher Miene sie Brichots Tiraden und Elstirs Späße aufgenommen hätte, denn für den Geist der Guermantes gehörten prätentiöse und lange Ergüsse sowohl des ernsten wie des spaßhaften Genres zum unerträglichen Stumpfsinn.

Was nun die Guermantes von Fleisch und Blut betrifft, die der Geist der Guermantes nicht so völlig ergriffen hatte, wie das Entsprechende zum Beispiel in literarischen Klüngeln vorkommt, wo alle dieselbe Art, sich auszudrücken, zu sprechen und somit auch zu denken haben, so lag das gewiß nicht daran, daß in mondänen Kreisen eine stärkere Originalität sich gegen Nachahmung sträubt. Aber Nachahmungstrieb setzt nicht nur das Fehlen eigenwilliger Originalität, sondern auch relative Feinheit des Ohres für die besondre Eigenart dessen, was man dann nachahmen wird, voraus. Und einigen Guermantes mangelte dieser musikalische Sinn so vollständig wie den Courvoisier.

Auf die Beschäftigung zum Beispiel, die man in einem besondern Sinn des Wortes »nachmachen« nennt (die Guermantes nannten sie »karikieren«), verstand sich Frau von Guermantes hinreißend gut, aber die Courvoisier waren außer Stande, das zu bemerken, gerade als wären sie statt Männer und Frauen ein Rudel Kaninchen, sie hatten eben nie den Fehler oder den Tonfall wahrgenommen, den die Herzogin nachmachte. Wenn sie den Herzog von Limoges »imitierte«, behaupteten die Courvoisier: »Aber nein, so spricht er doch

gar nicht, ich habe erst gestern mit ihm bei Bebeth diniert, den ganzen Abend hat er mit mir gesprochen, er sprach nicht so«, während die einigermaßen kultivierten Guermantes riefen: »Gott, wie spaßhaft Oriane ist! Das Tollste ist, wenn sie ihn nachmacht, wird sie ihm ganz ähnlich! Ich glaube ihn zu hören. Oriane, noch ein bißchen Limoges!« Nun, diese Guermantes (ganz zu schweigen von den bedeutenderen, die, wenn die Herzogin den Herzog von Limoges nachmachte, bewundernd sagten: »Das muß man sagen, Sie treffen ihn« oder »du triffst ihn«) brauchten gar nicht im Sinne der Frau von Guermantes Esprit zu besitzen (mit Recht behauptete sie von ihnen, daß ihnen der fehle), durch das beständige Hören und Wiedererzählen der Bonmots der Herzogin kamen sie dahin, Orianes Art, sich auszudrücken und zu urteilen, ihre Art zu »redigieren«, wie Swann es mit dem Herzog genannt hätte, leidlich nachzuahmen, und ihr Gespräch bekam einen Charakter, den die Courvoisier dem Geist Orianes scheußlich ähnlich fanden und »Geist der Guermantes« nannten. Diese Guermantes waren für Oriane nicht nur ihre Verwandten, sondern auch ihre Bewunderer, und deshalb besuchte sie sie manchmal (den Rest der Familie hielt sie sich fern und rächte sich jetzt durch Verachtung für alles, was diese ihr, als sie ein junges Mädchen war, angetan hatten), meist kam sie in Begleitung des Herzogs, wenn sie in der schönen Jahreszeit zusammen ausgingen. Diese Besuche waren ein Ereignis. Das Herz schlug der Fürstin Epinay, die in ihrem großen zu ebener Erde liegenden Salon empfing, schneller, wenn sie von weitem wie ersten Schimmer einer Feuersbrunst oder »Vorposten« einer unerwarteten Invasion die Herzogin in entzückendem Hut mit geneigtem Sonnenschirm, von dem Sommerduft rann, langsam schräg über den Hof kommen sah. »Oriane kommt«, sagte sie; das klang wie »Achtung« und als sollte es ihre Besucherinnen vorsorglich warnen, damit sie Zeit hätten, in Ruhe und Ordnung fortzugehen und die Salons ohne Panik zu räumen. Die Hälfte der Anwesenden wagte nicht zu bleiben und erhob sich. »Aber warum denn? Setzen Sie sich doch wieder, ich möchte Sie so gern noch ein wenig dabehalten«, sagte die Fürstin (sie wollte die große Dame markieren) leicht und ungezwungen, aber ihre Stimme klang erkünstelt. »Aber Sie könnten etwas mit ihr zu besprechen haben.« »Nun wenn Sie wirklich so eilig sind, ich komme nächstens zu Ihnen«, antwortete die Dame des Hauses denen, die sie lieber aufbrechen sah. Der Herzog und die Herzogin begrüßten

sehr höflich Leute, die sie hier seit Jahren sahen, ohne sie deshalb wirklich zu kennen, und die ihnen aus Diskretion kaum Guten Tag sagten. Sobald sie fort waren, erkundigte sich der Herzog liebenswürdig nach ihnen, er tat, als interessiere ihn das eigentliche Wesen von Menschen, die zu empfangen ihn Mißgeschick und Orianes Nervosität hinderten. »Wer war die kleine Dame im rosa Hut?« »Aber, lieber Vetter, Sie haben sie oft gesehen, es ist die Vicomtesse von Tours, geborene Lamarzelle.« »Die ist doch sehr hübsch und sieht gescheit aus. Hätte sie nicht den kleinen Fehler an der Oberlippe, sie wäre einfach hinreißend. Wenns einen Vicomte von Tours gibt, der mag sich nicht langweilen. Oriane, wissen Sie, an wen mich die Brauen und der Haaransatz erinnert haben? An Ihre Kusine Hedwig von Ligne.« Die Herzogin von Guermantes wurde nervös, wenn man von der Schönheit einer anderen Frau sprach, sie ließ das Gespräch fallen. Sie hatte aber nicht mit der Gewohnheit ihres Gatten gerechnet zu zeigen, daß er über Leute, die er nicht empfing, doch ganz auf dem Laufenden war; dadurch glaubte er einen ernsteren Eindruck zu machen als seine Frau. »Ach,« sagte er plötzlich mit Nachdruck, »Sie haben den Namen Lamarzelle ausgesprochen. Ich erinnere mich aus der Zeit, als ich in der Kammer war, an eine ganz hervorragende Rede ...« »Das war der Onkel der jungen Frau, die Sie eben gesehen haben.« »Oh! Ein großes Talent! Nein, Kleinchen,« sagte er dann zur Vicomtesse von Egremont, die Frau von Guermantes nicht ausstehen konnte; aber die Vicomtesse rührte sich nicht weg aus dem Salon der Fürstin Epinay, ließ sich dort freiwillig zur Rolle einer Zofe herab (um dann zu Hause ihre eigne Zofe zu mißhandeln), blieb wirr und larmoyant, aber blieb da, wenn das herzogliche Paar zugegen war, nahm die Mäntel ab, suchte sich nützlich zu machen, erbot sich diskret, ins Nebenzimmer zu gehen – »nein, machen Sie für uns keinen Tee, wir wollen behaglich plaudern, wir sind einfache, brave Leute. Überdies,« – dabei wandte er sich an Frau von Epinay und überließ die errötende Egremont ihrem demütig ehrgeizigen Eifer – »wir haben Ihnen nur eine Viertelstunde zu widmen.« Diese Viertelstunde wurde ausschließlich zu einer Art Schaustellung der Bonmots der Herzogin aus der vergangenen Woche verwandt; sie selbst hätte sie sicher nicht zitiert, der Herzog aber zwang sie sehr geschickt und als wolle er sie mit den Vorfällen, die diese Aussprüche herbeigeführt hatten, necken, sie scheinbar gegen ihren Willen zu wiederholen.

Die Fürstin, die ihre Kusine liebte und wußte, daß sie eine Schwäche für Komplimente hatte, bewunderte ihren Hut, ihren Schirm, ihren Geist. »Sagen Sie ihr, was Sie wollen, über ihre Toilette,« sagte der Herzog in dem brummigen Ton, den er sich angewöhnt hatte – er milderte ihn durch ein ironisches Lächeln, damit man seine mürrische Art nicht ernst nehme, »aber um des Himmelswillen nichts über ihren Geist; gern würde ich darauf verzichten, eine so geistreiche Frau zu haben. Vermutlich spielen Sie auf den schlechten Witz an, den sie über meinen Bruder Palamède gemacht hat« – er wußte, daß die Fürstin und die übrige Familie diesen Witz noch nicht kannten, und freute sich, seine Frau zur Geltung bringen zu können. »Erstens finde ich es einer Frau, die manchmal, wie ich zugeben muß, recht hübsche Dinge gesagt hat, unwürdig, schlechte Witze zu machen, besonders aber über meinen Bruder, der sehr empfindlich ist, und wenn das zur Folge hätte, daß er sich mit mir überwirft, würde sich das wohl lohnen?« – »Aber wir wissen ja gar nichts! Ein Witz von Oriane? Das muß köstlich sein. Ach sagen Sie ihn uns doch.« – »Aber nicht doch,« fing der Herzog wieder an, schon mehr lächelnd als grollend, »ich bin ja froh, daß Sie ihn nicht zu hören bekommen haben. Im Ernst, ich hänge sehr an meinem Bruder.« – »Hören Sie, Basin,« sagte nun die Herzogin – jetzt war der Augenblick gekommen, ihrem Mann das Stichwort zu geben – »ich weiß nicht, warum Sie behaupten, Palamède könne sich darüber ärgern, Sie wissen ganz genau, daß das nicht der Fall ist. Er ist viel zu klug, um sich durch so einen dummen Spaß, an dem absolut nichts Unfreundliches ist, verletzt zu fühlen. Man muß ja glauben, ich hätte etwas Boshaftes gesagt. Und es war doch nur eine nicht gerade komische Antwort, aber Sie mit Ihrer Entrüstung machen etwas Wichtiges daraus. Ich verstehe Sie nicht.« – »Sie spannen uns auf die Folter, worum handelt es sich denn?« »Oh! Es ist weiter nichts Schlimmes!« rief Herr von Guermantes. »Sie haben vielleicht gehört, daß mein Bruder Brézé, das Schloß seiner Frau, seiner Schwester Marsantes geben wollte.« »Ja, aber man hat uns gesagt, sie wollte es nicht haben, die Gegend, in der es liegt, sei ihr nicht sympathisch und das Klima nicht angenehm.« »Ja, gerade das sagte jemand meiner Frau, und wenn mein Bruder unserer Schwester dies Schloß schenke, wolle er ihr nicht eine Freude damit machen, sondern sie damit ›taquinieren‹. Charlus ist nämlich ein rechter Frozzler, ein ›Taquin‹, sagte unser Bekannter. Nun, wie Sie wissen, Brézé

ist Krongut, es wird ein paar Millionen wert sein, dieser frühere Königsbesitz, und es hat einen der schönsten Wälder Frankreichs. So mancher würde sich gern auf diese Art ›taquinieren‹ lassen. Und so hat Oriane, als sie das Wort ›Taquin‹ auf Charlus angewandt hörte, weil er ein so schönes Schloß verschenken wollte, sich nicht enthalten können, unabsichtlich, das muß ich zugeben – sie dachte sich nichts Böses dabei, es fuhr ihr heraus wie ein Blitz –, zu rufen: ›Taquin, taquin. Also dann ist er Taquinius Superbus!‹ Sie verstehen« – er nahm wieder seinen verdrossenen Ton an, warf einen Blick im Kreise umher, um zu sehen, wie das Bonmot seiner Frau wirke, und fuhr, da er über die Kenntnisse der Frau von Epinay in alter Geschichte seine Zweifel hatte, fort: »Sie verstehen, das ging auf Tarquinius Superbus, den römischen König; es ist albern, ein schlechtes Wortspiel, Orianes gar nicht würdig. Ich, der ich behutsamer bin als meine Frau, ich denke, wenn ich auch weniger Geist habe, doch an die Folgen, und wenns das Unglück will, daß meinem Bruder zu Ohren kommt, was sie gesagt hat, das gäbe eine schöne Geschichte. Umso mehr als Palamède wirklich sehr hochfahrend, stolz und schwierig und dabei zu Klatschereien geneigt ist und, wie man zugeben muß, auch ganz von der Geschichte mit dem Schloß abgesehen, Taquinius Superbus recht gut auf ihn paßt. Das rettet immer wieder Madames Aussprüche, auch wenn sie sich zum trivialen Ungefähr des Wortwitzes herabläßt, bleibt sie geistreich und zeichnet die Leute recht gut.«

So versorgten einmal mit Taquinius Superbus, ein andres Mal mit einem andern Bonmot die Besuche des Herzogs und der Herzogin die Familie mit neuem Vorrat an Geschichten, und die Aufregung, die sie hervorriefen, hielt noch lange an, nachdem die Frau von Geist und ihr Impresario weg waren. Zunächst delektierte man sich mit denen, die dageblieben waren, den Bevorzugten, die das Fest miterlebt hatten, an dem, was Oriane gesagt hatte. »Kannten Sie noch nicht Taquinius Superbus?« fragte die Fürstin Epinay. »O doch,« antwortete die Marquise von Baveno errötend, »die Fürstin Sarsina (La Rochefoucauld) hat mir davon erzählt, allerdings nicht ganz mit denselben Worten. Aber es muß viel interessanter gewesen sein, es vor meiner Kusine erzählt zu hören« – sie sagte das, wie wenn sie von einem Lied spräche, das schöner ist, wenn es der Komponist begleitet. »Wir sprachen gerade von Orianes neuestem Bonmot, die vorhin hier war«, sagte man zu einer neuangekomme-

nen Besucherin, und die war dann ganz trostlos, nicht eine Stunde früher gekommen zu sein. »Wie? Oriane war hier?« »Ja, wenn Sie etwas früher gekommen wären ...«, erwiderte die Fürstin Epinay, zwar ohne Vorwurf, aber doch so, daß die Arme verstand, was sie alles in ihrem Ungeschick versäumt hatte. Es war ihre eigne Schuld, wenn sie bei der Erschaffung der Welt oder der letzten Vorstellung von Frau Carvalho nicht zugegen war. »Was sagen Sie zu Orianes letztem Bonmot? Ich muß gestehen, Taquinius Superbus goutiere ich sehr«, und so wurde das Bonmot am nächsten Tag beim Dejeuner den Intimen, die man dazu eingeladen hatte, noch einmal kalt serviert und erschien im Lauf der Woche noch in verschiedenen Saucen. Und als die Fürstin in der nächsten Woche der Prinzessin von Parma ihren alljährlichen Besuch machte, versäumte sie nicht, Ihre Hoheit zu fragen, ob sie das Bonmot schon kenne, und erzählte es ihr. »Ah! Taquinius Superbus«, sagte die Prinzessin von Parma, die Augen in *a priori*-Bewunderung weit aufgerissen, aber in dieser Bewunderung lag zugleich eine Bitte um ergänzende Erklärung, welcher sich die Fürstin Epinay nicht versagte. »Taquinius Superbus gefällt mir wirklich außerordentlich als Redaktion«, schloß die Fürstin. Das Wort Redaktion paßte zwar ganz und gar nicht auf diesen Wortwitz, aber die Fürstin Epinay hatte nun einmal die Prätention, sich den Geist der Guermantes angeeignet zu haben, übernahm von Oriane die Ausdrücke »redigieren, Redaktion« und wandte sie auf gut Glück an. Die Prinzessin von Parma, die Frau von Epinay nicht besonders leiden konnte, häßlich fand, als geizig kannte und auf Aussage der Courvoisier hin für boshaft hielt, erkannte das Wort »Redaktion« wieder, sie hatte es von Frau von Guermantes aussprechen hören, hätte es aber selbst nicht recht anwenden können. Sie gewann den Eindruck, es müsse wohl die Redaktion sein, was den Charme von Taquinius Superbus ausmache, und ohne ganz ihre Antipathie gegen die häßliche und geizige Dame zu vergessen, konnte sie sich eines Gefühls von Bewunderung für eine Frau, die in so hohem Maße den Geist der Guermantes besaß, nicht erwehren, sie wollte die Fürstin Epinay in die Oper einladen. Nur der Gedanke, es sei vielleicht angebracht, zuvor Frau von Guermantes um Rat zu fragen, hielt sie davon zurück. Frau von Epinay, die sich im Gegensatz zu den Courvoisier eifrig um Oriane bemühte und sie liebte, aber neidisch auf ihre Beziehungen und etwas verärgert durch die Scherze war, mit denen die Herzogin sie vor

aller Welt wegen ihres Geizes neckte, erzählte zu Hause, wie schwer es der Prinzessin von Parma gefallen sei, Taquinius Superbus zu verstehen, Oriane müsse denn doch recht snobistisch sein, daß sie mit solch einer Gans intim sei. »Ich hätte nie mit der Prinzessin von Parma verkehren können, selbst wenn ich gewollt hätte«, sagte sie zu den Freunden, die zu Tisch bei ihr waren, »Herr von Epinay hätte es mir wegen ihres unmoralischen Lebenswandels nie erlaubt (sie spielte auf gewisse rein erfundene Abenteuer der Prinzessin an). Aber ich hätte es offengestanden auch nicht gekonnt, wenn ich einen weniger strengen Gatten gehabt hätte. Ich weiß nicht, wie Oriane es fertig bringt, sie beständig zu besuchen. Ich gehe einmal im Jahr hin und kann den Besuch nur mit Mühe bis zu Ende aushalten.« Befanden sich einige Courvoisier bei Victurnienne, wenn Frau von Guermantes zu Besuch kam, trieb sie die Ankunft der Herzogin gewöhnlich in die Flucht, weil ihnen die »ewigen Kratzfüße«, die man Oriane machte, auf die Nerven gingen. Am Tage von Taquinius Superbus blieb ein einziger. Ganz verstand er den Witz nicht, aber immerhin halb, denn er war gebildet. Und daraufhin wiederholten die Courvoisier überall, Oriane habe Onkel Palamède »Tarquinius Superbus« genannt, nach ihrer Meinung eine gute Bezeichnung für ihn, »aber warum soviele Geschichten mit Oriane machen?« setzten sie hinzu. Von einer Königin hätte man kaum soviel Wesens gemacht. »Was ist denn schließlich Oriane? Gewiß die Guermantes sind von altem Adel, aber die Courvoisier stehen nicht hinter ihnen zurück, weder an Ruhm noch an Alter noch an verwandtschaftlichen Beziehungen. Man darf nicht vergessen, daß, als im ›Camp du drap d'or‹ der König von England François I. fragte, wer unter den anwesenden Rittern der Adligste wäre, der König von Frankreich antwortete: ›Courvoisier, Sire.‹« Wären übrigens auch alle andern Courvoisier dageblieben, die Bonmots hätten sie kalt gelassen, um so mehr als sie die Vorfälle, die im allgemeinen solche Aussprüche veranlaßten, von einem ganz andern Standpunkt ansahen. Hatte zum Beispiel eine Courvoisier bei einem Empfang nicht genug Stühle für ihre Gäste oder redete sie eine Besucherin, die sie nicht wiedererkannte, mit falschem Namen an oder sagte einer ihrer Bedienten etwas Lächerliches zu ihr, dann ärgerte sich die Courvoisier schrecklich, wurde rot und bebte vor Wut über etwas so Verdrießliches. Hatte sie Besuch und erwartete Oriane, so fragte sie in ängstlich strengem Ton: »Kennen Sie sie?«,

sie fürchtete, wenn der Besuch sie nicht kenne, könne seine Gegenwart auf Oriane schlechten Eindruck machen. Für Frau von Guermantes hingegen wurden solche Vorfälle Anlaß zu Erzählungen, über welche die Guermantes Tränen lachen mußten, man konnte nicht anders, man mußte sie beneiden, daß sie nicht genug Stühle gehabt, eine Dummheit selbst begangen oder eine Dummheit von einem Bedienten hingenommen oder jemand zu Besuch gehabt habe, den niemand kannte, wie man darüber froh sein muß, daß große Schriftsteller von Männern gemieden und von Frauen betrogen worden sind, wenn diese Demütigungen und Leiden Ansporn ihres Genies oder doch wenigstens Stoff ihrer Werke wurden.
Auch waren die Courvoisier außerstande, sich zu dem Sinn für das Moderne aufzuschwingen, den die Herzogin in das gesellschaftliche Leben einführte, aus dem sie in instinktsicherer Anpassung an die Forderungen des Augenblicks etwas Künstlerisches machte, während in solchen Momenten rein vernunftgemäße Anwendung strenger Regeln zu so schlechten Resultaten geführt hätte, wie sie einer erzielen würde, der in Liebe oder Politik Erfolg haben will und zu diesem Zweck die Taten eines Bussy d'Amboise buchstäblich wiederholt. Gaben die Courvoisier ein Familienessen oder ein Diner für einen Fürsten, so schien es ihnen eine Anomalie mit möglicherweise ungünstiger Wirkung, etwa einen Mann von Geist, der mit ihrem Sohn befreundet war, hinzuzuziehen. Eine Courvoisier, deren Vater Minister des Kaisers gewesen war, mußte eine Matinee zu Ehren der Prinzessin Mathilde geben: mit mathematischer Genauigkeit folgerte sie, sie könne dazu nur Bonapartisten einladen. Nun kannte sie fast keinen. Alle eleganten Frauen ihrer Bekanntschaft, alle liebenswürdigen Männer wurden unbedingt ausgeschlossen, weil ihre Gesinnung oder ihre Beziehungen legitimistischer Art waren, sie also nach der Logik der Courvoisier Ihrer Kaiserlichen Hoheit mißfallen mußten. Die Prinzessin, welche im eignen Salon die Auslese des Faubourg Saint-Germain empfing, sah sich bei Frau von Courvoisier zu ihrer Verwunderung allein mit einer berühmten Schmarotzerin, der Witwe eines früheren Präfekten des Kaiserreichs, der Witwe des Postdirektors und ein paar Leuten, die für ihre Anhänglichkeit an Napoleon, ihre Dummheit und Langweiligkeit bekannt waren. Prinzessin Mathilde goß gleichwohl freigebig die milde Flut ihrer fürstlichen Anmut über diese Jammergestalten, welche ihrerseits einzuladen die Herzogin von Guermantes

sich wohlweislich hütete, als an sie die Reihe kam, die Prinzessin zu empfangen; sie wählte statt dessen, ohne aprioristische Erwägungen über den Bonapartismus, die reichste Blütenlese aus Schönheit, Rang und Ruhm, lauter Wesen, die, wie ihr Taktgefühl erriet und spürte, der Nichte des Kaisers angenehm sein würden, selbst wenn sie direkt zur Familie des Königs gehörten. Nicht einmal der Herzog von Aumale fehlte, und als die Prinzessin beim Abschied Frau von Guermantes, die ihr einen Knix machte und die Hand küssen wollte, aufhob und auf beide Wangen küßte, konnte sie der Herzogin aus vollem Herzen versichern, sie habe nie einen schöneren Tag verbracht, nie einem glücklicher gelungenen Fest beigewohnt. In ihrer Unfähigkeit, im geselligen Leben Neuerungen einzuführen, war die Prinzessin von Parma eine Courvoisier, nur riefen zum Unterschied von den Courvoisier die Überraschungen, welche die Herzogin von Guermantes ihr beständig bereitete, bei ihr nicht wie bei jenen Antipathie, sondern Entzücken hervor. Ihr Staunen wurde noch vermehrt durch den Umstand, daß die Prinzessin in ihrer Bildung recht zurückgeblieben war. Frau von Guermantes war selbst bei weitem nicht so fortgeschritten, wie sie meinte. Aber es genügte, daß sie es mehr war als Frau von Parma, um diese zu verblüffen, und wie jede Kritikergeneration sich darauf beschränkt, das Gegenteil der Wahrheiten, die ihre Vorgänger anerkannt haben, zu behaupten, brauchte sie nur zu sagen, Flaubert, der Feind der Bourgeois, sei im Grunde ein Bourgeois gewesen, oder in Wagners Werken gebe es viel italienische Musik, um der Prinzessin, die sich dabei jedesmal überanstrengte wie ein Schwimmer im Sturm, Horizonte zu eröffnen, die ihr unerhört schienen und dabei undeutlich blieben. Sie verblüffte sie übrigens nicht nur durch ihre Paradoxe über Kunstwerke, sondern auch über Personen aus ihrer Bekanntschaft, ja sogar über Ereignisse in der Gesellschaft. Eine wesentliche Ursache des Erstaunens, das die Prinzessin jedesmal ergriff, wenn sie Frau von Guermantes über Menschen urteilen hörte, war Frau von Parmas Unfähigkeit, den wahren Geist der Guermantes von seinen nur in Rudimenten erkannten Formen zu unterscheiden (so glaubte sie lange an die hohe Geistigkeit gewisser Männer und besonders gewisser Frauen aus dem Hause Guermantes, um dann später zu ihrer großen Verwirrung von der Herzogin lächelnd sagen zu hören, das seien Einfaltspinsel). Aber es gab noch eine andre Ursache ihres Staunens, und ich, der damals mehr Bü-

cher als Menschen und besser als die Gesellschaft die Literatur kannte, hatte dafür eine Erklärung: die Herzogin führte ein mondänes Leben, das mit seinem unfruchtbaren Müßiggang sich zu einer wirklichen sozialen Tätigkeit verhielt wie in der Kunst die Kritik zum Schaffen, und so erstreckte sie auf die Personen ihrer Umgebung den beständigen Wechsel der Gesichtspunkte, die ungesunde Gier des Krittlers, der seinen trocken gewordenen Geist mit dem nächsten besten noch etwas frischen Paradox belebt und sich dabei nicht geniert, etwa die erquickende Behauptung zu verfechten, die schönste *Iphigenie* sei die von Piccini, nicht die von Gluck, oder – im Notfall – die wahre *Phèdre* sei die von Pradon.
Wenn eine intelligente gebildete geistvolle Frau einen schüchternen Tölpel, der sich selten sehen ließ, geheiratet hatte, leistete sich Frau von Guermantes eines schönen Tages den besondern geistigen Genuß, nicht nur die Frau zu beschreiben, sondern den Gatten zu »entdecken«. Hätte sie zum Beispiel damals im Kreise des Ehepaars Cambremer gelebt, sie hätte dekretiert, Frau von Cambremer sei dumm und der Marquis sei eine verkannte reizende Persönlichkeit, die von einer schwatzhaften Frau in den Hintergrund gedrängt werde, obwohl er tausendmal wertvoller sei als diese; solch eine Erklärung hätte die Herzogin erquickt wie den Kritiker die Behauptung, er ziehe dem seit siebzig Jahren bewunderten *Hernani* den *Lion amoureux* vor. Wurde eine vorbildlich tugendhafte Frau, eine wahre Heilige, bedauert, weil sie an einen schlechten Kerl verheiratet war, so trieb dasselbe krankhafte Bedürfnis nach eigenmächtigen Neuerungen die Herzogin dazu zu behaupten, der angeblich schlechte Kerl sei zwar leichtsinnig, aber eine Seele von Mann, nur die unzugängliche Härte seiner Frau habe ihn in seinen fahrigen Lebenswandel getrieben. Ich wußte, die Kritik spielt unter den Werken, welche die Jahrhunderte überdauert haben, nicht nur eins gegen das andre aus, sie ergötzt sich auch damit, innerhalb ein und desselben Werkes das seit langem im Lichte der Anerkennung Strahlende in den Schatten zu drängen und, was endgültigem Dunkel geweiht schien, herauszuheben. Ich hatte miterlebt, wie Bellini, Winterhalter, die Baumeister des Jesuitenstils, ein Kunsttischler der Restauration Genies verdrängten, die man matt fand, einfach weil müßige Intellektuelle ihrer müde geworden waren, wie ja Neurastheniker immer müde und wechselnder Laune sind. Ich hatte gesehen, wie man an Sainte-Beuve abwechselnd den Kritiker und den

Dichter vorzog, Mussets Verse ablehnte, sie nur in seinen kleinen unwesentlichen Stücken gelten ließ. Wenn gewisse Essayisten mit Unrecht über die berühmtesten Szenen des *Cid* oder *Polyeucte* gewisse Tiraden aus dem *Menteur* stellen, die wie ein alter Stadtplan über das Paris jener Epoche unterrichten, ist ihre Vorliebe zwar nicht durch Motive des Geschmacks, doch immerhin durch ein Interesse am Dokumentarischen gerechtfertigt und noch viel zu vernünftig für die tollgewordene Kritik. Die opfert den ganzen Molière für einen Vers aus *L'Etourdi*, und findet sie auch Wagners *Tristan* öde, so gefällt ihr doch ein hübsches Hornmotiv an der Stelle, wo die Jagd vorüberzieht. Diese Geschmacksverirrungen halfen mir die zu verstehen, welche Frau von Guermantes beging, wenn sie von einem Mann ihrer Kreise, der für bieder aber töricht galt, mit Entschiedenheit behauptete, er sei ein Ungeheuer an Selbstsucht und viel schlauer, als man meine, von einem andern, der als freigebig bekannt war, er sei der Geiz in Person, von einer guten Mutter, sie hänge nicht an ihren Kindern, und von einer als lasterhaft verschrienen Frau, sie habe eine edle Seele. Verdorben durch die Leere des Gesellschaftsdaseins, wurden Geist und Gefühl von Frau von Guermantes so flackernd, daß bei ihr dem Reiz schnell Ekel folgte (was sie nicht hinderte, sich immer wieder von der Art Esprit angezogen zu fühlen, die sie abwechselnd erstrebt und aufgegeben hatte), schnell wandelte sich der Charme, den sie an einem Mann von Herz entdeckt hatte, in Gereiztheit, wenn er zu oft zu ihr kam, von ihr Richtlinien zu erhalten suchte, die sie ihm nicht geben konnte, und an dieser Gereiztheit gab sie ihrem Verehrer schuld, obwohl sie nur von der Unfähigkeit, Vergnügen zu finden, wenn man es immer nur sucht, herrührte. Den Schwankungen im Urteil der Herzogin entging niemand außer ihrem Gatten. Er allein hatte sie nie geliebt; bei ihm war sie immer auf einen eisernen Charakter gestoßen, der ihre Launen nicht beachtete und ihre Schönheit übersah, auf einen unbeugsamen Willen, dessen Heftigkeit gerade für Nervöse etwas Beruhigendes hatte.

Herr von Guermantes wiederum, der immer demselben Typus weiblicher Schönheit nachging, ihn aber in immer neuen Geliebten suchte, besaß, sobald er sie verließ, nur eine beständige, sich immer gleichbleibende Verbündete, mit der er sich über jene lustig machen konnte, eine Gefährtin, die ihn zwar oft mit ihrem Geschwätz reizte, aber, wie er wußte, bei aller Welt als die schönste, tugend-

hafteste, klügste und gebildetste Frau der Aristokratie galt; es war ein großes Glück für ihn, sie gefunden zu haben, sie deckte seine Unregelmäßigkeiten, verstand unvergleich, zu empfangen und ihrem Salon den Rang des ersten Salons des Faubourg Saint-Germain zu erhalten. Diese Meinung der andern teilte er, und obwohl er sich oft über seine Frau ärgerte, war er doch stolz auf sie. Er war geizig und liebte die Pracht; die kleinste Summe für Wohltätigkeit, für ihre Dienstboten verweigerte er ihr, hielt aber darauf, daß sie die herrlichsten Toiletten und schönsten Gespanne hatte. So oft Frau von Guermantes über einen ihrer Freunde ein neues saftiges Paradox machte, indem sie seine Vorzüge und Fehler plötzlich umkehrte, brannte sie darauf, vor Leuten, die für so etwas Verständnis hatten, zu erproben, ob die psychologische Originalität ihres Einfalls schmackhaft und seine lapidare Bosheit eindringlich war. Gewiß enthielten ihre neuen Meinungen gewöhnlich nicht mehr Wahrheit als die früheren, oft sogar weniger, aber das Willkürliche und Unerwartete an ihnen gab ihnen eine Art Geist, die sie sensationell machte. Allein das Opfer ihrer Psychologie war gewöhnlich ein intimer Freund, und die, denen sie ihre Entdeckung zu vermitteln wünschte, ahnten nicht, daß er nicht mehr in höchster Gunst stand; auch machte Frau von Guermantes' Ruf, eine unvergleichlich herzliche, milde und aufopfernde Freundin zu sein, es ihr schwer, mit dem Angriff zu beginnen; allenfalls konnte sie wie mit Gewalt genötigt eingreifen und durch eine geschickte Replik den Partner, der es übernommen hatte, sie zu provozieren, beschwichtigen, scheinbar ihm widersprechen, in Wahrheit aber ihn unterstützen; die Rolle dieses Partners spielte Herr von Guermantes ausgezeichnet.

Einen andern ebenso von ihrer Willkür abhängigen theatralischen Genuß bereitete es Frau von Guermantes, über gesellschaftliche Ereignisse ihre unvermuteten Urteile loszulassen, die die Prinzessin von Parma immer wieder mit köstlicher Überraschung aufpeitschten. Die Natur dieses Genusses versuchte ich weniger mit Hilfe der literarischen Kritik als durch den Vergleich mit dem politischen Leben und Parlamentsberichten zu verstehen. Die einander folgenden und widersprechenden Erlasse, mit denen Frau von Guermantes die Rangordnung der Werte bei den Personen ihres Kreises beständig umstürzte, genügten nicht mehr, sie zu zerstreuen, und so suchte sie in der Art, wie sie ihr eignes gesellschaftliches Benehmen sich

vorschrieb, über ihre geringfügigsten mondänen Entscheidungen sich Rechenschaft gab, sich künstliche Erregungen zu verschaffen, erfundenen Pflichten zu gehorchen, wie sie die Gefühle in den Parlamenten aufstacheln und dem Geist der Politiker sich aufdrängen. Man weiß, wenn ein Minister der Kammer erklärt, er glaube richtig gehandelt, den rechten Weg eingeschlagen zu haben und sein Verhalten dem verständigen Mann, der am nächsten Tag in seiner Zeitung den Sitzungsbericht liest, in der Tat ganz plausibel erscheint, wird dieser verständige Leser plötzlich doch unruhig werden und in Zweifel geraten, ob er recht daran tat, dem Minister beizupflichten, wenn er sieht, des Ministers Rede wurde mit lebhafter Unruhe aufgenommen und von kritischen Ausrufen unterbrochen wie »schlimm genug«, und das aus dem Munde eines Abgeordneten, dessen Name und Titel nebst der von ihm hervorgerufenen Unruhe in dem Bericht über den Zwischenruf soviel Raum einnehmen, daß für sein »Schlimm genug« weniger übrig bleibt als ein Halbvers im Alexandriner einnimmt. So las man zum Beispiel in der Zeit, als Herr von Guermantes, Fürst des Laumes, in der Kammer saß, bisweilen in den Pariser Zeitungen (die Notiz war eigentlich vorwiegend für den Wahlkreis von Méséglise bestimmt und sollte den Wählern zeigen, sie haben ihre Stimmen nicht einem untätigen oder stummen Volksvertreter gegeben):
»(Herr von Guermantes-Bouillon, Fürst des Laumes: ›Schlimm genug!‹ – ›Sehr richtig! Sehr richtig!‹ im Zentrum und auf einigen Bänken der Rechten, lebhafte Unruhe auf der äußersten Linken.)«
Noch bewahrt der verständige Leser einen Schimmer von Treue für den weisen Minister, da wird ihm neues Herzklopfen bereitet durch die ersten Worte des nächsten Redners, der dem Minister antwortet:
»Ich bin erstaunt, ja, ich kann sagen, geradezu bestürzt (lebhafte Erregung rechts) über die Worte eines Mannes, der, wie ich vermute, immer noch Mitglied der Regierung ist (donnernder Applaus ... Einige Abgeordnete drängen sich zur Ministerbank; der Unterstaatssekretär des Postministeriums macht von seinem Platz aus Zeichen des Beifalls).« – Dieser »donnernde Applaus« beseitigt den letzten Widerstand des verständigen Lesers; eine Schmach für die Kammer und ungeheuerlich erscheint ihm ein an sich belangloses Verhalten; und wenn es sich auch um etwas ganz Normales handelt, etwa um die Forderung, daß die Reichen mehr als die Armen

zahlen sollen, oder um die Aufhellung eines Unrechts oder Eintreten für den Frieden gegen den Krieg, er wird es skandalös finden, wird eine Verletzung von Prinzipien darin erblicken, an die er vorher gar nicht gedacht, die nicht etwa im Menschenherzen eingegraben stehen, sondern nur Kraft des Beifalls, den sie entfesseln, und der kompakten Majoritäten, die sie zusammenbringen, so stark wirken.

Übrigens ist diese schlaue Art der Politiker, die mir half, den Kreis Guermantes und später andre Kreise mir zu erklären, nur die Entartung einer bestimmten Gewandtheit in der Interpretation, die man oft mit der Wendung »zwischen den Zeilen lesen« bezeichnet hat. Führt die Entartung dieser Gewandtheit in Kammersitzungen zu Absurditäten, so wird mangels eben dieser Gewandtheit das Publikum verdummt, es nimmt alles buchstäblich, ahnt nicht, daß es Absetzung bedeutet, wenn ein hoher Würdenträger »auf eignen Wunsch« seiner Amtsgeschäfte enthoben wird, es sagte sich: »Abgesetzt ist er nicht worden, er hat selbst um seinen Abschied gebeten«, es sieht nicht, daß es sich um eine Niederlage handelt, wenn die Russen sich mit einer strategischen Bewegung vor den Japanern auf festere, im voraus angelegte Stellungen zurückziehen, und um eine Ablehnung, wenn eine Provinz beim deutschen Kaiser um Unabhängigkeit nachsucht und er ihr religiöse Autonomie zugesteht. Möglicherweise stehen, nebenbei bemerkt – um auf die Kammersitzungen zurückzukommen –, die Deputierten selbst, wenn die Sitzung eröffnet wird, auf dem Standpunkt des verständigen Mannes, der den Sitzungsbericht lesen wird. Hören sie, daß streikende Arbeiter ihre Delegierten zu einem Minister geschickt haben, fragen sie sich, wenn der Minister unter tiefem Schweigen, das schon Stimmung für künstliche Aufregungen macht, die Tribüne besteigt, vielleicht ganz naiv: »Nun, wir wollen einmal sehen, was sie einander gesagt haben, hoffen wir, daß alles beigelegt ist.« Gleich die ersten Worte des Ministers: »Ich brauche der Kammer nicht zu sagen, daß mir die Pflichten der Regierung zu hoch stehen, um diese Abordnung zu empfangen, wozu mich auch mein Amt durchaus nicht befugt«, sind ein Theatercoup; das war die einzige Hypothese, auf welche die verständigen Abgeordneten nicht gekommen waren. Aber gerade weil es ein Theatercoup ist, wird er mit solchem Beifall aufgenommen, daß der Minister sich erst nach einer ganzen Weile Gehör verschaffen kann, und wenn er dann zu seiner Bank zurück-

geht, wird er von seinen Kollegen beglückwünscht werden. Er macht so großen Eindruck, wie an dem Tage, da er unterließ, zu einer großen offiziellen Feier den Magistratspräsidenten, der ihm opponiert hatte, einzuladen, und man erklärt, er habe im einen wie im andern Fall als echter Staatsmann gehandelt.

Herr von Guermantes befand sich in dieser Epoche seines Lebens – und das empörte die Courvoisier – oft unter den Kollegen, die den Minister beglückwünschten. Später habe ich gehört, er habe sogar in einem Zeitpunkt, als er eine ziemlich große Rolle in der Kammer spielte und man ihm ein Ministerium oder eine Botschaft zudachte, wenn ein Freund ihn um einen Dienst bat, sich viel einfacher gegeben, politisch viel weniger den wichtigen Mann gespielt als jeder andre, der nicht Herzog von Guermantes war, es an seiner Stelle getan hätte. Wenn er nämlich erklärte, Adel sei nichts Besondres und er sehe in seinen Kollegen seinesgleichen, glaubte er kein Wort von dem, was er sagte. Er bemühte sich um politische Posten, tat, als schätze er sie hoch ein, und – verachtete sie; da er für das eigne Gefühl Herr von Guermantes blieb, gaben sie seinem Wesen nicht die steife Würde hoher Stellung, wie sie andre unzugänglich macht. Und so behütete gerade sein Stolz nicht nur seine affektiert vertraulichen Manieren, sondern auch das, was an echter Einfachheit in ihm war, vor allem Schaden.

Um auf das entschiedene Verhalten der Frau von Guermantes zurückzukommen, das künstlich und so sensationell war wie das gewisser Politiker, so verblüffte sie die Guermantes, die Courvoisier, das ganze Faubourg und insbesondre die Prinzessin von Parma auch noch durch unerwartete »Dekrete«, hinter denen man Grundsätze ahnte, die umso mehr frappierten, je weniger man selbst auf sie verfallen wäre. Gab der neue griechische Botschafter einen Maskenball und jedermann wählte sich ein Kostüm, so war man gespannt, was die Herzogin anziehen werde. Einer meinte, sie werde als Duchesse de Bourgogne erscheinen, ein anderer vermutete, sie werde sich als Prinzessin von Dujabar verkleiden, ein dritter erwartete sie als Psyche. Schließlich fragte sie eine Courvoisier: »Was wirst du anziehn, Oriane?« und bekam die einzige Antwort, auf die man nicht gefaßt war: »Nichts!«; alle Zungen gerieten in Bewegung: das enthüllte ja Orianes Ansicht über die wirkliche gesellschaftliche Stellung des neuen griechischen Botschafters und über die Art, wie man sich ihm gegenüber zu benehmen habe, eine An-

sicht, die man hätte voraussehen müssen: daß nämlich eine Herzogin auf das Maskenfest des neuen Botschafters »nicht zu gehen habe«. »Ich sehe nicht ein, warum es notwendig sein soll, zu dem griechischen Botschafter zu gehen, ich kenne ihn nicht, ich bin nicht Griechin; warum soll ich da hingehen? Ich habe dort nichts zu suchen.« »Aber alle gehen hin, es soll reizend werden«, sage Frau von Gallardon. »Aber es ist auch reizend, an seinem Kaminfeuer zu bleiben«, antwortete Frau von Guermantes. Die Courvoisier waren fassungslos, die Guermantes hingegen stimmten der Herzogin bei, ohne ihr Verhalten nachzumachen. »Natürlich kann sichs nicht jeder leisten, wie Oriane mit allen Gewohnheiten zu brechen. Aber sie hat doch nicht so Unrecht, wenn sie uns zeigen will, daß es übertrieben ist, vor diesen Fremden, von denen man nicht immer weiß, wo sie herkommen, auf dem Bauch zu liegen.« Da sie die Kommentare, die das eine oder andre Verhalten unfehlbar nach sich ziehn würde, vorhersah, machte es Frau von Guermantes ebenso viel Vergnügen, ein Fest zu besuchen, wo man nicht auf sie zu rechnen wagte, wie zu Hause zu bleiben, oder am Abend eines Festes, wo »alle hingingen«, mit ihrem Gatten ins Theater zu gehen oder etwa, wenn man dachte, sie werde die schönsten Diamanten durch ein historisches Diadem in Schatten stellen, ohne jeden Schmuck einzutreten und in ganz anderer Toilette als man irrtümlicherweise für geboten hielt. Obwohl sie gegen Dreyfus war (und dabei doch an seine Unschuld glaubte, wie sie ja auch ihr Leben in der Gesellschaft verbrachte und doch nur an Ideen glaubte), hatte sie auf einer Soiree bei der Fürstin Ligne eine ungeheure Sensation hervorgerufen, zuerst, weil sie sitzen blieb, als alle Damen beim Eintreten des Generals Mercier sich erhoben, und dann, weil sie sich erhob und ostentativ nach ihren Leuten schickte, als ein nationalistischer Redner seinen Vortrag begann; sie gab dadurch zu verstehen, nach ihrer Meinung sei Geselligkeit nicht für politische Erörterungen da; bei einem Karfreitagskonzert drehten sich alle Köpfe nach ihr um, weil sie, obgleich sie Voltairianerin war, sich entfernte, da sie es unschicklich fand, Christus auf die Szene zu bringen. Es ist bekannt, wieviel selbst für die größten Damen der Gesellschaft der Zeitpunkt des Jahres bedeutet, an dem die Feste beginnen: hatte doch die Marquise von Amoncourt, die aus ihrem Redebedürfnis, aus ihrer Manie, Psychologie zu treiben, und aus Mangel an Zartgefühl oft dazu kam, Dummheiten zu sagen, es fertig gebracht, als ein Bekannter

ihr zum Tode ihres Vaters, des Herrn von Montmorency, kondolierte, zu antworten: »Noch betrübender macht es vielleicht solch einen Trauerfall, daß er einen gerade trifft, wenn man unter seinem Spiegel hundert Einladungskarten liegen hat.« Nun, in diesem Zeitpunkt des Jahres, als man sich beeilte, die Herzogin von Guermantes rechtzeitig zum Diner einzuladen, damit sie nicht schon vergeben sei, sagte sie einmal überall ab, aus dem einzigen Grund, auf den ein Mensch der Gesellschaft nie gekommen wäre: sie war im Begriff abzureisen, um an den norwegischen Fjords, die sie interessierten, zu kreuzen. Die Gesellschaft war ganz verblüfft, man dachte zwar nicht daran, die Herzogin nachzuahmen, empfand aber durch ihr Benehmen eine Art Erleichterung, wie man sie bei der Lektüre von Kant empfindet, wenn man nach den strengsten Beweisen des Determinismus entdeckt, daß über der Welt der Notwendigkeit die Welt der Freiheit ist. Jede Erfindung, die man nie geahnt hat, wirkt anregend selbst auf den Geist derer, die keinen Nutzen für sich aus ihr zu ziehen verstehen. Die der Dampfschiffahrt erschien geringfügig neben dem Einfall, von der Dampfschiffahrt in der seßhaften Zeit der *season* Gebrauch zu machen. Der Gedanke, man könne freiwillig auf hundert Diners, doppelt soviel Tees, dreimal soviel Soireen, auf die glänzendsten Montage der Oper, Dienstage der Comédie Française verzichten, um norwegische Fjords zu besuchen, kam den Courvoisier so unerklärlich vor wie *Zwanzig Meilen unter dem Meeresspiegel*, vermittelte ihnen aber dieselbe Sensation von zauberhafter Freiheit. Es verging kein Tag, an dem man nicht sagen hörte: »Kennen Sie schon das letzte Bonmot von Oriane?« oder gar »Wissen Sie das Neueste von Oriane?«. Und zu dem »Neuesten von Oriane« wie zu dem »letzten Bonmot von Oriane« hieß es dann immer wieder: »Das ist echt Oriane«, »Das ist Oriane, wie sie leibt und lebt«. Das Neueste von Oriane war zum Beispiel, sie sollte im Namen eines patriotischen Vereins dem Kardinal X . . ., Bischof von Mâcon, antworten (den Herr von Guermantes, wenn er von ihm sprach, gewöhnlich »Herr von Mascon« nannte; der Herzog fand das gut altfranzösisch); als nun alle sich vorzustellen suchten, wie der Brief abgefaßt werden würde, sich als erstes Wort »Eminenz« oder »Monseigneur« dachten, aber um das Weitere verlegen waren, begann zu allgemeiner Verwunderung Orianes Brief mit »Herr Kardinal« in Befolgung eines alten akademischen Brauches oder mit »Lieber Vetter«, weil diese Anrede zwischen den

Kirchenfürsten, den Guermantes und den Souveränen üblich war, wenn sie Gott baten, die einen und andern »in seinen hohen heiligen Schutz« zu nehmen. Um über das »Neueste von Oriane« zu sprechen, genügte es, daß man bei der Vorstellung eines sehr hübschen Stückes, der ganz Paris beiwohnte, Frau von Guermantes in der Loge der Prinzessin von Parma, der Fürstin Guermantes und all der andern, die sie eingeladen hatten, suchte und sie allein, in Schwarz, mit einem ganz kleinen Hut, auf einem Parkettplatz fand, wo sie sich schon zu Beginn der Vorstellung eingefunden hatte. »Ein Stück, das sich lohnt, hört man hier besser«, erklärte sie zur Entrüstung der Courvoisier und zum Entzücken der Guermantes und der Prinzessin von Parma, die darin ein neues »Genre« entdeckten, daß man ein Stück von Anfang an höre; das erschien ihnen origineller und intelligenter (kein Wunder bei Oriane) als nach einem großen Diner und dem Besuch einer Soiree erst zum letzten Akt zu erscheinen. Auf derartige verschiedene Überraschungen mußte die Prinzessin von Parma, wie sie wohl wußte, gefaßt sein, wenn sie an Frau von Guermantes eine Frage literarischer oder gesellschaftlicher Natur richtete, und so wagte sich denn Ihre Hoheit nur immer voll Unruhe zwischen Vorsicht und Entzücken an das geringfügigste Thema, einer Badenden ähnlich, die zwischen zwei Wellen auftaucht.

Unter den Elementen, die in den zwei, drei andern führenden und annähernd gleichwertigen Salons des Faubourg Saint-Germain fehlten und sie dadurch vom Salon der Herzogin von Guermantes unterschieden (so läßt Leibniz jede Monade zwar das ganze Universum widerspiegeln, ihm aber dabei etwas nur ihr Eigentümliches hinzufügen), waren mit am wenigsten sympathisch gewöhnlich eine oder zwei sehr schöne Frauen, denen nur ihre Schönheit und der Gebrauch, den Herr von Guermantes von dieser Schönheit gemacht hatte, das Recht, hier zugegen zu sein, gab; ihre Gegenwart verriet auf den ersten Blick, wie in andern Salons gewisse überraschende Gemälde, daß hier der Ehemann ein Kenner und Verehrer weiblicher Anmut war. Sie waren alle einander ähnlich; der Herzog bevorzugte die großen Frauen, die zugleich majestätisch und ungezwungen waren, einen Typus, der die Mitte hielt zwischen der *Venus von Milo* und der *Nike von Samothrake*; meist waren es Blondinen, selten Brünette, bisweilen Rotblonde, wie die letzte, die bei diesem Diner zugegen war, die Vicomtesse von Arpajon, die er so

sehr geliebt hatte, daß sie lange Zeit ihm täglich bis zu zehn Depeschen schicken mußte (was die Herzogin ein wenig verdroß); er korrespondierte mit ihr durch Brieftauben, wenn er in Guermantes war, und lange Zeit hindurch konnte er sie so wenig missen, daß, als er einen Winter in Parma verbringen mußte, er jede Woche nach Paris kam und zwei Tage unterwegs war, um sie zu sehn.
Gewöhnlich waren diese schönen Figurantinnen seine Geliebten gewesen, waren es aber nicht mehr (dies traf für Frau von Arpajon zu) oder würden es demnächst nicht mehr sein. Vielleicht hatte der Nimbus, der für sie die Herzogin umgab, und die Hoffnung, in ihrem Salon empfangen zu werden – obwohl sie selbst sehr aristokratischen, wenn auch etwas tiefer stehenden Kreisen angehörten – noch mehr als des Herzogs Schönheit und Freigebigkeit sie bestimmt, seinem Verlangen nachzugeben. Übrigens hätte sich die Herzogin nie unbedingt dagegen gesträubt, diese Damen ihr Haus betreten zu lassen; hatte sie doch in mancher von ihnen eine Verbündete gefunden, die ihr dazu verhalf, tausenderlei Wünsche erfüllt zu bekommen, die der Herzog, so lange er nicht in eine andre verliebt war, seiner Frau unbarmherzig abschlug. Wurden sie erst dann von der Herzogin empfangen, wenn ihre Liaison mit dem Herzog sich schon in einem sehr fortgeschrittenen Stadium befand, so lag das zunächst daran, daß er von jeder großen Liebschaft, die begann, erst glaubte, es würde nur ein vorübergehendes Abenteuer sein und dafür sei eine Einladung bei seiner Frau ein zu hoher Preis. Dann aber geschah es auch, daß er diese Gunst für viel weniger anbot, für einen ersten Kuß, weil er auf Widerstand stieß, mit dem er nicht gerechnet hatte, oder im Gegenteil, weil er auf gar keinen Widerstand stieß. In der Liebe gibt man oft aus Dankbarkeit und, um Genuß zu bereiten, mehr als man aus eigennütziger Erwartung versprochen hatte. In solchen Fällen aber hinderten andre Umstände die Verwirklichung seines Anerbietens. Zunächst sperrte er alle Frauen, die seine Liebe erwiderten, manchmal sogar, noch ehe sie sich ihm ergeben hatten, eine nach der andern von der Gesellschaft ab. Sie durften niemand mehr besuchen, er verbrachte fast seine ganze Zeit bei ihnen, befaßte sich mit der Erziehung ihrer Kinder, denen er, wenn man das später aus frappierenden Ähnlichkeiten schließen darf, einen Bruder oder eine Schwester schenkte. Hatte im Anfang der Liaison die Einführung bei Frau von Guermantes, die der Herzog durchaus nicht beabsichtigte, in den Gedanken der

Geliebten eine große Rolle gespielt, veränderte nun die Liaison im weiteren Verlauf die Gesichtspunkte dieser Frau: der Herzog war für sie mehr geworden als der Gatte der elegantesten Frau von Paris, ein Mann, den sie liebte, ein Mann, der ihr oft Mittel und Geschmack für Entfaltung eines größeren Luxus gegeben und in die Rangordnung ihrer snobistischen und materiellen Bedürfnisse Umwälzungen gebracht hatte; schließlich stellte sich auch Eifersucht aller Art gegen Frau von Guermantes bei den Mätressen des Herzogs ein. Aber das war nur sehr selten der Fall; kam es übrigens endlich zur Einführung bei der Herzogin (meistens erst, wenn die Geliebte dem Herzog schon ziemlich gleichgültig geworden war – sein jeweiliges Verhalten war wie bei allen Menschen meist durch früheres Verhalten bestimmt, dessen ursprüngliche Beweggründe nicht mehr existierten), so traf es sich oft, daß Frau von Guermantes selbst sich darum bemüht hatte, die Geliebte des Herzogs zu empfangen, sie hoffte in ihr eine wertvolle Verbündete gegen ihren schrecklichen Gatten zu gewinnen, was ihr sehr nottat. Nicht etwa, weil der Herzog seiner Frau gegenüber die sogenannten »guten Formen« verletzt hätte. Nur in seltenen Fällen, etwa, wenn sie ihm zuviel sprach, entfuhren ihm heftige Worte, oder er schwieg vernichtend. Leute, die sie nicht näher kannten, konnten sich über ihre Beziehungen täuschen. Im Herbst, in den paar Wochen, die man zwischen den Rennen in Deauville, der Badekur und der Abreise nach Guermantes und zu den Jagden in Paris verbrachte, ging der Herzog manchmal mit seiner Gattin ins Café-Konzert, das sie gern hatte. Dem Publikum fiel sofort in einer der kleinen offenen Parterrelogen, in denen man nur zu zweit sitzt, der Herkules im »Smoking« auf (in Frankreich gibt man ja allen mehr oder weniger britischen Dingen Namen, die sie in England nicht führen), er hatte das Monokel im Auge, in der mächtigen aber schönen Hand, an deren Ringfinger ein Saphir glänzte, eine dicke Zigarre, aus der er von Zeit zu Zeit einen Zug tat, seine Blicke waren meistens auf die Bühne gerichtet und, wenn sie auf den Zuschauerraum, wo er übrigens niemanden kannte, fielen, milderte sich ihre Schärfe, und sie bekamen etwas Sanftes, Zurückhaltendes, Höfliches und Achtungsvolles. Schien ihm ein Couplet komisch und nicht zu indezent, wandte sich der Herzog lächelnd zu seiner Frau um und teilte mit ihr in freundlichem Einverständnis die harmlose Heiterkeit, in die ihn das neue Chanson versetzte. Da konnten die Zuschauer annehmen, es

gebe keinen bessern Gatten als ihn und keine beneidenswertere Frau als die Herzogin – sie, die von allen Lebensinteressen des Herzogs ausgeschlossen war, die er nicht liebte, die er unablässig betrogen hatte. Fühlte die Herzogin sich müde, konnte man sehen, wie Herr von Guermantes sich erhob, ihr selbst den Mantel umlegte, dabei acht gab, daß ihre Kolliers sich nicht im Futter verfingen, und ihr eifrig und ehrerbietig einen Weg zum Ausgang bahnte, was sie mit der kühlen Miene der Dame von Welt, die in dergleichen nur Lebensart erblickt, und bisweilen sogar mit der leise ironischen Bitterkeit der enttäuschten Gattin hinnahm, die keine Illusion mehr zu verlieren hat. Aber trotz dieser äußeren Formen, wie sie nun einmal zu der Höflichkeit gehören, die in weit zurückliegender Zeit (welche aber für Überlebende noch andauert) die Pflichten des Herzens auf die Oberfläche übertragen hat, war das Leben schwer für die Herzogin. Freigebig und menschlich wurde Herr von Guermantes nur einer neuen Mätresse zuliebe, die meist die Partei der Herzogin nahm; dann bekam diese wieder Aussicht, freigebig gegen Untergebene, barmherzig gegen Arme zu sein und sogar später selbst ein neues herrliches Automobil zu bekommen. Aber von der Gereiztheit, welche die Herzogin gewöhnlich sehr rasch gegen Personen empfand, die ihr gegenüber zu unterwürfig waren, blieben die Geliebten des Herzogs nicht ausgeschlossen. Die Herzogin bekam sie bald satt. Damals neigte sich des Herzogs Liebschaft mit Frau von Arpajon ihrem Ende zu. Eine andre Liebe tauchte bereits am Horizont auf.

Die Liebe, die Herr von Guermantes nacheinander für all diese Frauen empfunden hatte, ging nicht ganz verloren: sterbend hinterließ sie die Geliebten als schöne Marmorbilder – das waren sie für den Herzog, der so ein wenig Künstler geworden war, weil er sie geliebt und dadurch ein Gefühl für Linien bekommen hatte, die er ohne Liebe nicht gewürdigt hätte –, die nun im Salon der Herzogin, nachdem sie lange einander befehdet und sich in Eifersucht und Streit verzehrt, als versöhnte Gestalten in Friede und Freundschaft nebeneinander standen; diese Freundschaft wiederum war selbst ein Ergebnis der Liebe, die Herrn von Guermantes bei den Frauen, die seine Mätressen waren, Tugenden entdecken ließ, wie sie in jedem menschlichen Wesen vorhanden sind, aber nur der Wollust sich offenbaren, und so ist denn die Ex-Mätresse, aus der ein »vortrefflicher Kamerad«, der gern alles für uns tut, geworden ist, ein

Klischee wie der Arzt und wie der Vater, die nicht Arzt und nicht Vater, sondern Freund sind. Aber erst beklagte sich eine Zeitlang die Frau, die Herr von Guermantes zu vernachlässigen begann, machte Szenen, erhob Ansprüche, führte sich zudringlich und zänkisch auf. Sie fiel dem Herzog mehr und mehr auf die Nerven. Dann bekam Frau von Guermantes Gelegenheit, auf die wahren oder vermeintlichen Fehler einer Person, über die sie sich ärgerte, hinzuweisen. Da sie für gütig galt, nahm sie die Telephonanrufe, Geständnisse und Tränen der Verlassenen entgegen und beklagte sich nicht darüber. Das gab Stoff zum Lachen erst mit ihrem Mann und dann mit einigen Intimen. Und da sie der Meinung war, das Mitleid, das sie der Unglücklichen bewies, gebe ihr ein Recht, sie zu necken, genierte sich Frau von Guermantes auch in ihrer Gegenwart nicht, über alles, was sie vorbrachte, so weit es irgend in den Rahmen des Lächerlichen paßte, den Herzog und Herzogin neuerdings für die Arme angefertigt hatten, mit ihrem Mann Blicke spöttischen Einverständnisses zu wechseln. –

Als man sich nun zu Tisch gesetzt hatte, fiel der Prinzessin von Parma ein, daß sie die Fürstin ... in die Oper einladen wollte, und da sie gern gewußt hätte, ob das Frau von Guermantes nicht etwa unangenehm sein würde, suchte sie diese darüber auszuholen. In diesem Augenblick trat Herr von Grouchy ein, dessen Zug infolge einer Entgleisung eine Stunde lang liegen geblieben war. Er entschuldigte sich, so gut es ging. Wäre seine Frau eine Courvoisier gewesen, sie wäre vor Scham umgekommen. Aber sie war nicht »für nichts und wieder nichts« eine Guermantes. Als ihr Mann seine Verspätung zu entschuldigen versuchte, fiel sie ihm ins Wort:
»Ich sehe, sogar in harmlosen Fällen ist Zuspätkommen Tradition in Ihrer Familie.«
»Setzen Sie sich, Grouchy, lassen Sie sich nicht aus der Fassung bringen«, sagte der Herzog. »Obgleich ich mit meiner Zeit mitgehe, kann ich nicht umhin anzuerkennen, daß die Schlacht bei Waterloo ihr Gutes gehabt hat, da sie die Wiedereinsetzung der Bourbonen ermöglichte, noch dazu in einer Art, die sie unpopulär machte. Aber ich sehe, Sie sind ein wahrer Nimrod!«
»Ich habe in der Tat einige schöne Stücke mitgebracht. Ich werde mir erlauben, der Herzogin morgen ein Dutzend Fasanen zu schikken.«

Man konnte Frau von Guermantes an den Augen ansehn, daß ihr ein Gedanke durch den Kopf ging. Sie bestand darauf, Herr von Grouchy solle sich nicht die Mühe machen, die Fasanen zu schikken. Sie winkte dem verlobten Lakaien, mit dem ich gesprochen hatte, als ich den Saal mit den Bildern Elstirs verließ, und sagte: »Poullein, Sie werden die Fasanen des Herrn Grafen abholen und gleich herbringen; nicht wahr, Grouchy, Sie gestatten, daß ich die Gelegenheit benutze, ein paar Aufmerksamkeiten zu erweisen. Basin und ich werden zu zweit nicht zwölf Fasanen aufessen.« »Aber übermorgen wäre früh genug«, sagte Herr von Grouchy.
»Nein, morgen ist mir lieber.« Die Herzogin bestand darauf.
Poullein war blaß geworden; um das Rendezvous mit seiner Verlobten war es geschehen. Das genügte, um die Herzogin zu zerstreuen, denn sie hielt darauf, allem ein humanes Ansehen zu lassen.
»Ich weiß, Sie haben morgen Ausgang,« sagte sie zu Poullein, »Sie brauchen nur mit Georges zu wechseln, er soll morgen ausgehn und übermorgen zu Hause bleiben.«
Aber übermorgen würde Poulleins Verlobte nicht frei sein. Da lag ihm nichts am Ausgehen. Sobald Poullein aus dem Zimmer war, machten alle der Herzogin Komplimente, wie gütig sie zu ihren Leuten sei. – »Aber ich behandle sie nur so, wie ich selbst behandelt zu werden wünschen würde.« – »Das ists ja gerade. Die Leute können sagen, daß sie bei Ihnen eine gute Stellung haben.« – »Damit ist es nicht so weit her. Aber ich glaube, sie haben mich recht gern. Der da geht mir ein bißchen auf die Nerven; er ist verliebt und glaubt, melancholisch dreinschaun zu müssen.«
Da trat Poullein wieder ein. – »In der Tat,« sagte Herr von Grouchy, »er sieht nicht sehr vergnügt aus. Man muß gut zu ihnen sein, aber nicht zu gut.« – »Böse bin ich gerade nicht, das geb ich zu; den ganzen Tag wird er nichts weiter zu tun haben als Ihre Fasanen abzuholen, dann müßig zu Hause zu bleiben und seinen Teil davon zu essen.« – »Da möchte wohl mancher an seiner Stelle sein, der Neid ist blind«, sagte Herr von Grouchy.
»Oriane,« sagte die Prinzessin von Parma, »neulich besuchte mich Ihre Kusine d'Heudicourt; offenbar eine Frau von hoher Intelligenz; nun, sie ist eine Guermantes, das sagt alles, aber es heißt, sie soll eine böse Zunge haben ...« Der Herzog sah seine Frau lange mit gespielter Verblüffung an. Frau von Guermantes lachte. Die Prinzessin merkte es schließlich. »Aber ... Sie sind am Ende

nicht ... meiner Ansicht?« fragte sie beunruhigt. »Hoheit sind zu gütig, sich um Basins Mienen zu kümmern. Machen Sie doch nicht so ein Gesicht, Basin, als wollten Sie über unsere Verwandte etwas Ungünstiges zu verstehen geben.« »Findet er sie zu boshaft?« fragte lebhaft die Prinzessin. »Oh, durchaus nicht«, gab die Herzogin zurück. »Ich weiß nicht, wer Ihrer Hoheit gesagt hat, daß sie eine böse Zunge hat. Im Gegenteil, sie ist ein gutes Geschöpf, hat nie etwas Schlechtes von jemandem gesagt, niemandem je etwas zuleide getan.« »Ach so«, sagte Frau von Parma erleichtert. »Ich habe auch gar nichts weiter bemerkt. Aber da ich weiß, wie schwer es oft ist, nicht ein bißchen boshaft zu sein, wenn man Geist hat ...« »Geist? Das hat sie allerdings noch weniger.« »Noch weniger Geist ...?« Die Prinzessin war ganz verblüfft. »Aber Oriane,« unterbrach der Herzog in klagendem Ton und warf nach rechts und links erheiterte Blicke, »Sie hören doch, die Prinzessin sagt Ihnen, daß es eine äußerst intelligente Frau ist.« »Ist sies denn nicht?« Zum mindesten ist sie äußerst dick.« »Hören Sie nicht auf ihn, Hoheit, er ist nicht aufrichtig; sie ist dumm wie eine Gans«, sagte mit lauter rauher Stimme Frau von Guermantes; sie war viel echteres Altfrankreich als der Herzog, wenn ers nicht absichtlich darauf anlegte, aber sie bevorzugte dabei das Gegenteil seines Genres »Spitzenjabot und süße Courtoisie« und war dann in Wahrheit viel feiner mit ihrem fast bäurischen Tonfall, der herrlich herben Landgeschmack hatte. »Sie ist die beste Frau von der Welt. Und dann weiß ich auch nicht recht, ob man hier noch von Dummheit sprechen kann. Ich glaube, ich habe nie eine ähnliche Kreatur gekannt; es ist ein Fall für einen Arzt, es hat etwas Pathologisches; eine Art ›Unschuld‹ wie sie Kretins und Zurückgebliebene haben, wie in manchen Melodramen oder in der *Arlésienne*. Wenn sie hier ist, warte ich immer, ob nicht mit einmal der Augenblick kommt, in dem ihr Verstand aufwacht, das macht mir immer etwas Angst.« So verblüfft die Prinzessin über das Urteil war, sie war doch entzückt über die Wendungen der Herzogin. »Von ihr und von Frau von Epinay hab ich Ihr Wort über Taquinius Superbus gehört. Das ist köstlich«, erwiderte sie. Herr von Guermantes erklärte mir das Wort. Ich hatte Lust, ihm zu sagen, sein Bruder, der vorgäbe, mich nicht zu kennen, erwarte mich denselben Abend um elf Uhr. Aber ich hatte Robert nicht gefragt, ob ich über das Rendezvous sprechen dürfe; daß Herr von Charlus sich so gut wie fest mit mir verabredet hatte, stand in Widerspruch

zu dem, was er der Herzogin gesagt hatte, und so hielt ich es für taktvoller zu schweigen. »Taquinius Superbus ist nicht übel, aber einen viel hübscheren Ausspruch hat Ihnen Frau von Heudicourt wahrscheinlich nicht erzählt, nämlich das, was Oriane ihr neulich gesagt hat, als sie sie zum Dejeuner einlud.« »Nein! Sagen Sie es!« »Aber so seien Sie doch still, Basin, erstens war es dumm, und die Prinzessin wird mich danach für noch einfältiger halten als meine törichte Kusine. Und dann – ich weiß gar nicht, warum ich sage ›meine‹ Kusine. Sie ist Basins Kusine. Ein bißchen verwandt ist sie aber doch mit mir.« »Oh!« rief die Prinzessin bei der Zumutung, sie könne Frau von Guermantes für einfältig halten; heftig bestand sie darauf, nichts könne die Herzogin von der hohen Stufe stürzen, auf die sie ihre Bewunderung erhoben habe. »Und dann haben wir bereits ihre geistigen Qualitäten geleugnet; da nun dieser Ausspruch die Tendenz hat, ihr gewisse Herzensqualitäten abzusprechen, scheint er mir unangebracht.« »Absprechen! Unangebracht! Wie fein sie sich auszudrücken versteht«, sagte der Herzog scheinbar ironisch, damit man die Herzogin bewundere. »Machen Sie sich nicht über Ihre Frau lustig, Basin.« »Ihre Königliche Hoheit müssen wissen,« nahm der Herzog wieder auf, »daß Orianes Kusine äußerst intelligent, gut, dick und was man will ist, aber nicht gerade ... wie soll ich sagen ... verschwenderisch.« »Ja, ich weiß, sie ist knauserig«, unterbrach die Prinzessin. »Ich hätte mir den Ausdruck nicht gestattet, aber Sie haben das treffende Wort gefunden. Diese Eigenart prägt sich in ihrem Haushalt aus und speziell in der Küche, welche ausgezeichnet, aber streng bemessen ist.« »Das führt manchmal sogar zu recht komischen Szenen«, fiel Herr von Bréauté ein. »So habe ich einmal einen Tag in Heudicourt verbracht, als Oriane und Sie, mein lieber Basin, erwartet wurden. Man hatte prächtige Vorbereitungen getroffen, da kam nachmittags ein Lakai mit einer Depesche, daß Sie nicht kommen würden.« »Das wundert mich nicht!« sagte die Herzogin, die nicht nur schwer zu haben war, sondern auch gern sah, daß man es wußte. »Ihre Kusine liest das Telegramm, ist untröstlich, ruft aber, gleich wieder gefaßt, – um nicht für einen armen Rittersmann, wie ichs bin, unnötigen Aufwand zu machen – den Lakaien zurück. ›Sagen Sie dem Küchenchef,‹ ruft sie, ›er soll das Huhn zurücktun.‹ Und abends hörte ich, wie sie den Butler fragte: ›Nun, und den Rest Rindfleisch von gestern? Servieren Sie den nicht?‹« »Immerhin muß

man zugeben, daß die Kost bei ihr vortrefflich ist«, sagte der Herzog: er glaubte mit solchen Ausdrücken sich »ancien régime« zu zeigen. »Ich kenne kein Haus, in dem man besser speist.« »Und weniger«, unterbrach die Herzogin. »Das ist sehr gesund, und es gibt genug für einen sogenannten schlichten Landmann, wie ich es bin,« fuhr der Herzog fort, »man übernimmt sich nicht.«
»Ja, wenn mans als Kur nimmt, ist es offenbar mehr hygienisch als schlemmerhaft. Gar so gut ist die Küche übrigens doch nicht«, erklärte Frau von Guermantes: sie sah es nicht gern, daß man den Titel des besten Tisches von Paris einem andern als dem ihren verlieh. »Mit meiner Kusine ist es so wie mit den konstipierten Dichtern, die alle fünfzehn Jahr einen Einakter oder ein Sonett ausbrüten. Das nennt man dann kleine Meisterwerke, winzige Juwelen, kurz das, was mir am unausstehlichsten ist. Schlecht ist die Küche bei Zénaide nicht, aber man würde sie mittelmäßig finden, wenn sie nicht so sparsam wäre. Manches macht ihr Küchenchef gut, manches verpatzt er. Ich habe dort wie überall schon sehr schlecht diniert, nur hats mir weniger geschadet als anderswo, weil der Magen für Quantität empfindlicher ist als für Qualität.« »Also, um mit der Geschichte zu Ende zu kommen,« schloß der Herzog, »Zénaide bestand darauf, daß Oriane zum Dejeuner käme, meine Frau, die nicht gern ausgeht, sträubte sich, wollte aber herausbekommen, ob man sie nicht unter dem Vorwand eines Essens im intimen Kreise hinterlistig in einen großen Betrieb hineinbugsieren wolle, und suchte vergeblich zu erkunden, wer denn an dem Dejeuner teilnehmen werde. ›Komm nur, komm nur‹, drängte Zénaide und pries die guten Dinge an, die es zu essen geben werde. ›Du wirst ein Maronenpüree vorgesetzt bekommen, weiter sag ich dir nichts, und es wird sieben kleine Bouchées à la reine geben.‹ ›Sieben kleine Bouchées‹, rief Oriane. ›Dann werden wir also mindestens acht bei Tische sein!‹« Nach einer Weile hatte die Prinzessin verstanden und brach in ein donnerndes Lachen aus. »Ach, dann werden wir also acht sein, das ist hinreißend! Wie gut das redigiert ist!« Mit äußerster Energie war es ihr gelungen, den Ausdruck, den Frau von Epinay gebraucht hatte, wiederzufinden, und diesmal paßte er besser. »Oriane, das hat die Prinzessin hübsch gesagt, sie sagt, es ist gut redigiert.« »Sie sagen mir da nichts Neues, lieber Freund, ich weiß, daß die Prinzessin sehr geistvoll ist,« antwortete Frau von Guermantes, die leicht an einer Wendung Gefallen fand, die aus dem

Munde einer Hoheit kam und zugleich für ihren eignen Geist schmeichelhaft war. »Es macht mich stolz, daß Ihre Hoheit meine bescheidenen Redaktionen schätzt. Übrigens erinnere ich mich nicht, das gesagt zu haben. Habe ich es aber gesagt, wollte ich damit meiner Kusine nur schmeicheln, denn wenn sie sieben Bouchées hatte, hätten die dazugehörigen Münder, wenn ich so sagen darf, sicher das Dutzend überschritten.«

»Sie besaß alle Manuskripte des Herrn von Bornier«, begann die Prinzessin wieder von Frau von Heudicourt zu berichten: sie suchte gute Gründe anzubringen, weshalb sie mit dieser angeknüpft habe. »Das muß sie geträumt haben, ich glaube, sie hat ihn nicht einmal gekannt«, sagte die Herzogin. »Ganz besonders interessant ist, daß diese Korrespondenzen von Leuten aus verschiedenen Ländern stammen«, schloß die Gräfin von Arpajon sich an; sie war mit den ersten herzoglichen, ja sogar regierenden Häusern von Europa verschwägert, und es machte sie glücklich, wenn sie daran erinnern konnte. »Aber gewiß, Oriane«, sagte Herr von Guermantes, nicht ohne Absicht. »Sie erinnern sich doch an das Diner, bei dem Sie Herrn von Bornier neben sich hatten!« »Natürlich, Basin,« unterbrach die Herzogin, »wenn Sie damit sagen wollen, daß ich Herrn von Bornier gekannt habe, er hat mich sogar mehrmals aufgesucht, aber nie habe ich mich entschließen können, ihn einzuladen, sonst hätte ich jedesmal mit Formol desinfizieren lassen müssen. Und dies Diner, an das ich mich nur allzu deutlich erinnere, war durchaus nicht bei Zénaide, die Bornier nie im Leben gesehn hat; sie muß ja, wenn man von der *Fille de Roland* redet, meinen, es handle sich um eine Prinzessin Bonaparte, von der man behauptete, sie sei mit dem Sohn des griechischen Königs verlobt; nein, es war auf der österreichischen Botschaft. Der charmante Hoyos glaubte mir einen Gefallen zu tun, als er diesen verpesteten Akademiker neben mich auf einen Stuhl pflanzte. Ich meinte eine Schwadron Gendarmen zum Nachbarn zu haben. Ich mußte mir während des ganzen Diners, so gut es ging, die Nase zuhalten und wagte erst beim Käse wieder zu atmen!« Herr von Guermantes, der seinen heimlichen Zweck erreicht hatte, forschte verstohlen in den Gesichtern am Tische, um zu sehen, welchen Eindruck die Worte der Herzogin machten. »Da Sie von Korrespondenzen sprechen,« sagte die Herzogin, »ich finde die Gambettas wundervoll.« Sie wollte zeigen, sie scheue sich nicht, für einen Proletarier und Radikalen sich zu inter-

essieren. Herr von Bréauté begriff die ganze Geistesschärfe dieses kühnen Ausspruchs, er warf einen etwas weinseligen und gerührten Blick umher, dann wischte er sein Monokel ab.

»Mein Gott, verdammt öde war die *Fille de Roland*«, sagte Herr von Guermantes im Behagen seiner Überlegenheit über ein Werk, bei dem er sich so sehr gelangweilt hatte, vielleicht auch im *suave mari magno*, das wir während eines guten Diners bei dem Gedanken an so unangenehm verbrachte Abende fühlen. »Immerhin waren ein paar schöne Verse drin und patriotisches Gefühl.«

Ich ließ einfließen, daß ich an Herrn von Bornier nichts bewundere.

»Ah! Sie haben ihm etwas vorzuwerfen?« fragte der Herzog mich neugierig, der immer, wenn man von jemandem Schlechtes sagte, meinte, es müsse an einem persönlichen Groll liegen, und wenn man Gutes von einer Frau sagte, daß ein kleiner Liebeshandel im Gange sei. »Ich sehe, Sie haben etwas gegen ihn auf dem Herzen. Was hat er Ihnen getan? Das müssen Sie uns erzählen. Doch, doch, es muß etwas zwischen Ihnen gegeben haben, da Sie ihn so heruntermachen. Recht lang ist sie ja, die *Fille de Roland*, aber doch ziemlich echt empfunden.« »Empfunden ist das richtige Wort für einen Autor, der so empfindlich riecht«, unterbrach ironisch Frau von Guermantes. »Wenn der arme Kleine je mit ihm zusammen war, ist es zu verstehen, daß er die Nase voll hat!« »Ich muß nebenbei Ihrer Hoheit gestehen,« wandte sich der Herzog wieder an die Prinzessin von Parma, »ich bin, von der *Fille de Roland* ganz abgesehen, in Literatur und sogar in Musik schrecklich altmodisch, die ältesten Chosen gefallen mir. Sie werdens mir vielleicht nicht glauben: wenn sich meine Frau abends ans Klavier setzt, bitte ich sie manchmal um eine alte Melodie von Auber, Boieldieu, ja sogar von Beethoven! Das liebe ich. Bei Wagner dagegen schlafe ich sofort ein.« »Sehr unrecht von Ihnen,« sagte Frau von Guermantes, »trotz seiner unerträglichen Längen hatte Wagner Genie. *Lohengrin* ist ein Meisterwerk. Selbst im *Tristan* gibt es hier und da eine interessante Seite. Und der *Chor der Spinnerinnen* im *Fliegenden Holländer* ist einfach wunderbar.« »Nicht wahr, Babal,« wandte sich Herr von Guermantes an Herrn von Bréauté, »›In diesen reizenden Gefilden gibt die schöne Welt sich stets ihr Stelldichein‹, das gefällt uns besser. Das ist entzückend. Und *Fra Diavolo* und die *Zauberflöte* und das *Schweizerhäuschen* und *Figaros Hochzeit* und *Les Diamants de la Couronne*, das ist Musik! Mit der Literatur ist es genau so. Balzac

vergöttere ich, den *Ball in Sceaux*, die *Mohikaner in Paris*.« »Ach mein Lieber, wenn Sie für Balzac vom Leder ziehn wollen, das wird uns zu viel, warten Sie damit, sparen Sies auf für einen Tag, an dem Mémé da ist. Er versteht sich noch besser auf Balzac, er kann ihn auswendig.« Es ärgerte den Herzog, daß seine Frau ihn unterbrach, und er nahm sie einige Augenblicke unter das Feuer eines drohenden Schweigens. Dabei waren seine Jägeraugen wie zwei geladene Pistolen. Inzwischen hatte Frau von Arpajon mit der Prinzessin von Parma Ansichten über tragische Poesie und Ähnliches getauscht, von denen ich erst nichts deutlich hörte, bis dann Frau von Arpajons Stimme mein Ohr traf: »Oh, gewiß, wie Ihre Hoheit meinen, ich gebe zu, daß er uns die Welt häßlich erscheinen läßt, weil er zwischen Schön und Häßlich nicht unterscheiden kann oder vielmehr, weil er sich in seiner unerträglichen Eitelkeit einbildet, alles, was er sagt, sei schön, ich teile ganz die Meinung Ihrer Hoheit, daß in diesem Stück manches Lächerliche und Geschmacklose, daß es schwer zu verstehen und mühevoll zu lesen ist, als wäre es russisch oder chinesisch geschrieben; es ist alles andre, nur kein Französisch, und doch, wenn man sich die Mühe genommen hat, wird man reichlich belohnt, es ist soviel Phantasie darin!« Von dieser kleinen Erörterung hatte ich den Anfang nicht gehört. Schließlich aber merkte ich, daß der Dichter, der Schön und Häßlich nicht unterscheiden konnte, niemand anders als Victor Hugo war, und das so schwer wie etwas Russisches oder Chinesisches zu verstehende Stück – »Lorsque l'enfant paraît, le cercle de famille Applaudit à grands cris …«, eine Dichtung aus der ersten Periode des Dichters, die vielleicht Madame Deshoulières näher steht als dem Victor Hugo der *Légende des Siècles*. Weit entfernt, Frau von Arpajon lächerlich zu finden, sah ich sie (als erste dieser so wirklichen, banalen, für mich so enttäuschenden Tafelrunde) mit den Augen des Geistes unter dem Spitzenhäubchen, aus dem runde Schmachtlokken quellen, wie es Frau von Rémusat, Frau von Broglie, Frau von Saint-Aulaire getragen haben, lauter hervorragende Frauen, die in ihren entzückenden Briefen so kenntnisreich und passend Sophokles, Schiller und die *Nachfolge Christi* zitieren, die aber vor den ersten Dichtungen der Romantiker erschraken und soviel Mühe mit ihnen hatten wie meine Großmutter mit den letzten Versen von Mallarmé. »Frau von Arpajon liebt die Poesie sehr«, sagte, von dem lebhaften Ton der Gräfin überrascht, die Prinzessin von Parma zu

Frau von Guermantes. »Nichts versteht sie davon«, antwortete leise Frau von Guermantes; sie benutzte den Augenblick, als Frau von Arpajon auf einen Einwurf des Generals von Beautreillis antwortete und zu sehr mit ihren eignen Worten beschäftigt war, um zu hören, was die Herzogin flüsterte. »Sie wird literarisch, seit sie verlassen ist. Ihre Hoheit müssen wissen, von alldem hab ich das meiste zu ertragen, immer kommt sie zu mir, sich auszuweinen, wenn Basin sie nicht besucht hat, das heißt, fast alle Tage. Meine Schuld ist es wahrhaftig nicht, wenn er sie über hat, ich kann ihn nicht zwingen, zu ihr zu gehen, obwohl es mir lieber wäre, er bliebe ihr ein bißchen treu, denn dann bekäme ich sie nicht so viel zu sehn. Aber sie geht ihm auf die Nerven, und das ist nicht weiter erstaunlich. Sie ist kein schlechter Mensch, aber langweilig in einem Grade, den Sie sich nicht vorstellen können. Mir macht sie tagtäglich solche Kopfschmerzen, daß ich jedesmal Pyramidon nehmen muß. Und all das, weil es Basin ein Jahr lang beliebt hat, mich ein bißchen mit ihr zu betrügen. Und obendrein noch einen Lakaien zu haben, der in eine kleine Hure verliebt ist und eine verdrossene Miene aufsetzt, wenn ich die junge Person nicht bitte, einen Augenblick ihr einträgliches Pflaster zu verlassen und mit mir Tee zu trinken! Ach, das Leben ist kein Vergnügen!« schloß seufzend die Herzogin. Frau von Arpajon war Herrn von Guermantes besonders unerträglich, weil er seit kurzem Liebhaber einer andern war, der Marquise von Surgis-le-Duc, wie ich erfuhr. Gerade erschien wieder der Lakai, der um seinen Ausgangstag gekommen war, und servierte. Er schien mir noch recht traurig und gab nicht auf seine Arbeit acht. Als er Herrn von Châtellerault reichte, stellte er sich so ungeschickt an, daß des Herzogs Ellenbogen mehrmals mit dem des Bedienenden zusammenstieß. Der junge Herzog nahm das aber dem Lakaien, der rot wurde, nicht weiter übel, sah ihn vielmehr mit seinen hellblauen Augen lachend an. In seiner guten Laune glaubte ich Gutherzigkeit zu erblicken. Als er aber immer weiter lachte, kam es mir eher so vor, als wüßte er von der Enttäuschung des Dieners und habe vielleicht seine boshafte Freude daran. »Aber, meine Liebe, mit dem, was Sie uns da von Victor Hugo sagen, haben Sie keine neue Entdeckung gemacht« – Frau von Guermantes wandte sich jetzt direkt an Frau von Arpajon, die etwas ängstlich den Kopf gedreht hatte. »Machen Sie sich keine Hoffnung, diesen Anfänger zu lancieren. Alle wissen, daß er Talent hat. Abscheulich ist nur der

Victor Hugo der letzten Periode, die *Légende des Siècles* und, ich weiß nicht die andern Titel. Aber die *Feuilles d'Automne* und die *Chants du Crépuscule*, in denen ist er oft Dichter, echter Dichter. Sogar in den *Contemplations*«, fuhr die Herzogin fort, und die andern wagten – aus guten Gründen – sie nicht zu unterbrechen, »gibt es noch manches Hübsche. Aber ich muß gestehen, ich wage mich lieber nicht über die *Chants du Crépuscule* hinaus! Und dann stößt man in den schönen Gedichten von Victor Hugo, und es gibt schöne von ihm, oft auf eine Idee, sogar auf eine tiefe Idee. – Hören Sie dies« – mit echtem Gefühl und aller Kraft ihres Tonfalls hob sie langsam das Traurige des Gedankens hervor, bis er selbständig jenseits ihrer Stimme da war, und sah dabei träumerisch anmutig vor sich hin: »›Der Schmerz ist eine Frucht, die nie an einem Zweige, Zu schwach für ihr Gewicht, der Schöpfer wachsen läßt.‹ Oder auch: ›Die Toten dauern kaum Und werden schneller noch, ach, als in ihren Särgen, In unsern Herzen Staub!‹« Und während ein Lächeln der Enttäuschung ihren schmerzlichen Mund reizvoll schweifte, heftete die Herzogin auf Frau von Arpajon den träumerischen Blick ihrer schönen hellen Augen. Die kannte ich nun schon ein wenig und auch die schleppende herrlich herbe Stimme. In Augen und Stimme fand ich viel Combray wieder. Und wenn diese Stimme bisweilen mit Absicht Ackerrauheit annahm, trug mancherlei dazu bei: der rein provinzielle Ursprung eines Zweiges der Familie Guermantes, der länger als die andern ansässig und kühner, wilder, trotziger blieb; dann die Gewohnheit wirklich distinguierter und geistvoller Leute, die wissen, daß es durchaus nicht distinguiert ist, mit spitzen Lippen geziert zu flüstern, und auch die Art und Weise von Adligen, die lieber mit ihren Bauern als mit Bürgern fraternisieren, alles Eigenheiten, die offen – frei vorm Winde segelnd – herauszustellen, der Frau von Guermantes ihre Königinnenrolle erlaubte. Dieselbe Stimme haben offenbar auch Schwestern der Herzogin gehabt, die sie nicht leiden konnte, die waren nicht so intelligent wie Oriane, hatten bürgerlich geheiratet (wenn man dies Wort auf die Verbindung mit unansehnlichen Adligen anwenden darf, die in ihrer Provinz oder zu Paris in einem lichtscheuen Faubourg Saint-Germain vergraben lebten); sie besaßen dieselbe Stimme, hatten sie aber nach Kräften geschmeidigt, abgeschliffen, gemildert; hat ja doch recht selten einer von uns den Mut zu seiner Originalität, man bemüht sich lieber, gepriesenen Vorbil-

dern ähnlich zu werden. Oriane war eben viel intelligenter, viel reicher und vor allem viel mehr Mode als ihre Schwestern, sie hatte nicht umsonst beim Prinzen von Wales Regen und Sonnenschein gemacht; ihr war bewußt, diese dissonierende Stimme war eine Zaubermacht, und sie hatte daraus in der Sphäre der Gesellschaft das geschaffen, was in der des Theaters eine Réjane, eine Jeanne Granier (wobei natürlich zwischen Bedeutung und Begabung dieser beiden Künstlerinnen kein Vergleich gezogen werden soll) aus ihren Stimmen gemacht haben, etwas Bewundernswertes, Unterscheidendes, was vielleicht Schwestern der Réjane oder der Granier, die unbekannt geblieben sind, wie ein Gebrechen zu verbergen gesucht haben.

Zu den Beweggründen, ihre heimatliche Eigenart zu entfalten, hatte die Vorliebe der Frau von Guermantes für die Werke von Mérimée, Meilhac und Halévy mit dem Respekt vor dem Natürlichen eine Neigung zum klar Prosaischen hinzugetan, durch die sie zur Poesie gelangte, und hatte ihr eine rein gesellschaftliche Geistigkeit gegeben, die vor meinen Augen Landschaftsbilder beschwor. Übrigens war es der Herzogin durchaus zuzutrauen, daß sie mit diesen Einflüssen ein künstlerisches Bestreben verband und für die meisten Worte die Aussprache wählte, die ihr am meisten echt *Ile-de-France*, echt *Champagne* schien, verwandte sie doch, wenn auch nicht in dem Grade wie ihre Schwägerin Marsantes, nur den reinen Wortschatz, dessen ein altfranzösischer Autor sich hätte bedienen können. Und war man des scheckigen modernen Sprachgemischs müde, wurde, wenn man auch wußte, daß Frau von Guermantes viel weniger Dinge ausdrückte, ihr zuzuhören, eine wahre Erholung – war man allein mit ihr und wählte und läuterte sie die Worte ihrer fließenden Konversation noch strenger, war es fast so erquikkend, wie einem alten Liede zu lauschen. Wenn ich Frau von Guermantes so ansah und anhörte, erblickte ich, umfangen von dem ewig ruhevollen Nachmittag ihrer Augen, einen Ile-de-France- oder Champagne-Himmel bläulich schräg hersinkend mit demselben Neigungswinkel wie bei Saint-Loup.

So kamen in Frau von Guermantes verschiedene Bildungswelten zugleich zum Ausdruck: ältester französischer Adel, dann aus viel späterer Zeit die Art, wie etwa die Herzogin von Broglie unter der Julimonarchie Victor Hugo hätte genießen und tadeln können, und schließlich ein lebhafter Sinn für die Literatur, die von Mérimée und

Meilhac ausgeht. Die erste dieser Bildungswelten war mir lieber als die zweite, half mir besser hinweg über die Enttäuschung, die mir Reise und Ankunft ins Faubourg Saint-Germain bereiteten, wo alles ganz anders war, als ich geglaubt hatte, doch gefiel mir die zweite immer noch besser als die dritte. Während Frau von Guermantes fast ohne Absicht Guermantes war, hatte ihr Pailleronismus und ihre Vorliebe für den jüngeren Dumas etwas Bewußtes und Gewolltes. Da dieser Geschmack das Gegenteil von meinem war, lieferte sie mir Literatur, wenn sie vom Faubourg Saint-Germain sprach, und war für mich nie so beschränktes Faubourg Saint-Germain, als wenn sie über Literatur sprach.

Die letzten Verse hatten Frau von Arpajon ergriffen, sie rief: »›Des Herzens Heiligtum muß auch zu Asche werden‹. Das müssen Sie mir auf meinen Fächer schreiben«, sagte sie zu Herrn von Guermantes. »Arme Frau, sie dauert mich!« sagte die Prinzessin von Parma zu Frau von Guermantes. »Ach, Hoheit müssen sich nicht erweichen lassen, sie bekommt nur, was sie verdient.« – »Aber ... Sie verzeihen, wenn ich das zu Ihnen sage ... sie liebt ihn doch wirklich!« – »Durchaus nicht, dazu ist sie unfähig, sie glaubt ihn zu lieben, wie sie jetzt eben glaubte, Victor Hugo zu zitieren, während sie einen Vers von Musset sagte. Schauen Sie,« – ihre Stimme klang melancholisch – »ein echtes Gefühl würde niemandem näher gehen als mir. Aber ich will Ihnen ein Beispiel geben. Gestern hat sie Basin eine schreckliche Szene gemacht. Hoheit werden vielleicht glauben, weil er andre liebt, weil er sie nicht mehr liebt; ach nein, weil er ihre Söhne nicht im Jockey-Klub einführen will! Finden Sie das einer Liebenden würdig? Nein, ich behaupte geradezu,« – ihr Ton wurde scharf – »es ist ein Wesen von seltener Gefühllosigkeit.« Herrn von Guermantes' Augen strahlten vor Zufriedenheit, während er seine Frau so aus dem Stegreif über Victor Hugo sprechen und Verse zitieren hörte. Mochte die Herzogin ihn auch oft ärgerlich machen, in solchen Momenten war er stolz auf sie. »Oriane ist fabelhaft. Über alles kann sie sprechen, alles hat sie gelesen. Sie konnte nicht ahnen, daß heut Abend das Gespräch auf Victor Hugo kommen würde. Womit man ihr auch kommen mag, sie ist auf alles gefaßt, mit den größten Gelehrten kann sie es aufnehmen. Der junge Mann muß ganz überwältigt sein.«

»Sprechen wir von etwas anderm, sie ist sehr empfindlich«, sagte Frau von Guermantes zu der Prinzessin, dann wandte sie sich an

mich: »Sie werden mich sehr altmodisch finden, ich weiß, heutzutage gilt es als Schwäche, Ideen in der Dichtung, Dichtungen, die eine Idee enthalten, zu lieben.« »Altmodisch?« sagte die Prinzessin von Parma; es überfuhr sie ein leichter Schauer bei dieser etwas unbestimmten Neuigkeit, auf die sie nicht gefaßt war, wenn sie auch wußte, in dem Gespräch mit der Herzogin von Guermantes standen ihr immer eine Reihe köstlicher Erschütterungen bevor, atemraubender Schrecken, gesunde Anstrengung, wonach sie instinktiv meinte, sie müsse ein Fußbad nehmen und dann »zur Reagenz« schnell einen kleinen Marsch machen.

»Nein, Oriane,« sagte Frau von Brissac, »ich für mein Teil verüble es Victor Hugo nicht, daß er Ideen hat, im Gegenteil, nur daß er sie im Widerwärtigen sucht. Er ist es ja eigentlich gewesen, der uns an das Häßliche in der Literatur gewöhnt hat. Es gibt schon im Leben Häßliches genug. Sollten wir das nicht wenigstens, während wir lesen, vergessen? Ein peinlicher Anblick, von dem wir uns im Leben abwenden, gerade der zieht Victor Hugo an.«

»Victor Hugo ist aber doch wohl nicht so realistisch wie Zola?« fragte die Prinzessin von Parma. Beim Namen Zola zuckte keine Muskel im Gesicht des Herrn von Beautreillis. Des Generals Antidreyfusismus lag zu tief in ihm, als daß er sich bemüht hätte, ihn auszudrücken. Wenn diese Dinge berührt wurden, bewahrte er wohlwollendes Schweigen, das auf die Profanen so taktvoll wirkte wie das Verhalten eines Priesters, der es vermeidet, uns von unsern religiösen Pflichten zu sprechen, oder das eines Finanzmanns, der es sich angelegen sein läßt, nie die Unternehmen, die er leitet, zu empfehlen, eines Athleten, der sanft mit uns ist und uns keine Faustschläge versetzt. »Ich weiß, Sie sind mit dem Admiral Jurien de la Gravière verwandt«, sagte, als wäre sie dessen sicher, Frau von Varambon zu mir, die Hofdame der Prinzessin von Parma, eine vortreffliche, aber beschränkte Frau, die ehedem des Herzogs Mutter der Prinzessin zugeführt hatte. Sie hatte noch nie ein Wort mit mir gesprochen, und in der Folgezeit habe ich trotz des Einspruchs der Prinzessin von Parma und meiner eignen Beteuerungen sie nie davon abbringen können, ich müsse irgendwie mit dem Admiral und Akademiker zusammenhängen, der mir doch ganz unbekannt war. Die Hartnäckigkeit, mit der die Hofdame der Prinzessin von Parma in mir durchaus einen Neffen des Admirals Jurien de la Gravière sehen wollte, hatte an und für sich etwas vulgär Lächerliches.

Aber ihr Irrtum war nur ein extremer und besonders stumpfsinniger Fall der vielen im allgemeinen leichteren, nuancierteren, unfreiwilligen oder absichtlichen Irrtümer, die hinter unserm Namen auf dem »Zettel« stehn, den uns die Gesellschaft in ihrem Register ausstellt. Ich erinnere mich, ein Freund der Guermantes, der den lebhaften Wunsch äußerte, mich kennen zu lernen, gab mir als Grund an, ich kenne seine Kusine, Frau von Chaussegros, gut, »sie ist charmant, hat Sie sehr gern«. Mit vergeblicher Gewissenhaftigkeit bestand ich darauf, es liege ein Irrtum vor, ich kenne Frau von Chaussegros nicht. »Dann ist es ihre Schwester, die Sie kennen, das bleibt sich gleich. Sie hat Sie in Schottland getroffen.« Ich war nie in Schottland gewesen, ich gab mir redliche aber unnötige Mühe, meinem Unterredner das klar zu machen. Frau von Chaussegros selbst hatte gesagt, sie kenne mich, offenbar im guten Glauben infolge einer erstmaligen Verwechslung, denn nie unterließ sie es, wenn sie mich traf, mir die Hand zu reichen. Und da ich so ziemlich in denselben Kreisen verkehrte wie Frau von Chaussegros, war meine Bescheidenheit gar nicht angebracht. Daß ich mit den Chaussegros befreundet sei, war, wörtlich genommen, ein Irrtum, entsprach aber vom gesellschaftlichen Standpunkt durchaus meiner Situation, wenn man bei einem so jungen Menschen, wie ich es war, schon von Situation sprechen kann. Mochte also der Freund der Guermantes mir auch lauter Falsches über mich sagen, ich wurde dadurch (vom mondänen Standpunkt) in der Vorstellung, die er sich auch weiterhin von mir machte, weder besser noch schlechter. Und schließlich und endlich, wenn sich wirklich jemand von uns eine falsche Vorstellung macht, glaubt, wir seien mit einer Dame befreundet, die wir gar nicht kennen, als allgemein bekannt voraussetzt, daß wir sie auf einer hübschen Reise – die wir nie gemacht haben – kennen lernten, so wird dadurch für Leute, die nicht sowieso Komödie spielen, das Langweilige, immer in derselben Persönlichkeit zu stecken, für einen Augenblick so angenehm aufgehoben, als ob wir die Bretter beträten. Das sind Irrtümer, die uns auf angenehme Weise Vielfältigkeit geben, wenn sie nicht die starre Härte dessen haben, den die törichte Hofdame der Frau von Parma beging und trotz meines Ableugnens lebenslänglich weiter begehen sollte, da sie sichs nun ein für allemal in den Kopf gesetzt hatte, ich sei mit dem langweiligen General Jurien de la Gravière verwandt. »Sie ist kein Lumen,« sagte mir der Herzog, »und dann verträgt sie das viele

Trinken nicht, ich glaube, sie steht ein wenig unter der Einwirkung von Bacchus.« In Wirklichkeit hatte Frau von Varambon nur Wasser getrunken, aber der Herzog brachte gern seine Lieblingswendungen an. »Aber Zola ist kein Realist, Hoheit, Zola ist ein Dichter!« sagte Frau von Guermantes; sie war beeinflußt von kritischen Essays, die sie in den letzten Jahren gelesen und ihrer persönlichen Geistesrichtung angepaßt hatte. Bisher hatte sich die Prinzessin von Parma in dem geistigen Bad angenehm hin und her werfen lassen, es war ein recht bewegtes Bad für sie heut Abend, und sie meinte, es würde ihr besonders heilsam sein, sie ließ sich von den Paradoxen, wie sie so hintereinander über sie her brandeten, tragen; aber vor diesem letzten, das maßloser war als die andern, fuhr sie empor aus Furcht, umgeworfen zu werden. Mit stockender Stimme, als ginge ihr der Atem aus, rief sie: »Zola ein Dichter!« »Aber gewiß«, antwortete lachend die Herzogin, entzückt über die beklemmende Wirkung ihrer Worte. »Ich möchte Ihre Hoheit darauf aufmerksam machen, wie er alles, was er berührt, vergrößert. Sie werden mir erwidern, er berühre ausgerechnet die Sache ..., die bekanntlich Glück bringt! Aber er macht etwas Ungeheures daraus. Er ist der Homer der Kloake. Er hat gar nicht genug große Buchstaben, um ein gewisses Wort zu schreiben.« Trotz tiefster Ermattung, die sie kommen fühlte, war die Prinzessin entzückt; nie hatte sie sich wohler gefühlt. Nicht einmal gegen einen Aufenthalt in Schönbrunn – das einzige, was ihrem Stolz geschmeichelt haben würde – hätte sie die göttlichen Diners bei Frau von Guermantes, mit ihrem stärkenden Salzgehalt, eingetauscht. »Ich glaube,« wandte sich Frau von Guermantes mit sanftem Lächeln an mich – als vollkommene Gastgeberin wollte sie zeigen, was sie über den Künstler, der mich besonders interessierte, wußte, und mir Gelegenheit geben, mein Wissen leuchten zu lassen, »ich glaube« – sie bewegte leicht ihren Fächer, sie war sich bewußt, in diesem Augenblick die Pflichten der Gastfreundschaft voll und ganz zu erfüllen, und um keine zu versäumen, winkte sie, man solle mir noch einmal die Spargeln mit sauce mousseline reichen, »Zola hat doch über Elstir eine Studie geschrieben, von dem Sie vorhin einige Bilder angesehn haben, nebenbei die einzigen, die ich von ihm liebe.« In Wahrheit konnte sie Elstirs Malerei nicht leiden, aber sie fand alles, was in ihrem Hause war, ausgesucht schön. Ich fragte Herrn von Guermantes, wer der Herr mit dem Zylinder mitten unter vielem Volk auf dem einen

Bilde sei, derselbe, dessen Porträt in festlichem Anzug ich ganz in der Nähe unter den Bildern erkannt hatte; es mochte ungefähr aus der Periode stammen, in der Elstirs Kunst noch nicht ganz selbständig war, noch etwas unter Manets Einfluß stand. »Mein Gott,« antwortete er, »ich kenne ihn, es ist ein ganz bekannter Mann und auf seinem Gebiet auch gar nicht so übel, mir gehen die Namen so durcheinander. Seiner liegt mir auf der Zunge, Herr ... Herr ... na, gleichviel, ich weiß nicht mehr. Swann könnte es Ihnen sagen, er hat Frau von Guermantes dazu gebracht, das Zeug zu kaufen; sie ist ja immer zu liebenswürdig, immer in Sorge, jemanden zu verletzen, wenn sie etwas abschlägt; unter uns, ich glaube, er hat uns da schaurige Schinken aufgehalst. Soviel ich weiß, ist dieser Herr eine Art Mäzen von Herrn Elstir, der ihn lanciert und oft, um ihm aus Verlegenheiten zu helfen, Bilder bei ihm bestellt hat. Zum Dank – wenn Sie das Dank nennen, es ist Geschmacksache – hat er ihn in diese Szene hineingemalt, in der er sich in seinem feierlichen Aufzug ziemlich komisch ausnimmt. Es mag ja ein großer Geistesheld sein, aber offenbar weiß er nicht, bei welchen Gelegenheiten man einen Zylinder aufsetzt. Unter all diesen Mädchen ohne Hut sieht er mit seinem wie ein Kleinstadtadvokat aus, der bummeln geht. Aber sagen Sie mal, Sie scheinen ja ganz versessen auf diese Bilder zu sein. Wenn ich das gewußt hätte, würde ich mich genauer informiert haben, um Ihnen Auskunft geben zu können. Nebenbei bemerkt, es ist nicht nötig, sich so abzumühen, um hinter Herrn Elstirs Malereien zu kommen, als handle sichs um die *Quelle* von Ingres oder die *Kinder Eduards* von Paul Delaroche. Man kann daran schätzen, daß es fein beobachtet, amüsant, pariserisch ist, und dann geht man weiter. Ein Kenner braucht man nicht zu sein, um sich das anzusehn. Ich weiß, es sind nur Skizzen, aber ich finde, sie sind nicht genug durchgearbeitet. Swann hatte die Dreistigkeit, uns einen *Bund Spargel* von Elstir aufschwatzen zu wollen. Das Bild hat sogar ein paar Tage hier gehangen. Es war sonst nichts auf dem Bild, nur ein Bund Spargel, genau solche, wie Sie sie da grade schlucken. Ich aber habe mich geweigert, Herrn Elstirs Spargel zu schlucken. Er wollte dreihundert Franken dafür haben. Dreihundert Franken für einen Bund Spargel. Zwanzig Franken gibt man dafür, selbst wenns die ersten im Jahr sind! Das fand ich denn doch etwas stark. Wenn er in seine Sachen Personen hineinmalt, bekommen sie immer etwas Gemeines, Pessimistisches, das mir mißfällt. Ich wundre mich, daß

ein verwöhnter Geist, ein feiner Kopf wie Sie so etwas liebt.« »Wie können Sie das sagen, Basin«, warf die Herzogin ein, die es nicht leiden konnte, daß man etwas, das sich in ihren Salons befand, schlecht machte. »Ich denke nicht daran, in Elstirs Bildern alles ohne Unterschied anzuerkennen. Man muß sich das Gute aussuchen. Aber seine Sachen sind nicht immer ohne Talent. Und man muß zugeben, die, welche ich gekauft habe, sind besonders schön.« »Oriane, in dieser Art ist mir die kleine Studie von Herrn Vibert, die wir auf der Ausstellung der Aquarellisten gesehn haben, tausendmal lieber. Es ist nur eine Kleinigkeit, wenn Sie wollen, nur eine Handvoll, aber Geist ist darin bis in die Fingerspitzen: der schmutzige ausgemergelte Missionär vor dem behaglichen Prälaten, der mit seinem Hündchen spielt, das ist ein ganzes kleines Gedicht an Geschmack und sogar an Tiefe.« »Sie kennen, glaube ich, Herrn Elstir«, sagte die Herzogin zu mir. »Als Mensch ist er sympathisch.« »Er ist intelligent,« sagte der Herzog, »wenn man mit ihm spricht, wundert man sich, daß seine Malerei so gewöhnlich ist.« »Er ist mehr als intelligent, er ist recht geistvoll«, sagte die Herzogin mit der Sicherheit des Kenners. »Hatte er nicht ein Porträt von Ihnen angefangen, Oriane?« fragte die Prinzessin von Parma. »Allerdings, in krebsrot,« antwortete Frau von Guermantes, »aber das wird seinen Namen nicht unsterblich machen. Es ist greulich, Basin wollte es vernichten.« Das war eine Wendung, die Frau von Guermantes oft brauchte. Aber es gab Fälle, in denen sie anders über dies Bild urteilte: »Ich liebe seine Malerei nicht, aber er hat früher einmal ein schönes Porträt von mir gemacht.« Das eine dieser Urteile richtete sich gewöhnlich an die Leute, die der Herzogin von ihrem Porträt sprachen, das andre an die, welche ihr nicht davon sprachen: die sollten erfahren, daß es eins gebe. Das erste Urteil gab ihr die Koketterie, das zweite die Eitelkeit ein. »Von Ihnen ein greuliches Porträt machen? Dann ist es kein Porträt, sondern eine Lüge. Ich, die ich kaum einen Pinsel halten kann, – wenn ich Sie malen würde und nur wiedergäbe, was ich sehe, mir scheint, ich würde ein Meisterwerk machen«, sagte naiv die Prinzessin von Parma. »Vermutlich sieht er mich, wie ich selbst mich sehe, das heißt, ganz reizlos«, sagte Frau von Guermantes, und ihr Blick bekam etwas zugleich Melancholisches, Bescheidenes und Kokettes, dieser Ausdruck schien ihr am geeignetsten, um so zu wirken wie Elstir sie nicht gezeigt hatte. »Frau von Gallardon dürfte dies Porträt gefallen«,

sagte der Herzog. »Weil sie von Malerei nichts versteht?« fragte die Prinzessin von Parma, die wußte, wie sehr Frau von Guermantes ihre Kusine verachtete. »Aber sie ist sonst eine recht gute Frau, nicht wahr?« Der Herzog machte ein erstauntes Gesicht. »Aber Basin, merken Sie nicht, daß die Prinzessin sich über Sie lustig macht? (die Prinzessin dachte nicht daran.) Sie weiß so gut wie Sie, daß Galardonette eine alte Giftkröte ist.« Auf solche altertümlichen Wendungen beschränkte sich der Wortschatz der Frau von Guermantes und bekam dadurch das Schmackhafte der in Wirklichkeit so selten gewordenen Gerichte, wie man sie in den köstlichen Büchern von Pampille beschrieben finden kann, bei denen Gelées, Butter, Saft, die Knödel authentisch sind, sich auf keine Mischung einlassen – wird doch selbst das Salz immer direkt aus den Salzteichen der Bretagne bezogen: an Tonfall und Wortwahl fühlte man, daß die Wendungen der Herzogin im wesentlichen direkt aus Guermantes stammten. Darin unterschied sie sich durchaus von ihrem Neffen Saint-Loup, bei dem lauter neue Ideen und Wendungen überwucherten; wer von Kants Gedanken und Baudelaires Schwermut ergriffen wird, für den ist es schwer, das köstliche Französisch von Henri IV zu schreiben; so war bei der Herzogin die Reinheit ihrer Sprache ein Zeichen ihrer Begrenztheit, sie bewies, daß ihre Intelligenz sowohl wie ihr Gefühl allem Neuen verschlossen geblieben war. Auch das gefiel mir sehr an dem Geist der Frau von Guermantes: seine Exklusivität, er schloß aus, was gerade der Gegenstand meines eignen Denkens war, und dadurch behielt er so viel, behielt die verführerische blühende Kraft geschmeidiger Körper, die noch keine aufreibende Reflexion, kein geistiges Bedenken, keine nervöse Störung geschwächt hat. Ihr geistiges Wesen, an dem viel Altertümlicheres geformt hatte als an meinem, war für mich ebenso wertvoll wie das, was der Gang der jungen Mädchen von der kleinen Bande am Strand mir gegeben hatte. Frau von Guermantes bot mir – durch Liebenswürdigkeit und Respekt vor geistigen Werten gebändigt und gefügig gemacht – Willenskraft und Charme eines mitleidlosen jungen Mädchens von Adel aus der Umgegend von Combray, die von Kindheit an geritten ist, Katzen erschlagen, Kaninchen die Augen ausgestochen hat, und wenn sie auch vorbildlich tugendhaft geblieben war, in ziemlich weit zurückliegender Zeit, die glänzendste Geliebte des Fürsten von Sagan hätte sein können (in so hohem Grade besaß sie die entsprechende Eleganz). Allein sie

war nicht imstande zu begreifen, was ich in ihr gesucht hatte – den Zauber des Namens Guermantes – und wie wenig ich gefunden hatte: einen provinziellen Guermantes-Rest. Beruhten unsere Beziehungen auf einem Mißverständnis, das sich unfehlbar herausstellen mußte, sobald meine Huldigungen anstatt an die verhältnismäßig überlegene Frau, die sie zu sein glaubte, an eine andre ebenso mittelmäßige sich richten würden, von der derselbe unabsichtliche Reiz ausging? Ein ganz natürliches Mißverständnis, wie es zwischen einem jungen Träumer und einer Dame von Welt immer bestehen wird, ihn aber tief erschüttern muß, solange er noch nicht die Natur seiner Einbildungskraft erkannt und mit den unvermeidlichen Enttäuschungen sich noch nicht abgefunden hat, die ihn bei Menschen, wie im Theater, auf Reisen und selbst in der Liebe erwarten. Herr von Guermantes hatte (im Anschluß an Elstirs Spargel und die, welche nach dem poulet financière gereicht worden waren) erklärt, die grünen im Freien gezüchteten Spargel, von denen der charmante Schriftsteller, der E. de Clermont-Tonnerre zeichnet, so drollig sagt: »Sie haben nicht die imponierende Steifheit ihrer Schwestern«, müßten mit Eiern gegessen werden. »Was einem gefällt, mißfällt dem andern, und umgekehrt«, erwiderte Herr von Bréauté. »In der chinesischen Provinz Kanton setzt man Ihnen als köstlichsten Schmaus ganz verfaulte Ortolaneier vor.« Herr von Bréauté war Verfasser einer Studie über die Mormonen, die in der *Revue des Deux Mondes* erschien, verkehrte nur in hocharistokratischen Kreisen und von diesen nur in solchen, die im Ruf geistiger Interessen standen. Besuchte er eine Dame häufiger, so konnte man daraus schließen, daß sie einen »Salon« hatte. Er gab vor, Gesellschaften seien ihm zuwider, und versicherte jeder Herzogin einzeln, er besuche sie nur um ihres Geistes und ihrer Schönheit willen. Davon waren sie alle überzeugt. Jedesmal wenn er sich, den Tod im Herzen, resigniert entschloß, zu einer großen Soiree bei der Prinzessin von Parma zu gehen, entbot er sie alle dahin, damit sie ihm Mut machten, und so schien er sich dort mitten in intimstem Kreise zu bewegen. Damit der Ruf seiner Geistigkeit sein mondänes Gebahren überlebe, wandte er gewisse Maximen des »Geistes der Guermantes« an und unternahm mitten in der Ballsaison mit eleganten Damen lange wissenschaftliche Reisen, und wenn eine Snobistin, und das bedeutete eine Frau, die sich noch keine gesellschaftliche Situation errungen hatte, sich überall zu zeigen begann, weigerte er

sich mit wilder Hartnäckigkeit, sie kennen zu lernen, ihr sich vorstellen zu lassen. Sein Haß gegen die Snobs entsprang seinem Snobismus, ließ aber die Naiven, das heißt alle Welt, in dem Wahn, er sei ganz frei davon. »Babal weiß immer alles!« rief die Herzogin von Guermantes. »Das muß ja ein reizendes Land sein, wo man mit Sicherheit darauf rechnet, daß einem der Milchhändler recht faule Eier verkauft, Eier aus dem Kometenjahr. Ich kann mir genau vorstellen, wie ich meine Butterschnitte dahinein tauche. Allerdings muß ich sagen, es kann einem bei deiner Tante Madeleine (Frau von Villeparisis) auch passieren, daß Sachen, die schon verfaulen, gereicht werden, sogar Eier (und als Frau von Arpajon laut protestierte), aber Phili, das wissen Sie doch so gut wie ich. Das Kücken ist schon im Ei. Wie die Tierchen nur so artig sein können, drin zu bleiben! Da gibts nicht Omelette, sondern Hühnerhof, nun wenigstens steht das nicht auf dem Menu. Ihr Glück, daß Sie vorgestern nicht zum Diner hingekommen sind, es gab eine Steinbutte in Karbolsäure! Es schmeckte nach Desinfektion im Hospital. Norpois ist wirklich heroisch in seiner Treue: er hat zum zweitenmal davon genommen!« »Ich meine, ich habe Sie doch bei dem Diner gesehen, bei dem sie diesen Herrn Bloch so heftig angefahren hat (Herr von Guermantes sprach, vielleicht um dem jüdischen Namen einen fremdländischeren Klang zu geben, das ch in Bloch nicht wie k, sondern wie in dem deutschen Wort *hoch* aus); der hatte, ich weiß nicht mehr von welchem Dichter, gesagt, er sei erhaben. Umsonst stieß Châtellerault Herrn Bloch in die Schienbeine, der begriff nichts und meinte, die Kniestöße meines Neffen seien einer Dame zugedacht, die dicht neben ihm saß (hier errötete Herr von Guermantes leicht). Es ging ihm nicht auf, daß er unsere Tante mit seinem mir nichts dir nichts ausgeteilten ewigen ›erhaben‹ verdroß. Kurz, Tante Madeleine, die den Mund auf dem rechten Fleck hat, gabs ihm kräftig: ›Oho, Herr Bloch, was haben Sie sich denn dann für Herrn von Bossuet aufgehoben?‹ (Herr von Guermantes meinte, vor einem berühmten Namen sei »Herr« und »von« bestes ancien régime). Unbezahlbar war das.« »Und was hat der Herr Bloch erwidert?« fragte zerstreut Frau von Guermantes, der im Augenblick nichts Originelles einfiel – und so machte sie wenigstens die deutsche Aussprache ihres Gatten nach. »Ach, glauben Sie mir, Herr Bloch hatte genug, er schlug sich seitwärts in die Büsche.« »Aber gewiß, ich kann mich sehr gut erinnern, Sie an dem Tage

gesehn zu haben«, sagte Frau von Guermantes mit besonderm Nachdruck zu mir, als müsse ihr gutes Gedächtnis etwas besonders Schmeichelhaftes für mich haben. »Bei meiner Tante ist es immer sehr interessant. An dem letzten Abend, grad dem, an dem ich Sie getroffen habe, wollte ich Sie fragen, ob der alte Herr, der an uns vorbeikam, nicht François Coppée war. Sie müssen die ja alle bei Namen kennen.« Das sagte sie mit aufrichtigem Neid auf meine Beziehungen zu Dichtern und zugleich aus Liebenswürdigkeit für mich; sie wollte damit in den Augen ihrer Gäste einen jungen Mann, der in der Literatur so bewandert war, zur Geltung bringen. Ich versicherte der Herzogin, ich habe auf der Soiree bei Frau von Villeparisis kein berühmtes Gesicht gesehen. »Wie? Es waren keine großen Schriftsteller da? Sie überraschen mich, es gab doch ein paar unmögliche Köpfe!« Das war etwas unbesonnen von ihr und verriet, daß es mit ihrem Respekt vor Schriftstellern und ihrer Geringschätzung der Gesellschaft nicht so weit her war. Ich erinnerte mich sehr gut jenes Abends wegen eines an sich ganz unbedeutenden Vorfalls. Frau von Villeparisis hatte Bloch der Frau Alphonse von Rothschild vorgestellt, aber mein Kamerad hatte den Namen nicht verstanden, meinte, eine alte, etwas verrückte Engländerin vor sich zu haben und antwortete etwas einsilbig auf den Redeschwall der ehemaligen Schönheit; da machte Frau von Villeparisis sie mit jemand anderem bekannt und sprach diesmal sehr deutlich aus: Baronin Alphonse von Rothschild. Jäh durchfuhren Blochs Inneres mit einem Schlage ein Haufen Gedanken von Millionen und Prestige, und das kam so überraschend, daß ihm das Herz stillstand und sein Hirn fieberte, und laut rief er in Gegenwart der liebenswürdigen alten Dame: »Wenn ich das gewußt hätte!« Die Dummheit seines Ausrufs kam ihm selbst zum Bewußtsein und raubte ihm eine Woche lang den Schlaf. Diese weiter nicht interessanten Worte Blochs blieben mir im Gedächtnis als Beweis, daß man manchmal im Leben unter der Einwirkung einer außergewöhnlichen Erregung sagt, was man denkt. »Ich glaube, Frau von Villeparisis ist ... moralisch ... nicht ganz intakt«, sagte die Prinzessin von Parma; sie wußte, man ging nicht zu der Tante der Herzogin, und aus dem, was diese eben gesagt, ersah sie, daß man offen davon sprechen konnte. Da aber Frau von Guermantes aussah, als wären ihr solche Äußerungen nicht recht, fügte sie hinzu: »Nun, bei einer so hohen Intelligenz geht man darüber hinweg.« »Sie machen sich von meiner Tante die

Vorstellung, die man im allgemeinen von ihr hat und die eigentlich ganz falsch ist«, antwortete die Herzogin. »Gerade das hat mir erst gestern Mémé gesagt.« Sie wurde rot, eine Erinnerung, die ich nicht erriet, umflorte ihre Augen. Ich kam auf die Vermutung, Herr von Charlus habe sie gebeten, mich wieder auszuladen, wie er mich durch Robert hatte bitten lassen, nicht zu ihr zu gehen. Ich hatte den Eindruck, des Herzogs Erröten vorhin – es war für mich unverständlich gewesen – als er einen Augenblick von seinem Bruder sprach, könne nicht derselben Ursache zugeschrieben werden. »Meine arme Tante, sie wird immer den Ruf, ›ancien régime‹, blendender Geist, zügellose Sitten, behalten. Dabei gibt es kein bürgerlicheres, ordentlicheres, nüchterneres Gemüt: weil sie die Geliebte eines großen Malers war, wird man sie für eine Beschützerin der Künste halten, aber er hat ihr nie beibringen können, was ein Bild ist; und im Leben war sie alles andre als verderbt, sie war ganz für die Ehe geschaffen, eine geborene Gattin: nachdem sie einen Ehemann, der nebenbei ein Schuft war, verloren, hat sie jede Liaison so ernst genommen, als wäre es eine legitime Verbindung, sie hatte echt eheliche Reizbarkeit und Wutanfälle, echt eheliche Treue. Solche Gefühle sind bei Liaisons bisweilen am aufrichtigsten, es gibt mehr untröstliche Liebhaber als Ehemänner.« »Immerhin, denken Sie einmal an Ihren Schwager Palamède, Oriane, auf den Sie gerade zu sprechen kamen; keine Geliebte könnte sichs träumen lassen, so beweint zu werden wie es die arme Frau von Charlus wurde.« »Ach!« antwortete die Herzogin, »wenn Ihre Hoheit gestatten, bin ich nicht ganz derselben Meinung. Es möchten nicht alle auf dieselbe Weise beweint werden. Da hat jeder seinen besondern Geschmack.« »Nun, er treibt doch seit ihrem Tode einen wahren Kult mit ihr. Allerdings tut man manchmal etwas für die Toten, was man für die Lebenden nicht getan hätte.« »Ja, schon daß man zu ihrem Begräbnis geht, was man für die Lebenden nie tut!« sagte Frau von Guermantes in träumerischem Tonfall, der gar nicht zu ihrem spöttischen Gedanken paßte. Herr von Guermantes warf Herrn von Bréauté einen schalkhaften Blick zu, wie um ihn zum Lachen über die geistreiche Bemerkung der Herzogin zu reizen. »Nun, ich muß bekennen,« fuhr Frau von Guermantes fort, »ich möchte von einem geliebten Manne nicht auf die Art beweint werden, wie es mein Schwager tut.« Des Herzogs Miene verfinsterte sich. Er hatte es nicht gern, wenn seine Frau unüberlegte Meinungen losließ, beson-

ders über Herrn von Charlus. »Sie sind etwas anspruchsvoll. Seine Trauer hat allgemein einen erbaulichen Eindruck gemacht«, sagte er schroff. Aber die Herzogin hatte ihrem Gatten gegenüber die besondre Art Kühnheit, wie sie Bändiger mit ihren wilden Tieren, Pfleger mit ihren Irren haben, die zu reizen sie nicht fürchten. »Ja, erbaulich ist es, wenn Sie wollen, das bestreite ich nicht, er geht jeden Tag auf den Kirchhof, ihr zu erzählen, wen er alles zum Dejeuner gehabt hat, er vermißt sie über alle Maßen, aber wie eine Kusine, wie eine Großmutter, eine Schwester. Es ist nicht Gattentrauer. Nun ja, sie sind wie zwei Heilige miteinander gewesen; das gibt der Trauer einen besondern Charakter.« Herr von Guermantes ärgerte sich über das Geschwätz seiner Frau und heftete starr und drohend bewölkte Augen auf sie. »Ich will damit nichts Schlechtes von dem armen Mémé sagen,« fuhr die Herzogin fort, »der beiläufig heut abend nicht frei war, niemand ist so gut wie er, das muß ich zugeben, er kann entzückend sein, hat ein Zartgefühl, ein Herz, wie Männer es im allgemeinen nicht besitzen. Ein Frauenherz hat Mémé!« »Was reden Sie da für absurdes Zeug«, unterbrach heftig Herr von Guermantes. »Mémé hat nichts Weibisches, niemand ist männlicher als er.« »Ich sage ja ganz und gar nicht, daß er weibisch sei. Begreifen Sie doch wenigstens, was ich sage«, entgegnete die Herzogin. »Dieser Basin! Sobald er meint, man wolle seinen Bruder antasten«, fügte sie hinzu, zur Prinzessin von Parma gewandt. »Das ist doch nett, ist doch sehr erfreulich zu hören. Es gibt nichts Schöneres als zwei Brüder, die sich lieben«, sagte die Prinzessin von Parma, und so hätten viele Leute aus dem Volk sprechen können; für fürstliche Familien ist oft gerade volkstümliche Denkweise charakteristisch.

»Da wir von Ihrer Familie sprechen, Oriane,« sagte die Prinzessin, »gestern habe ich Ihren Neffen Saint-Loup gesehen; ich glaube, er wollte Sie um eine Gefälligkeit bitten.« Der Herzog von Guermantes runzelte seine Jupiterbrauen. Eine Gefälligkeit, die er nicht erweisen wollte, sollte auch seine Frau nicht übernehmen, er wußte, es kam auf dasselbe hinaus, die Personen, an die sich die Herzogin wenden müßte, würden es dem Ehepaar auf die gemeinsame Rechnung schreiben, gerade als wenn es von ihm, dem Ehemann, allein ausgegangen wäre. »Warum hat er mich nicht selbst darum gebeten?« fragte die Herzogin, »gestern ist er zwei Stunden hier gewesen und war, weiß Gott, recht langweilig. Er wäre nicht törichter als

andre, wenn er, wie soviele Leute von Welt, klug genug wäre, dumm zu bleiben. Schrecklich ist bei ihm nur dieser Bildungsfirnis. Er will offenen Sinn haben, offen für alles, wovon er nichts versteht. Wenn er von Marokko anfängt, das ist fürchterlich.«

»Er kann nicht dahin zurück wegen Rahel«, sagte der Fürst Foix. – »Aber sie sind doch auseinander«, unterbrach Herr von Bréauté. – »Sie sind so wenig auseinander, daß ich sie vor zwei Tagen in Roberts Junggesellenwohnung getroffen habe, sie sahen nicht aus wie Leute, die sich verzankt haben, das kann ich Ihnen versichern«, erwiderte der Fürst Foix, der gern alle möglichen Gerüchte verbreitete, um Robert die Aussicht auf eine Heirat zu vereiteln; auch mochte er sich vielleicht durch die intermittierende Wiederaufnahme einer Beziehung haben täuschen lassen, die tatsächlich abgebrochen war.

»Diese Rahel hat mir von Ihnen gesprochen. Ich sehe sie manchmal so im Vorübergehn morgens in den Champs-Élysées; leichte Ware, wie Sie sagen, was man bei Ihnen einen lockeren Vogel nennt, eine Art ›Kameliendame‹, bildlich gesprochen natürlich.« Diese Rede hielt mir der Fürst Von, der Wert darauf legte, in der französischen Literatur und in Pariser Finessen auf dem Laufenden zu sein.

»Ja, wegen Marokko wars ...«, rief die Prinzessin, sich rasch auf diesen Anknüpfungspunkt stürzend. »Was will er denn mit Marokko,« fragte streng Herr von Guermantes, »da kann Oriane nichts für ihn tun, wie er wohl weiß.« »Er bildet sich ein, die Strategie erfunden zu haben,« nahm Frau von Guermantes wieder auf, »und dann gebraucht er für die einfachsten Dinge unmögliche Ausdrücke, was ihn nicht hindert, Tintenkleckse in seinen Briefen zu machen. Neulich hat er gesagt, er habe *zauberhafte* Kartoffeln gegessen und eine *zauberhafte* Proszeniumsloge bekommen.« »Er spricht lateinisch«, überbot der Herzog. »Wie? Lateinisch?« fragte die Prinzessin. »Mein Ehrenwort! Hoheit können Oriane fragen, ob ich übertreibe.« »Durchaus nicht, Hoheit, neulich hat er in einem Satz hintereinanderweg gesagt: ›Ich kenne für das *Sic transit gloria mundi* kein ergreifenderes Beispiel‹; ich kann Ihrer Hoheit den ganzen Satz wiederholen, denn nach zwanzigmaligem Fragen und mit Hilfe von Philologen ist es uns gelungen, ihn zu rekonstruieren, aber Robert hat das in einem Atem hingeworfen, man konnte kaum das Lateinische herauserkennen, er benahm sich wie eine Figur aus dem *Eingebildeten Kranken*! Und das Ganze bezog sich auf

den Tod der Kaiserin von Österreich!« »Die arme Frau!« rief die Prinzessin, »sie war ein so bezauberndes Geschöpf.« »Ja«, antwortete die Herzogin, »etwas verrückt, etwas überspannt, aber eine sehr gute Frau, eine nette sehr sympathische Verrückte, nur habe ich nie begreifen können, warum sie sich niemals ein Gebiß gekauft hat, das hielt, ihres wurde immer locker, ehe sie mit ihrem Satz zu Ende war, und sie mußte sich unterbrechen, um es nicht zu verschlucken.« – »Ja, diese Rahel hat mir von Ihnen gesprochen, hat mir gesagt, der kleine Saint-Loup liebe Sie abgöttisch, mehr als sie selbst«, sagte der Fürst Von zu mir, dabei aß er heftig weiter wie ein Scheunendrescher, er war hochrot im Gesicht, und sein dauerndes Lachen entblößte alle seine Zähne. – »Dann muß sie doch eifersüchtig auf mich sein und mich hassen«, antwortete ich. – »Durchaus nicht, sie hat mir lauter Gutes von Ihnen gesagt. Die Mätresse des Fürsten Foix würde vielleicht eifersüchtig sein, wenn er Sie ihr vorzöge. Das verstehn Sie nicht? Begleiten Sie mich heim, ich werde Ihnen das alles erklären.« – »Ich kann nicht, ich gehe um elf Uhr zu Herrn von Charlus.« – »Ach, der hat mich gestern bitten lassen, heut zu ihm zum Diner zu kommen, aber nicht später als ein Viertel vor elf. Aber wenn Sie durchaus zu ihm gehen wollen, begleiten Sie mich wenigstens bis zum Théâtre-Français, da sind Sie in der Peripherie« (er meinte gewiß, das hieße soviel wie »in nächster Nähe« oder vielleicht »im Zentrum«).
Aber die aufgerissenen Augen in seinem schönen, dicken, roten Gesicht machten mir Angst, und ich entschuldigte mich damit, daß mich ein Freund abholen wolle. In dieser Antwort schien mir nichts Verletzendes zu liegen. Zweifellos wirkte sie auf den Fürsten ganz anders, denn er sprach nie wieder ein Wort zu mir. – »Ich müßte eigentlich die Königin von Neapel besuchen, es muß ein großer Kummer für sie sein«, sagte oder schien mir wenigstens die Prinzessin von Parma gesagt zu haben. Denn ihre Worte waren nur undeutlich an mein Ohr gekommen durch das hindurch, was der Fürst Von, allerdings sehr leise, zu mir gesagt hatte (er fürchtete gewiß, wenn er lauter sprach, von Herrn von Foix gehört zu werden). »Ach, ich glaube, es macht ihr weiter keinen Kummer«, entgegnete die Herzogin. »Keinen Kummer? Sie bewegen sich immer in Extremen, Oriane«, sagte der Herzog und nahm damit wieder seine Rolle auf: er spielte die Klippe, die sich der Welle entgegenstellt und sie so zwingt, ihre Schaumkrone höher zu schleudern. »Basin weiß noch

besser als ich, daß ich die Wahrheit sage,« antwortete die Herzogin, »aber er fühlt sich verpflichtet, eine gestrenge Miene aufzusetzen, weil Sie zugegen sind, er fürchtet, Sie könnten es skandalös von mir finden.« »Aber ich bitte Sie«, rief die Prinzessin. Um keinen Preis wollte sie, daß man ihretwegen an den herrlichen Mittwochen bei der Herzogin von Guermantes etwas ändere, dieser verbotenen Frucht, von der zu kosten selbst die Königin von Schweden bisher noch kein Recht hatte. »Sie hat ihm ja selbst, als er mit der üblichen Kondolenzmiene sagte: ›Majestät sind in Trauer. Um wen? Ist es ein Kummer für Eure Majestät?‹ – geantwortet: ›Nein, es ist keine große Trauer, nur eine kleine, eine ganz kleine Trauer: meine Schwester ist gestorben.‹ In Wahrheit ist sie sehr froh darüber. Basin weiß es wohl, sie hat uns am selben Tage zu einem Fest eingeladen und mir zwei Perlen geschenkt. Ich wollte, sie verlöre alle Tage eine Schwester. Sie weint nicht über den Tod ihrer Schwester, sie lacht laut darüber. Sie sagt sich vermutlich wie Robert, daß *sic transit*, na, ich weiß nicht weiter« (das war Bescheidenheit, sie wußte es noch sehr gut).

Es war übrigens nur eine Geistreichelei von Frau von Guermantes und ganz unangebracht, denn die Königin von Neapel war wie die Herzogin von Alençon, die auch tragisch endete, hochherzig und beweinte die Ihren aufrichtig. Frau von Guermantes kannte die bayrischen Schwestern, ihre Kusinen, zu gut, um das nicht zu wissen. »Er möchte lieber nicht nach Marokko zurück.« Die Prinzessin griff Roberts Namen auf, den ihr Frau von Guermantes unabsichtlich hingereicht hatte. »Ich glaube, sie kennen den General von Monserfeuil.« »Sehr flüchtig«, erwiderte die Herzogin, dabei war sie mit diesem Offizier gut befreundet. Die Prinzessin setzte Saint-Loups Wünsche auseinander. »Mein Gott, falls ich ihn sehe – möglich, daß ich ihn treffe«, erwiderte die Herzogin, um nicht den Anschein zu erwecken, als schlüge sie die Bitte ab; ihre Beziehungen zum General von Monserfeuil schienen, seit es ihn um etwas zu bitten galt, sich rasch gelockert zu haben. Dem Herzog aber war ihre Antwort zu unbestimmt, er unterbrach seine Frau: »Sie wissen doch, daß Sie ihn nicht sehen werden, Oriane, und dann haben Sie ihn schon um zweierlei gebeten und ohne Erfolg. Bei meiner Frau ist die Liebenswürdigkeit eine wahre Leidenschaft« – er sprach immer wütender, um die Prinzessin zu zwingen, ihre Bitte zurückzuziehen, ohne daß dabei ein Zweifel an der Liebenswürdigkeit der

Herzogin aufkam; Frau von Parma sollte lieber ihm mit seinem launischen Charakter an allem Schuld geben. »Robert könnte bei Monserfeuil alles, was er will, durchsetzen. Allein, da er nicht weiß, was er will, schiebt er uns vor, weil er weiß, das ist die beste Art, die Sache zum Scheitern zu bringen. Oriane hat sich in schon zu vielen Angelegenheiten an Monserfeuil gewandt. Ihre Fürbitte wäre jetzt für ihn ein Grund, nein zu sagen.« »Nun, wenns so steht, ist es besser, die Herzogin unternimmt nichts«, sagte Frau von Parma. »Freilich«, sagte der Herzog. »Der arme General, er ist wieder bei den Wahlen unterlegen«, sagte die Prinzessin von Parma, um das Thema zu wechseln. »Oh, das ist nicht so schlimm, es ist erst das siebente Mal«, sagte der Herzog; da er selbst die Politik hatte aufgeben müssen, machten ihm die Wahlniederlagen anderer ein gewisses Vergnügen. »Er hat sich getröstet mit dem Versuch, seiner Frau wieder ein Kind zu machen.« »Wie? Die arme Frau von Monserfeuil schon wieder in andern Umständen«, rief die Prinzessin. »Allerdings,« erwiderte die Herzogin, »das einzige *Arrondissement*, in dem der arme General nie Mißerfolg gehabt hat ...«

Von nun an wurde ich beständig, manchmal auch im kleinen Kreise, zu den Mahlzeiten eingeladen, bei denen ich mir früher die Gäste wie die Apostel der Sainte-Chapelle vorgestellt hatte. Sie vereinten sich in der Tat wie die ersten Christen nicht nur, um eine übrigens ausgezeichnete materielle Nahrung zu teilen, sondern wie zu einer Art weltlichem Heiligen Abendmahl; nach ein paar Diners hatte ich schon alle Freunde meiner Gastgeber kennen gelernt; ich wurde ihnen mit deutlich hervorgehobenem Wohlwollen vorgestellt (als wäre ich schon lange ein Liebling ihrer väterlichen Gunst); da war keiner, der nicht gefürchtet hätte, seine Pflichten gegen Herzog oder Herzogin zu verletzen, wenn er einen Ball geben würde, bei dem ich nicht auf der Liste der Geladenen stand; bei einem Glase Yquem, wie ihn die Keller der Guermantes bargen, delektierte ich mich an Ortolanen, die nach verschiedenen vom Herzog sorgsam ausgearbeiteten und umgearbeiteten Rezepten zubereitet waren. Allein für einen, der schon öfters an der mystischen Tafel gesessen hatte, war der fromme Genuß dieser letzteren nicht unerläßlich. Alte Freunde des Herzogpaares besuchten es nach Tisch, »zum Zahnstochern«, wie Frau Swann gesagt haben würde, ohne extra eingeladen zu sein, und nahmen im Winter unter den Lichtern des Salons eine Tasse Lindenblütentee, im Sommer eine Orangeade im

nächtlichen Dunkel des kleinen rechteckigen Gartens. Bei diesen späten Besuchen im Garten hatte man nie etwas andres vorgesetzt bekommen als solch eine Orangeade. Sie hatte etwas Rituelles. Noch andre Erfrischungen zu reichen, wäre als Verletzung der Tradition erschienen, wie etwa ein großer Rout im Faubourg Saint-Germain kein Rout mehr ist, wenn musiziert oder Theater gespielt wird. Man kam – und wären selbst fünfhundert Personen zugegen gewesen – sozusagen nur, der Herzogin von Guermantes einen Besuch zu machen. Als ich durchsetzte, daß außer der Orangeade noch eine Karaffe gekochten Kirsch- oder Birnensafts gereicht wurde, bewunderte man meinen Einfluß sehr. Dadurch wurde mir der Fürst von Agrigent verhaßt, der wie alle phantasielosen und dabei geizigen Menschen neugierig war auf das, was ein andrer trank, und um Erlaubnis bat, davon zu kosten. So verminderte Herr von Agrigent jedesmal meine Ration und verdarb mir meinen Genuß. Denn von diesem Fruchtsaft ist die Quantität immer zu klein, um den Durst zu stillen. Nichts bekommt man weniger über als diese Umwandlung der Farbe einer Frucht, die in gekochtem Zustand in die Blütezeit zurückzureichen scheint, in einen Geschmack. Purpurn wie ein Obstgarten im Frühling oder auch farblos und frisch wie der Zephir unter Obstbäumen, läßt sich der Saft Tropfen für Tropfen einatmen und anschauen, und regelmäßig hinderte mich Herr von Agrigent, meine Lust zu befriedigen. Trotz dieser Fruchtsäfte blieb die traditionelle Orangeade wie der Lindenblütentee bestehen. Unter so bescheidener Gestalt fand gleichwohl die weltliche Kommunion statt. Das unterschied denn doch die Freunde von Herrn und Frau von Guermantes – entsprechend dem ersten Bilde, das ich mir von ihnen gemacht hatte – von andern Menschen, unterschied sie stärker, als mich jetzt ihr enttäuschender Anblick annehmen ließ. Es kamen auch manche alte Herren zur Herzogin, um gleichzeitig mit dem obligaten Getränk einen oft recht wenig liebenswürdigen Empfang entgegen zu nehmen. Aus Snobismus konnten sie nicht gut kommen, denn sie nahmen selbst einen Rang ein, über dem es keinen höheren gab; auch nicht aus Liebe zum Luxus; den liebten sie vielleicht, hätten ihn aber in einer gesellschaftlich tieferen Schicht glänzend finden können, denn die reizende Frau eines steinreichen Finanzmanns riß sich darum, sie an denselben Abenden bei sich zu haben, zu grandiosen Jagden, die sie zwei Tage lang zu Ehren des Königs von Spanien geben wollte.

Diese Einladung hatten sie abgelehnt und waren auf gut Glück in das Haus Guermantes gekommen, um zu sehen, ob die Herzogin empfange. Sie waren nicht einmal sicher, bei ihr Anschauungen zu begegnen, die den ihren durchaus entsprachen, auch auf Herzenswärme konnten sie nicht rechnen; Frau von Guermantes gab über die Dreyfusaffäre, die Republik, die antiklerikalen Gesetze, ja, halblaut, sogar über die alten Herren selbst, ihre Gebrechen, die Öde ihrer Konversation, manchmal Bemerkungen zum Besten, die diese besser überhörten. Daß sie trotzdem gewohnheitsmäßig hier erschienen, war zweifellos ein Ergebnis ihrer guten Erziehung zum mondänen Feinschmecker, ihrer klaren Erkenntnis, hier sei die Speise: Gesellschaft vollkommen erste Qualität, von wohlbekannter zuverlässiger Schmackhaftigkeit, ungemischt, ungefälscht, ihnen nach Herkunft und Geschichte so vertraut wie die, die sie ihnen vorsetzte; und so blieben sie mit ihrer Vorliebe »adliger« als sie es selbst wußten. Unter diesen Gästen, denen ich nach Tisch vorgestellt wurde, befand sich zufällig der General von Monserfeuil, von dem die Prinzessin von Parma gesprochen hatte; er war ständiger Gast im Salon der Frau von Guermantes, aber sie hatte nicht gewußt, daß er gerade diesen Abend kommen würde. Als er meinen Namen hörte, verneigte er sich vor mir, als wäre ich Vorsitzender des obersten Kriegsrats. Ich hatte es einfach natürlicher Ungefälligkeit zugeschrieben, worin sie der Herzog, wie in ihren Geistesblitzen – wenn nicht gar in Liebesdingen – als Komplize unterstützte, wenn die Herzogin sich so gut wie geweigert hatte, ihren Neffen Herrn von Monserfeuil zu empfehlen. Und ich sah darin um so schlimmere Gleichgültigkeit, als ich einigen der Prinzessin entschlüpften Worten zu entnehmen glaubte, Roberts Posten sei gefährlich und die Vorsicht geböte, ihn davon zu entfernen. Nun aber empörte mich die tatsächliche Bosheit der Frau von Guermantes: als die Prinzessin schüchtern vorschlug, selbst und auf eigne Verantwortung mit dem General darüber zu sprechen, bot die Herzogin alles auf, um sie davon abzubringen. »Hoheit,« rief sie, »Monserfeuil hat keinerlei Ansehn noch Einfluß bei der neuen Regierung. Es wäre ein Schlag ins Wasser.« »Ich glaube, er kann uns hören«, flüsterte die Prinzessin, damit die Herzogin leiser spreche. »Keine Furcht, Hoheit, er ist stocktaub«, sagte die Herzogin, ohne die Stimme zu senken, und der General hörte deutlich, was sie sagte. »Nämlich, ich glaube, Herr von Saint-Loup steht auf einem nicht

ungefährlichen Posten«, sagte die Prinzessin. »Was wollen Sie?« erwiderte die Herzogin, »da gehts ihm wie andern auch, nur mit dem Unterschied, daß er sich selbst um diesen Posten beworben hat. Und dann, es ist wirklich nicht gefährlich, sonst hätte ich, wie Sie sich denken können, mich um die Angelegenheit gekümmert. Ich hätte bei Tisch zu Saint-Joseph davon gesprochen. Er hat viel mehr Einfluß und ist von einem Arbeitseifer ...! Sie sehen, er ist schon fortgegangen. Nebenbei, es wäre auch nicht so heikel wie mit dem andern, der gerade drei seiner Söhne in Marokko hat und nie um ihre Versetzung hat nachsuchen wollen; er könnte uns das einwenden. Da Ihrer Hoheit daran liegt, werde ich mit Saint-Joseph darüber sprechen ... wenn ich ihn sehe, oder mit Beautreillis. Aber wenn ich die nicht sehe, bedauern Sie Robert nicht zu sehr. Neulich hat man uns die Lage seines Postens erklärt. Ich glaube, er kann nirgends besser dran sein als dort.«

»Was für eine hübsche Blume, so etwas habe ich noch nie gesehn, solche Köstlichkeiten haben eben nur Sie, Oriane!« sagte die Prinzessin; aus Angst, General von Monserfeuil könne die Herzogin doch gehört haben, suchte sie vom Thema abzukommen. Ich erkannte eine Pflanze der Art, wie Elstir sie in meinem Beisein gemalt hatte. »Ich bin entzückt, daß sie Ihnen gefällt; reizend sind diese Blumen; sehen Sie nur, was für niedliche samtene lila Halskrausen sie haben; aber wie es öfters sehr hübschen und gut gekleideten Personen geht, sie haben einen häßlichen Namen und riechen schlecht. Trotzdem liebe ich sie sehr. Ein bißchen traurig ist nur, daß sie mir eingehn werden.« »Aber sie sind doch im Topf, es sind keine abgeschnittenen Blumen«, sagte die Prinzessin. »Das nicht,« sagte lachend die Herzogin, »aber es kommt auf dasselbe heraus, weil es Damen sind. Es ist eine Pflanzenart, bei der Damen und Herrn nicht auf demselben Fuße leben. Mir gehts wie Leuten, die eine Hündin haben. Ich brauchte einen Ehemann für meine Blumen. Sonst werde ich keine Jungen kriegen!« »Merkwürdig! Also in der Natur ...« »Ja! Es gibt gewisse Insekten, die sich damit befassen, die Ehe zu vollziehen, wie bei regierenden Fürsten, als Bevollmächtigte, ohne daß Bräutigam und Braut sich je gesehen haben. Ich schwöre Ihnen, ich ermahnte meinen Diener, meine Pflanze soviel wie möglich ins Fenster zu stellen, bald nach dem Hof, bald nach dem Garten zu, in der Hoffnung, das unentbehrliche Insekt wird kommen. Aber das wäre ein seltener Glücksfall. Denken Sie doch,

es müßte gerade eine Person derselben Spezies und andern Geschlechtes besucht haben und auf den Gedanken kommen, hier im Hause seine Karte abzugeben. Bisher ist es noch nicht gekommen, ich glaube, meine Pflanze trägt ihr Kränzlein noch in Ehren, ein bißchen Leichtsinn wäre mir offengestanden lieber. Ach, es ist wie mit dem schönen Baum da im Hof; er wird kinderlos sterben, weil seine Gattung in unsern Breiten sehr selten ist. Bei ihm befaßt sich der Wind damit, die Vereinigung zu vollziehen, aber die Mauer ist etwas hoch.« »In der Tat,« sagte Herr von Bréauté, »Sie hätten nur ein paar Zentimeter davon niederlegen lassen brauchen, das hätte genügt. Man muß sich auf solche Maßnahmen verstehen. Das Vanillenaroma in dem ausgezeichneten Gefrorenen, das Sie uns vorhin haben reichen lassen, kommt von der sogenannten Vanillenpflanze. Diese trägt sowohl männliche als weibliche Blüten, aber eine Art harte Scheidewand trennt sie und hindert allen Verkehr. Man konnte denn auch nie Früchte davon erzielen, bis eines Tages ein junger Neger aus la Réunion, namens Albins (was beiläufig für einen Schwarzen ein ziemlich komischer Name ist, da es weiß bedeutet), auf den Gedanken kam, mit Hilfe eines Stichels die getrennten Organe in Verbindung zu setzen.« »Babal, Sie sind göttlich, Sie wissen alles«, rief die Herzogin. »Aber auch Sie, Oriane, haben mich Dinge gelehrt, von denen ich nichts ahnte«, sagte die Prinzessin. »Hoheit, mir hat Swann immer viel von Botanik erzählt. Manchmal wenn es uns zu langweilig war, zu einem Tee oder einer Matinee zu gehen, fuhren wir aufs Land, und da zeigte er mir sehr interessante Blumenhochzeiten, es war viel amüsanter als bei Menschen, und ohne Lunch und Kirche. Wir hatten nie Zeit genug, sehr weit zu fahren. Jetzt, da es Automobile gibt, könnte das reizend sein. Leider hat er in der Zwischenzeit selbst eine noch viel seltsamere Heirat gemacht, die alles erschwert. Ach Hoheit! das Leben ist doch fürchterlich, man verbringt seine Zeit damit zu tun, was einen langweilt, und lernt man dann durch Zufall jemand kennen, mit dem man interessante Dinge ansehn könnte, muß er so eine Swannehe schließen. Vor die Wahl gestellt, auf die botanischen Spaziergänge zu verzichten oder mit einer Person verkehren zu müssen, deren Umgang entehrt, hab ich von den zwei Übeln das erste gewählt. Nun, eigentlich brauchte man gar nicht soweit zu gehen. Schon in meinem Stückchen Garten passieren am hellichten Tage unpassendere Dinge als Nachts … im Bois de Boulogne! Nur fällt

es nicht auf, denn zwischen Blumen spielt sich das sehr einfach ab, man sieht einen kleinen orangegelben Regen oder auch ein ganz bestäubtes Insekt, das sich die Füßchen putzt oder eine Dusche nimmt, bevor es in eine Blume schlüpft. Und schon ist alles geschehen!« »Die Kommode, auf der die Pflanze steht, ist auch blendend, es ist Empire, glaube ich«, sagte die Prinzessin, die mit den Forschungen Darwins und seiner Nachfolger nicht vertraut war und den Sinn der Scherze, die die Herzogin machte, schlecht verstand. »Nicht wahr, das ist schön. Ich bin entzückt, daß es Ihrer Hoheit gefällt. Es ist ein prachtvolles Stück. Wissen Sie, ich habe den Empirestil immer sehr geliebt, selbst, als es nicht Mode war, ihn zu lieben. Ich erinnere mich noch, wie böse meine Schwiegermutter auf mich wurde, weil ich in Guermantes all die herrlichen Empiremöbel, die Basin von den Montesquiou geerbt hatte, vom Boden herunterholen ließ und den Flügel, den ich bewohnte, damit möblierte.« Herr von Guermantes lächelte. Dabei mußte er sich doch erinnern, daß sich diese Dinge ganz anders zugetragen hatten. Aber da die Scherze der Fürstin des Laumes über den schlechten Geschmack ihrer Schwiegermutter während der kurzen Zeit, die der Fürst in seine Frau verliebt war, auf der Tagesordnung standen, überlebte eine gewisse Geringschätzung für die geistige Minderwertigkeit der Mutter seine Liebe zu der Gattin, eine Geringschätzung, die sich übrigens mit großer Anhänglichkeit und Ehrfurcht vereinigen ließ. »Die Jena haben auch so einen Fauteuil mit Wedgewoodinkrustationen, er ist schön, aber meiner ist mir lieber«, sagte die Herzogin mit einem Ausdruck von Unparteilichkeit, als habe sie von den beiden Möbeln keines besessen; »übrigens muß ich zugeben, daß sie herrliche Sachen besitzen, wie ich sie nicht habe.« Die Prinzessin von Parma blieb schweigsam. »Ach richtig, Hoheit kennen die Kollektion der Jena nicht. Oh, Sie müssen durchaus einmal mit mir hinkommen. Das ist eins der prachtvollsten Dinge, die es in Paris gibt, und dabei kein totes Museum.« Dieser Vorschlag war sehr kühn und echt »Guermantes« von der Herzogin, da die Jena für die Prinzessin reine Usurpatoren waren, deren Sohn, wie ihr eigener, den Titel eines Herzogs von Guastalla trug; und so konnte die Herzogin, als sie diese Zumutung aussprach, sich nicht enthalten (so sehr überwog ihre Liebe zur eigenen Originalität ihre Ehrerbietung für die Prinzessin von Parma), den andern Gästen belustigt zuzulächeln. Und die bemühten sich, auch zu lächeln, etwas

erschreckt allerdings, aber zugleich bewundernd und vor allem entzückt bei dem Gedanken, Zeugen zu sein des »Neuesten« von Oriane, das sie nun »brühwarm« weiter erzählen konnten. Sie waren nur halb verblüfft, wußten sie doch, die Herzogin besaß die Kunst, für eine hübsche gelungene Pikanterie alle Courvoisier-Vorurteile preiszugeben.
Hatte sie nicht letzthin die Prinzessin Mathilde mit dem Herzog von Aumale zusammengebracht, der dem eignen Bruder der Prinzessin den berühmten Brief geschrieben hatte: »In meiner Familie sind alle Männer tapfer und alle Frauen keusch«. Da Fürsten nun sogar in den Momenten Fürsten bleiben, wo sie zu vergessen scheinen, daß sie es sind, hatten der Herzog von Aumale und die Prinzessin Mathilde bei Frau von Guermantes einander so gut gefallen, daß sie später sich gegenseitig besuchten und damit zeigten, sie konnten das Vergangene vergessen wie Louis XVIII, als er Fouché, der für seines Bruders Tod gestimmt hatte, zum Minister machte. Dieselben Annäherungsabsichten hegte Frau von Guermantes in bezug auf die Prinzessin Murat und die Königin von Neapel. Einstweilen schien die Prinzessin von Parma verlegen zu sein, wie es etwa die Erben der niederländischen und belgischen Krone, beziehungsweise der Prinz von Oranien und der Herzog von Brabant, hätten sein können, hätte man ihnen Herrn von Mailly-Nesle, Prinzen von Oranien, und Herrn von Charlus, Herzog von Brabant, vorstellen wollen. Aber da rief die Herzogin, welcher Swann und Herr von Charlus (der allerdings entschlossen war, seinerseits die Jena zu ignorieren) mit großer Mühe schließlich beigebracht hatten, den Empirestil zu lieben: »Mir fehlen wahrhaftig die Worte, Hoheit, um auszudrücken, wie sehr Ihnen das gefallen wird. Mir selbst hat allerdings der Empirestil immer schon großen Eindruck gemacht. Aber bei den Jena, da wird es zu einer Art Vision. Es ist, wie soll ich sagen ... wie ein Eindringen des ägyptischen Feldzugs, und auch ein Aufsteigen der Antike in unserer Welt, all das überflutet unsere Häuser, Sphinxe lagern sich zu Füßen unserer Sessel, Schlangen ringeln sich um die Kandelaber, eine mächtige Muse hält eine kleine Fackel über unsre Partie Bouillote oder hat in aller Stille unsern Kamin bestiegen, um sich an die Standuhr zu lehnen, und dann all die pompejanischen Lampen, die kleinen Betten in Bootsgestalt, die aussehn, als wären sie im Nil gefunden, man meint, Moses müßte heraussteigen, die antiken Viergespanne, die an Nachttischen ent-

lang galoppieren ...« »Man sitzt nicht sehr bequem in den Empiremöbeln«, riskierte die Prinzessin. »Nein,« sagte die Herzogin, »aber«, fuhr sie eindringlich und lächelnd fort, »ich sitze gerne schlecht auf den Mahagonistühlen mit den granatroten Samt- und grünen Seidenpolstern. Ich liebe diesen unkomfortablen Geschmack von Kriegern, für die es nur den kurulischen Stuhl gibt und die mitten im großen Salon die Liktorenbündel aneinanderstellten und Lorbeerkränze häuften. Ich versichere Ihnen, man kommt gar nicht dazu, daran zu denken, wie man sitzt, wenn man vor sich ein großes Weibsstück von Viktoria al fresco auf die Wand gemalt sieht. Mein Herr Gemahl wird finden, ich sei eine schlechte Royalistin; ich bin nicht sehr gesinnungstüchtig, aber glauben Sie mir, wenn man bei diesen Leuten ist, gewinnt man schließlich all diese großen N, all diese Napoleonbienen lieb. Mein Gott, man ist ja unter den Königen lange genug mit Ruhm nicht sehr verwöhnt worden, wenn man dann an diese Krieger denkt, die soviel Kränze heimbrachten, daß manche davon auf den Armlehnen der Sessel hängen blieben, ich finde, das hat einen gewissen Chik! Hoheit müßten ...« »Mein Gott, wenn Sie glauben,« sagte die Prinzessin, »aber mir scheint, es wird nicht leicht sein.« »Hoheit werden sehen, das läßt sich alles sehr gut einrichten. Es sind gute Leute und gar nicht dumm. Wir haben Frau von Chevreuse hingebracht (die Herzogin kannte die Macht des Beispiels), sie ist entzückt gewesen. Der Sohn des Hauses ist sogar sehr angenehm ... – Jetzt muß ich etwas sagen, was sich eigentlich nicht schickt, er hat ein Zimmer und vor allem ein Bett, in dem man schlafen möchte – ohne ihn! Und was sich noch weniger schickt, ich habe ihn einmal besucht, als er krank war und darin lag. Neben ihm auf dem Bettrand war eine längliche hingestreckte Sirene gemeißelt, entzückend, mit einem Fischschwanz aus Perlmutter, in den Händen eine Art Lotosblumen.« Frau von Guermantes sprach jetzt langsamer, um ihre Worte deutlicher hervorzuheben, sie schien sie mit den schönen, etwas schmollenden Lippen, mit dem webenden Spiel der langen ausdrucksvollen Hände zu modellieren, sanft, fest und tief ruhte ihr Blick auf der Prinzessin: »O und daneben die Palmzweige und die Goldkrone, es war ergreifend; es war genau das Arrangement wie auf Gustave Moreaus *Jungem Mann mit dem Tod* (Ihre Hoheit kennen gewiß dies Meisterwerk).« Die Prinzessin, die nicht einmal den Namen des Malers kannte, machte heftige Kopfbewegungen und lächelte eifrig, um ihre Be-

wunderung für dies Gemälde zu bekunden. Aber ihre intensive Gebärdensprache vermochte nicht das Aufleuchten zu ersetzen, das in unserm Auge fehlt, so lange wir nicht wissen, wovon man zu uns spricht. – »Er ist ein hübscher junger Mensch, nicht wahr?« fragte sie. – »Nein, er sieht aus wie ein Tapir. Er hat Augen wie eine Königin Hortense für Lampenschirme. Aber er wird sich wohl gedacht haben, es wäre für einen Mann etwas lächerlich, diese Ähnlichkeit weiter zu treiben, und so verliert sich der Ausdruck in wachsglänzenden Backen, die ihm etwas von einem Mamlucken geben. Die sehen aus, als würden sie jeden Morgen frisch gebohnert.« – Sie kam wieder auf das Bett des jungen Herzogs zu sprechen: »Swann war ganz betroffen von der Ähnlichkeit der Sirenen mit Gustave Moreaus *Tod*. Nebenbei«, fuhr sie rascher, aber, um der komischen Wirkung willen, ernst bleibend, fort: »Es liegt kein Anlaß vor zu erschrecken, es war ein Katarrh, und dem jungen Manne geht es ausgezeichnet.« »Man sagt, er sei ein Snob?« fragte Herr von Bréauté mißgünstig und scharf, er erwartete wohl eine sehr präzise Antwort, als wenn er gefragt hätte: »Ist es wahr, was ich gehört habe: er hat nur vier Finger an der rechten Hand?« »Mein Gott,« antwortete Frau von Guermantes, mit mild nachsichtigem Lächeln, »vielleicht wirkt er ein klein wenig snobistisch, weil er noch ganz jung ist, aber es würde mich wundern, wenn er ein wirklicher Snob wäre, denn er ist intelligent (sie schien der Meinung zu sein, Snobismus und Intelligenz seien unvereinbar). Er hats hinter den Ohren. Mit mir war er sehr komisch«, setzte sie, kennerisch, schmeckerisch hinzu und lachte dabei, als müsse man eine heitere Miene aufsetzen, wenn man von jemandem behauptet, er sei komisch, oder als kämen ihr grade witzige Einfälle des Herzogs von Guastalla in den Sinn. »Da er beiläufig nirgends eingeführt ist, wird er seinen eventuellen Snobismus nicht entfalten können.« – Sie bedachte nicht, daß diese Wendung nicht gerade sehr ermutigend für die Prinzessin von Parma war. »Was wird aber der Fürst Guermantes, der sie Frau Jena nennt, sagen, wenn er erfährt, daß ich sie besucht habe?« »Ach was!« rief die Herzogin lebhaft, »Sie wissen doch, wir haben Gilbert (das reute sie jetzt bitter) einen ganzen Spielsaal in Empire abgegeben, den wir von Quiou-Quiou geerbt hatten, etwas ganz Prachtvolles! Hier war kein Platz dafür, und doch finde ich, es sah bei uns besser aus als bei ihm. Etwas wunderbar Schönes, halb etruskisch, halb ägyptisch ...« »Ägyptisch?« fragte die Prinzessin, für die etrus-

kisch wenig besagte. »Mein Gott, von beidem ein bißchen. Swann hat uns das gesagt, er hats mir erklärt, allein Sie wissen, ich bin ein armes ungebildetes Geschöpf. Und dann darf man nicht vergessen, das Ägypten des Empire hat mit dem wirklichen Ägypten keinen Zusammenhang, wie auch die Empirerömer mit den wirklichen Römern, das Empireetrurien …« »Ach wirklich?« »Gewiß, das ist so wie mit den Kostümen, die man im zweiten Kaiserreich Louis XV nannte, damals als Anna de Monchy noch jung war oder die Mutter unseres lieben Brigode. Vorhin sprach Basin Ihnen von Beethoven. Neulich hat man uns von ihm vorgespielt, etwas sehr Schönes übrigens, ein bißchen kalt, darin war ein russisches Thema. Rührend, wenn man denkt, daß er das für russisch hielt. Und ebenso haben chinesische Maler sich eingeredet, Bellini zu kopieren. So geht es mit Kunstwerken beiläufig sogar im eigenen Lande, jedesmal, wenn einer die Dinge in etwas neuer Art ansieht, sehn neunundneunzig Prozent der Leute nichts von dem, was er ihnen zeigt. Bis sie etwas erkennen, müssen mindestens vierzig Jahre vergehn.« »Vierzig Jahre?« rief die Prinzessin erschrocken. »Freilich«, erwiderte die Herzogin, und indem sie ihre Worte (es waren fast meine eigenen Worte, ich hatte gerade einen analogen Gedanken vor ihr geäußert) mehr und mehr mit einer Betonung aussprach, in der sie sich abhoben wie Kursiv in einer Druckschrift, fuhr sie fort: »Er ist wie ein erstes einzelnes Individuum einer Art, die es noch nicht gibt, die sich aber später stark vermehren wird, ist mit einem besondern *Sinn* begabt, den der Menschenschlag seiner Zeit nicht besitzt. Auf mich selber kann ich nicht hinweisen, ich habe immer alle interessanten Kundgebungen, so neu sie auch sein mochten, gleich zu Anfang ihres Erscheinens geliebt. Aber da war ich neulich mit der Großfürstin im Louvre, und wir kamen an der *Olympia* von Manet vorüber. Über die erstaunt jetzt niemand mehr. Sie wirkt wie etwas von Ingres. Und ich habe doch Gott weiß wie viel Lanzen für dies Bild gebrochen, das ich gar nicht liebe, das aber sicher seinen Meister lobt. Vielleicht ist es im Louvre nicht ganz am Platze.« »Geht es der Großfürstin gut?« fragte die Prinzessin von Parma, der es erheblich natürlicher war, an die Tante des Zaren zu denken als an Manets Bild. »Ja, wir haben von Ihnen gesprochen«, sagte die Herzogin, fuhr dann aber, bei ihrem Gedankengang bleibend, fort: »Im Grunde ist es doch, wie mein Schwager Palamède sagt, man hat zwischen sich und jedem andern die trennende Wand einer fremden

Sprache. Allerdings ist das bei niemandem so deutlich zu spüren wie bei Gilbert. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, zu den Jena zu gehen – Sie sind zu weise, um Ihre Handlungen davon abhängig zu machen, was etwa der arme Gilbert denken könnte, der ein liebes unschuldiges Geschöpf ist, aber Anschauungen aus einer andern Welt hat. Ich fühle mich meinem Kutscher, meinen Pferden näher, verwandter als diesem Mann, der sich immer auf das beruft, was man unter Philipp dem Kühnen oder unter Louis dem Dicken gedacht hätte. Denken Sie, wenn er auf dem Lande spazieren geht, schiebt er gutmütig lächelnd die Bauern mit seinem Stock beiseite und sagt: ›Platz da, Volk!‹ Wenn er mit mir spricht, ist mir zumute, als redete eine der Steingestalten zu mir, wie sie auf gotischen Grabmälern ruhen. Wenn dieser lebendige Stein auch mein Vetter ist, er macht mir Angst, und ich habe nur den einen Wunsch, ihn in seinem Mittelalter zu lassen. Davon abgesehen, gebe ich zu, daß er nie jemanden ermordet hat.«

»Gerade habe ich mit ihm bei Frau von Villeparisis diniert«, sagte der General, aber ohne zu lächeln oder den Scherzen der Herzogin beizustimmen. »War Herr von Norpois da?« fragte der Fürst Von, der immer noch an die Académie des Sciences Morales dachte. »Ja«, sagte der General. »Er hat sogar von Ihrem Kaiser gesprochen.« »Kaiser Wilhelm soll sehr intelligent sein, aber Elstirs Malerei liebt er nicht. Womit ich übrigens nichts gegen ihn sagen will«, mischte die Herzogin sich ein. »Ich teile seinen Geschmack. Obwohl Elstir ein schönes Porträt von mir gemacht hat. Ach! Sie kennen es nicht. Ähnlich ist es nicht, aber eigenartig. Er ist sehr interessant bei den Sitzungen. Aus mir hat er eine Art alte Frau gemacht. Es ahmt die Spitalvorsteherinnen von Hals nach. Ich denke, Sie kennen dies zauberhafte Werk, um einen Lieblingsausdruck meines Neffen zu gebrauchen«, wandte sich die Herzogin an mich und ließ leicht ihren schwarzen Federfächer spielen. Sie saß mehr als aufrecht auf ihrem Stuhl und warf mit edlem Schwung den Kopf zurück; wenn sie auch immer große Dame war, manchmal spielte sie noch ein bißchen große Dame. Ich sagte, ich sei einmal in Amsterdam und im Haag gewesen, um aber, zumal meine Zeit beschränkt war, nicht zu viel auf einmal zu sehen, habe ich Haarlem beiseite gelassen. »Ach, der Haag! Das ist ein Museum!« rief Herr von Guermantes. Er habe gewiß Vermeers *Ansicht von Delft* bewundert, sagte ich. Aber der Herzog war mehr eitel als unterrichtet. Wie immer, wenn man ihm

von einem Werk in einem Museum oder in der Ausstellung sprach, an das er sich nicht erinnerte, begnügte er sich, mit süffisanter Miene zu antworten: »Wenn das da zu sehen ist, hab ichs gesehen!« »Wie! Sie sind in Holland gewesen und nicht nach Haarlem gegangen?« rief die Herzogin. »Wenn Sie auch nur eine Viertelstunde Zeit gehabt hätten – so etwas Außerordentliches wie die Bilder von Hals muß man gesehen haben. Ich möchte geradezu behaupten, jemand, der sie nur, wenn sie im Freien ausgestellt wären, vom Verdeck des Omnibus aus im Vorbeifahren sehen könnte, müßte die Augen weit aufmachen.« Ein solches Verkennen der Art, wie sich künstlerische Eindrücke in uns bilden, verletzte mich; das schien ja vorauszusetzen, unser Auge könne wie ein einfacher Apparat, der Momentaufnahmen macht, Bilder registrieren.

Herr von Guermantes hatte seine Freude daran, daß sie so kompetent mit mir über Dinge sprach, die mich interessierten, mit Wohlgefallen verfolgte er ihre berühmte Sicherheit, hörte, was sie von Frans Hals sagte, und dachte: »Sie ist doch in allem fabelhaft bewandert. Mein junger Gast muß sich sagen, daß er da eine große Dame der alten Zeit im wahren Sinne des Wortes vor sich hat, wie es heut keine zweite gibt.«

So hatten sich nun beide für mich aus dem Namen Guermantes entfernt, in den sie einst meine Phantasie einfaßte und darin ein unvorstellbares Leben führen ließ; jetzt waren sie wie andere Männer und andre Frauen, nur ein bißchen zurückgeblieben hinter ihren Zeitgenossen, aber nicht beide gleichmäßig; es ging ihnen wie so vielen Ehepaaren des Faubourg Saint-Germain, von denen die Frau es verstanden hat, im Goldnen Zeitalter Halt zu machen, während der Mann zu seinem Unglück in undankbarere Epochen der Vergangenheit geriet, sie noch ganz Louis XV, er pompösestes Louis-Philippe. Daß Frau von Guermantes wie die andern Frauen war, hatte mich erst enttäuscht, dann aber trat eine Reaktion ein, der viele gute Wein half nach, und ich war beinah entzückt darüber. Einen Don Juan d'Austria, eine Isabella von Este gibt es für uns nur in der Welt der Namen, und sie haben mit der Weltgeschichte so wenig gemein wie die Gegend um Méséglise mit der Gegend um Guermantes. Isabella von Este war in Wirklichkeit wohl nur eine ganz kleine Prinzessin, denen ähnlich, die unter Louis XIV am Hof keinen besondern Rang erreichten. Uns aber scheint sie von ganz einziger Substanz zu sein und somit unvergleichlich, in geringerem

Format können wir sie nicht auffassen; ein Souper mit Louis XIV hätte für uns wohl ein gewisses Interesse, von einer Begegnung mit Isabella von Este aber würden wir die Vision einer übernatürlichen Romanheldin erwarten. Haben wir uns aber wissenschaftlich mit Isabella von Este beschäftigt, sie dabei allmählich aus ihrer Märchenwelt in die der Geschichte verpflanzt und festgestellt, daß ihr Leben und Denken nichts von dem Geheimnisvollen und Seltsamen hatte, wie es ihr Name uns suggerierte, dann sind wir, sobald die Enttäuschung durchgemacht ist, dieser Prinzessin sehr dankbar, daß sie Mantegnas Malerei fast ebenso gut gekannt hat wie Herr Lafenestre, dessen Kenntnisse wir bis dahin geringschätzten und, wie Françoise sagen würde, plus bas que terre. Nachdem ich die unzugänglichen Höhen des Namens Guermantes erklommen hatte, fand ich nun beim Abstieg übers tägliche Leben der Herzogin zu meiner Überraschung die wohlbekannten Namen Victor Hugo, Frans Hals und, leider auch, Vibert, und es ging mir wie einem Reisenden, der, um die eigentümlichen Sitten in einem wilden Tal von Mittelamerika oder Nordafrika sich vorzustellen, der geographischen Entfernung und den fremdartigen Bezeichnungen der exotischen Flora Rechnung getragen hat und nun hinter riesiger Aloe und Manzanilla Einwohner entdeckt, die (womöglich noch vor den Ruinen eines römischen Theaters oder einer der Venus geweihten Säule) in die Lektüre von *Mérope* oder *Alzire* vertieft sind. Und so fern, abseits und hoch über den gebildeten bürgerlichen Frauen, die ich kennen gelernt hatte, Frau von Guermantes dieselbe Bildung wie jene erworben hatte, dank der sie sich nun – ohne Eigennutz, ohne begreiflichen Ehrgeiz – bemühte, auf das Niveau dieser Frauen, die sie doch nie kennen lernen sollte, hinabzusteigen –, diese Bemühung war gerade in ihrer Nutzlosigkeit rühmlich und fast so rührend, wie wenn ein Politiker oder Arzt phönizische Altertümer studiert. »Ich hätte Ihnen einen sehr schönen zeigen können,« unterhielt sie mich weiter liebenswürdig von Frans Hals, »manche behaupten, es sei der allerschönste, ich habe ihn von einem deutschen Vetter geerbt. Leider ist er dem Schlosse ›lehnseigen‹, Sie kennen den Ausdruck nicht, ich auch nicht« – sie wollte sich wieder in ihrer vermeintlich modernen Weise über alte Gebräuche lustig machen, mit denen sie doch unbewußt fest verknüpft war. – »Ich freue mich, daß Sie meine Elstir gesehen haben, aber ich hätte mich, offengestanden, noch viel mehr gefreut, wenn ich Ihnen die Honneurs meines Hals,

dieses ›lehnseigenen‹ Bildes hätte machen können.« »Ich kenne es,« sagte der Fürst Von, »es ist doch das vom Großherzog von Hessen.« »Sehr richtig, sein Bruder hatte meine Schwester geheiratet,« sagte Herr von Guermantes, »und seine Mutter ist beiläufig eine Kusine von Orianes Mutter.« »Was aber Herrn Elstir betrifft,« fuhr der Fürst Von fort, »so möchte ich mir, ohne ein Urteil über seine Werke, die ich nicht kenne, zu haben, mir die Bemerkung erlauben, daß der Haß, mit dem der Kaiser ihn verfolgt, nicht übernommen werden sollte. Der Kaiser ist zwar erstaunlich geistvoll.« »Ja, ich habe zweimal mit ihm zusammen diniert, einmal bei meiner Tante Sagan, einmal bei meiner Tante Radziwill, ich muß sagen, ich fand ihn merkwürdig. Einfach schien er mir durchaus nicht! Aber er hat etwas Amüsantes, etwas ›Durchgesetztes‹« – sie hob dies Wort hervor – »mir gehts mit ihm wie mit grünen Nelken, die ich erstaunlich finde, ohne daß sie mir sonderlich gefallen; erstaunlich, daß man so etwas zustande gebracht hat, man hätte es aber nach meiner Meinung ebenso gut unterlassen können. Ich hoffe, mein Vergleich ›chokiert‹ Sie nicht.« »Der Kaiser ist ungewöhnlich intelligent,« erwiderte der Fürst, »er liebt die Künste leidenschaftlich; er hat über Kunstwerke ein in gewissem Sinne unfehlbares Urteil, er irrt sich nie. Wenn etwas schön ist, erkennt er es sofort und haßt es. Wenn er etwas nicht leiden kann, ist es zweifellos ausgezeichnet.« Alle lächelten. »Sie beruhigen mich«, sagte die Herzogin. »Ich möchte den Kaiser mit einem alten Archäologen vergleichen«, begann wieder der Fürst. Er sprach das Wort Archäologe französisch nicht richtig (das heißt, das ch nicht wie k) aus, versäumte aber keine Gelegenheit, es zu gebrauchen; Arschäologe sagte der Fürst. »Mit einem alten Arschäologen, den wir in Berlin haben. Vor den alten assyrischen Denkmälern weint der alte Arschäologe. Wenn es aber moderne Fälschung, nicht echt ist, weint er nicht. Will man also feststellen, ob ein arschäologisches Stück wirklich antik ist, bringt man es zu dem alten Arschäologen. Weint er, kauft man das Stück für das Museum an. Bleiben seine Augen trocken, schickt man es zum Händler zurück und belangt ihn wegen Fälschung. So merke ich mir jedesmal, wenn ich in Potsdam zu Tisch bin, alles, wovon der Kaiser mir sagt: ›Fürst, das müssen Sie sehen, das ist ganz genial‹, und hüte mich, mir das anzusehen, und wenn er gegen eine Ausstellung wettert, lauf ich hin, sobald ich kann.« »Ist Norpois nicht für eine anglo-französische Annäherung?« fragte Herr von

Guermantes. »Wozu sollte Ihnen die nützen?« fragte mit pfiffig verdrossener Miene Fürst Von, der die Engländer nicht leiden konnte. »Sie sind zu dumm. Ich weiß, militärisch würden sie Ihnen sowieso nicht helfen. Aber nach der Borniertheit ihrer Generäle kann man sich doch ein Urteil über sie bilden. Einer meiner Freunde sprach unlängst mit Botha, Sie wissen, dem Burenfeldherrn. Der sagte ihm: ›Schrecklich, was das für eine Armee ist! Ich habe ja sonst die Engländer sehr gern, aber wenn man denkt, daß ich, ein Bauer, sie in allen Schlachten verdroschen habe. Und als ich in der letzten einer zwanzigfachen Übermacht unterlag und gezwungen war, mich zu ergeben, hab ichs doch noch fertig gebracht, zweitausend Gefangene zu machen! Das war allerhand, da ich nur ein Bauernanführer bin, aber sollten diese Trottel sich je mit einer richtigen europäischen Armee zu messen haben, die Armen, wie würde es ihnen ergehn. Sie brauchen sich nur ihren König anzusehn, den Sie so gut kennen wie ich: der gilt in England für einen großen Mann.‹« Ich hörte kaum auf diese Geschichten, sie waren von der Art, wie Herr von Norpois sie meinem Vater erzählte; sie gaben den träumerischen Gedankengängen, die ich liebte, keine Nahrung. Und hätten sie auch Gehalt, der ihnen fehlte, besessen, er hätte von sehr anregender Art sein müssen, um mein inneres Leben in diesen Stunden des Gesellschaftsdaseins aufzuwecken, während welcher ich nur meine Epidermis, meine gutgekämmten Haare und mein Frackhemd bewohnte und, das besagt, nichts von dem erleben konnte, was für mich im Leben Genuß war. »Oh! Ich bin nicht Ihrer Meinung,« sagte Frau von Guermantes, die den deutschen Fürsten taktlos fand, »ich finde König Eduard reizend, so einfach und dabei viel gescheiter, als man glaubt. Und die Königin ist heute noch die größte Schönheit, die ich auf der Welt kenne.« »Aber Durchlaucht,« sagte verdrießlich der Fürst, ohne zu bemerken, daß er mißfiel, »wenn der Prinz von Wales ein einfacher Privatmann wäre, würde kein Klub ihn behalten und sich herbeilassen, ihm die Hand zu reichen. Die Königin ist entzückend, ungewöhnlich sanft und beschränkt. Aber schließlich ist es doch etwas anstößig, wie dies Königspaar von seinen Untertanen buchstäblich ausgehalten wird, von den reichen jüdischen Finanzleuten alle Ausgaben sich bezahlen läßt, die es selbst machen müßte, und sie dafür zu Baronets ernennt. Es ist wie mit dem Fürsten von Bulgarien ...« »Das ist unser Vetter,« sagte die Herzogin, »er hat Geist.« »Er ist auch

mein Vetter,« sagte der Fürst, »aber das ist für uns kein Grund, ihn für einen braven Mann zu halten. Nein, uns müßten Sie sich nähern; es ist des Kaisers höchster Wunsch, aber er will, daß es von Herzen kommt. Er sagt: ich will, daß man mir die Hand drückt, nicht daß man den Hut zieht! Mit uns würden Sie unbesieglich sein. Das wäre praktischer als die anglofranzösische Annäherung, die Herr von Norpois predigt.« »Sie kennen ihn, wie ich gehört habe«, sagte die Herzogin von Guermantes zu mir, um mich in die Unterhaltung zu ziehen. Mir fiel ein, daß Herr von Norpois gesagt hatte, es habe damals so ausgesehn, als wolle ich ihm die Hand küssen; sicher hatte er, so dachte ich mir, diese Geschichte der Frau von Guermantes erzählt und auf alle Fälle von mir nur häßlich gesprochen; hatte er doch trotz seiner Freundschaft zu meinem Vater sich nicht gescheut, mich lächerlich zu machen; trotzdem tat ich jetzt nicht, was ein Mann von Welt getan hätte. Der hätte gesagt, er könne Herrn von Norpois nicht leiden und habe ihn das fühlen lassen; das hätte er gesagt, damit es so aussehe, als habe er selber bewußt dem Botschafter Anlaß zu boshafter Nachrede gegeben, die dann eben nur noch eine verlogene und eigennützige Vergeltungsmaßregel gewesen wäre. Ich dagegen sagte, zu meinem großen Bedauern müsse ich annehmen, Herr von Norpois könne mich nicht leiden. »Da irren Sie sich sehr«, erwiderte Frau von Guermantes. »Er hat Sie sehr gern. Sie können Basin fragen, falls ich in dem Ruf stehen sollte, zu liebenswürdig zu sein, er ist es gewiß nicht. Er wird Ihnen versichern, daß wir Norpois über niemanden so nett haben reden hören wie über Sie. Letzthin hat er Ihnen im Ministerium einen charmanten Posten verschaffen wollen. Da er aber erfuhr, Sie seien leidend und würden ihn nicht annehmen können, hat er aus Taktgefühl gegen Ihren Vater, den er ungewöhnlich hochschätzt, gar nicht erst von seiner guten Absicht gesprochen.« Herr von Norpois war wahrhaftig der Letzte, von dem ich eine Gefälligkeit erwartet hätte. In Wahrheit war er ironisch und sogar ziemlich boshaft, und manche, die wie ich durch sein Gebahren eines Heiligen Ludwig, der unter der Eiche Recht spricht, durch den leicht gerührten Klang seiner Stimme, die allzu melodisch den Lippen entquoll, sich hatten betören lassen, glaubten gleich an infame Perfidie, wenn sie von einer kleinen Bosheit hörten, die dieser Mann, dem die Worte so aus dem Herzen zu kommen schienen, über sie gesagt habe. Solche Bosheiten gab er ziemlich häufig zum Besten. Aber das hinderte ihn

nicht, Sympathien zu haben, Menschen, die er gern hatte, zu loben und mit Vergnügen sich ihnen gefällig zu erweisen. »Es wundert mich übrigens nicht, daß er Sie schätzt«, sagte mir Frau von Guermantes, »er ist intelligent.« Und zu den andern gewandt, fuhr sie mit einer Anspielung auf ein mir unbekanntes Heiratsprojekt hinzu: »Ich kann verstehn, daß meine Tante, die ihn als alte Geliebte schon nicht mehr besonders ergötzt, als junge Gattin ihm überflüssig vorkommt. Um so mehr, als sie, wie ich annehme, ihm schon seit langem nicht mehr eine richtige Geliebte ist, sie hat sich mehr der Frömmigkeit ergeben. Boas-Norpois kann wie in Victor Hugos Versen sagen: ›Verlassen hat das Weib, mit dem ich schlief, O Herr, seit langem schon mein Bett, um deinem sich zu weihn.‹ Meine arme Tante ist wahrhaftig wie die hochmodernen Künstler, die ihr ganzes Leben lang gegen die Akademie losgezogen sind und nun auf ihre alten Tage ihre eigne kleine Akademie gründen; oder auch wie die entlaufenen Mönche, die eine persönliche Religion nachträglich sich fabrizieren. Dann hätte sie ja ebenso gut in der Kutte bleiben können. Wer weiß,« fügte sie mit träumerischer Miene hinzu, »vielleicht hat sie schon an Witwenschaft gedacht. Nichts ist so traurig wie eine Trauer, die man nicht tragen kann.« »Oh! Wenn Frau von Villeparisis Frau von Norpois würde, ich glaube, unser Vetter Gilbert bekäme ein hitziges Fieber«, sagte der General Saint-Joseph. »Der Fürst Guermantes ist reizend, aber in der Tat sehr mit Fragen der Herkunft und Etikette beschäftigt«, sagte die Prinzessin von Parma. »Ich habe zwei Tage bei ihm auf dem Lande zugebracht, in einer Zeit, als leider die Fürstin krank war. ›Baby‹ begleitete mich (so nannte man Frau von Hunolstein wegen ihres gewaltigen Leibesumfangs). Der Fürst erwartete mich unten an der Freitreppe, reichte mir den Arm und tat, als sehe er Baby nicht. So stiegen wir ins erste Stockwerk hinauf, und am Eingang zu den Salons trat er zurück, um mich voranzulassen, und sagte: ›Ah! Guten Tag, Frau von Hunolstein‹ (seit ihrer Scheidung nennt er sie nie anders) – dabei tat er, als bemerke er Baby erst in diesem Augenblick, um zu zeigen, es gehöre sich nicht, daß er hinunterkomme, um sie unten zu begrüßen.« »Das wundert mich gar nicht,« sagte der Herzog, der selbst ganz modern zu sein, mehr als irgendjemand Herkunft zu mißachten glaubte und sich sogar für einen Republikaner hielt, »ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich mit meinem Vetter nicht eben viele Ansichten teile. Hoheit kön-

nen sich denken, daß wir in fast allen Dingen zu einander passen wie Tag und Nacht. Aber das muß ich sagen, wenn meine Tante Norpois heiraten würde, dann wäre ich einmal derselben Meinung wie Gilbert. Als Tochter von Florimond de Guise eine solche Ehe schließen – da lachen ja die Hühner, wie man sagt. Was soll ich Ihnen sagen?« Diese letzten Worte, die der Herzog sonst mitten im Satz vorbrachte, waren hier ganz sinnlos. Aber er hatte dauernd das Bedürfnis, sie einfließen zu lassen, kamen sie sonst nirgends unter, so mußten sie eben an das Ende seiner Periode. Das war bei ihm unter anderm eine Art metrisches Bedürfnis. »Übrigens möchte ich bemerken,« fuhr er fort, »daß die Norpois sehr ordentliche Edelleute sind von guter Herkunft und gutem Stamm.«

»Wozu machen Sie sich erst über Gilbert lustig, wenn Sie dann gerade so sprechen wie er!« sagte Frau von Guermantes, für welche die »Güte« der Herkunft nicht anders als die des Weins genau wie für den Fürsten und für den Herzog von Guermantes in ihrem Alter bestand. Aber nicht so freimütig wie ihr Vetter und raffinierter als ihr Gatte, hielt sie darauf, in der Konversation den Geist der Guermantes nicht zu verleugnen und verachtete mit Worten den Rang, was sie nicht hinderte, ihn mit Taten zu ehren. »Sind Sie nicht am Ende ein bißchen mit ihm vervettert?« fragte der General von Saint-Joseph. »Mir ist doch so, als wäre Norpois mit einer La Rochefoucauld verheiratet gewesen.« »Das hängt ganz anders zusammen; sie war aus der Linie der Herzöge von La Rochefoucauld, meine Großmutter stammt von den Herzögen von Doudeauville ab. Sie ist die richtige Großmutter von Edouard Coco, dem tugendhaftesten Menschen der Familie,« erwiderte der Herzog, der von Tugend etwas oberflächliche Anschauungen hatte, »und die beiden Zweige haben sich seit Louis XIV nicht mehr vereinigt; es wäre also eine etwas weitläufige Verwandtschaft.« »Das ist interessant, das wußte ich gar nicht«, sagte der General. »Nebenbei bemerkt«, fuhr Herr von Guermantes fort, »war seine Mutter, glaube ich, die Schwester des Herzogs von Montmorency und hatte erst einen La Tour d'Auvergne geheiratet. Aber da diese Montmorency kaum noch Montmorency und diese La Tour d'Auvergne gar nicht mehr La Tour d'Auvergne sind, sehe ich nicht, wie ihm das eine große Stellung geben soll. Er sagt, was ja das Beträchtlichste wäre, er stamme von Saintrailles ab, und da wir von diesem in direkter Linie abstammen...«

Im Combray gab es eine rue de Saintrailles, an die ich nie wieder gedacht hatte. Sie ging von der rue de la Bretonnerie zu der rue de l'Oiseau. Und da Saintrailles, der Gefährte der Jeanne d'Arc, eine Guermantes geheiratet und dabei in die Familie die Grafschaft Combray gebracht hatte, war sein Wappen unter dem der Guermantes einem Kirchenfenster von Saint-Hilaire eingefügt. Mit einmal sah ich wieder schwärzliche Sandsteinstufen, und ein Tonwechsel gab dem Worte Guermantes den vergessenen Klang, in dem ich es einst gehört; der war ganz anders als der, welcher die liebenswürdigen Gastgeber bezeichnete, bei denen ich heut abend dinierte. Der Name Herzogin von Guermantes war für mich ein Kollektivname, nicht nur weil die Geschichte alle die Frauen aneinanderreihte, die ihn getragen hatten, sondern auch weil meine kurze Jugend in der einen Herzogin von Guermantes schon so viele verschiedene Frauen sich hatte einander überlagern sehen und jede verschwinden, wenn die folgende deutlich genug geworden war. Im Lauf von Jahrhunderten ändern die Worte nicht so sehr ihren Sinn wie für uns im Zeitraum einiger Jahre die Namen. Unser Gedächtnis und unser Herz sind nicht groß genug, um treu sein zu können. Wir haben nicht die Toten neben den Lebenden zu bewahren. Wir sind gezwungen, aufzubauen über dem Vorhergegangenen, und finden es nur bei einer gelegentlichen Nachgrabung wieder, wie sie eben die Erwähnung des Namens Saintrailles ins Werk gesetzt hatte. Ich hielt es nicht für nötig, das alles zu erklären, und etwas vorher hatte ich sogar stillschweigend gelogen, als ich Herrn von Guermantes nicht antwortete auf seine Frage: »Sie kennen unsere Klitsche nicht?« Vielleicht wußte er auch, daß ich sie kannte und insistierte nur aus guter Erziehung nicht weiter.

Frau von Guermantes weckte mich aus meiner Träumerei. »Ich finde das alles tödlich. Nun, es ist nicht immer so langweilig bei mir. Ich hoffe, Sie kommen recht bald wieder zum Diner, und dann soll es zur Entschädigung etwas andres als Genealogie geben«, sagte die Herzogin halblaut zu mir. Sie konnte nicht ahnen, worin für mich der Reiz lag, bei ihr zu sein, und war nicht demütig genug, um mir nur wie ein Herbarium voll altmodischer Pflanzen gefallen zu wollen.

Was Frau von Guermantes für eine Enttäuschung meiner Erwartungen hielt, war im Gegenteil schließlich – der Herzog und der General redeten nämlich immer weiter über Genealogie – gerade

das, was mir den Abend vor einer völligen Enttäuschung bewahrte. Denn bisher war ich natürlich tief enttäuscht. Da jeder der Tischgäste den geheimnisvollen Namen, unter dem allein ich ihn gekannt und aus der Entfernung geträumt hatte, in einen Körper und eine Intelligenz vermummte, die so wie die aller meiner Bekannten oder minderwertiger waren, hatte er mir einen flachen banalen Eindruck gemacht wie ihn die Einfahrt in den dänischen Hafen Helsingör jedem, der fiebernd Hamlet gelesen, machen mag. Wohl hatten geographische Regionen und altertümliche Vergangenheit, welche Hochwald und gotische Glockentürme in die Namen dieser Menschen eingehen ließen, in bestimmtem Maße ihr Gesicht, ihren Geist und ihre Vorurteile geformt, blieben aber darin nur wie die Ursache in der Wirkung enthalten, das heißt nur so, daß vielleicht der Verstand sie herauslösen, die Phantasie aber nie sie darin aufspüren konnte.

Nun gaben mit einem Schlage die altertümlichen Vorurteile den Freunden von Herrn und Frau von Guermantes ihre verlorne Poesie wieder. Sicherlich machen die Kenntnisse, welche die Adligen besitzen, aus ihnen gebildete Etymologen der Namen, nicht der Worte (und das auch nur im Verhältnis zum ungebildeten Durchschnitt der Bürger; denn kann bei gleicher Mittelmäßigkeit ein Frommer über die Liturgie uns besser Auskunft geben als ein Freidenker, so wird doch ein antiklerikaler Archäologe seinen Pfarrer über alles, was dessen eigne Kirche betrifft, belehren können); diese Kenntnisse hatten aber, wenn wir bei der Wahrheit, das heißt beim Geiste bleiben wollen, für die großen Herren nicht einmal den Reiz, den sie für einen Bürger gehabt hätten. Sie mochten besser wissen als ich, daß die Herzogin von Guise Fürstin Cleve, Orléans und Porcien war usw., aber vor diesen Namen hatten sie das Gesicht der Herzogin von Guise gekannt, das seither ihr Name ihnen spiegelte. Ich hatte mit der Fee begonnen, wenn sie auch bald entschwinden sollte; jene mit der Frau.

In bürgerlichen Familien entsteht bisweilen Eifersucht, wenn die jüngere Schwester sich vor der älteren verheiratet. So führte auch die aristokratische Gesellschaft, besonders die der Courvoisier, aber auch die der Guermantes die Höhe ihres Adels auf einfache häusliche Vorrechte zurück und zwar auf Grund einer Spielerei, die ich zuerst (und das war für mich ihr einziger Reiz) in Büchern gefunden hatte. Scheint Tallemant des Réaux statt von den Rohan

nicht von den Guermantes zu sprechen, wenn er mit deutlichem Behagen erzählt, wie Herr von Guéménée seinem Bruder zuruft: »Du kannst hier eintreten, es ist nicht der Louvre!«, und vom Chevalier de Rohan (weil er ein natürlicher Sohn des Herzogs von Clermont war) sagt: »Der wenigstens ist ein Fürst!« Nur eins war mir bei dieser Unterhaltung peinlich: den abgeschmackten Geschichten über den liebenswürdigen Erbgroßherzog von Luxembourg wurde in diesem Salon ebenso viel Glauben geschenkt wie bei Saint-Loups Kameraden. Entschieden war das eine Epidemie, die vielleicht nur zwei Jahre dauern würde, aber alle ergriffen hatte. Man wiederholte immer dieselben unwahren Berichte und fügte neue hinzu. Und die Prinzessin von Luxembourg selbst, die ihren Neffen zu verteidigen schien, lieferte, wie ich bemerkte, nur neue Waffen, ihn anzugreifen. »Sie tun unrecht, ihn zu verteidigen«, sagte mir Herr von Guermantes, wie schon Saint-Loup mir gesagt hatte: »Lassen wir ruhig die einstimmige Meinung unserer Verwandten beiseite, sprechen Sie über ihn mit seinen Dienstboten, das sind im Grunde die Leute, die uns am besten kennen. Herr von Luxembourg hatte seinem Neffen seinen kleinen Neger gegeben. Der Neger kam weinend wieder zurück: ›Großherzog mich geschlagen, ich nicht Schuft, Großherzog böse, das ist stark‹. Und ich spreche aus Sachkenntnis, es ist ein Vetter von Oriane.« Wie oft ich übrigens an diesem Abend die Worte Vetter und Kusine gehört habe, kann ich gar nicht sagen. Herr von Guermantes rief bei fast jedem Namen, der laut wurde: »Das ist ja ein Vetter von Oriane« und freute sich darüber, wie einer, der sich im Walde verirrt hat, nun unter zwei in einander entgegengesetzte Richtungen zeigenden Pfeilen eines Wegweisers mit einer sehr kleinen Kilometerzahl dahinter liest: »Belvedere Casimir-Perier« und »Croix du Grand-Veneur« und erkennt, daß er auf dem rechten Weg ist. In ganz anderer Absicht (die war hier ein Ausnahmefall) wandte die Worte Vetter und Kusine die Frau des türkischen Botschafters an, die nach dem Diner erschienen war. Diese Frau war von mondänem Ehrgeiz verzehrt und besaß ein erstaunliches Anempfindungsvermögen: sie lernte mit gleicher Leichtigkeit die Geschichte des Rückzugs der Zehntausend oder die sexuelle Entartung bei den Vögeln. Es wäre nicht möglich gewesen, sie auf einem Fehler zu ertappen, wenn sie von den letzten deutschen Werken sprach, ob sie nun von Nationalökonomie oder Geisteskrankheiten, von den verschiedenen Formen der Onanie oder von der Philosophie

Epikurs handelten. Es war, nebenbei bemerkt, gefährlich, dieser Frau zuzuhören, denn über die Menschen irrte sie sich dauernd und bezeichnete einem die unbescholtensten Frauen als Ausbünde von Leichtsinn, warnte vor einem Herrn, der die reinsten Absichten hatte, und erzählte lauter Geschichten, die wie aus Romanen klangen, und zwar nicht wegen ihres ernsten Inhalts, sondern wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit.

Sie war zu jener Zeit noch kaum in die Gesellschaft eingeführt. Wohl verkehrte sie seit einigen Wochen bei den allerersten Damen wie der Herzogin von Guermantes, war aber im allgemeinen notgedrungen auf den Verkehr mit Angehörigen vornehmer, aber obskurer Seitenlinien beschränkt, mit denen die Guermantes nicht mehr verkehrten. Sie hoffte, durchaus mondän zu wirken, wenn sie die großen Namen von ihr befreundeten Leuten vorbrachte, mit denen man wenig verkehrte. Dann glaubte Herr von Guermantes immer erst, es handle sich um Leute, die häufig bei ihm dinierten, war ganz aufgeregt vor Freude, sich in vertrauter Gegend zu finden, und stieß sein Feldgeschrei aus: »Das ist ja ein Vetter von Oriane! Den kenn ich wie meine Tasche. Er wohnt ruhe Vaneau. Seine Mutter war eine geborene d'Uzès.« Dann mußte aber die Botschafterin bekennen, daß ihr Beispiel einer geringeren Sorte entstammte. Sie suchte ihre Freunde mit denen des Herrn von Guermantes in Verbindung zu bringen und ihm seitlich beizukommen: »Ich weiß schon, wen Sie meinen. Nein, die sind es nicht, es sind Vettern von ihnen.« Aber mit solch einer abebbenden Replik hatte die arme Botschafterin kein Glück. Denn Herr von Guermantes erwiderte enttäuscht: »So? Dann weiß ich nicht, wen Sie meinen können.« Die Botschafterin entgegnete nichts; kannte sie schon immer nur die Vettern von denen, auf die es ankam, so waren diese Vettern recht oft sogar nicht einmal richtige Verwandte. Und wieder kam von Herrn von Guermantes her eine neue Flut von: »Das ist ja ein Vetter von Oriane«; diese Worte schienen dem Herzog in seinen Sätzen einen ebenso nützlichen Dienst zu leisten wie den lateinischen Dichtern gewisse bequeme Epitheta, die ihnen für ihre Hexameter einen Daktylus oder Spondeus liefern. Sehr natürlich angewandt schien mir die Explosion: »Das ist ja eine Kusine von Oriane« auf die Fürstin Guermantes, die in der Tat mit der Herzogin nah verwandt war. Offenbar liebte die Botschafterin diese Fürstin nicht. Sie sagte leise zu mir: »Sie ist dumm. Schön, nein, das ist sie nicht. Den Ruhm hat sie

sich angemaßt. Und im übrigen,« fügte sie mit überlegter, abstoßender Bestimmtheit hinzu, »mir ist sie unsympathisch.« Oft erstreckte sich die Vetternschaft viel weiter; Frau von Guermantes hielt es für ihre Pflicht, zu Personen »Tante« zu sagen, bei denen sie mindestens bis zu Louis XV zurückgehn mußte, um einen gemeinsamen Ahnen zu finden; dementsprechend konnte denn auch jedesmal, wenn die schlechten Zeiten es mit sich brachten, daß eine amerikanische Milliardärin einen Fürsten geheiratet hatte, dessen Ururgroßvater, wie der von Frau von Guermantes, eine Tochter von Louvois geheiratet hatte, diese Fremde sich das Vergnügen leisten, bei ihrem ersten Besuch im Hause Guermantes, wo sie übrigens mehr oder weniger schlecht aufgenommen und mehr oder weniger kritisiert wurde, zu Frau von Guermantes »Tante« zu sagen, was diese mit mütterlichem Lächeln hinnahm. Aber mir kam es nicht sehr darauf an, was die »Herkunft« für Herrn von Guermantes und Herrn von Beauserfeuil bedeutete; in ihren Unterhaltungen darüber suchte ich einen rein poetischen Genuß. Ohne selbst etwas von diesem Genuß zu wissen, verschafften sie ihn mir, Ackerbauern oder Matrosen ähnlich, die von Landbau oder Ebbe und Flut sprechen, besprachen sie Dinge, die zu wenig von ihnen selbst abgelöst waren, als daß sie deren Schönheit hätten genießen können; das zu tun, war meine Aufgabe und mein Gewinn.

Bisweilen gemahnte ein Name nicht so sehr an ein altes Geschlecht als an eine besondre Begebenheit, ein historisches Datum. Als Herr von Guermantes daran erinnerte, daß Herrn von Bréautés Mutter eine Choiseul und seine Großmutter eine Lucinge war, glaubte ich unter dem banalen Hemd mit den einfachen Perlmutterknöpfen in zwei Kristallkugeln die heiligen Reliquien, die Herzen der Frau von Praslin und des Herzogs von Berri bluten zu sehn. Andre Reliquien waren wollüstiger, das zarte lange Haar der Frau Tallien oder der Frau von Sabran.

Bei Herrn von Guermantes, der über die Vorfahren besser Bescheid wußte als seine Frau, kamen Erinnerungen zu Tage, die seinem Gespräch die Schönheit einer altertümlichen Behausung gaben, die zwar keine wahren Meisterwerke enthält, aber voll ist von authentischen, mittelmäßigen und majestätischen Gemälden, deren Gesamtheit großen Eindruck macht. Als der Fürst von Agrigent fragte, warum Fürst X. vom Herzog von Aumale als von seinem Onkel gesprochen habe, erwiderte Herr von Guermantes: »Weil

der Bruder seiner Mutter, der Herzog von Württemberg, eine Tochter Louis-Philippes geheiratet hat.« Da sah ich vor mir einen ganzen Altarschrein, wie ihn Carpaccio oder Memling ausgemalt hat, im ersten Fach die Fürstin auf dem Hochzeitsfest ihres Bruders, des Herzogs von Orléans, in einem schlichten Gartenkleid erscheinend, um ihre Verstimmung darüber kundzutun, daß ihre Gesandten, die für sie um die Hand des Fürsten von Syrakus anhalten sollten, zurückgewiesen worden waren, und so fort bis zum letzten, in dem sie einem Knaben das Leben schenkt, dem Herzog von Württemberg (dem Onkel des Fürsten, mit dem ich soeben diniert hatte) in jenem Schlosse »Phantasie«, einer der Stätten, die ebenso adlig sind wie gewisse Familien. Auch mit diesen Schlössern, die mehr als eine Generation überdauern, verknüpfen sich die Namen mancher historischen Persönlichkeiten. So lebten auf »Phantasie« nebeneinander Erinnerungen an die Markgräfin von Bayreuth, an jene andre etwas phantastische Fürstin (die Schwester des Herzogs von Orléans), der, wie man sagte, der Name des Schlosses ihres Gatten so gut gefiel, an den König von Bayern und endlich an den Fürsten X., der eben dies Schloß als Adresse angab, wohin ihm der Herzog von Guermantes schreiben solle; denn er hatte es geerbt und vermietete es nur während der Wagneraufführungen an den Fürsten Polignac, der auch ein prächtiger »Phantast« war. Und als dann Herr von Guermantes, um zu erklären, wie er mit Frau von Arpajon verwandt sei, einfach eine lange Kette ineinander gelegter Hände von drei bis fünf Ahnen zurückverfolgen mußte, bis zu Marie-Louise oder Colbert, ergab sich wieder der seltsame Fall: ein großes historisches Ereignis tauchte vorübergehend auf, aber nur verhüllt, entstellt, reduziert, als der Name einer Besitzung, der Vorname einer Frau laut wurde, die er erwähnte, weil sie die Enkelin von Louis-Philippe und Marie-Amélie war; und diese beiden erschienen in diesem Zusammenhang nicht als König und Königin von Frankreich, sondern nur als Großeltern, die eine Erbschaft hinterlassen. (Ähnlich, wenn auch aus andern Gründen, sieht man in einem Diktionär von Balzacs Gesamtwerk, in dem die berühmtesten Persönlichkeiten nur entsprechend ihrer Stellung in der »Menschlichen Komödie« vorkommen, Napoleon einen viel kleineren Platz einnehmen als Rastignac und diesen Platz auch nur, weil er zu den Fräulein von Cinq-Cygne gesprochen hat.) Der Adel ist ein schwerfälliges Gebäude, in das nur hie und da ein Fenster ein wenig Tageslicht hereinläßt und das

denselben Mangel an Schlankheit, aber auch dieselbe blind massive Wucht hat wie die romanische Architektur, die ganze Geschichte ist darin beschlossen und eingemauert und lauert mürrisch dahinter.
So füllten sich die Räume meines Gedächtnisses nach und nach mit Namen, die sich wechselseitig ordneten und zusammensetzten, mehr und mehr Beziehungen untereinander anknüpften und so die vollendeten Kunstwerke nachahmten, in denen kein Pinselstrich isoliert bleibt und jeder Teil vom andern Sinn empfängt und ihm Sinn gibt.
Der Name des Herrn von Luxembourg war wieder aufs Tapet gekommen. Die Frau des türkischen Botschafters erzählte, der Großvater der jungen Frau (der Besitzer des gewaltigen Vermögens, das aus Mehl und Teigwaren stammte) habe einmal Herrn von Luxembourg zum Dejeuner eingeladen und dieser habe abgesagt und dabei auf den Briefumschlag »Herrn von Müller« geschrieben; worauf der Großvater geantwortet habe: »Daß Sie nicht kommen konnten, mein lieber Freund, bedaure ich umso mehr, als ich mich sonst im engsten Kreise Ihrer Gesellschaft hätte erfreuen können, denn wir waren ganz unter uns und bei Tisch hätten nur der Müller, sein Sohn und – Sie gegessen.« Diese Geschichte war mir recht widerwärtig, ich wußte, es war ausgeschlossen, daß mein lieber Herr von Nassau den Großvater seiner Frau (von dem er noch dazu eine Erbschaft zu erwarten hatte) »Müller« betitelt hätte; obendrein aber erhellte die Albernheit der Geschichte gleich aus den ersten Worten, die Anschrift »Müller« war allzu offensichtlich gewählt, um auf den Titel der bekannten Fabel Lafontaines »Der Müller, sein Sohn und der Esel« zu kommen. Aber im Fauburg Saint-Germain herrscht eine törichte Freude an Späßen, die oft durch Böswilligkeit verschlimmert wird, alle fanden die Antwort ausgezeichnet, waren darüber einig, daß der Großvater ein guter Kopf und geistvoller sei als der Mann seiner Enkelin. Der Herzog von Châtellerault wollte die Gelegenheit benutzen, um anknüpfend die Geschichte zu erzählen, die ich schon im Café gehört hatte: »Alle legten sich hin«, aber gleich bei den ersten Worten, als er das Ansinnen des Herrn von Luxembourg berichtete, vor seiner Frau solle Frau von Guermantes sich erheben, unterbrach ihn die Herzogin und protestierte: »Nein, lächerlich ist er allerdings, aber doch nicht so lächerlich.« Ich war innerlich überzeugt, die Geschichten über Herrn von Luxembourg seien alle gleich falsch und jedesmal, wenn einer der Mit-

spielenden oder Zeugen dabei sei, werde ich dasselbe Dementi zu hören bekommen. Bei dem der Frau von Guermantes war ich allerdings im Zweifel, ob es auf Wahrheitsliebe oder Eigenliebe zurückzuführen sei. Jedenfalls wurde letztere bei ihr von Böswilligkeit überwogen, denn lachend fügte sie hinzu: »Ich habe übrigens auch mal eins von ihm abbekommen: er hat mich zum Tee eingeladen, um mich mit der ›Großherzogin von Luxembourg‹ bekannt zu machen; so nennt er geschmackvollerweise seine Frau, wenn er an seine Tante schreibt. Ich habe ihm geantwortet, ich sei zu meinem Bedauern verhindert, und habe hinzugefügt: ›Was die ›Großherzogin von Luxembourg‹ in Anführungszeichen betrifft, so sag ihr, wenn sie mich besuchen will, ich bin jeden Donnerstag von fünf Uhr ab zu Hause.‹ Dann hab ich noch einmal eins abbekommen. Als ich in Luxembourg war, telephonierte ich an ihn und ließ ihn an den Apparat bitten. Da hieß es, Seine Hoheit gehen gerade zu Tisch, kommen gerade von Tisch, zwei Stunden vergingen ohne Resultat; da hab ich ein andres Mittel angewandt: ›Wollen Sie bitte dem Grafen von Nassau sagen, ich möchte ihn sprechen!‹ Das traf: gleich kam er angelaufen.« Alle lachten über die Geschichte der Herzogin und ähnliche andre, die, wie ich überzeugt bin, auch erlogen waren, denn einem klügeren, besseren, feinfühligeren, mit einem Wort, entzückenderen Menschen als diesem Luxembourg-Nassau bin ich nie begegnet. Man wird in der Folge sehn, daß ich mit meiner Meinung Recht behielt. Immerhin sagte Frau von Guermantes unter all den »Gemeinheiten«, die sie losließ, doch einmal etwas Nettes. »Er ist nicht immer so gewesen. Bevor er den Verstand verlor und sich benahm wie in Büchern der Mann, der sich einredet, König geworden zu sein, war er gar nicht dumm und im Anfang seiner Verlobungszeit sprach er recht sympathisch davon wie von einem unerhofften Glück. ›Es wird wie im Märchen sein, ich werde in einer großen Zauberkarosse in Luxembourg einziehn müssen‹, sagte er zu seinem Onkel d'Ornessan, der ihm zur Antwort gab – Sie wissen ja, groß ist das Land Luxembourg nicht: ›Mit der Zauberkarosse kommst du, fürcht ich, nicht hinein. Ich rate dir lieber zu einer Ziegenkarre.‹ Darüber ärgerte Nassau sich gar nicht. Er hat uns gleich als erster den Witz erzählt und drüber gelacht. Ornessan hat Geist, kein Wunder, seine Mutter ist eine Montjeu. Es geht ihm recht schlecht, dem armen Ornessan.« Diesem Namen war es zu verdanken, daß die faden Bosheiten für eine Weile aus-

setzten, die sonst kein Ende genommen hätten. Denn nun erklärte Herr von Guermantes, die Urgroßmutter des Herrn von Ornessan sei eine Schwester der Marie von Castille-Montjeu, Gattin von Timoleon von Lothringen, gewesen und somit eine Tante von Oriane. Das Gespräch kam wieder auf Genealogie; die alberne Frau des türkischen Botschafters flüsterte mir ins Ohr: »Sie scheinen ja bei dem Herzog von Guermantes einen Stein im Brett zu haben, na, dann nehmen Sie sich in acht«, und als ich um eine Erklärung bat: »Nun, ich will damit sagen, deutlicher brauch ich ja wohl nicht zu werden, er ist ein Mann, dem man ohne Gefahr seine Tochter anvertrauen könnte, aber nicht seinen Sohn.« Wenn nun je ein Mann die Frauen leidenschaftlich und ausschließlich geliebt hat, so wars der Herzog von Guermantes. Aber für die Botschafterin war der Irrtum, das naiv geglaubte Gegenteil der Wahrheit, eine Art Lebenselement, außerhalb dessen sie sich nicht bewegen konnte. »Sein Bruder Mémé, der mir beiläufig aus andern Gründen (er grüßte sie nicht) tief unsympathisch ist, fühlt aufrichtigen Kummer über die Sitten des Herzogs. Ebenso ihre Tante Villeparisis. Oh, die liebe ich sehr! Das ist eine Heilige, der echte Typus der großen Dame der alten Zeit. Sie ist nicht nur die Tugend selbst, sondern auch die Diskretion. Sie sagt immer noch, ›Herr von Norpois‹ zu dem Botschafter, den sie alle Tage sieht und der beiläufig in der Türkei in bestem Andenken steht.«

Ich gab der Botschafterin gar keine Antwort, hörte nur auf die Genealogien. Nicht alle waren von Bedeutung. Eine der überraschenden Verbindungen, die Herr von Guermantes im Laufe der Unterhaltung mitteilte, stellte sich sogar als Mesalliance heraus, aber auch sie hatte ihren Charme: sie verband unter der Julimonarchie den Herzog von Guermantes und den Herzog von Fezensac mit den beiden entzückenden Töchtern eines berühmten Seefahrers und gab somit den beiden Herzoginnen das unvermutet Pikante einer exotisch bürgerlichen, einer Louis-Philippisch indianischen Grazie. Oder: unter Louis XIV hatte ein Norpois die Tochter des Herzogs von Mortemart geheiratet, und der erlauchte Titel gab aus der Ferne jener Zeit dem Namen Norpois, den ich bisher blaß fand und für neu halten konnte, Prägung und ziselierte Medaillenschönheit tief in ihn ein. Und dabei gewann nicht nur der weniger bekannte Name durch die Annäherung: der andre, im starken Glanz verblassende, bekam unter diesem neuen verdüsternden Aspekt für mich etwas

Eindringlicheres, wie mitten unter den Porträts eines blendenden Koloristen eins ganz in Schwarz bisweilen das ergreifendste ist. Die neue Beweglichkeit, die all diese Namen für mich erhielten, als sie sich jetzt neben andre stellten, von denen ich sie weit entfernt gewähnt hätte, beruhte nicht nur auf meiner Unwissenheit; den Wechseltanz, den sie in meinem Geist vollführten, hatten sie nicht minder behende in alter Zeit tatsächlich ausgeführt, als ein Titel, der für immer zu einem Stück Land gehörte, mit diesem von einer Familie auf die andre überging: so konnte ich zum Beispiel in dem ritterlich schönen Bauwerk, das der Titel Herzog von Nemours oder Herzog von Chevreuse darstellt, wie in die gastliche Behausung eines Einsiedlerkrebses gekauert, einen Guise, einen Prinz von Savoyen, einen Orleans, einen Luynes einen nach dem andern entdecken. Bisweilen bewarben sich mehrere gleichzeitig um dieselbe Muschel: um das Fürstentum Oranien die königliche Familie der Niederlande und die Herren von Mailly-Nesle, um das Herzogtum Brabant der Baron von Charlus und die belgische Königsfamilie, und soviel andre um die Titel eines Fürsten von Neapel, Herzogs von Parma oder von Reggio. Manchmal hingegen war die Muschel schon lange unbewohnt und ihre Besitzer längst verstorben; und ich hätte doch nie geahnt, daß dieser oder jener Schloßname vor schließlich noch gar nicht so langer Zeit ein Familienname war. Daher mein Erstaunen, als Herr von Guermantes auf eine Frage des Herrn von Monserfeuil antwortete: »Nein, meine Kusine ist wilde Royalistin, ihr Vater war der Marquis von Féterne, der im Krieg der Chouans eine Rolle gespielt hat«, und ich mit einmal den Namen Féterne, der seit meinem Aufenthalt in Balbec der Name eines Schlosses für mich gewesen war, werden sah, was ich ihm nicht zugetraut hätte: ein Familienname; es war dasselbe Erstaunen wie vor einem Zaubermärchen, in dem Türme und Treppe lebendig werden und sich in Personen verwandeln. In diesem Sinne kann man sagen: die Geschichte, selbst die einfach genealogische, macht alte Steine lebendig. Es hat in der Pariser Gesellschaft Männer gegeben, die eine ebenso ansehnliche Rolle gespielt haben, wegen ihrer Eleganz oder ihres Geistes umworbener und dabei von ebenso hoher Herkunft waren wie der Herzog von Guermantes oder der Herzog von La Trémoille. Heut sind sie vergessen, denn da sie keine Nachkommen gehabt haben, klingt ihr Name, den man fast nie hört, unbekannt, höchstens lebt er noch als Dingname, in dem wir

keinen Menschennamen zu entdecken trachten, in irgend einem Schloß, irgendeinem entlegenen Dorf weiter. Bald wird der Wandrer, der tief in der Bourgogne in dem Dörfchen Charlus Rast macht, um die Kirche anzusehn, und nicht interessiert genug oder zu eilig ist, um die Grabsteine zu betrachten, nicht mehr wissen, daß dieser Name Charlus einmal der eines Mannes war, der die Größten seinesgleichen nannte. Diese Überlegung gemahnte mich, daß ich aufbrechen mußte, denn während ich Herrn von Guermantes' genealogischen Erörterungen zuhörte, nahte die Stunde, zu der ich mit seinem Bruder verabredet war. Wer weiß, dachte ich weiter, ob eines Tages Guermantes selbst mehr sein wird als ein Ortsname – außer für Archäologen, die sich zufällig in Combray aufhalten und Geduld genug haben, vor dem Kirchenfenster von Gilbert le Mauvais den Vortrag von Theodores Nachfolger anzuhören oder im Führer des Pfarrers zu lesen? So lange aber ein großer Name nicht erloschen ist, wirft er volles Licht auf die, welche ihn tragen; und zweifellos lag mein Interesse an diesen Familiengeschichten zum Teil daran, daß man von der Gegenwart ausgehend sie Stufe um Stufe bis weit über das vierzehnte Jahrhundert hinaus verfolgen, von allen Vorfahren des Herrn von Charlus, des Fürsten von Agrigent und der Prinzessin von Parma Memoiren und Briefwechsel nachlesen kann bis zurück in eine Vergangenheit, in welcher das erste Auftauchen einer bürgerlichen Familie von undurchdringlicher Nacht verhüllt sein würde, während wir in der hellen retrospektiven Projektion eines Namens Ursprung und Fortdauer gewisser nervöser Eigentümlichkeiten, gewisser Laster und Verirrungen dieses oder jenes Guermantes erkennen. Wir finden sie pathologisch denen von heute fast gleich und sehen, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert bei ihren Korrespondenten besorgte Anteilnahme erregen, ob sie nun vor der Pfalzgräfin und Frau von Motteville oder nach dem Fürsten von Ligne gelebt haben.

Übrigens war bei mir die historische Neugier ziemlich schwach im Vergleich zum ästhetischen Genuß. Die Gäste der Herzogin, die trotz ihrer klangvollen Namen, Fürst von Agrigent oder von Cystira, in ihren Masken aus Fleisch, geistiger Armut oder Mittelmäßigkeit in alltägliche Menschen sich mir verwandelt hatten (und das in solchem Grade, daß ich bei meiner Landung auf der Strohmatte im Vestibül nicht, wie ich geglaubt, die Schwelle, sondern das Ende der Zauberwelt der Namen betrat) – verloren nun, als ich all die

alten Namen nennen hörte, ihre körperliche Gegenwart. Sogar der Fürst von Agrigent wurde, als ich vernahm, seine Mutter sei eine Damas und Enkelin des Herzogs von Modena, befreit von dem Gesicht und den Worten, die mich hinderten, ihn zu erkennen, wie von einer chemischen Verbindung, die sich nicht hält, und bildete mit Modena und Damas, obwohl dies nur Titel waren, eine unendlich verlockendere Kombination. Jeden Namen verschob die Anziehungskraft eines andern Namens, von dem ich bisher die Verwandtschaft mit ihm nicht geahnt hatte, er verließ den festen Platz, den er vorhin in meinem Gehirn inne gehabt, wo Gewohnheit ihn glanzlos gemacht hatte, und verband sich mit den Mortemart, den Stuart und Bourbon zu Zweigen von anmutigerer Gestalt und wechselnder Farbe. Sogar der Name Guermantes bekam von all den schönen erloschenen und darum um so glühender angefachten Namen, mit denen er, wie ich jetzt erst erfuhr, verknüpft war, eine neue, rein poetische Bestimmtheit. Wohl konnte ich höchstens am äußersten Ende jeder Schwellung des edlen Stammes diesen zum Gesicht eines weisen Königs oder einer erlauchten Fürstin sich entfalten sehen wie zu dem des Vaters von Henri IV oder dem der Herzogin von Longueville. Da aber diesen Gesichtern – im Gegensatz zu denen meiner Tischgenossen – kein Überrest von materieller Erfahrung oder gesellschaftlicher Mittelmäßigkeit anhaftete, blieben sie in ihrer schönen Zeichnung und ihren wechselnden Reflexen den Namen, die, in regelmäßigen Abständen jeder in anderer Farbe, sich vom Stammbaum der Guermantes ablösten, wesensgleich und entstellten nicht durch fremden trüben Stoff die durchsichtig bunten Knospen hüben und drüben, die wie die Vorfahren Jesu auf dem Jessebaum alter Kirchfenster zu beiden Seiten des gläsernen Baumes blühten.

Zu wiederholten Malen hatte ich mich schon zurückziehn wollen, aus verschiedenen Gründen, vor allem, weil meine Gegenwart diese Versammlung bedeutungslos machen mußte, und es war doch eine der Versammlungen, die ich mir lange Zeit hindurch so schön vorgestellt hatte, und ohne den störenden Zeugen wäre sie es gewiß auch gewesen. Nun sollte wenigstens mein Weggehen es den Gästen möglich machen, sobald der Profane nicht mehr da war, zu ihrer Geheimsitzung sich zu konstituieren. Dann konnten sie die Mysterien feiern, zu deren Begehung sie zusammengekommen waren, denn das waren sie doch augenscheinlich nicht, um von Frans

Hals oder vom Geiz zu sprechen, noch dazu, so wie es auch Leute der Bourgeoisie tun. So oberflächliche Dinge sagte man wohl nur, weil ich dabei war; mein Gewissen regte sich, angesichts all dieser hübschen Frauen, die meine Gegenwart trennte und hinderte, in dem erlesensten ihrer Salons das geheimnisvolle Leben des Faubourg Saint-Germain zu führen. Aber diesen Abgang, zu dem ich jeden Augenblick mich anschickte, schoben Herr und Frau von Guermantes in ihrer Opferwilligkeit immer wieder hinaus und hielten mich zurück. Und was noch merkwürdiger war, mehrere der Damen, die in seligem Eifer, schön angetan im Schmuck ihrer Juwelen, hergekommen waren, um einem Fest beizuwohnen, das durch meine Schuld sich so wenig von denen, die es auch außerhalb des Faubourg Saint-Germain gab, unterschied – wie man sich in Balbec nicht in einer Umgebung befindet, die sich von der gewohnten unterscheidet, – mehrere dieser Damen zeigten, als sie aufbrachen, gar keine Enttäuschung, wie zu erwarten war, sondern dankten Frau von Guermantes überschwenglich für den entzückenden Abend, den sie verbracht hätten, als ob es an den andern Tagen, an denen ich nicht dabei war, genau so zuginge. Machten all diese Leute wirklich immer wieder für Diners wie dieses Toilette, ließen sie wirklich solchen Diners zuliebe keine Bürgerinnen in ihre streng geschlossenen Salons eindringen? Genau so, auch wenn ich nicht dabei war? Einen Augenblick vermutete ichs, aber es war zu absurd. Der einfache gesunde Menschenverstand schloß diesen Verdacht aus. Und dann, hätte ich ihn aufkommen lassen, was wäre von dem Namen Guermantes übrig geblieben, der seit Combray schon so heruntergekommen war?

Diese Blumenmädchen waren übrigens erstaunlich leicht von andern zufriedenzustellen und ebenso sehr darauf aus, andere zufriedenzustellen; mehr als eine, zu der ich während des ganzen Abends nur zwei-dreimal ein paar Worte gesagt, deren Blödheit mir die Schamröte ins Gesicht getrieben hatte, ließ es sich nicht nehmen, bevor sie den Salon verließ, auf mich zuzukommen und, während ihre schönen Augen zärtlich auf mir ruhten und sie den Orchideenzweig über ihrer Brust wieder aufrichtete, mir zu versichern, es sei ihr ein großes Vergnügen gewesen, mich kennen zu lernen, und sie wünsche »etwas zu arrangieren« – das war eine verschleierte Anspielung auf eine Einladung zum Diner –, nachdem sie mit Frau von Guermantes einen Tag verabredet habe. Keine der Blumendamen

brach vor der Prinzessin von Parma auf. Daß diese noch da war (man darf nicht vor einer Hoheit fortgehn), war einer der beiden Gründe, – die ich nicht erraten hatte – weshalb die Herzogin mich durchaus nicht fortlassen wollte. Als endlich Frau von Parma sich erhob, war es wie eine Erlösung. Alle Damen machten einen Hofknicks vor ihr, sie hob sie auf und erteilte ihnen mit einem Kuß, gleichsam als Segen, den sie auf Knien erfleht hatten, die Erlaubnis, nach ihrem Mantel und ihren Leuten zu verlangen. So gab es denn vor der Tür eine Art lautes Verzeichnis großer Namen aus der Geschichte Frankreichs. Die Prinzessin von Parma hatte nicht erlaubt, daß Frau von Guermantes mit hinunterkäme, sie bis ins Vestibül zu begleiten: sie sollte sich nicht erkälten; und dazu hatte der Herzog erklärt: »Aber Oriane, da Hoheit es gestattet, denken Sie doch an das, was der Doktor Ihnen gesagt hat.«
»Ich glaube, es war der Prinzessin von Parma *ein großes Vergnügen*, mit Ihnen zu dinieren.« Ich kannte die Formel. Der Herzog war quer durch den ganzen Salon gekommen, um sie mit betonter Verbindlichkeit vor mir auszusprechen, als überreiche er mir ein Diplom oder böte mir Petitsfours an. Von dem Genuß, den ihm offenbar dieser Akt bereitete, bekam sein Gesicht für den Augenblick einen Ausdruck von Sanftmut, und ich merkte, es war eine der Obliegenheiten, die er bis ins höchste Alter erfüllen würde als leichte ehrenvolle Funktion, die man noch bei äußerster Gebrechlichkeit beibehält.
Gerade als ich fortgehn wollte, kam die Ehrendame der Prinzessin noch einmal in den Salon zurück, da sie vergessen hatte, wundervolle Nelken aus Guermantes mitzunehmen, welche die Herzogin Frau von Parma gegeben hatte. Die Ehrendame war rot im Gesicht, man merkte, sie hatte etwas abbekommen; zu allen Menschen gütig, konnte die Prinzessin die Dummheiten ihrer Begleiterin nicht geduldig mit ansehn. Eilig machte sich diese mit den Nelken davon; um aber ein trotziges Behagen nach außen hin zu wahren, ließ sie, als sie an mir vorbeikam, die Worte fallen: »Die Prinzessin findet, ich komme zu spät, sie möchte schon fort sein und dabei doch ihre Nelken haben. Gott! Ich bin doch kein Vögelchen, ich kann nicht an zwei Orten zugleich sein.«
Daß man nicht vor einer Hoheit sich erheben darf, war aber nicht der einzige Grund, weshalb ich nicht unverzüglich fortkonnte; es gab noch einen andern. Der vielgepriesene Luxus, auf den sich die

Courvoisier nicht verstanden, während die Guermantes, ob steinreich oder halb ruiniert ihn ihren Freunden glanzvoll zugute kommen ließen, war nicht einzig ein materieller Luxus, wie ich ihn häufig bei Robert von Saint-Loup kennen gelernt hatte, sondern zugleich ein Luxus in charmanten Worten und liebenswürdigem Benehmen, eine reiche Eleganz im Ausdruck, die von wahrem inneren Reichtum gespeist wurde. Da dieser aber im mondänen Müßiggang ohne Anwendung blieb, ergoß er sich und suchte einen Ausweg in einer Art flüchtigem und dadurch etwas beklommenen Überschwang; bei Frau von Guermantes konnte man ihn für wahre Zuneigung halten. Und die empfand sie wirklich im Augenblick, da sie diesem Überschwang nachgab; die Gegenwart des Freundes oder der Freundin, die mit ihr war, gab ihr eine Art Trunkenheit, die aber nichts Sinnliches hatte, vielmehr dem Rausch glich, den Musik manchen Menschen gibt. Dann konnte sie ein Medaillon oder eine Blume von ihrer Brust nehmen und dem Wesen geben, mit dem zusammen sie sich den Abend länger gewünscht hätte, obwohl sie voll Schwermut fühlte, eine solche Verlängerung würde zu nichts als leerem Geplauder führen, das nichts aufnehmen würde von dem Nervenreiz der flüchtigen Erregung und wie erste Frühlingswärme nur ein Gefühl von Müdigkeit und Trauer hinterlassen. Der Freund aber, zu dem sie so waren, durfte sich nicht durch Versprechungen, berauschender als er sie je vernommen, wie diese Frauen sie vorbrachten, irre führen lassen; da sie die Süße des Augenblicks so stark empfinden, machen sie aus ihm mit einem Zartgefühl und Adel, wie normale Geschöpfe sie nicht kennen, ein hinreißendes Meisterwerk von Anmut und Güte und haben dann im nächsten Augenblick von sich aus nichts mehr zu geben. Ihre Neigung überlebt nicht die Ekstase, die sie eingab; und das geistige Raffinement, das sie jetzt befähigt, alles zu erraten, was wir gern hören möchten, und es uns zu sagen, wird ihnen ein paar Tage später gestatten, unsere Lächerlichkeiten zu entdecken und damit einen andern, der sie besucht, zu ergötzen, einen andern, mit dem sie dann gerade einen dieser »musikalischen Momente« genießen, die so kurz sind.

Im Vestibül bat ich einen Lakaien um meine Snowboots, die ich zum Schutz gegen den Schnee, der in leichten, schnell zu Schmutz zerrinnenden Flocken gefallen war, mitgenommen hatte, ohne darauf zu kommen, daß so etwas nicht gerade elegant war; nun fühlte ich durch das verächtliche Lächeln ringsumher eine Beschämung,

die ihren Höhepunkt erreichte, als ich bemerkte, daß Frau von Parma noch nicht fort war und zusah, wie ich meine amerikanischen Gummischuhe anzog. Die Prinzessin näherte sich mir. »Oh! Das ist eine gute Idee,« rief sie, »wie praktisch das ist! Sehr klug von Ihnen. Wir müssen uns so etwas anschaffen«, wandte sie sich dann an ihre Ehrendame, während die Ironie der Lakaien sich in Respekt verwandelte und die Gäste mich umdrängten, um sich zu erkundigen, wo ich diese Wunderdinge gefunden habe. »Damit haben Sie nichts zu fürchten, selbst wenn es wieder schneit und Sie einen weiten Weg haben; so gibts keine schlimme Jahreszeit mehr«, sagte mir die Prinzessin. »Oh! In dieser Hinsicht können Königliche Hoheit sich beruhigen,« unterbrach die Ehrendame mit schlauer Miene, »es wird nicht wieder schneien.« »Was wissen Sie davon«, fragte ärgerlich die vortreffliche Prinzessin von Parma, die außer der Dummheit ihrer Hofdame nichts verdroß. »Ich kann Ihrer Königlichen Hoheit versichern, es kann nicht wieder schneien, das ist materiell unmöglich.« »Weshalb denn?« »Es kann nicht mehr schneien, man hat die nötigen Maßregeln getroffen, man hat Salz gestreut!« Der harmlosen Dame fiel der Zorn der Prinzessin und die Heiterkeit der andern nicht auf; statt zu schweigen, sagte sie, unbeirrt durch meine Proteste gegen die Verwandtschaft mit dem Admiral Jurien de la Gravière, mit anmutigem Lächeln zu mir: »Was kann Ihnen übrigens das bißchen Nässe anhaben? Der junge Herr ist seefest. Gutes Blut läßt sich nicht verleugnen.«

Als Herr von Guermantes die Prinzessin von Parma hinausbegleitet hatte, kam er zu mir, nahm meinen Mantel und sagte: »Ich will Ihnen in Ihre Pelle helfen.« Er lächelte nicht einmal mehr, wenn er so etwas sagte; die gewöhnlichsten Redensarten waren infolge der affektierten Natürlichkeit der Guermantes gerade besonders aristokratisch geworden.

Ekstase, die in Schwermut endet, weil sie künstlich gewesen ist – das sollte nun auch ich, obwohl in ganz anderer Weise erleben als Frau von Guermantes, als ich jetzt ihr Haus verlassen hatte und in dem Wagen saß, der mich zum Hause des Herrn von Charlus fuhr. Wir können uns nach Belieben der einen oder andern von zwei Kräften überlassen: die eine steigt aus uns selbst empor, entströmt unsern tiefen Eindrücken, die andre kommt uns von außen. Die erste bringt in natürlicher Art eine Freude mit sich, die Freude, die das Leben der Schaffenden entbindet. Die andre Strömung, welche

die Bewegtheit der andern Menschen da draußen in uns überzuleiten versucht, ist nicht von Genuß begleitet; aber wir können ihr durch Rückwirkung Genuß beigeben in Form eines Rausches, der so künstlich ist, daß er schnell in Überdruß und Traurigkeit umschlägt; daher das mürrische Gesicht so vieler Weltleute, daher ihre vielen nervösen Zustände, die bis in Selbstmord ausarten können. Im Wagen, der mich zu Herrn von Charlus brachte, fiel ich der zweiten Art Ekstase zur Beute, die sehr verschieden ist von der, in welche uns ein persönlicher Eindruck versetzt, wie ich ihn in andern Wagen gehabt hatte, einmal in Combray in der kleinen Kutsche des Doktors Percepied, aus der ich sah, wie die Kirchtürme von Martinville sich auf die Abenddämmerung malten, und eines Tages in Balbec in der Kalesche von Frau von Villeparisis, als ich die Erinnerung aufzuhellen versuchte, die eine Baumallee in mir hervorrief. In diesem dritten Wagen aber hatte ich ganz anderes vor dem geistigen Auge: die Tischgespräche bei Frau von Guermantes, die mir so langweilig vorgekommen waren, zum Beispiel die Erzählungen des Fürsten Von über den deutschen Kaiser, den General Botha und das englische Heer. Die hatte ich in das innere Stereoskop geschoben, in das wir blicken, sobald wir nicht mehr wir selbst sind, und nur noch eine Gesellschaftsseele besitzen; dann wollen wir unser Leben nur noch von den andern empfangen und geben dem, was sie gesagt und getan haben, Relief. Wie ein Betrunkener, der zärtliche Regungen zu dem Kellner fühlt, der ihn bedient, fühlte ich mich zu meiner Überraschung ergriffen von einem Glück, das ich im Moment des Erlebens doch tatsächlich gar nicht empfunden hatte, dem Glück, zusammen mit einem Manne diniert zu haben, der Wilhelm II. so gut kannte und Anekdoten von ihm zu erzählen wußte, die wahrhaftig recht geistreich waren. Und als mir mit dem Akzent des deutschen Fürsten die Geschichte vom General Botha einfiel, lachte ich laut auf, gerade als wäre dies Lachen, wie mancher Beifall, der innere Bewunderung verstärkt, notwendig, um das Komische der Geschichte zu bekräftigen. Hinter meinen Vergrößerungsgläsern nahmen selbst die Urteile von Frau von Guermantes, die mir töricht vorgekommen waren (zum Beispiel das über Frans Hals, den man von der Trambahn aus hätte sehen müssen), ungewöhnliche Lebendigkeit und Tiefe an. Und ich muß sagen, wenn diese Ekstase auch schnell nachließ, sie war doch nicht ganz sinnlos. Wie wir eines schönen Tages über unsre Bekanntschaft mit einer

Person, die wir sehr verachten, glücklich sein können, weil gerade sie mit einem jungen Mädchen, das wir lieben, befreundet ist – sie kann uns der Geliebten vorstellen und uns so nützlich und angenehm sein, was wir ihr nie zugetraut hätten –, so gibt es keine scheinbar noch so belanglose Unterhaltung, aus der man nicht doch eines Tages Nutzen ziehen könnte. Was Frau von Guermantes mir über Gemälde gesagt hatte, die auch nur von der Trambahn aus zu sehen interessant wäre, war falsch, enthielt aber ein Stück Wahrheit, das mir in der Folge wertvoll wurde.

So waren auch die Verse von Victor Hugo, die sie uns zitiert hatte, allerdings aus einer Zeit, die vor der Epoche lag, in der er mehr wurde als eine neue Erscheinung, in der seine Entwicklung zu einer noch unbekannten, reicher organisierten literarischen Gattung führte. In diesen ersten Dichtungen denkt Victor Hugo noch, anstatt sich wie die Natur damit zu begnügen, zu denken zu geben. »Gedanken« drückt er da noch in der direktesten Form aus, fast in dem Sinne, wie der Herzog das Wort gebrauchte, als er, weil es ihm veraltet und umständlich vorkam, wenn die Besucher seiner großen Feste in Combray ins Schloßalbum hinter ihren Namenszug eine philosophisch-poetische Betrachtung setzten, die Neuangekommenen warnend beschwor: »Ihren Namen, Teuerster, aber keine Gedanken!« Solche »Gedanken« also (in der *Légende des Siècles* gibt es dergleichen fast ebenso wenig wie »Arien« oder »Melodien« in der zweiten wagnerischen Manier) waren es, was Frau von Guermantes an dem frühen Hugo liebte. Aber nicht ganz mit Unrecht. Sie waren rührend, und bereits umbrandeten sie, obwohl die Form noch nicht die Tiefe hatte, zu der sie erst später gelangen sollte, Fülle der Worte und reich gegliederte Reime und unterschieden sie von Versen, wie man sie zum Beispiel bei Corneille entdecken kann, Versen, in denen ein intermittierender verhaltener und darum um so inniger ergreifender Romantismus eben doch noch nicht zu den leiblichen Quellen des Lebens durchgedrungen ist, noch nicht den unbewußten, der Verallgemeinerung zugänglichen Organismus, in welchem die Idee Zuflucht findet, umgewandelt hat. So hatte ich Unrecht, mich bisher auf die Lektüre der letzten Verssammlungen Hugos zu beschränken. Von den ersten war es gewiß nur ein verschwindend kleiner Teil, mit dem Frau von Guermantes ihre Unterhaltung schmückte. Aber gerade wenn man einen isolierten Vers zitiert, verzehnfacht man seine Anziehungskraft. Die, wel-

che beim Diner mein Gedächtnis aufgenommen oder wiedergefunden hatte, zogen nun ihrerseits magnetisch die Stücke an, inmitten derer sie gewohnt waren, sich eingeschlossen zu befinden, und beschworen sie so stark, daß meine elektrisierten Hände nicht länger als achtundvierzig Stunden der Macht widerstehen konnten, die sie zu dem Bande zog, in dem die *Orientales* und die *Chants du Crépuscule* vereinigt waren. Ich fluchte auf Françoises Lakaien, der mein Exemplar der *Feuilles d'Automne* in seine Heimat verschenkt hatte, und schickte ihn, ohne einen Augenblick zu verlieren, ein neues zu kaufen. Ich las die Bände von Anfang bis zu Ende wieder durch und fand erst Ruhe, als ich mit einmal die von Frau von Guermantes zitierten Verse entdeckte, die in dem Lichte, in das sie sie getaucht hatte, mich erwarteten. Aus all diesen Gründen glich mein Gewinn aus den Gesprächen mit der Herzogin Kenntnissen, wie man sie aus einer Schloßbibliothek schöpft, die zwar veraltet, unvollständig, zur Bildung ungeeignet ist und nichts von dem, was wir lieben, enthält, uns aber bisweilen merkwürdige Auskünfte gibt oder gar eine schöne Seite zitiert, die wir nicht kannten, und dann freuen wir uns später in der Erinnerung, daß wir diese Kenntnis unserm Aufenthalt auf einem prachtvollen Herrensitz verdanken. Weil wir dort Balzacs Vorrede zur *Chartreuse* oder unveröffentlichte Briefe Jouberts gefunden haben, fühlen wir uns versucht, den Wert des Lebens, das wir dort geführt, zu überschätzen; der unverhoffte Fund einer Abendstunde läßt uns die galante Leere dieses Lebens vergessen.

Von diesem Standpunkt aus angesehen, offenbarte die vornehme Gesellschaft, nachdem sie im ersten Moment den Erwartungen meiner Phantasie nicht entsprochen hatte und mir erst mehr durch das, was sie mit andern Gesellschaftskreisen gemeinsam hatte als das, was sie von jenen unterschied, aufgefallen war, nach und nach sich mir in ihrer Besonderheit. Die hohen Adligen sind fast die einzigen Menschen, von denen man soviel lernt wie von den Bauern; ihre Unterhaltung ist geschmückt mit allem, was mit dem Land, den Stätten, wie sie ehedem bewohnt waren, und alten Gebräuchen zusammenhängt, lauter Dingen, von denen die Finanzwelt absolut nichts weiß. Nehmen wir an, ein in seinen Ansprüchen und Anschauungen durchaus maßvoller Aristokrat habe sich schließlich ganz in die Zeit gefunden, in der er lebt, – seine Mutter, seine Onkel, seine Großtanten bringen ihn, wenn er an die Kindheit zurück-

denkt, in eine Sphäre, in der ein Leben möglich war, wie es heute fast unbekannt ist. In dem Sterbezimmer eines Toten von heute hätte Frau von Guermantes die Verstöße gegen die Gebräuche nach außen hin zwar nicht merken lassen, aber sofort bemerkt. Es verletzte sie, bei einem Begräbnis Frauen und Männer zusammen zu sehen, da es doch eine besondre Zeremonie gibt, die nur für die Frauen begangen wird. Das Tuch, von dem Bloch zweifellos gemeint hätte, es werde ausschließlich bei Begräbnissen verwendet, weil in den Trauerfeierberichten immer von den Tuchzipfeln gesprochen wird, hatte Herr von Guermantes, wie er sich erinnern konnte, als Kind bei der Trauung des Herrn von Mailly-Nesle über die Vermählten halten sehen. Während Saint-Loup seinen kostbaren »Stammbaum«, alte Porträts der Familie Bouillon, Briefe von Louis XIII verkauft hatte, um sich Bilder von Carrière und »Modern style«-Möbel anzuschaffen, hatten Herr und Frau von Guermantes einem Gefühle nachgegeben, in dem die glühende Liebe zur Kunst vielleicht nur eine geringere Rolle spielte und bei dem sie selber geistig mittelmäßiger blieben, und ihre wunderbaren Boulemöbel behalten, die für einen Künstler denn doch ein viel verführerisches Ensemble bildeten. So wäre auch ein Literat von ihrer Unterhaltung entzückt gewesen; sie bot ihm – ein Hungriger kann keinen Hungrigen brauchen – ein lebendes Lexikon aller Ausdrücke, die täglich mehr in Vergessenheit geraten: »Sankt-Josephs-Krawatten«, »blaue Marien-Kinder« usw., Ausdrücke, wie man sie nur noch bei Menschen findet, die sich zu liebenswürdigen, wohlwollenden Bewahrern des Vergangenen machen. Ihre Gesellschaft ist für einen Schriftsteller viel genußreicher als die anderer Schriftsteller, aber dieser Genuß ist nicht ohne Gefahr, er kann ihn zu dem Glauben verführen, die Dinge der Vergangenheit seien an und für sich reizvoll, und veranlassen, sie so, wie sie sind, in sein Werk zu übernehmen, das dann totgeboren ist, langweilig wirkt – worüber er sich tröstet in dem Gedanken: »Es ist hübsch, weil es wahr ist, die Ausdrücke sind echt«. Bei Frau von Guermantes hatten die aristokratischen Gespräche noch den besondern Reiz, daß sie in vorzüglichem Französisch geführt wurden. Dadurch wurde auch ihre spöttische Heiterkeit über die seltsamen Ausdrücke, die Saint-Loup gebrauchte: »Viatikum« – »kosmisch« – »pythisch« – so wie über seine bei Bing gekauften Möbel gerechtfertigt.

Trotz allem blieben mir die Geschichten, die ich bei Frau von Guer-

mantes gehört hatte – und darin unterschieden sie sich von dem, was ich vor dem Weißdorn gefühlt, an einer »Madeleine« geschmeckt hatte –, wesensfremd. Für einen Augenblick in mich, der nur physisch von ihnen besessen war, eingedrungen, waren sie, hätte man meinen sollen, bei ihrer sozialen, nicht individuellen Natur ungeduldig, mich wieder zu verlassen ... Ich bewegte mich in dem Wagen wie die Seherin auf dem Dreifuß. Ich sah einem neuen Diner entgegen, bei dem ich selbst eine Art Fürst X., eine Art Frau von Guermantes werden und diese Geschichten erzählen könnte. Inzwischen machten sie meine Lippen erbeben, die sie herstammelten, und vergebens versuchte ich meinen Geist, den eine zentrifugale Kraft im Taumel entführte, in meine Gewalt zurückzubekommen. So geschah es, daß ich mit fieberhafter Ungeduld, nicht länger mehr ihre Last allein in einem Wagen tragen zu müssen – in dem ich mir übrigens über die mangelnde Zwiesprache dadurch hinweghalf, daß ich laut redete –, an der Tür des Herrn von Charlus klingelte. Mit langen Monologen, in denen ich mir alles, was ich ihm erzählen wollte, wiederholte, ohne recht zu bedenken, was er mir wohl zu sagen haben könne, verging die Zeit, die ich in einem Salon wartete, den ein Diener mir geöffnet hatte; ich war viel zu aufgeregt, um diesen Salon zu betrachten. Ich hatte nur den einen Wunsch, Herr von Charlus sollte die Berichte anhören, die mir auf der Zunge brannten; qualvoll enttäuschend war der Gedanke, daß der Herr des Hauses vielleicht schon schlief und ich dann heimgehen müßte, meinen Wortrausch zu Hause auszuschlafen. Nun war ich schon fünfundzwanzig Minuten hier, man hatte mich vielleicht vergessen in diesem Salon, von dem ich trotz meines langen Wartens nichts weiter hätte aussagen können, als daß er sehr groß und grün war, und daß ein paar Porträts in ihm hingen. Das Bedürfnis zu sprechen hindert nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, und wenn hier jede Beschreibung der äußeren Umgebung fehlt, so beschreibt das einen inneren Zustand. Schon war ich im Begriff, den Salon zu verlassen, ich wollte versuchen, jemanden zu rufen, und wenn ich niemand finden sollte, meinen Weg in die Vorzimmer zurückfinden und mir öffnen lassen, da, als ich bereits aufgestanden und ein paar Schritt über den Mosaikfußboden gegangen war, trat ein Diener ein und sagte in eifrigem Ton: »Der Herr Baron hat bis jetzt Besprechungen gehabt. Es warten noch mehrere Personen auf ihn. Ich werde mein Möglichstes tun, damit er den Herrn empfange, ich

habe schon zweimal an den Sekretär telephonieren lassen.« »Nein, bemühen Sie sich nicht, ich war verabredet mit dem Herrn Baron, aber es ist schon recht spät, und wenn er heut Abend beschäftigt ist, werde ich ein andres Mal wiederkommen.« »Oh, nein, bitte nicht fortzugehen!« rief der Diener. »Der Herr Baron könnte unzufrieden sein. Ich werde noch einmal versuchen.« Mir fiel ein, was ich von den Dienern des Herrn von Charlus und ihrer Ergebenheit ihrem Herrn gegenüber hatte erzählen hören. Man konnte von ihm zwar nicht gerade wie von dem Prinzen von Conti sagen, er bemühe sich, ebenso sehr dem Diener zu gefallen wie dem Minister, aber er hatte es verstanden, aus der kleinsten Dienstleistung, die er verlangte, eine Art Gunst zu machen, und wenn er abends über seine in respektvoller Entfernung um ihn versammelten Lakaien den Blick streifen ließ und dann sagte: »Coignet, den Leuchter!« oder »Ducret, das Hemd!«, zogen sich die andern murrend vor Neid zurück, vor Neid auf den, welchen der Herr ausgezeichnet hatte. Zwei von ihnen hatten geradezu einen Haß aufeinander und versuchten, einer dem andern die Gunst des Herrn zu entreißen; wenn der Baron sich früher zurückgezogen hatte, kamen sie unter irgendeinem absurden Vorwand hinauf in sein Zimmer, ihm eine Bestellung auszurichten, weil sie hofften, dann für diesen Abend mit der Würde des Leuchterhaltens oder Hemdreichens belehnt zu werden. Richtete er an einen von ihnen in einer Sache, die nicht zum Dienst gehörte, direkt das Wort, oder sagte er gar Winters im Garten zu einem seiner Kutscher, der, wie er wußte, erkältet war, nach Verlauf von zehn Minuten: »Bedecken Sie sich«, so sprachen die andern, neidisch auf die Gnade, die ihm zuteil geworden, vierzehn Tage lang nicht mit ihm. Ich wartete noch zehn Minuten, und dann, nachdem man mich gebeten, nicht zu lang zu bleiben, weil der Herr Baron abgespannt sei und mehrere bedeutende Persönlichkeiten, die seit Tagen mit ihm verabredet waren, schon hatte abweisen lassen müssen, führte man mich zu ihm hinein. Diese Inszenierung rings um Herrn von Charlus hatte in meinen Augen viel weniger Größe als die Einfachheit seines Bruders Guermantes; aber schon war die Tür aufgegangen, und ich bemerkte den Baron in chinesischem Schlafrock mit bloßem Hals auf ein Kanapee ausgestreckt. Zugleich fiel mir ein Zylinder ins Auge, seidenglänzend neben einem Pelz auf einem Stuhl, als ob der Baron eben erst nach Hause gekommen wäre. Der Kammerdiener zog sich zurück. Ich glaubte,

Herr von Charlus werde mir entgegenkommen. Ohne eine Bewegung zu machen, heftete er auf mich unbarmherzig strenge Augen. Ich näherte mich, sagte ihm Guten Tag; er reichte mir nicht die Hand, antwortete mir nicht, forderte mich nicht auf, Platz zu nehmen. Nach einer Weile fragte ich ihn, wie man einen unhöflichen Arzt fragt, ob es nötig sei, daß ich stehen bleibe. Ich tat es ohne böse Absicht, aber der kalte Zorn in seinem Gesicht wurde noch stärker. Ich wußte nebenbei bemerkt noch nicht, daß er auf seinem Landsitz im Schlosse Charlus die Gewohnheit hatte – so sehr liebte er es, den König zu spielen –, nach Tisch im Rauchzimmer in einem Fauteuil sich auszustrecken und seine Gäste um sich herum stehen zu lassen. Den einen bat er um Feuer, dem andern bot er eine Zigarre an und sagte dann nach einer Weile: »Aber, Argencourt, setzen Sie sich doch, nehmen Sie einen Stuhl, mein Lieber etc.« Er hatte sie etwas länger stehen lassen, nur um ihnen zu zeigen, daß man seine Erlaubnis abwarten mußte, um Platz zu nehmen. »Setzen Sie sich in den Louis-XIV-Stuhl«, sagte er jetzt zu mir in gebieterischem Ton, mehr, damit ich mich von ihm entfernen sollte, als um mich zum Platznehmen einzuladen. Ich nahm einen Fauteuil in der Nähe. »Aha! Das nennen Sie einen Louis-XIV-Stuhl! Ich sehe, Sie sind Kenner«, rief er höhnisch. Ich war so verblüfft, daß ich mich nicht rührte, weder um wegzugehn, wie ich es hätte tun sollen, noch um mich wo anders hinzusetzen, wie er es wollte. »Mein Herr,« begann er, jedes Wort abwägend und die unverschämtesten mit einem Doppelpaar Konsonanten anhebend, »die Unterredung, die auf die Bitte einer Person, die nicht genannt zu werden wünscht, Ihnen zu gewähren ich mich herabgelassen habe, wird hinter unsere Beziehungen den Schlußpunkt setzen. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich Besseres erwartet hatte; vielleicht hieße es, dem Sinn der Worte ein wenig Gewalt antun – und das soll man nicht, auch denen gegenüber nicht, die den Wert der Worte nicht verstehen, aus Achtung vor sich selbst soll mans nicht –, wenn ich sage, daß ich für Sie Sympathie gehabt hatte. Immerhin glaube ich, das Wort »Wohlwollen« in einem ausgesprochen gönnerhaften Sinn dürfte nicht über das hinausgehen, was ich empfand und zu bekunden beabsichtigte. Ich hatte Sie gleich bei meiner Rückkehr nach Paris noch in Balbec selbst wissen lassen, daß Sie auf mich zählen könnten.« Ich erinnerte mich an die aggressive Beleidigung, mit der Herr von Charlus sich in Balbec von mir getrennt hatte, und deutete eine ableugnende

Geste an. »Wie?« rief er zornig, und jetzt war sein verzerrtes weißes Gesicht von seinem gewöhnlichen Gesicht tatsächlich so verschieden wie von der gewohnten lachenden Wasserfläche das Meer eines stürmischen Morgens mit seinen tausend Schaum- und Geiferschlangen, »wie? Sie wollen behaupten, daß Sie meine Botschaft – fast war es eine Erklärung –, Sie sollten meiner gedenken, nicht erhalten haben? Womit war denn das Buch, das ich Ihnen zukommen ließ, geschmückt?« »Mit einem sehr hübschen Blumengeflecht«, sagte ich. »Ach?« erwiderte er mit verächtlicher Miene, »die französische Jugend kennt die Meisterwerke unseres Landes schlecht. Was würde man von einem jungen Berliner sagen, der die *Walküre* nicht kennte? Übrigens scheint es, daß Sie Ihre Augen nicht zum Sehen haben; haben Sie mir doch selbst gesagt, Sie hätten vor diesem Meisterwerk zwei Stunden zugebracht. Ich sehe, Sie wissen mit Blumen nicht besser Bescheid als mit Stilen. Keinen Widerspruch, was die Stile betrifft!« – er kreischte vor Wut – »Sie wissen ja nicht einmal, worauf Sie sich setzen. Sie bieten Ihrem Hinterteil eine Directoire-Chauffeuse als Louis-XIV-Bergère an. Nächstens werden Sie den Schoß von Frau von Villeparisis für eine Toilette halten und Gottweiß was daran vornehmen. Gerade so haben Sie auf dem Einband des Buches von Bergotte die *Vergißmeinnicht* vom Schlußstein der Kirche zu Balbec nicht wiedererkannt. Gab es eine Möglichkeit, Ihnen einleuchtender zu sagen: ›Vergessen Sie mich nicht!‹«

Ich sah Herrn von Charlus an. Sein prachtvoller und dabei abstoßender Kopf übertraf fraglos die Köpfe aller seiner Verwandten; er war wie ein gealterter Apollon; aber aus seinem bösen Munde schien olivengrüner galliger Saft fließen zu wollen; seine Intelligenz, das war nicht zu leugnen, überblickte weithin viele Dinge, die dem Herzog von Guermantes immer unbekannt bleiben würden. Aber mochte er seine Haßgefühle mit noch so schönen Worten färben, man fühlte selbst, wenn dabei bald verletzter Stolz, bald enttäuschte Liebe oder ein Groll, Sadismus, Neckerei oder fixe Ideen mit im Spiele waren, dieser Mensch war imstande, zu morden und logisch und mit schönen Worten zu beweisen, daß er recht gehabt habe, es zu tun, und dabei immer noch meilenweit über seinem Bruder, seiner Schwägerin usw. stehe. »Wie in den ›Lanzen‹ von Velasquez«, fuhr er fort, »der Sieger auf den zugeht, der der Geringste ist – und das muß jedes edle Wesen tun –, so habe ich, da ich

alles war und Sie nichts, den ersten Schritt Ihnen entgegen getan. Töricht haben Sie erwidert auf das, was Größe zu nennen, nicht meine Sache ist. Aber ich habe mich nicht entmutigen lassen. Unsere Religion predigt Geduld. Die ich Ihnen gegenüber bewiesen habe, wird mir, hoffe ich, angerechnet werden, auch daß ich nur gelächelt habe zu dem, was man als Unverschämtheit auffassen könnte, wenn es in Ihrem Bereich überhaupt möglich wäre, unverschämt zu sein gegen jemanden, der so hoch über Ihnen steht; nun, das alles, mein Herr, kommt jetzt nicht mehr in Betracht. Ich habe Sie der Probe unterworfen, die der einzige hervorragende Mann unserer Klasse geistvoll die Probe der zu großen Liebenswürdigkeit nennt, die er mit Recht für die allerschrecklichste erklärt, die einzige, die Weizen und Streu scheidet. Ich würde es Ihnen wohl kaum zum Vorwurf machen, daß Sie sich ihr erfolglos unterzogen haben, denn die, welche sie siegreich bestehen, sind recht selten. Zum wenigsten aber, und das ist die Schlußfolgerung, die ich aus den letzten Worten, die wir auf Erden wechseln, zu ziehen gedenke, wünsche ich vor Ihren verleumderischen Erfindungen gesichert zu sein.« Bisher war es mir nicht in den Sinn gekommen, der Zorn des Herrn von Charlus könne durch eine unfreundliche Äußerung veranlaßt worden sein, die man ihm hinterbracht habe; ich befragte mein Gedächtnis; ich hatte zu niemandem über ihn gesprochen. Irgendein boshafter Mensch hatte sich das aus den Fingern gesogen. Ich beteuerte Herrn von Charlus, ich habe absolut nichts über ihn gesagt. »Ich kann nicht annehmen, Sie erzürnt zu haben, weil ich zu Frau von Guermantes gesagt habe, ich sei mit Ihnen liiert.« Er lächelte verächtlich, ließ seine Stimme bis in die höchsten Register steigen, traf ganz gelinde die schrillste gröbste Note und kam dann mit äußerster Langsamkeit und sichtlichem Behagen an den bizarren Klängen, die er auf der absteigenden Tonleiter streifte, in eine natürliche Stimmlage zurück. »Oh, mein Herr, ich finde, Sie schaden sich selber, wenn Sie sich beschuldigen, gesagt zu haben, wir seien liiert. Ich erwarte keine besonders große Exaktheit im Ausdruck von jemandem, der ein Chippendalemöbel leichthin für einen Rokokostuhl halten könnte, aber ich kann mir nicht denken« – jetzt kam mehr und mehr etwas neckisch Liebkosendes in seine Stimme, und um die Lippen spielte schließlich ein charmantes Lächeln – »ich kann mir nicht denken, daß Sie gesagt oder geglaubt haben, wir seien *liiert*! Daß Sie sich gerühmt hätten, mir *vorgestellt* worden zu

sein, *mit mir gesprochen* zu haben, mich flüchtig zu *kennen*, fast ohne Bemühung von Ihrer Seite es so weit gebracht zu haben, eines Tages mein *Schützling* werden zu können, das fände ich ganz natürlich und vernünftig von Ihnen. Bei dem gewaltigen Altersunterschied, der zwischen uns besteht, kann ich, ohne mich lächerlich zu machen, zugeben, diese *Vorstellung*, diese *Gespräche*, dieser kleine Ansatz zu *Beziehungen* waren für Sie – nun, ich kann nicht selbst sagen, eine Ehre, doch zum mindesten ein Vorteil, und Ihre Torheit bestand nicht darin, daß Sie die Sache unter die Leute gebracht haben, sondern daß Sie nicht verstanden, diesen Vorteil sich zu erhalten. Ich möchte noch hinzufügen« – für einen Augenblick ging seine Stimme von hochmütigem Zorn zu sanfter Schwermut über, und ich meinte schon, er werde anfangen zu weinen –, »als Sie den Vorschlag, den ich Ihnen in Paris machte, unbeantwortet ließen, kam mir das so unglaublich vor von Ihrer Seite, der Sie mir doch wohlerzogen erschienen und aus guter *bürgerlicher* Familie (bei dem Adjektiv bürgerlich pfiff ein wenig Frechheit durch seine Stimme), daß ich naiv an all das Zeug zu glauben geneigt war, das nie vorkommt, verlorene Briefe, irrtümliche Adresse usw. Ich gebe zu, das war meinerseits eine große Naivität, aber wollte nicht Sankt Bonaventura lieber glauben, daß ein Stier stehlen denn daß sein Bruder lügen könne? Nun, das alles ist vorbei, die Sache hat Ihnen nicht gefallen, es ist nicht mehr die Rede davon. Nur will mir scheinen, Sie hätten (jetzt waren wirklich Tränen in seiner Stimme), und wäre es auch nur in Anbetracht meines Alters, mir schreiben können. Ich hatte für Sie ungewöhnlich Verlockendes im Sinn, wovon ich mich wohl gehütet habe, Ihnen zu sprechen. Sie haben vorgezogen abzulehnen, ohne etwas zu wissen; das ist Ihre Sache. Aber wie ich Ihnen sagte, man kann doch schreiben. Ich an Ihrer Stelle, und selbst an meiner, hätte es getan. Deshalb ist mir meine lieber als Ihre, ich sage deshalb, denn ich glaube, es ist gleich, wo man steht, und ich habe mehr Sympathie für einen intelligenten Arbeiter als für so manchen Herzog. Dennoch kann ich sagen, ich ziehe meine Lage vor, denn was Sie getan haben, hätte ich, glaube ich, in meinem ganzen Leben, das nachgerade lang zu werden beginnt, nie getan« (sein Gesicht war ins Dunkle gekehrt, ich konnte nicht sehen, ob ihm Tränen aus den Augen kamen, wie seine Stimme es vermuten ließ). »Ich sagte Ihnen, ich bin Ihnen hundert Schritt entgegengekommen, der Erfolg war, daß Sie zweihundert zurückwichen. Jetzt

ist es an mir, mich zu entfernen, von jetzt an werden wir uns nicht mehr kennen. Ich werde Ihren Namen vergessen, aber nicht Ihren Fall, auf daß an Tagen, da ich mich versucht fühle anzunehmen, die Menschen haben Herz, Höflichkeit oder auch nur Einsicht genug, um eine Chance, die nicht wiederkehrt, sich nicht entgehen zu lassen, – auf daß ich an solchen Tagen mir vergegenwärtige, daß ich sie damit zu hoch einschätze. Nein, daß Sie gesagt haben, Sie kennten mich, als das noch der Wahrheit entsprach – denn jetzt wird es bald nicht mehr wahr sein –, das kann ich nur natürlich finden und nehme es als Huldigung und somit als angenehm hin. Leider aber haben Sie anderweitig und unter andern Umständen sich ganz anders vernehmen lassen.« »Herr Baron, ich schwöre Ihnen, ich habe nichts gesagt, was Sie verletzen konnte.« »Wer sagt Ihnen, daß ich mich verletzt fühle?« rief er wütend und richtete sich mit heftigem Ruck auf der Chaiselongue empor, auf der er bisher unbeweglich liegen geblieben war, und während fahle geifernde Schlangen in seinem Gesicht sich wanden, wurde seine Stimme abwechselnd schrill und schwer wie Sturm, der bald dumpf vergrollt bald neu losbricht. (Die Stärke seiner gewöhnlichen Stimme, bei deren Ton sich schon auf der Straße Unbekannte umdrehten, hatte sich verhundertfacht, wie ein *forte*, das statt auf dem Klavier im Orchester gespielt wird und obendrein in ein *fortissimo* übergeht. Herr von Charlus heulte.) »Meinen Sie, es stände in Ihrem Machtbereich, mich zu beleidigen? Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie sprechen? Glauben Sie, der giftige Speichel von fünfhundert Männerchen Ihrer Sippschaft, wenn sie sich einer auf den andern hocken, könne auch nur bis zu meinen erlauchten Zehen spritzen?« Schon seit einer Weile war mein Wunsch, Herrn von Charlus zu überzeugen, ich habe nie etwas Schlechtes von ihm gesagt oder gehört, verdrängt durch eine tolle Wut auf seine Worte, die, wie ich meinte, einzig und allein sein ungeheurer Hochmut ihm eingab. Sie mochten übrigens wenigstens zum Teil von diesem Hochmut herrühren. Fast alles andre kam aus einem Gefühl, das ich noch nicht kannte, und so war es nicht meine Schuld, wenn ich es nicht in Anschlag brachte. Wäre mir in den Sinn gekommen, was Frau von Guermantes mir gesagt hatte, ich hätte zum mindesten, statt dieses mir unbekannten Gefühls, seinem Hochmut ein wenig Wahnsinn beimessen können. Aber in diesem Augenblick lag mir der Gedanke an Wahnsinn ganz fern. In ihm war, so meinte ich, nur Hochmut, in mir war nur Wut. Und gerade

in dem Augenblick, als Herr von Charlus aufhörte zu brüllen, um majestätisch und zugleich mit einer Grimasse, die Ekel auf seine obskuren Verleumder spie, von seinen erlauchten Zehen zu sprechen, konnte sich meine Wut nicht länger bezähmen. Impulsiv mußte ich auf irgendetwas losschlagen, ein Rest Zurechnungsfähigkeit ließ mich den so bedeutend älteren Mann und dann auch, wegen ihrer Würde als Kunstgegenstände, die deutschen Porzellanfiguren, die rings um ihn standen, respektieren, ich stürzte mich auf den neuen Zylinder des Barons, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen, packte wild an, ihn ganz zu zerfetzen, zerrte das Futter heraus, riß die Krone entzwei, ohne auf Herrn von Charlus' weiteres anhaltendes Zetern zu hören, dann durchquerte ich das Zimmer, um wegzugehn, und öffnete die Tür. Da standen rechts und links zu meiner großen Verblüffung zwei Lakaien, die sich alsbald langsam entfernten, um sich den Anschein zu geben, als wären sie da nur im Dienst vorübergekommen. (Ich habe später ihre Namen erfahren, der eine hieß Burnier, der andre Charmel.) Nicht einen Augenblick ließ ich mich durch ihre nachlässige Haltung täuschen. Die Erklärung, die sie nahelegte, war unwahrscheinlich; drei andre schienen wahrscheinlicher; der eine: der Baron empfing bisweilen Gäste, gegen die er Beistand nötig haben konnte (aber weshalb?), und hielt es für erforderlich, einen Hilfsposten in der Nähe zu haben. Die zweite: die Lakaien waren aus Neugier horchen gekommen und hatten nicht erwartet, daß ich so schnell fortgehen würde. Die dritte: die ganze Szene, die Herr von Charlus mir gemacht hatte, war vorbereitet und gespielt, er hatte selbst die Lakaien aufgefordert zu horchen, er liebte das Schauspiel und wollte ihnen zugleich ein »nunc erudimini« geben, das jedem von Nutzen sein könnte.

Mein Zorn hatte den des Barons nicht beschwichtigt, mein Fortgehn aus dem Zimmer schien ihm sehr schmerzlich zu sein, er rief mich zurück, ließ mich zurückrufen, vergaß schließlich, daß er eben noch von seinen »erlauchten Zehen« gesprochen und mich damit zum Zeugen seiner eignen Vergöttlichung zu machen geglaubt hatte, eilig kam er mir nachgelaufen, holte mich im Vestibül ein und vertrat mir den Weg zur Tür. »So seien Sie doch nicht kindisch,« sagte er, »kommen Sie für eine Minute wieder herein; wer sein Kind liebt, züchtigt es, und habe ich Sie sehr gezüchtigt, so liebe ich Sie eben sehr.« Mein Zorn war vergangen, ich beachtete das Wort »züchtigen« weiter nicht und folgte dem Baron, der einen Lakaien

rief und, ohne sich zu genieren, die Trümmer des zerfetzten Hutes wegbringen ließ, den man durch einen andern ersetzte. »Wenn Sie mir sagen wollen, Herr Baron,« sagte ich zu Herrn von Charlus, »wer mich so perfid verleumdet hat, so bleibe ich, seinen Namen zu erfahren und ihn Lügen zu strafen.« »Wer? Das wissen Sie nicht? Behalten Sie nicht im Gedächtnis, was Sie sagen? Meinen Sie, die Personen, die mir den Dienst leisten, mich über dergleichen zu benachrichtigen, bitten nicht zunächst um Wahrung des Geheimnisses? Und glauben Sie, ich werde es nicht wahren, wenn ich es versprochen habe?« »Es ist also ausgeschlossen, daß Sie es mir sagen?« fragte ich und suchte noch ein letztes Mal in meinem Gedächtnis – aber umsonst –, mit wem ich von Herrn von Charlus gesprochen haben könnte. »Haben Sie denn nicht gehört, daß ich dem Betreffenden Verschwiegenheit versprochen habe?« rief er mit gellender Stimme. »Ich sehe, Sie haben wie an schändlichem Geschwätz, auch an unnützer Beharrlichkeit Ihr Vergnügen. Sie sollten doch wenigstens soviel Einsicht haben, die Gelegenheit einer letzten Unterredung zu nutzen, um etwas vorzubringen, was nicht ganz nichtig ist.« »Mein Herr,« sagte ich und ging zur Tür, »Sie beschimpfen mich, ich bin wehrlos, weil Sie mehrere Mal so alt sind als ich, die Partie ist ungleich; andrerseits kann ich Sie nicht überzeugen, ich habe Ihnen geschworen, daß ich nichts gesagt habe.« »Dann lüge ich also!« rief er mit schrecklicher Stimme und war mit einem Satz zwei Schritte vor mir. »Man hat Sie belogen.« Jetzt wurde seine Stimme sanft, innig, melancholisch, wie wenn in Sinfonien, die ohne Pause zwischen den einzelnen Sätzen gespielt werden, ein graziöses liebenswürdiges idyllisches Scherzo auf die Donnerschläge des ersten Satzes folgt. »Das ist sehr gut möglich. Im Prinzip ist ein hinterbrachter Ausspruch selten wahr. Es ist Ihre Schuld, wenn Sie die Gelegenheiten, mich zu sehen, die ich Ihnen bot, nicht wahrgenommen haben, um mir durch offne Worte des täglichen Gesprächs, die Vertrauen erwecken, das einzige unfehlbare Schutzmittel zu liefern gegen eine Äußerung, die Sie als heimtückisch hinstellte. Jedenfalls, ob wahr oder falsch, diese Äußerung hat ihre Wirkung getan. Ich kann mich von dem Eindruck, den sie in mir hervorgerufen hat, nicht freimachen. Ich kann nicht einmal sagen: wer sein Kind liebt, züchtigt es, denn ich habe Sie wohl gezüchtigt, aber ich liebe Sie nicht mehr.« Bei diesen Worten aber hatte er mich genötigt, mich wieder zu setzen, und hatte geklingelt. Ein andrer

Lakai trat ein. »Bringen Sie zu trinken und lassen Sie das Coupé anspannen.« Ich sagte, ich habe keinen Durst, es sei recht spät und ich habe selbst einen Wagen draußen. »Den wird man wohl bezahlt und weggeschickt haben,« sagte er, »sorgen Sie sich nicht darum. Ich lasse anspannen, man wird Sie nach Hause bringen ... Falls Sie fürchten, es sei zu spät ... ich hätte Ihnen hier ein Zimmer geben können ...« Ich sagte, meine Mutter würde sich beunruhigen. »Nun ja, wahr oder falsch, die Äußerung hat ihre Wirkung getan. Meine ein wenig vorzeitige Sympathie hatte zu früh geblüht; wie jene Apfelbäume, von denen Sie poetisch in Balbec sprachen, hat sie dem ersten Frost nicht standhalten können.« Wäre seine Sympathie für mich nicht zerstört worden, Herr von Charlus hätte sich gleichwohl nicht anders benehmen können, als er tat: während er mir sagte, wir seien entzweit, ließ er mich bleiben, trinken, bat mich, hier zu übernachten, wollte mich nach Hause fahren lassen. Es sah sogar aus, als fürchte er sich vor dem Augenblick, an dem er mich verlassen und allein bleiben werde; es war dieselbe etwas beklommene Angst, wie sie seine Schwägerin und Kusine Guermantes vor einer Stunde mir empfunden zu haben schien, als sie mich hatte nötigen wollen, noch ein wenig zu bleiben, auch eine Art flüchtiges Gefallen an mir bekundete und sich bemühte, den Augenblick hinzuziehn. »Leider«, fuhr er fort, »habe ich nicht die Gabe, wieder aufblühen zu lassen, was einmal vernichtet ist. Meine Sympathie für Sie ist ganz hin. Nichts kann sie auferwecken. Ich glaube, es ist meiner nicht unwürdig zu bekennen, daß ich das bedaure. Ich komme mir immer ein wenig vor wie der Boas von Victor Hugo: ›Verwitwet und allein und Abend über mir.‹«

Ich durchschritt mit ihm wieder den großen grünen Salon. Ich sagte leichthin, ich fände ihn sehr schön. »Nicht wahr,« antwortete er, »man muß doch etwas lieben. Die Täfelung ist von Bagard. Und das Hübsche daran, sehen Sie, ist, daß sie eigens für die Beauvaissessel und für die Konsolen gemacht ist. Wie Sie bemerken, wiederholt sich auf ihr dasselbe dekorative Motiv wie auf diesen. Es gab nur zwei Wohnstätten, wo das ebenso war: der Louvre und das Haus des Herrn von Hinnisdal. Aber natürlich, als ich mich in dieser Straße niederlassen wollte, fand sich gleich ein altes Palais Chimay, das niemals jemand gesehen hatte, da es nur für mich hergekommen ist. Im großen ganzen ist es gut. Es könnte vielleicht besser sein, aber schließlich ist es nicht übel. Nicht wahr, da sind hübsche Sa-

chen: das Porträt meiner Oheime, des Königs von Polen und des Königs von England, von Mignard. Aber was erzähle ich Ihnen da, Sie wissen es so gut wie ich, da Sie in diesem Salon gewartet haben. Nein? So! Dann hat man Sie in den blauen Salon geführt.« Das Gesicht, das er zu diesen Worten machte, sollte Hohn über meinen Mangel an Wißbegier oder persönliche Erhabenheit ausdrücken, die ihn abhielt, sich darum zu kümmern, wo man mich warten ließ. »Dort in dem Kabinett sind alle Hüte, die Mademoiselle Elisabeth, die Fürstin von Lamballe und die Königin getragen haben. Das interessiert Sie nicht, man sollte meinen, Sie sehen nicht. Vielleicht ist bei Ihnen der Sehnerv erkrankt. Wenn Sie mehr diese Art Schönheit lieben, hier ist ein Regenbogen von Turner; dort zwischen den beiden Rembrandt hebt er an zu leuchten zum Zeichen unsrer Versöhnung. Hören Sie: Beethoven schließt sich ihm an.« In der Tat erklangen die ersten Akkorde des letzten Satzes der Pastorale »*Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm*«, nicht weit von uns, vermutlich im ersten Stock gespielt. Naiv fragte ich, wie es käme, daß man das spiele, und wer die Musiker seien. »Ja, das weiß man nicht. Man weiß nie. Es ist unsichtbare Musik. Hübsch, nicht wahr?« Sein Ton war leicht impertinent, erinnerte aber etwas an Swanns Akzent und ließ auf dessen Einfluß schließen. »Aber daraus machen Sie sich nichts. Sie wollen nach Hause auf die Gefahr hin, Beethoven und mir gegenüber es an Respekt fehlen zu lassen. Sie sprechen sich selber Gericht und Verdammung«, fügte er in innig traurigem Ton hinzu, als es für mich Zeit wurde zu gehn. »Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Sie nicht hinunterbegleite, wie es die gute Lebensart eigentlich von mir verlangt. Da ich aber wünsche, Sie nicht wiederzusehn, liegt mir wenig daran, noch fünf Minuten länger mit Ihnen zusammen zu sein. Aber ich bin müde und habe viel zu tun. Allein ...« – er bemerkte, daß schönes Wetter war – »ich will doch ausfahren. Es ist herrlicher Mondschein, den will ich mir im Bois ansehen, nachdem ich Sie nach Hause gebracht habe. Aber Sie können sich nicht ordentlich rasieren; selbst an einem Abend, an dem Sie zum Diner eingeladen sind, lassen Sie ein paar Haare stehn.« Er faßte nach meinem Kinn mit zwei Fingern, die sozusagen magnetisiert waren und, nachdem sie einen Augenblick widerstanden hatten, bis zu meinen Ohren hinaufglitten wie die Finger eines Friseurs. »Ach, es wäre angenehm, diesen ›blauen Mondschein‹ im Bois mit jemandem wie Sie anzuschaun«, sagte er plötzlich mit halb unab-

sichtlicher Weichheit und dann mit trauriger Miene: »Denn Sie sind doch nett, Sie könnten netter sein als alle andern« – väterlich berührte er mir die Schulter – »früher, muß ich gestehn, fand ich Sie recht unbedeutend.« Ich hätte glauben sollen, daß er mich auch jetzt so fand. Ich brauchte nur an die Wut zu denken, mit der er vor kaum einer halben Stunde zu mir gesprochen hatte. Trotzdem hatte ich den Eindruck, daß er in diesem Augenblick aufrichtig war; sein gutes Herz schien mir über das, was ich als einen fast irrsinnigen Zustand von Empfindlichkeit und Hochmut ansah, das Übergewicht zu bekommen. Der Wagen stand vor uns, und er zog das Gespräch immer noch in die Länge. »Also steigen Sie ein,« sagte er dann mit einmal, »in fünf Minuten werden wir bei Ihnen sein. Und ich werde Ihnen ein Lebewohl sagen, mit dem unsre Beziehungen jäh und für immer abbrechen. Da wir uns auf alle Zeit trennen müssen, ist es besser, wir tun es musikalisch mit einem vollkommenen Akkord.« Trotz der feierlichen Versicherungen, wir würden uns nie wiedersehen, hätte ich schwören mögen, Herrn von Charlus sei es peinlich, sich vorhin sehr vergessen zu haben, er fürchte, mir weh getan zu haben, und würde gar nichts dagegen haben, mich noch einmal wiederzusehn. Ich täuschte mich nicht, denn nach einer Weile sagte er: »Richtig! Ich habe ja die Hauptsache vergessen. Zum Andenken an Ihre Frau Großmutter habe ich eine interessante Ausgabe der Briefe von Frau von Sévigné binden lassen. So wird diese Zusammenkunft denn doch unsre letzte nicht sein. Man muß sich trösten mit dem Gedanken, daß komplizierte Angelegenheiten sich selten in einem Tage erledigen lassen. Bedenken Sie, wie lange der Wiener Kongreß gedauert hat.« »Aber ich könnte das Buch ja abholen lassen, ohne Sie zu stören«, sagte ich verbindlich. »Wollen Sie wohl schweigen, törichtes Kind«, erwiderte er zornig, »und sich nicht das groteske Ansehn geben, als achteten Sie die Ehre gering, wahrscheinlich (ich sage nicht: bestimmt, denn vielleicht wird Ihnen ein Lakai die Bände übergeben) noch einmal von mir empfangen zu werden.« Er beruhigte sich wieder. »Nun, mit solchen Worten will ich Sie nicht verlassen. Keine Dissonanz vor dem ewigen Schweigen des Dominantakkords.« Er fürchtete wohl für seine eigenen Nerven ein Alleinsein gleich nach scharfen feindlichen Abschiedsworten. »Sie wollten also nicht bis zum Bois mitkommen«, sagte er, nicht fragend, sondern bestätigend. Diesen Tonfall wählte er, wie mir schien, nicht weil er es mir nicht anbieten wollte, son-

dern weil er für seine Eitelkeit eine Ablehnung fürchtete. »Nun ja« – er zögerte immer noch – »es ist der Augenblick, in dem, wie Whistler sagt, die Bürger nach Hause gehn (er wollte mich vielleicht bei meiner Eitelkeit fassen), der Augenblick, da es lohnt, die Augen aufzutun. Aber Sie wissen nicht einmal, wer Whistler ist.« Ich wechselte das Thema und fragte ihn, ob die Fürstin Jena eine intelligente Frau sei. Herr von Charlus schnitt mir das Wort ab und sagte im verächtlichsten Ton, den ich je von ihm gehört hatte: »Oh! Mein Herr, Sie spielen da auf Benennungen einer Rangeinteilung an, mit der ich nichts zu schaffen habe. Es mag ja eine Aristokratie bei den Einwohnern von Tahiti geben, aber ich gestehe, daß ich sie nicht kenne. Der Name, den Sie soeben aussprachen, ist aber seltsamerweise vor einigen Tagen mir zu Ohren gekommen. Man fragte mich, ob ich geneigt sei, mir den jungen Herzog von Guastalla vorstellen zu lassen. Das Anliegen nahm mich wunder, denn der Herzog von Guastalla hat es nicht nötig, sich mir vorstellen zu lassen aus dem einfachen Grunde, weil er mein Vetter ist und mich von jeher kennt; er ist der Sohn der Prinzessin von Parma und als wohlerzogener junger Verwandter versäumt er nie, mir am Neujahrstage seine Aufwartung zu machen. Aber, als ich mich dann näher erkundigte, handelte es sich gar nicht um meinen Verwandten, sondern um den Sohn der Person, die Sie interessiert. Da es eine Fürstin dieses Namens nicht gibt, habe ich angenommen, es handle sich um ein armes Geschöpf, das unter dem Pont de Jena sein Lager aufgeschlagen und romantisch den Titel einer Fürstin von Jena angenommen habe, wie man sagt die Pantherkatze von Batignolles oder der Stahlkönig. Aber nein, es handelte sich um eine reiche Person, von der ich auf einer Ausstellung sehr schöne Möbel bewundert hatte, Möbel, die übrigens im Gegensatz zum Namen ihrer Besitzerin echt waren. Der angebliche Herzog von Guastalla mochte dann wohl der Wechselmakler meines Sekretärs sein, mit Geld kann man sich ja viel verschaffen. Aber nein: der Kaiser, so scheint es, hat es sich einfallen lassen, diesen Leuten einen Titel zu geben, der durchaus nicht zur Verfügung stand. Das ist vielleicht ein Beweis von Macht oder Unwissenheit oder Bosheit, vor allem spielte er damit, finde ich, diesen unfreiwilligen Usurpatoren einen schlechten Streich. Nun ich kann Ihnen darüber weiter keine Aufklärung geben, meine Kompetenz beschränkt sich auf das Faubourg Saint-Germain, wo Sie unter den vielen Courvoisier und Gallardon,

wenn Sie jemand finden, der Sie einführt, alte Greuel direkt aus Balzac finden können, die Ihnen Spaß machen werden. Natürlich hat das alles nichts zu tun mit dem Prestige, das die Fürstin Guermantes umgibt, aber ohne mich und mein Sesam ist ihre Stätte unzugänglich.« »Ist es wirklich sehr schön, Herr Baron, im Haus der Fürstin Guermantes?« »Nicht sehr schön, sondern das Schönste, was es gibt; nach der Fürstin selbst wohlverstanden.« »Ist die Fürstin Guermantes der Herzogin von Guermantes überlegen?« »Oh! Sie lassen sich gar nicht vergleichen.« (Bemerkenswert ist, daß die Leute der vornehmen Gesellschaft, wenn sie etwas Phantasie haben, je nach ihren Sympathien oder Feindschaften die, deren Stellung ganz fest und gesichert schien, krönen oder entthronen.)
»Die Herzogin von Guermantes« (daß er nicht einfach Oriane sagte, sollte wohl ihre Distanz zu mir markieren) »ist entzückend und steht viel höher als Sie ahnen können. Aber sie ist nicht mit gleichen Maßen zu messen wie ihre Kusine. Diese ist genau das, was sich die Leute von den Markthallen unter einer Fürstin Metternich vorstellen könnten, aber die Metternich glaubte Wagner lanciert zu haben, weil sie Victor Maurel kannte. Die Fürstin Guermantes oder vielmehr ihre Mutter hat den richtigen gekannt. Das ist wohl ein Prestige! Ohne von der unsagbaren Schönheit dieser Frau zu sprechen ... Allein schon die Esther-Gärten!« »Kann man die nicht besuchen?« »Aber nein, man müßte eingeladen sein, doch wird nie jemand eingeladen, wenn ich nicht vermittle.« Kaum ausgeworfen, zog er den Köder dieses Anerbietens wieder zurück und reichte mir die Hand, denn wir waren bei meiner Wohnung angekommen. »Meine Rolle ist zu Ende, mein Herr; ich will nur noch einige Worte hinzufügen. Ein andrer wird Ihnen vielleicht eines Tages seine Sympathie anbieten, wie ich es getan habe. Möge das gegenwärtige Beispiel Ihnen zur Lehre dienen. Lassen Sie es nicht unbeachtet. Eine Sympathie ist immer etwas Wertvolles. Was man im Leben nicht allein vermag, weil es Dinge gibt, die man von sich aus weder verlangen noch tun, noch wollen, noch lernen kann, das kann man zu mehreren, ohne daß man dreizehn zu sein braucht wie in Balzacs Roman, noch vier wie in den *Drei Musketieren*. Adieu.«
Er mochte wohl müde sein und den Gedanken an die Mondscheinpromenade aufgegeben haben, denn er bat mich, dem Kutscher zu sagen, er solle umkehren. Gleich danach machte er eine jähe Bewegung, als wolle er das Gesagte zurücknehmen. Aber ich hatte schon

den Befehl ausgerichtet, und um mich nicht noch mehr zu verspäten, ging ich an meine Tür und läutete, ohne weiter daran zu denken, daß ich Herrn von Charlus über den deutschen Kaiser und den General Botha Dinge sagen wollte, von denen ich doch vorhin noch wie besessen war, die aber sein unerwartet niederschmetternder Empfang weit von mir weggeweht hatte.

Zu Hause sah ich auf meinem Schreibtisch einen Brief, den Françoises junger Lakai an einen seiner Freunde geschrieben und dort liegen gelassen hatte. Seit meine Mutter fort war, schreckte er vor keiner Rücksichtslosigkeit zurück; ich machte mich einer noch größeren schuldig als er und las den Brief, der ohne Umschlag ganz offen dalag und – das war meine einzige Entschuldigung – sich mir darzubieten schien.

Lieber Freund und Vetter,

Ich hoffe, mit der Gesundheit geht es noch immer gut und ebenso der ganzen kleinen Familie, besonders meinem jungen Patenkind Joseph, den noch nicht zu kennen das Vergnügen habe, aber euch allen vorziehe, indem daß er mein Patenkind ist, des Herzens Heiligtum muß auch zu Asche werden, die heilgen Reste, tastet sie nicht an. Übrigens, lieber Freund und Vetter, wer sagt Dir, daß Du und Deine liebe Frau, mein liebe Base Marie, nicht morgen schon alle beide auf den Grund des Meeres geschleudert werdet, wie der Matrose, der oben am Hauptmast hängt, denn dies Leben ist ein Tal der Tränen. Lieber Freund, ich muß Dir sagen, daß meine Hauptbeschäftigung jetzt, da wirst Du gewiß staunen, die Poesie ist, die ich mit Wonne liebe, denn man muß doch die Zeit vertreiben. Also lieber Freund sei nicht zu verwundert, wenn ich noch nicht auf Deinen letzten Brief geschrieben habe, und kannst Du nicht verzeihn, so kannst Du doch vergessen. Wie Du weißt, ist die Mutter unserer gnädigen Frau mit unaussprechlichen Schmerzen verschieden, die sie sehr mitgenommen haben, denn sie hat sogar drei Ärzte kommen lassen. Der Tag ihres Begräbnisses war ein schöner Tag, denn alle Bekannten unseres Herrn waren in Haufen gekommen sowie mehrere Minister. Man hat über zwei Stunden bis zum Friedhof gebraucht, da werdet ihr in eurem Dorfe große Augen machen, denn bei der alten Michu wirds nicht so lange dauern. Mein Leben wird nur noch ein langes Schluchzen sein. Ich amüsiere mich mäch-

tig mit dem Motorrad, das ich letzthin gelernt habe. Was würdet ihr wohl sagen, liebe Freunde, wenn ich so in voller Fahrt in les Ecorres ankäme. Aber darüber will ich nicht länger schweigen, denn ich fühle, des großen Leides Rausch hat ihm den Sinn geraubt. Ich verkehre mit der Herzogin von Guermantes, Leute, wo Du noch nicht einmal den Namen gehört hast in unserer ungebildeten Gegend. Daher werde ich Dir mit Vergnügen die Bücher von Racine und Victor Hugo, eine Auswahl von Chenedollé und Alfred de Musset schicken, denn ich möchte die Gegend, die mir das Licht der Welt geschenkt hat, von der Unwissenheit heilen, die notwendig zum Verbrechen führt. Ich weiß Dir sonst nichts Neues zu schreiben und sende Dir wie der Pelikan erschöpft von langer Reise die schönsten Grüße wie auch Deiner Frau, meinem Patenkind und Deiner Schwester Rose. Möge man von ihr nicht sagen können: »Und diese Rose lebte nur, solange Rosen leben«, wie Victor Hugo sagt, Sonett von Arvers, Alfred de Musset und all die großen Geister, die man deshalb auf den Flammen des Scheiterhaufens hat sterben lassen wie Jeanne d'Arc. Bald auf deine nächsten Zeilen hoffend, empfange meine Küsse wie von einem Bruder.

Périgot (Joseph).

Wir fühlen uns von jedem Leben angezogen, das uns etwas Unbekanntes vor Augen stellt: da gibt es eine letzte Illusion zu zerstören. Gleichwohl bieten die geheimnisvollen Worte, mit denen Herr von Charlus mich dahingebracht hatte, mir die Fürstin Guermantes als ein außergewöhnliches, von allem, was ich kannte, verschiedenes Wesen vorzustellen, keine hinreichende Erklärung für die Bestürzung und bald darauf die Furcht, in die ich geriet – Furcht, ich sei das Opfer eines schlechten Scherzes, den sich jemand mit mir machte, damit man mich in einem Haus, in das ich ungeladen käme, vor die Tür setze –, als ich ungefähr zwei Monate nach dem Diner bei der Herzogin, während diese in Cannes war, einen Briefumschlag öffnete, der nach nichts Ungewöhnlichem aussah und darin auf einer Karte die gedruckten Worte las: »Die Fürstin Guermantes, geborene Herzogin in Bayern, empfängt am ***«. Bei der Fürstin Guermantes eingeladen zu werden, war nun wohl vom gesellschaftlichen Standpunkt vielleicht nicht schwieriger als bei der Herzogin zu dinieren, und meine schwachen heraldischen Kenntnisse reichten hin, um zu wissen, daß der Titel Fürst nichts Höheres ist

als der Titel Herzog. Sodann sagte ich mir, das geistige Wesen einer großen Dame kann nicht dem ihrer Standesgenossen gegenüber von so heterogener Art sein, wie Herr von Charlus es behauptete, auch nicht einer andern Frau gegenüber. Aber meine Phantasie arbeitete wie Elstir, wenn er, um einen perspektivischen Eindruck wiederzugeben, von den physikalischen Kenntnissen, die er sonst besitzen mochte, ganz absah; sie malte mir, nicht, was ich wußte, sondern, was sie sah; was sie sah: das heißt, was ihr der Name zeigte. Wie eine Note, eine Farbe, eine Quantität durch ein mathematisches oder ästhetisches »Vorzeichen«, das sie bestimmt, von den umgebenden Worten sich unterscheidet, so hatte der Name Guermantes mit dem Titel Fürstin davor auch, als ich die Herzogin von Guermantes noch nicht kannte, immer eine ganz andere Vorstellung in mir wachgerufen. Dieser Titel bringt einen ganz in das Bereich der Memoiren aus der Zeit von Louis XIII und Louis XIV, des englischen Hofes, der Königin von Schottland und der Herzogin von Aumale, und ich stellte mir im Haus der Fürstin Guermantes als Gäste mehr oder weniger die Herzogin von Longueville und den großen Condé vor, Leute, deren Gegenwart es recht unwahrscheinlich machte, daß ich je in diesen Salon eindringe.

Vieles, was Herr von Charlus mir gesagt, hatte meine Phantasie kräftig aufgepeitscht, sie vergessen lassen, wie sehr bei der Herzogin von Guermantes die Wirklichkeit sie enttäuscht hatte (mit Personennamen geht es wie mit Ortsnamen), und sie auf Orianes Kusine eingestellt. Übrigens täuschte Herr von Charlus mich nur darum eine Zeit lang über den vermeintlichen Wert und die Charaktermannigfaltigkeit der Weltleute, weil er sich selber über sie täuschte. Das lag vielleicht daran, daß er nichts tat, weder schrieb noch malte, nicht einmal ernst und gründlich las. Dennoch war er den Weltleuten entschieden überlegen, und wenn er auch den Stoff seiner Konversation ihnen und dem Schauspiel, das sie boten, entnahm, wurde er deshalb von ihnen doch nicht verstanden. Da er als Künstler sprach, konnte er höchstens den trügerischen Charme der Weltleute haben. Und das auch nur für Künstler, für die er dieselbe Rolle hätte spielen können wie das Rentier für die Eskimos; dies wertvolle Tier reißt nämlich an den Felsen der Eiswüste Flechten und Moose für sie ab, die sie weder finden noch verwerten könnten; wenn aber das Rentier sie verdaut hat, werden sie für die Bewohner des äußersten Nordens zu assimilierbarer Nahrung.

Hinzufügen möchte ich, daß die Bilder, die Herr von Charlus von der Gesellschaft entwarf, durch die Mischung von wildem Haß und frommer Sympathie sehr belebt wurden. Sein Haß richtete sich vor allem gegen die jungen Männer, seine Verehrung galt vorwiegend gewissen Frauen.

War unter diesen die Fürstin Guermantes von Herrn von Charlus auf den höchsten Thron gesetzt worden, so genügten seine geheimnisvollen Worte vom »unzugänglichen Palast Aladins«, den seine Kusine bewohnte, doch nicht, um meine Bestürzung zu erklären.

Trotz allem, was bei diesen künstlichen Vergrößerungen auf verschiedene subjektive Gesichtspunkte zurückgeht, von denen ich zu sprechen haben werde, besteht doch eine gewisse objektive Realität in all diesen Wesen, und somit ergeben sich Unterschiede zwischen ihnen. Wie sollte es auch anders sein? Die Menschheit, mit der wir verkehren und die unsern Träumen so wenig ähnlich sieht, ist doch dieselbe wie die, welche wir in Memoiren und Briefen hervorragender Leute beschrieben gesehen und kennen zu lernen uns gewünscht haben. Von dem nichtssagenden alten Herrn, mit dem wir dinieren, haben wir in einem Buch über den Krieg Siebzig ergriffen den stolzen Brief gelesen, den er an den Prinzen Friedrich Karl gerichtet hat. Beim Diner langweilen wir uns, weil unsre Phantasie abwesend ist, bei der Lektüre eines Buches aber leistet sie uns Gesellschaft, und wir unterhalten uns. Und doch dreht es sich in beiden Fällen um dieselben Personen. Gern hätten wir Frau von Pompadour gekannt, die so sehr die Künste protegierte, würden uns aber bei ihr ebenso gelangweilt haben wie bei einer der modernen Egerien, zu denen noch ein zweites Mal zu gehen wir uns nicht entschließen können, weil sie so mittelmäßig sind. Und doch bleiben die Unterschiede bestehen. Die Menschen sind einander nie ganz gleich, die Art, wie sie sich uns gegenüber geben, verrät, man könnte sagen bei gleichem Grad von Freundschaft, Unterschiede, die schließlich einen Ausgleich bedeuten. Als ich Frau von Montmorency kennen lernte, sagte sie mir gern Unangenehmes, aber wenn ich Hilfe brauchte, bot sie, um wirksam helfen zu können, ohne Bedenken ihren ganzen Kredit auf. Manche andre wie etwa Frau von Guermantes hätte mir nie wehtun wollen, sagte von mir nur, was mir Freude machen konnte, überhäufte mich mit allen Liebenswürdigkeiten, die den geistigen Luxus der Guermantes bilden; hätte ich sie aber außerhalb dieser Sphäre um die geringste Kleinig-

keit gebeten, sie hätte nicht einen Finger gerührt, um mir das Gewünschte zu verschaffen, es wäre mir bei ihr ergangen wie auf den Schlössern, wo man ein Automobil und einen Kammerdiener zur Verfügung hat, aber unmöglich ein Glas Obstwein bekommen kann, das in der Festordnung nicht vorgesehen ist. Welche von beiden war nun meine wirkliche Freundin: Frau von Montmorency, die mich so gern ärgerte und stets bereit war, mir zu helfen, oder Frau von Guermantes, die unter dem geringsten Verdruß, den man mir bereiten könnte, litt und nicht zu der geringsten Mühe fähig war, um mir nützlich zu sein? Andrerseits sagte man, Frau von Guermantes rede nur von oberflächlichen Dingen und ihre Kusine bei mäßiger geistiger Begabung stets von Interessantem. Die geistigen Formen sind so mannigfach, so widersprechend, nicht nur in der Literatur, auch in der Gesellschaft; nicht nur Baudelaire und Mérimée haben das Recht, sich gegenseitig zu verachten. Diese Besonderheiten bilden bei allen Personen ein zusammenhängendes tyrannisches System von Blicken, Reden, Handlungen, das, wenn wir es vor uns haben, allen andern überlegen scheint. Bei Frau von Guermantes hatte ich den Eindruck, ihre wie ein Theorem aus ihrer Geistesart abgeleiteten Worte seien die einzig richtigen. Und ich war im Grunde ihrer Meinung, wenn sie fand, Frau von Montmorency sei stupide und ihr Geist sei offen für alles, was sie nicht begreife, oder wenn die Herzogin von einer ihrer Bosheiten hörte und zu mir sagte: »Das nennen Sie eine gute Frau, ich nenne das ein Untier.« Aber solche Tyrannei der Wirklichkeit vor uns, solche Augenscheinlichkeit des Lampenlichtes, vor dem fern schon wie eine Erinnerung die Morgenröte verblaßt, verschwand, wenn ich fern von Frau von Guermantes war und eine andre Dame sich mit mir auf gleiches Niveau stellte und die Herzogin als tief unter uns stehend ansah: »Oriane interessiert sich im Grunde für nichts und für niemanden«, oder gar (was in Gegenwart der Herzogin ganz unglaublich geschienen hätte, so sehr unterstrich sie selbst das Gegenteil): »Oriane ist ein Snob«. Da keine Mathematik es zuläßt, Frau von Arpajon und Frau von Montpensier in homogene Größen umzuwandeln, hätte ich auf die Frage, welche von beiden mir höher zu stehen scheine, keine Antwort gewußt.

Als besonders charakteristisch für den Salon der Fürstin Guermantes wurde am häufigsten eine gewisse Exklusivität angeführt, die zum Teil auf der königlichen Abkunft der Fürstin, vor allem aber

auf der nahezu verknöcherten Starrheit der aristokratischen Vorurteile des Fürsten beruhte, über welche übrigens Herzog und Herzogin oft sich weidlich vor mir lustig gemacht hatten, so daß es mir natürlich um so unwahrscheinlicher vorkam, daß dieser Mann mich eingeladen habe, für den nur Hoheiten und Herzöge zählten und der bei jedem Diner eine Szene machte, weil er bei Tisch nicht den Platz bekommen hatte, den er unter Louis XIV hätte beanspruchen können – welcher Platz das war, das wußte nur er allein dank seiner unerhörten Beschlagenheit in Sachen der Geschichte und Genealogie. Daher entschieden viele Leute der Gesellschaft bei Vergleichen zwischen den Vetterpaaren zu Gunsten des Herzogs und der Herzogin. »Herzog und Herzogin sind viel moderner, viel intelligenter, sie bekümmern sich nicht wie die beiden andern ausschließlich um die Zahl der Ahnen, ihr Salon ist dem ihres Vetters um dreihundert Jahre voraus«, das waren übliche Redensarten, und die fielen mir jetzt ein, während ich die Einladungskarte ansah, und es durchschauerte mich, denn danach schien es noch wahrscheinlicher, daß einer, der mich mystifizieren wollte, sie mir geschickt habe.
Wären Herzog und Herzogin von Guermantes nicht in Cannes gewesen, ich hätte versuchen können, durch sie herauszubekommen, ob die Einladung, die ich erhalten hatte, echt sei. Der Zweifel, in dem ich mich befand, ist nicht einmal – wie ich mir einen Augenblick schmeichelte – auf ein Gefühl zurückzuführen, wie es der Weltmann nicht kennt und das daher ein Schriftsteller, mag er davon abgesehn auch zur Kaste der Weltleute gehören, um »objektiv« zu sein und jede Klasse in ihrer Besonderheit darzustellen, wiedergeben müßte. Ich habe in der Tat kürzlich in einem entzükkenden Band Memoiren ein Gefühl der Unsicherheit notiert gefunden, die der, in welche mich die Einladungskarte der Fürstin versetzte, ganz analog ist: »Georges und ich (oder Hély und ich, ich habe das Buch nicht zur Hand, um nachzuprüfen) wir brannten darauf, bei Frau Delessert empfangen zu werden, und als wir eine Einladung von ihr erhielten, wollten wir uns aus Vorsicht, jeder für sich, vergewissern, daß wir nicht auf einen Aprilscherz hereinfielen.« Der Erzähler ist kein Geringerer als Graf von Haussonville (der Haussonville, der die Tochter des Herzogs von Broglie geheiratet hat), und der andre junge Mann, der sich »seinerseits« vergewissern wird, ob er nicht das Opfer einer Mystifikation

sei, ist, je nachdem er Georges oder Hély heißt, einer der beiden unzertrennlichen Freunde des Herrn von Haussonville, Herr von Harcourt oder Fürst Chalais.
An dem Tage, da die Soiree bei der Fürstin Guermantes stattfinden sollte, erfuhr ich, seit gestern seien der Herzog und die Herzogin wieder in Paris. Der Ball bei der Fürstin hätte sie nicht zur Rückkehr veranlaßt, aber einer ihrer Vettern war sehr krank, und dann wollte der Herzog eine Redoute nicht versäumen, welche in dieser Nacht stattfand und auf der er als Louis XI und seine Frau als Isabella von Bayern erscheinen sollten. Ich beschloß am Vormittag zu ihr zu gehn. Aber die beiden waren früh ausgegangen und noch nicht zurückgekommen; zunächst spähte ich von einem kleinen Zimmer, das ich für einen guten Wachposten hielt, aus, ob ihr Wagen käme. Eigentlich hatte ich mein Observatorium sehr schlecht gewählt, ich konnte von dort aus kaum unsern Hof sehn, dafür aber bemerkte ich mehrere andre, was mir zwar nicht von Nutzen war, mich aber eine Zeitlang zerstreute. Nicht nur in Venedig gibt es solche Aussichten auf mehrere Häuser zugleich, wie sie für Maler etwas Verlockendes haben, sondern genau so in Paris. Ich komme nicht ganz zufällig auf Venedig. An venezianische Armenviertel erinnern gewisse Armenviertel von Paris, wenn morgens ihren hohen klaffenden Schornsteinen die Sonne ein lebhaftes Rosa, helles Rot gibt; dann blüht ein ganzer Garten über den Häusern und blüht in so mannigfachen Farbstufungen, als habe ein Liebhaber von Delfter oder Haarlemer Tulpen seine Blumen über die Stadt gepflanzt. Und dann sind die Häuser den gegenüberliegenden, die auf denselben Hof hinausgehen, so nah benachbart, daß dort jedes Fenster zu einem Bilderrahmen wird, in dem eine Köchin verträumt zu Boden schaut oder etwas tiefer im Hintergrund ein junges Mädchen von einer Alten, deren Hexengesicht im Schatten verschwimmt, sich das Haar kämmen läßt; jeder Hof ist Zwischenraum genug, um den Lärm zu dämpfen, läßt in einem Rechteck, das die geschlossenen Fenster unter Glas setzen, schweigsame Gebärden sichtbar werden und gibt so den Nachbarn eine Ausstellung von hundert niederländischen Gemälden, eins neben dem andern. Freilich hatte man vom Hause Guermantes nicht dieselbe Art Aussichten, aber doch auch sehr interessante, besonders von dem merkwürdigen trigonometrischen Punkt, an dem ich mich aufgestellt hatte; da hielt nichts den Blick auf bis zu den fernen Höhen, die von etwas ver-

schwimmenden Terrains gebildet wurden, welche abschüssig dem Hause der Fürstin Silistrie und der Marquise von Plassac vorgelagert waren, sehr vornehmen Kusinen von Herrn von Guermantes, die ich nicht kannte. Bis zu diesem Haus (es gehörte ihrem Vater, Herrn von Bréquigny) nichts als niedrige Häusergruppen in den verschiedensten Richtungen, die ohne den Blick aufzuhalten die Entfernung hierhin und dorthin schräg verlängerten. Das Türmchen aus rotem Ziegelstein auf der Remise, in der der Marquis von Frécourt seine Wagen untergebracht hatte, lief zwar in eine höherragende Spitze aus, aber die war so schmal, daß sie nichts verdeckte; sie erinnerte an die hübschen alten Bauwerke in der Schweiz, die sich einzeln am Fuß eines Berges erheben. All diese undeutlichen divergierenden Einzelheiten, auf denen das Auge ruhte, ließen das Haus der Frau von Plassac ferner erscheinen, als wenn es durch mehrere Straßen oder viele Vorberge von uns getrennt gewesen wäre, während es in Wirklichkeit ziemlich nah lag; dabei wirkte es fern wie eine Alpenlandschaft. Standen seine breiten viereckigen Fenster, wie Splitter von Bergkristall in der Sonne flimmernd, beim Aufräumen offen, entdeckte man die kaum zu erkennenden Lakaien, die da in den verschiedenen Etagen Teppiche klopften, mit demselben Vergnügen wie in einer Landschaft von Turner oder Elstir einen Reisenden in der Postkutsche oder einen Bergführer auf verschiedenen Höhenlagen des Sankt-Gotthard. Allein auf meinem »Aussichtspunkt« lief ich Gefahr, gar nicht zu sehen, wann Herr und Frau von Guermantes nach Hause kamen; als ich am Nachmittag frei war, meinen Beobachtungsposten wieder zu beziehen, stellte ich mich daher einfach auf die Treppe, von wo das Öffnen des Tores mir nicht entgehen konnte, wenn auch von hier aus die alpine Schönheit des Hauses Bréquigny und Tresmes mit ihren durch die Entfernung winzigen, beim Reinemachen bestrahlten Lakaien nicht zu sehen war. Diese Wartezeit auf der Treppe sollte für mich sehr bedeutsame Folgen haben und mir eine Landschaft enthüllen, die zwar nicht von Turner, aber seelisch sehr wichtig war, doch ist es besser, den Bericht darüber noch etwas hinauszuschieben und zunächst von meinem Besuch bei den Guermantes, die nun nach Hause gekommen waren, zu erzählen.

Der Herzog empfing mich allein in seiner Bibliothek. Als ich im Begriff war einzutreten, kam ein kleiner weißhaariger Mann heraus, von ärmlichem Aussehen mit kleiner schwarzer Krawatte, wie sie

der Notar von Combray und mehrere Freunde meines Großvaters trugen, aber schüchterner als diese; er machte mir tiefe Verbeugungen und wollte mich durchaus erst vorbeilassen, ehe er hinunterstieg. Der Herzog rief ihm aus der Bibliothek etwas nach, das ich nicht verstand, und der andre erwiderte mit weiteren Verbeugungen, die sich an die Wand richteten, denn der Herzog konnte ihn nicht sehen; trotzdem verbeugte er sich immer wieder zwecklos, wie manche Leute beim telephonieren lächeln. Er hatte eine Fistelstimme und grüßte mich noch einmal mit der Unterwürfigkeit von Geschäftsleuten. Vielleicht war es wirklich ein Geschäftsmann aus Combray, er hatte ganz die kleinstädtischen veralteten sanften Manieren der kleinen Leute, der bescheidenen Alten von da unten. »Oriane werden Sie gleich zu sehen bekommen«, sagte der Herzog zu mir, als ich eingetreten war. »Da Swann gleich kommen muß, um ihr die Korrekturbogen seiner Studie über die Münzen des Malteser Ordens zu bringen, und, was schlimmer ist, eine Riesenphotographie, auf der er beide Seiten der Münzen hat reproduzieren lassen, wollte Oriane sich lieber erst anziehen, um dann, bis wir zum Diner gehen, mit ihm zusammenbleiben zu können. Wir haben schon soviel Sachen, daß wir gar nicht wissen, wohin damit, und ich frage mich, wo wir diese Photographie hintun sollen. Ich habe eine zu liebenswürdige Frau, sie macht zu gern andern eine Freude. Sie hat gemeint, es wäre nett, Swann darum zu bitten, um all die Großmeister des Ordens nebeneinander sehen zu können, deren Medaillen er auf Rhodos gefunden hat. Denn wenn ich Malta sagte, so ist Rhodos gemeint, aber es ist derselbe Johanniterorden von Jerusalem. Im Grunde interessiert sie sich dafür nur, weil Swann sich damit beschäftigt. Unsere Familie ist sehr in diese ganze Geschichte vermengt, noch heute ist mein Bruder, den Sie kennen, einer der höchsten Würdenträger des Malteserordens. Hätte ich aber Oriane von alldem geredet, sie hätte mir überhaupt nicht zugehört. Dagegen brauchte Swann bei seinen Forschungen über die Templer (unerhört diese Leidenschaft bei Leuten der einen Religion, die der andern zu studieren) nur auf die Geschichte der Ritter von Rhodos, der Erben der Templer, zu kommen, und gleich will Oriane die Köpfe dieser Ritter sehen. Das waren recht kleine Burschen neben den Lusignan, den Königen von Cypern, von denen wir in direkter Linie abstammen. Aber da Swann sich bisher mit ihnen nicht befaßt hat, will auch Oriane nichts über die Lusignan

wissen.« Ich kam nicht dazu, dem Herzog gleich zu sagen, warum ich gekommen sei. Es erschienen einige Verwandte oder Freundinnen, wie Frau von Silistrie und die Herzogin von Montrose, um der Herzogin, die oft vor dem Diner empfing, einen Besuch zu machen, und blieben, da Oriane noch nicht da war, eine Weile bei dem Herzog. Die erste dieser Damen (die Fürstin Silistrie) war einfach angezogen, sah trocken und liebenswürdig aus und hatte einen Stock in der Hand. Ich fürchtete erst, sie habe sich verletzt oder sei schwächlich. Sie war im Gegenteil sehr munter. Mit Trauer sprach sie mit dem Herzog von einem seiner Vettern – nicht aus der Linie Guermantes, sondern aus einer womöglich noch glänzenderen –, dessen Gesundheitszustand bereits seit einiger Zeit sehr angegriffen war und sich plötzlich verschlimmert hatte. Augenscheinlich aber stellte der Herzog, bei allem Mitgefühl für das Schicksal seines Vetters und trotzdem er immer wieder sagte: »Armer Mann! Ein so guter Junge«, ihm eine günstige Diagnose. Das Diner nämlich, das der Herzog mitmachen wollte, würde, wie er meinte, amüsant sein, der Gedanke an die große Soiree bei der Fürstin Guermantes war ihm nicht unangenehm, vor allem aber sollte er um ein Uhr nachts mit seiner Frau zu einem großen Souper und Maskenball gehen, zu dem für ihn ein Kostüm Louis XI und für die Herzogin ein Kostüm Isabella von Bayern bereit lag. Und der Herzog gedachte in diesen vielerlei Zerstreuungen durch das Leiden des guten Amanien von Asmond sich nicht stören zu lassen. Zwei weitere Damen mit Spazierstöcken, Frau von Plassac und Frau von Tresmes, beide Töchter des Grafen von Bréquigny, kamen sodann, Basin zu besuchen, und erklärten, der Zustand des Vetters Mama sei hoffnungslos. Der Herzog zuckte die Achseln und fragte, um das Thema zu wechseln, ob sie heut Abend zu Marie Gilbert gingen. Sie antworteten, nein, da doch Amanien dem Tode nah sei, sogar zu dem Diner, auf das der Herzog gehen wollte und dessen Teilnehmer sie ihm aufzählten, den Bruder des Königs Theodosius, die Infantin Maria Conception usw., hatten sie abgesagt. Da der Marquis von Osmond mit ihnen um einen Grad entfernter verwandt war als mit Basin, so schien dem Herzog ihr »Abfall« eine Art indirekten Tadels seines Benehmens. Obwohl sie von den Höhen des Hauses Bréquigny eigens herabgestiegen waren, um die Herzogin zu sehen (oder vielmehr, um ihr von des Vetters beunruhigendem und für Verwandte mit gesellschaftlichen Zusammenkünften unvereinbaren Krankheitszustand

Mitteilung zu machen), blieben sie nicht lange; und ausgerüstet mit ihren Alpenstöcken machten sich Walpurge und Dorothée (das waren die Vornamen der beiden Schwestern) wieder auf den steilen Weg zu ihrem hohen Sitz. Ich habe nie daran gedacht, die Guermantes zu fragen, was es mit den Stöcken für eine Bewandtnis habe, die in einem gewissen Teil des Faubourg Saint-Germain so häufig waren. Vielleicht sahen sie die ganze Parochie als ihr Krongut an, nahmen nicht gern eine Droschke und machten lange Spaziergänge, und irgendein alter Knochenbruch, wie sie ihn sich bei ihrer maßlosen Jagdleidenschaft durch Stürze vom Pferd zugezogen haben mochten, oder einfach Rheumatismus infolge der Feuchtigkeit auf dem linken Seineufer oder in den alten Schlössern machte ihnen den Stock unentbehrlich. Vielleicht hatten sie auch gar keine so weite Exkursion ins Quartier vorgehabt, waren nur in ihren Garten hinuntergegangen (der lag ganz nah bei dem der Herzogin), um Obst, das sie zum Einmachen brauchten, zu pflücken, und kamen auf dem Heimweg heran, um Frau von Guermantes Guten Abend zu sagen; immerhin brachten sie nicht auch noch eine Heckenschere oder Gießkanne mit zu ihr herauf.

Der Herzog schien gerührt, daß ich gleich am Tag ihrer Rückkehr zu ihnen gekommen war. Aber sein Gesicht verfinsterte sich, als ich zu ihm sagte, ich habe seine Frau bitten wollen, sich zu erkundigen, ob ihre Kusine mich tatsächlich eingeladen habe. Damit rührte ich an eine der Gefälligkeiten, die Herr und Frau von Guermantes nicht gern erwiesen. Der Herzog sagte mir, es sei zu spät; wenn die Fürstin mir keine Einladung geschickt habe, würde es dann so aussehn, als bitte er um eine; seine Vettern hätten ihm das schon einmal abgeschlagen, und nun möchte er nicht im entferntesten den Anschein erwecken, als mische er sich in die »Probleme« ihrer Gästelisten, und schließlich wisse er noch gar nicht, ob er und seine Frau, die zum Essen fort wären, nicht gleich nach Tisch heimgehn würden, und dann wäre die beste Entschuldigung, nicht zur Soiree der Fürstin gekommen zu sein, wenn sie ihr ihre Rückkehr nach Paris verheimlichten, sonst hätten sie sie ihr eiligst mitgeteilt und in meiner Angelegenheit ein Wort geschrieben oder angerufen, und auch das sicherlich zu spät, denn so oder so seien die Listen der Fürstin bestimmt schon abgeschlossen. »Sie stehn doch nicht schlecht mit ihr?« fragte er etwas mißtrauisch, die Guermantes fürchteten immer, sie könnten über die letzten Zerwürfnisse nicht auf dem Lau-

fenden sein und man suche sich über sie hinweg zu versöhnen. Schließlich sagte der Herzog – er war ja gewohnt, alle Entscheidungen, die nicht besonders liebenswürdig ausfielen, auf sich zu nehmen – unvermittelt, als fahre ihm der Gedanke gerade durch den Kopf: »Wissen Sie, lieber Kleiner, eigentlich möchte ich am liebsten Oriane überhaupt nicht sagen, daß Sie mit mir davon gesprochen haben. Sie wissen, wie liebenswürdig sie ist, und dann hat sie Sie doch auch schrecklich gern, sie würde gleich zu ihrer Kusine schikken wollen, was ich auch dagegen einwenden mag, und wenn sie dann nach Tisch abgespannt ist, gibt es keine Entschuldigung mehr, sie ist gezwungen, auf die Soiree zu gehn. Nein, ich werde ihr bestimmt nichts sagen. Nun, Sie werden sie ja gleich sehn. Kein Wort davon, bitte! Wenn Sie sich entschließen, auf die Soiree zu gehn, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie es uns freuen wird, den Abend mit Ihnen zu verbringen.« Die Motive der Menschlichkeit sind heilig; wir beugen uns vor ihnen, wenn man sich vor uns auf sie beruft, ob wir nun diese Berufung für aufrichtig halten oder nicht; es durfte nicht aussehn, als legte ich meine Einladung und die mögliche Ermüdung der Frau von Guermantes auf die Waage, ich versprach, ihr nichts von dem Zweck meines Besuches zu sagen, gerade, als wäre ich auf die kleine Komödie, die Herr von Guermantes mir gespielt hatte, hereingefallen. Ich fragte den Herzog, ob ich nach seiner Meinung wohl Aussicht habe, bei der Fürstin Frau von Stermaria zu treffen. »Aber nein«, sagte er mit Kennermiene, »ich kenne den Namen, den Sie da nennen, ich habe ihn in den Jahrbüchern der Klubs gesehen, das ist nicht die Art Gesellschaft, die bei Gilbert verkehrt. Da werden Sie nur Leute treffen, die über die Maßen comme il faut und sehr langweilig sind, Herzoginnen mit Titeln, die man längst erloschen glaubte und die für solche Gelegenheiten hervorgeholt werden, viele Koburg, ausländische Hoheiten, aber da ist keine Spur von Stermaria zu erhoffen. Gilbert würde schon von Ihrer Vermutung krank werden.«

»Ach, Sie lieben doch die Malerei, da muß ich Ihnen ein prachtvolles Bild zeigen, das ich meinem Vetter, zum Teil im Austausch gegen die von Elstir, die wir unbedingt nicht mochten, abgekauft habe. Man hat es mir als einen Philippe de Champagne verkauft, aber ich glaube, es ist mehr. Soll ich Ihnen sagen, was ich mir denke? Ich glaube, es ist ein Velasquez und aus der besten Periode.« Dabei sah mir der Herzog in die Augen, um meinen Eindruck zu beobach-

ten oder zu verstärken; ein Lakai trat ein. »Die Frau Herzogin lassen den Herrn Herzog fragen, ob Durchlaucht bitte Herrn Swann empfangen wollen, da die Frau Herzogin noch nicht fertig sind.« »Lassen Sie Herrn Swann eintreten«, sagte der Herzog, nachdem er auf die Uhr gesehn und sich vergewissert hatte, daß er selbst mit dem Anziehn noch ein paar Minuten Zeit hatte. »Natürlich ist meine Frau, die ihn hergebeten hat, nicht fertig. Es hat keinen Zweck, vor Swann von der Soiree bei Marie Gilberte zu sprechen. Ich weiß nicht, ob er eingeladen ist. Gilbert liebt ihn sehr, weil er ihn für das Kind eines natürlichen Sohnes des Herzogs von Berri hält, das ist eine lange Geschichte. (Denn sonst – Sie können sich ja denken – mein Vetter, der Krämpfe bekommt, wenn er auf hundert Schritt einen Juden sieht.) Aber jetzt mit der Dreyfusaffäre verschlimmert sich alles. Swann hätte einsehn müssen, daß er, mehr als irgendein andrer, jede Verbindung mit diesen Leuten abbrechen mußte, statt dessen hält er noch fatale Reden.« Der Herzog rief den Lakaien zurück, um zu hören, ob der, den er zum Vetter d'Osmond geschickt hatte, wieder da sein. Er hatte nämlich folgenden Plan: da er begründeterweise annahm, sein Vetter liege im Sterben, lag ihm daran, vor dem Tode, das heißt, bevor die Trauer obligatorisch war, sich nach dem Befinden zu erkundigen. War er dann gedeckt durch die offizielle Bestätigung, Amanien sei noch am Leben, machte er sich schnell davon zu seinem Diner, zur Soiree des Fürsten und zur Redoute, auf der er Louis XI sein sollte und ein sehr pikantes Rendezvous mit einer neuen Geliebten hatte, um sich dann erst am nächsten Morgen wieder zu erkundigen, wenn die Vergnügungen vorüber waren. Dann würde man, war der Vetter im Laufe des Abends verschieden, Trauer anlegen. »Nein, Durchlaucht, er ist noch nicht zurück.« »Schockschwerenot, hier wird alles immer erst im letzten Augenblick getan«, sagte der Herzog, wütend bei dem Gedanken, Amanien könne nun Zeit gehabt haben, für eine Abendzeitung »abzukratzen» und ihn seine Redoute verpassen zu lassen. Er ließ sich den *Temps* bringen, in dem aber noch nichts stand.

Ich hatte Swann seit langem nicht gesehn. Hatte er sich früher den Schnurrbart gestutzt, fragte ich mich, trug er das Haar nicht zurückgekämmt? Denn ich fand etwas an ihm verändert. Das lag aber nur daran, daß er tatsächlich sehr »verändert« war; er war sehr leidend, und Krankheit ruft im Gesicht ebenso tiefe Veränderungen hervor wie die, daß man sich den Bart stehn läßt oder den Scheitel

anders legt. (Der Krankheit, die Swann hatte, war einst seine Mutter erlegen, sie hatte sie genau in dem Alter bekommen, in dem er jetzt stand. Vererbung zeichnet in unser Dasein so viel kabbalistische Zeichen und Zaubersprüche, als ob es tatsächlich Hexen gäbe. Und wie für die Menschheit im allgemeinen, gibt es auch für die Familien im besondern eine bestimmte Lebensdauer, das heißt für die Familienmitglieder, die einander ähnlich sind.) Swann war mit einer Eleganz gekleidet, die, wie bei seiner Frau, zu dem, was er war, hinzutat, was er gewesen war. Im eng anliegenden perlgrauen Gehrock kam seine hohe schlanke Gestalt zur Geltung, er trug weiße Handschuhe mit schwarzen Streifen und einen grauen Zylinder von der ausladenden Form, wie sie Delion nur noch für ihn, den Fürsten Sagan, Herrn von Charlus, den Marquis von Modena, Herrn Charles Haas und den Grafen Louis von Turenne machte. Mich überraschte das charmante Lächeln und der herzliche Händedruck, mit denen er meinen Gruß erwiderte, denn ich hatte nicht erwartet, daß er mich nach so langer Zeit gleich wiedererkennen würde; ich sprach ihm meine Verwunderung aus; darauf lachte er, war ein bißchen entrüstet und drückte mir noch einmal die Hand, als bedeute es, den gesunden Zustand seines Gehirns oder die Aufrichtigkeit seines Gefühls in Zweifel ziehn, wenn man vermutete, er erkenne mich nicht wieder. Und doch war das der Fall; er identifizierte mich, wie ich viel später erfahren habe, erst nach einigen Minuten, als im Gespräch mein Name fiel. Aber keine Veränderung in seinem Gesichtsausdruck, seinen Worten und dem, was er mir sagte, verrieten die Entdeckung, die er durch ein Wort des Herrn von Guermantes machte, so sicher beherrschte er das Spiel des Gesellschaftslebens. Dahinein brachte er das Spontane der Umgangsformen, die persönliche Note, selbst in Fragen der Kleidung, wie sie für die Guermantes charakteristisch war. Wie der alte Clubman mich begrüßte, ohne mich zu erkennen, das war nicht der kalte steife Gruß des rein formellen Weltmanns, sondern ein Gruß voll wirklicher Liebenswürdigkeit, echter Anmut, wie zum Beispiel die Herzogin von Guermantes (sie lächelte einem, dem sie begegnete, manchmal sogar zu, bevor er grüßte) sie schon aus Opposition gegen die üblichen mechanischen Grußformen der Damen des Faubourg Saint-Germain zeigte. So war auch sein Hut, den er nach einer mehr und mehr verschwindenden Sitte neben sich auf den Boden stellte, mit grünem Leder gefüttert, was ganz ungewöhnlich

war; das ließ er angeblich so machen, weil es erheblich weniger schmutzte, in Wirklichkeit, weil es sehr kleidsam war. »Ach, Charles, Sie sind doch ein großer Kenner, da muß ich Ihnen etwas zeigen; dann aber, Kinder, werde ich euch um Erlaubnis bitten, euch einen Augenblick allein zu lassen, um in meinen Frack zu schlüpfen, übrigens wird, denke ich, Oriane nicht mehr lange auf sich warten lassen.« Und er zeigte Swann seinen »Velasquez«. »Mir scheint, das kenne ich schon«, sagte Swann mit einer Grimasse, wie sie Kranke machen, denen schon das bloße Sprechen eine Anstrengung ist. »Ja, Sie haben das Bild wahrscheinlich bei Gilbert gesehn«, sagte der Herzog; er wurde ernst, weil der Kenner zögerte, Bewunderung auszudrücken. »Ja, allerdings, ich erinnere mich.« »Wofür halten Sie es?« »Nun, wenn es bei Gilbert war, ist es vermutlich einer Ihrer *Vorfahren*«, sagte Swann mit einer Mischung von Ironie und Ehrerbietung vor einer Größe, die zu mißachten er unhöflich und lächerlich gefunden hätte, von der er aber aus Geschmack lieber in scherzhaftem Ton sprechen wollte.

»Aber gewiß doch«, sagte der Herzog heftig. »Boson ist es, ich weiß nicht mehr, welche Nummer Guermantes. Aber darauf pfeif ich. Sie wissen, ich bin nicht so feudal wie mein Vetter. Ich habe den Namen Rigaud nennen hören, Mignard, sogar Velasquez!« Er heftete auf Swann den Blick des Inquisitors und des Folterers, um in seinen Gedanken zu lesen und zugleich seine Antwort zu beeinflussen. »Nun also, bitte, ohne zu schmeicheln« – brachte man ihn dazu, eine Meinungsäußerung, die er gern hören wollte, künstlich zu provozieren, so war er imstande, gleich darauf zu glauben, sie sei spontan gewesen – »glauben Sie, daß es von einem der großen Bonzen ist, die ich genannt habe?« »Nnnein«, sagte Swann. »Na also, ich verstehe ja nichts davon, es ist nicht meine Sache zu entscheiden, von wem der Schinken ist. Aber Sie, ein Liebhaber, ein Meister des Fachs, wem schreiben Sie es zu? Sie sind doch Kenner genug, um eine Idee zu haben! Wem schreiben Sie es zu?« Swann zauderte einen Augenblick vor dem Bilde, das er offensichtlich scheußlich fand. »Der Mißgunst!« antwortete er dann lachend. Der Herzog durfte sich seine Wut nicht anmerken lassen. Als sie vorbei war, sagte er: »Sie sind beide sehr nett, warten Sie einen Augenblick auf Oriane, ich ziehe meinen Schwalbenschwanz an und bin gleich wieder da. Ich werde meiner Eheliebsten sagten lassen, daß Sie beide auf sie warten.« Ich unterhielt mich eine Weile mit Swann über die

Dreyfusaffäre und fragte ihn, wie es käme, daß alle Guermantes Dreyfusgegner seien. »Zunächst, weil all diese Leute im Grunde Antisemiten sind«, sagte Swann, obwohl er aus Erfahrung wissen mußte, daß einige von ihnen es nicht waren; aber wie alle Leute, die eine leidenschaftliche Überzeugung haben, setzte er bei denen, die sie nicht teilten, lieber eine vorgefaßte Meinung, ein unüberwindliches Vorurteil voraus als Gründe, über die sich streiten ließ. Und dann war er jetzt einem vorzeitigen Lebensende nah, ein müde gehetztes Wild, ihm waren diese Verfolgungen entsetzlich, und er kehrte in den Schoß der väterlichen Religion zurück. »Für den Fürsten Guermantes trifft das wohl zu,« sagte ich, »man hatte mir gesagt, daß er Antisemit ist.« »Oh, von dem will ich gar nicht reden. Bei dem geht es so weit, daß, als er Offizier war und einmal entsetzliches Zahnweh hatte, er lieber die Schmerzen weiter aushielt, anstatt den einzigen Zahnarzt der Gegend, der Jude war, zu konsultieren; und später hat er einmal einen Flügel seines Schlosses, in dem Feuer ausgebrochen war, niederbrennen lassen, weil er sonst im Nachbarschloß um Spritzen hätte bitten müssen, und das gehörte den Rothschild.« »Gehen Sie vielleicht heut abend zu ihm?« »Ja,« antwortete er, »obgleich ich recht abgespannt bin. Aber er hat mir einen Rohrpostbrief geschickt, er habe etwas mit mir zu besprechen. Und da ich fühle, ich werde die nächsten Tage zu leidend sein, um hinzugehn oder ihn zu empfangen, das wird mich aufregen, so ziehe ichs vor, die Sache gleich zu erledigen.« »Aber der Herzog von Guermantes ist kein Antisemit.« »Sie sehn ja, er ist es doch, da er Dreyfusgegner ist«, sagte Swann, ohne zu merken, daß er eine petitio principii machte. »Was nicht hindert, daß es mich bekümmert, diesen Mann – was sage ich, diesen Herzog – enttäuscht zu haben, da ich seinen angeblichen Mignard, oder was es sonst sein sollte, nicht bewundert habe.« »Aber wenigstens«, kam ich wieder auf die Dreyfusaffäre zurück, »die Herzogin, die ist doch klug.« »Ja, charmant ist sie. Nach meiner Meinung ist sie es, nebenbei bemerkt, noch mehr gewesen, als sie noch Fürstin des Laumes hieß. Ihr Geist hat etwas Scharfkantiges bekommen, das war alles weicher bei der jugendlichen Fürstin, aber schließlich und endlich, ob jünger oder älter, ob Mann oder Weib, was wollen Sie, diese Leute sind von einer andern Rasse, man hat nicht ungestraft tausend Jahre Feudalismus im Blut. Natürlich reden sie sich ein, das habe nichts mit ihren Meinungen zu tun.« »Aber Robert de Saint-Loup ist doch

für Dreyfus?« »Nun, um so besser, zumal, wie Sie wissen, seine Mutter sehr gegen Dreyfus ist. Man hatte mir das von ihm gesagt, aber ich war nicht sicher. Das macht mir große Freude. Es wundert mich nicht: er ist sehr intelligent. Es ist recht auffallend.«
Der Dreyfusismus hatte Swann ganz naiv gemacht, seinen Anschauungen einen bemerkenswerteren Impuls gegeben und sie noch mehr aus ihrer gewohnten Bahn gebracht als ehedem seine Heirat mit Odette; seine neue Deklassierung hätte besser eine Reklassierung geheißen und gereichte ihm nur zur Ehre, denn sie lenkte ihn zurück auf den Weg, den die Seinen gekommen waren und von dem ihm sein Umgang mit den Aristokraten abgelenkt hatte. Aber gerade in dieser Situation, in der es ihm bei seinem Scharfblick und dank dem geistigen Erbgut seiner Abkunft gegeben war, eine Wahrheit zu erkennen, die den Weltleuten noch verborgen blieb, zeigte sich bei Swann lächerliche Verblendung. Alles, was er zu bewundern, und alles, was er zu verachten geneigt war, erprobte er nun an einem neuen Kriterium, dem Dreyfusismus. Daß er Frau Bontemps wegen ihrer Dreyfusfeindschaft dumm fand, war nicht erstaunlicher, als daß er sie zur Zeit seiner Heirat intelligent gefunden hatte. Ebenso wenig fiel es ins Gewicht, wenn jetzt die neue Welle auch seine politischen Urteile ereilte und ihn ganz vergessen ließ, daß er früher in Clémenceau einen Geldmenschen und Spion Englands gesehen hatte (das war eine absurde Auffassung des Kreises Guermantes), während er jetzt erklärte, er habe ihn immer für einen Mann von Gewissen, einen Mann von Eisen wie Cornély gehalten. »Nein, nie habe ich Ihnen etwas andres gesagt. Das verwechseln Sie.« Aber die Welle ging bei Swann über die politischen Urteile hinweg und warf auch noch seine literarischen um, ja sogar die Art, wie er sie ausdrückte. Barrès hatte alles Talent verloren und auch seine Jugendwerke waren schwächlich, man konnte sie kaum mehr lesen. »Versuchen Sie es, Sie kommen nicht bis zu Ende. Welch ein Unterschied zu Clémenceau! Ich persönlich bin nicht antiklerikal, aber wie man fühlt, daß neben ihm Barrès marklos ist! Das ist ein großer Kerl, der alte Clémenceau. Und wie er seine Sprache beherrscht!« Nebenbei bemerkt, hätten die Dreyfusgegner kein Recht gehabt, diese Verstiegenheiten zu kritisieren. Für sie war man für Dreyfus, weil man von jüdischer Herkunft war. Trat ein frommer Katholik wie Saniette auch für die Revision ein, so war er eben von Frau Verdurin beherrscht, die sich wild radikal benahm. Sie hatte es vor

allem gegen die »Pfaffen«. Saniette war also mehr dumm als schlecht und ahnte nicht, wie die Patronne ihm schadete. Warf man ein, Brichot sei ebenso befreundet mit Frau Verdurin und dabei Mitglied der Patrie Française, so war er eben intelligenter. »Sie sehen ihn manchmal?« fragte ich Swann, als wir von Saint-Loup sprachen. »Nein, nie. Er hat mir neulich geschrieben, ich möchte den Herzog von Mouchy und einige andre bitten, im Jockey für ihn zu stimmen, wo er übrigens hineingekommen ist so glatt wie ein Brief auf die Post.« »Trotz der Affäre?« »Die hat man nicht zur Sprache gebracht. Beiläufig muß ich Ihnen sagen, seit all dem hab ich keinen Fuß mehr in den Klub gesetzt.«

Herr von Guermantes trat wieder ein und bald danach seine Frau, zum Ausgehn fertig, hoch und stolz in einem roten Atlaskleid, dessen Rock mit Pailletten gesäumt war. Im Haar hatte sie eine große purpurn gefärbte Straußenfeder und um die Schultern einen ebenfalls roten Tüllschal. »Wie gut sich das macht, wenn ein Hut grün gefüttert ist«, sagte die Herzogin, der nichts entging. »Bei Ihnen, Charles, ist übrigens alles hübsch, was Sie anhaben und was Sie sagen, was Sie lesen und was Sie tun.« Das schien Swann nicht zu hören, er betrachtete die Herzogin, wie er es mit dem Bilde eines Meisters getan hätte, dann suchte er ihren Blick und verzog den Mund zu einer Grimasse der Bewunderung. Frau von Guermantes lachte laut. »Mein Kleid gefällt Ihnen, das freut mich sehr. Aber ich muß sagen, mir gefällt es nicht besonders«, sie machte ein verdrossenes Gesicht. »Mein Gott, ist das langweilig, sich anzuziehn und auszugehn, wenn man so gern zu Hause bliebe!« »Die Rubine sind herrlich!« »Ah, Charles, mein Lieber, da sieht man doch, Sie kennen sich aus, Sie sind nicht wie dieser Tölpel, der Monserfeuil, der mich gefragt hat, ob sie echt seien. Und ich muß selbst sagen, ich habe nie so schöne gesehn. Es ist ein Geschenk der Großherzogin. Für meinen Geschmack sind sie ein bißchen umfangreich, ein bißchen volles Rotweinglas, ich habe sie angetan, weil wir heut abend bei Marie Gilbert die Großherzogin sehen werden.« Bei diesen Worten ahnte sie nicht, daß sie der Behauptung des Herzogs widersprach. »Wen gibt es denn bei der Fürstin?« fragte Swann. »Ach, nichts besonderes«, beeilte sich der Herzog zu antworten, der aus Swanns Frage schloß, er sei nicht geladen. »Aber Basin! Doch wohl den ganzen Heeresbann, ein Massenaufgebot. Das Gemetzel wird tödlich werden. Was hübsch sein wird,« fuhr sie mit einem zarten

Blick auf Swann fort, »wenn das Gewitter, das in der Luft liegt, nicht losbricht, das sind die wundervollen Gärten. Sie kennen sie. Ich bin vor einem Monat dagewesen, als gerade der Flieder blühte, man kann sich keine Vorstellung machen, wie schön das war. Und dann der Springbrunnen, wahrhaftig Versailles in Paris!« »Was ist die Fürstin für eine Frau?« fragte ich. »Sie wissen ja schon – Sie haben sie hier gesehn –, daß sie schön ist wie der Tag und auch ein bißchen einfältig, sehr nett trotz all ihrer germanischen Erhabenheit, voll Gemüt und Ungeschick.« Swann war zu klug, um nicht zu merken, daß Frau von Guermantes in diesem Augenblick »in Esprit Guermantes machen« wollte, ohne sich in große Kosten zu stürzen, denn sie tischte nur wieder in weniger vollendeter Form ältere Bonmots auf. Um aber der Herzogin doch zu zeigen, daß er ihre witzige Absicht merke, lächelte er, als ob sie wirklich witzig gewesen wäre, ein bißchen gezwungen, und diese besondre Art Unaufrichtigkeit berührte mich so peinlich wie früher, wenn ich meine Eltern mit Herrn Vinteuil über die Korruption in gewissen Kreisen sprechen hörte (und sie wußten doch, daß die, welche in Montjouvain herrschte, größer war) oder wenn Legrandin vor Dummköpfen besonders nuancierte Dinge vorbrachte und feine Epitheta wählte, die, wie er wußte, sein reiches oder chikes, aber ungebildetes Publikum nicht verstehen konnte. »Was reden Sie da, Oriane?« sagte Herr von Guermantes. »Marie dumm? Sie hat alles gelesen und ist musikalisch wie eine Geige.« »Mein armer guter Basin, Sie sind ein neugeborenes Kind. Als ob man das alles nicht sein könnte und dabei ein bißchen einfältig. Einfältig ist übrigens zuviel gesagt, nein, sie ist nebelhaft, so richtig Hessen-Darmstadt, heiliges Römisches Reich und quackquack. Schon ihre Aussprache geht mir auf die Nerven. Im übrigen muß ich zugeben, daß sie eine charmante Art Verdrehtheit hat. Zunächst schon die Idee, von ihrem deutschen Thron herabzusteigen, um gut bürgerlich einen einfachen Privatmann zu heiraten. Allerdings, sie hat ihn sich ausgesucht! Aber richtig,« wandte sie sich zu mir, »Sie kennen Gilbert nicht! Um Ihnen eine Vorstellung von ihm zu geben: er hat sich früher einmal krank zu Bett gelegt, weil ich bei Frau Carnot meine Karte abgegeben habe ... Aber mein guter Charles,« die Herzogin wechselte schnell das Thema, da die Geschichte von der Karte bei Frau Carnot Herrn von Guermantes zu erzürnen schien, »nun haben Sie mir doch nicht die Photographie unserer Ritter von Rhodos ge-

schickt, die ich durch Sie liebgewonnen, mit denen ich so gern Bekanntschaft gemacht hätte.« Der Herzog hatte die ganze Zeit seine Frau scharf fixiert. »Oriane, Sie sollten wenigstens genau die Wahrheit erzählen und nicht die Hälfte unter den Tisch fallen lassen«, und dann berichtigte er, sich an Swann wendend: »Man muß hinzufügen, die Frau des damaligen englischen Botschafters, eine sehr gute Frau, die aber ein bißchen auf dem Mond lebte und öfters solche Streiche machte, hatte den barocken Einfall, uns zusammen mit dem Präsidenten und seiner Frau einzuladen. Wir waren, sogar Oriane, ziemlich überrascht, zumal die Botschafterin ungefähr dieselben Leute kannte wie wir und uns nicht ausgerechnet zu einer so seltsamen Reunion einzuladen brauchte. Da war ein Minister, der gestohlen hat, na, Schwamm drüber, man hatte uns nicht gewarnt, wir gingen in die Falle, und ich muß übrigens anerkennen, daß alle diese Leute sehr höflich waren. Nun, damit wäre es schon genug gewesen. Frau von Guermantes, die mir nicht oft die Ehre erweist, mich um Rat zu fragen, hat geglaubt, sie müsse in der nächsten Woche ihre Karte im Elysée abgeben. Gilbert ist vielleicht etwas zu weit gegangen, wenn er das als Flecken auf unserm Namen ansah. Aber man darf nicht vergessen, daß – Politik beiseite – Herr Carnot, der übrigens seinen Posten sehr anständig ausgefüllt hat, Enkel eines Mitglieds des Revolutionstribunals ist, eines Mannes, der an einem Tage elf der Unsern umgebracht hat.« »Warum sind Sie dann aber jede Woche nach Chantilly zum Diner gefahren, Basin? War der Herzog von Aumale nicht auch Enkel eines Mitglieds des Revolutionstribunals, nur mit dem Unterschied, daß Carnot ein braver Mann war und Philippe Egalité eine gemeine Canaille?« »Verzeihung, wenn ich unterbreche – ich habe die Photographie geschickt«, sagte Swann. »Ich begreife nicht, daß man sie Ihnen nicht gegeben hat.« »Das wundert mich nicht so sehr«, sagte die Herzogin. »Meine Dienstboten sagen mir nur, was ihnen angebracht scheint. Wahrscheinlich haben sie etwas gegen den Johanniterorden.« Und sie klingelte. »Sie wissen, Oriane, wenn ich nach Chantilly zum Diner ging, geschah es ohne Elan.« »Ohne Elan, aber mit Nachthemd für den Fall, daß der Prinz Sie auffordern sollte, über Nacht zu bleiben, was er übrigens selten tat – als echter Flegel, der er war, wie alle Orléans. Wissen Sie eigentlich, mit wem wir heute bei Frau von Saint-Euverte dinieren?« fragte sie dann ihren Gatten. »Außer den bekannten Gästen ist, in letzter Stunde, der Bruder des

Königs Theodosius geladen.« Bei dieser Neuigkeit sprach aus der Miene der Herzogin Zufriedenheit und aus ihren Worten Mißvergnügen. »Ach mein Gott, schon wieder Prinzen.« »Aber der ist nett und intelligent«, sagte Swann. »Doch nicht ganz«, erwiderte die Herzogin, sie schien nach Worten zu suchen, um ihren Gedanken mehr Neuheit zu geben. »Ist Ihnen bei den Prinzen noch nicht aufgefallen, daß die nettesten es eben nicht ganz sind? Doch, doch, glauben Sie mir! Sie müssen immer über alles eine Meinung haben. Und da sie selbst keine haben, bringen sie die erste Hälfte ihres Lebens damit zu, uns nach der unsern zu fragen, und die zweite, sie uns wieder vorzusetzen. Sie müssen unbedingt sagen, das ist gut gespielt worden und das ist nicht so gut gespielt worden. Einer wie der andre. Sehn Sie, dieser kleine Theodosius junior (ich komme nicht auf seinen Namen) hat mich gefragt, wie man das nenne, so ein Orchestermotiv. Ich habe ihm geantwortet« – ihre Augen strahlten, die schönen roten Lippen lachten: »›Das nennt man Orchestermotiv.‹ Na, im Grunde war er nicht zufrieden. Ach, mein guter Charles,« sagte sie dann, »kann das langweilig sein, so ein Diner bei Leuten! An manchen Abenden möchte man lieber sterben! Allerdings ist Sterben vielleicht ganz ebenso langweilig, man weiß ja nicht, wie es ist.« Ein Lakai erschien. Es war der junge Verlobte, der mit dem Portier Auseinandersetzungen gehabt, bis die Herzogin in ihrer Güte einen Scheinfrieden zwischen ihnen gestiftet hatte. »Soll ich heut abend Nachricht von Herrn Marquis von Osmond einholen«, fragte er. »Gott bewahre, nicht vor morgen früh! Ich will auch nicht, daß Sie heut abend zu Haus bleiben. Sonst kommt womöglich sein Lakai, den Sie kennen, her, bringt Ihnen Nachrichten und sagt, Sie sollen uns holen. Gehn Sie aus, gehn Sie, wohin Sie wollen, amüsieren Sie sich, bleiben Sie über Nacht fort, vor morgen früh will ich Sie hier nicht sehn.« Gewaltige Freude überflutete das ganze Gesicht des Lakaien. Endlich würde er Stunden und Stunden mit seiner Braut zusammensein, die er so gut wie gar nicht mehr zu sehn bekam, seit nach einer neuen Szene mit dem Portier die Herzogin ihm freundlich auseinandergesetzt hatte, es sei besser, nicht mehr auszugehen, um neue Konflikte zu vermeiden. Bei dem Gedanken, endlich einen freien Abend zu haben, schwamm er in Wonne, was die Herzogin bemerkte und begriff. Sie fühlte eine Art Herzbeklemmung, einen Schauer in allen Gliedern, ein Glück mit ansehn zu müssen, das man hinter ihrem Rücken heimlich genoß, es reizte

sie, machte sie eifersüchtig. »Nein, Basin, im Gegenteil, er soll hier bleiben, sich nicht aus dem Hause rühren.« »Aber Oriane, das ist absurd, alle Ihre Leute sind da, obendrein werden Sie um Mitternacht die Ankleidefrau und den Kostümschneider da haben für unsre Redoute. Er ist zu nichts zu brauchen, und da er allein mit dem Lakaien von Mama befreundet ist, möcht ich ihn tausendmal lieber weit weg expedieren.« »Überlassen Sie das mir, Basin, gerade heut werde ich ihm im Lauf des Abends etwas sagen lassen müssen, ich weiß noch nicht, um welche Zeit. Daß Sie mir ja keinen Augenblick aus dem Haus gehn«, sagte sie zu dem Lakaien, der nun verzweifelte. Wenn im Hause der Herzogin immer Streit war und die Leute nicht lange blieben, so konnte doch die Person, die an diesem beständigen Kriegszustand schuld war, nicht abgeschafft werden: aber es war gar nicht der Portier; allerdings für die grobe Arbeit, für die Plackereien, die Mühe machten, für den Streit, der mit Schlägen endete, vertraute ihm die Herzogin das derbe Werkzeug an; und er spielte seine Rolle, ohne zu ahnen, daß sie ihm nur anvertraut war. Wie die Dienstboten bewunderte er die Güte der Herzogin; und die entlassenen Lakaien, die nichts durchschauten, besuchten oft Françoise und sagten, das Haus des Herzogs wäre die beste Stellung von Paris gewesen, wenn die Portierloge nicht wäre. Die Herzogin spielte die Loge aus, wie man lange Zeit den Klerikalismus, das Freimaurertum, die jüdische Gefahr usw. ausgespielt hat ... Ein Lakai trat ein. »Warum hat man mir nicht das Paket heraufgebracht, das Herr Swann hergeschickt hat? Und was ich sagen wollte (Sie wissen, Charles, Mama ist sehr krank), ist Jules, der Nachricht vom Herrn Marquis von Osmond einholen ging, zurück?« »Er ist diesen Augenblick gekommen, Durchlaucht. Man erwartet von einem Augenblick zum andern, daß es mit dem Herrn Marquis zu Ende geht.« »Also er lebt!« rief der Herzog mit einem Seufzer der Erleichterung. »Wo Leben ist, ist auch noch Hoffnung«, wandte er sich mit froher Miene zu uns. »Man hat ihn mir schon tot und begraben geschildert. In acht Tagen wird er munterer sein als ich.« »Die Ärzte haben gesagt, daß er den Abend nicht überstehen würde. Der eine wollte in der Nacht noch einmal kommen. Ihr Chef hat gesagt, das sei überflüssig. Der Herr Marquis müßte eigentlich schon tot sein; nur die Kampferspritzen haben ihn am Leben erhalten.« »Still, Sie Idiot!« schrie der Herzog in höchster Wut. »Wer fragt Sie denn nach alldem? Nichts haben Sie verstanden, was

man Ihnen gesagt hat.« »Nicht mir, es war Jules.« »Wollen Sie wohl still sein!« brüllte der Herzog, dann wandte er sich zu Swann: »Gottlob, er lebt. Er wird nach und nach wieder zu Kräften kommen. Er lebt! Nach solch einer Krise. Das ist ausgezeichnet. Man kann nicht alles auf einmal verlangen. Muß gar nicht unangenehm sein, so eine kleine Kampferspritze.« Der Herzog rieb sich die Hände. »Er lebt, was will man mehr? Nachdem er das durchgemacht hat, was er durchgemacht hat, ist das schon recht schön. Er ist zu beneiden um solch eine Konstitution. Ja, die Kranken! Unsereins wird nicht so gehegt und gepflegt. Da hat mir heut früh so ein niederträchtiger Kerl von Koch eine Hammelkeule mit Sauce Béarnaise gemacht, die war wunderbar geraten, das muß ich zugeben, aber grade deshalb hab ich soviel davon gegessen, daß sie mir noch auf dem Magen liegt. Darum wird sich aber kein Mensch nach mir erkundigen wie nach dem lieben Amanien. Man erkundigt sich sogar viel zu viel nach ihm. Das greift ihn an. Er kommt ja nicht zu Atem. Man bringt ihn noch um, wenn man immerfort zu ihm schickt.« »Nun?« sagte die Herzogin zu dem Lakaien, der sich zurückzog. »Ich habe doch gewünscht, man soll mir das Paket mit der Photographie, die Herr Swann mir geschickt hat, heraufbringen.« »Durchlaucht, es ist so groß, ich wußte nicht, ob es hier durch die Tür gehn würde. Wir haben es im Vestibül gelassen. Wünschen Durchlaucht, daß ich es heraufbringe?« »Nein, dann nicht, das hätte man mir sagen sollen. Wenn es so groß ist, werde ichs mir nachher ansehn, wenn ich hinunterkomme.« »Ich habe noch vergessen, Durchlaucht zu bestellen, daß die Frau Gräfin Molé heut früh eine Karte für die Frau Herzogin abgegeben hat.« »Wie? Heute früh?« sagte die Herzogin in unwilligem Ton: sie fand, eine so junge Frau dürfe sich nicht erlauben, morgens ihre Karte abzugeben. »Gegen zehn Uhr, Durchlaucht.« »Zeigen Sie mir die Karten.« »Jedenfalls, wenn Sie sagen, Oriane, es sei ein komischer Einfall von Marie gewesen, Gilbert zu heiraten,« – der Herzog kam auf das erste Thema zurück – »haben Sie eine eigentümliche Art, Geschichte zu schreiben. Wenn bei dieser Heirat einer töricht war, dann wars Gilbert: ausgerechnet eine so nahe Verwandte des Königs von Belgien zu heiraten, der den Namen Brabant, der uns gehört, usurpiert hat. Mit einem Wort, wir sind von demselben Blut wie die Hessen und sind von der älteren Linie. Es ist immer stupide, von sich zu sprechen,« wandte er sich an mich, »aber wenn wir in Darmstadt oder

auch in Kassel waren und in dem ganzen Kurhessen, haben die Landgrafen alle immer liebenswürdig darauf bestanden, daß wir den Vortritt und den ersten Platz hatten, da wir ältere Linie sind ...« »Aber, Basin, Sie werden mir doch nicht am Ende erzählen wollen, daß diese Person, die Major in allen Regimentern ihres Landes war, die man mit dem König von Schweden verloben wollte ...« »Oh, Oriane! das ist zu stark, man sollte meinen, Sie wüßten nicht, daß der Großvater des Königs von Schweden noch in Pau seinen Acker bestellt hat, als wir schon seit neunhundert Jahren in ganz Europa die Ersten waren.« »Was nicht hindert, daß, wenn es auf der Straße heißt: Da kommt der König von Schweden, alle Leute bis zur Place de la Concorde laufen, um ihn zu sehn, und wenn man sagt: Da kommt Herr von Guermantes, weiß niemand, wer das ist.« »Soll das ein Grund sein?« »Im übrigen verstehe ich gar nicht: da nun einmal der Titel Herzog von Brabant auf die belgische Königsfamilie übergegangen ist, wie können Sie darauf Anspruch erheben?«

Der Lakai kam mit der Karte der Gräfin Molé zurück oder vielmehr mit dem, was sie als Karte dagelassen hatte. Da sie angeblich keine bei sich hatte, hatte sie einen Brief aus der Tasche gezogen, den sie bekommen hatte, ihn aus seiner Hülle genommen und den Umschlag mit ihrer Adresse »Gräfin Molé« als Visitenkarte eingeknifft. Da dieser Umschlag dem Briefformat, das dieses Jahr Mode war, entsprechend ziemlich groß war, hatte diese mit der Hand geschriebene »Karte« fast den doppelten Umfang einer gewöhnlichen Visitenkarte. »Das ist die sogenannte Einfachheit von Frau Molé«, sagte die Herzogin ironisch. »Sie will uns einreden, daß sie keine Karte bei sich hatte und ihre Originalität zeigen. Aber das kennen wir schon, nicht wahr, mein guter Charles, wir sind ein wenig zu alt und selber originell genug, um von einem Dämchen, das seit vier Jahren ausgeht, Esprit zu lernen. Sie ist charmant, aber doch keine genügend gewichtige Persönlichkeit, um die Leute so billig verblüffen zu wollen und als Karte einen Briefumschlag abzugeben, noch dazu um zehn Uhr morgens. Die Mutter Maus wird dem Mäuschen zeigen, daß sie in diesem Kapitel ebenso bewandert ist.« Swann mußte lachen bei dem Gedanken, daß die Herzogin, die nebenbei bemerkt auf den gesellschaftlichen Erfolg von Frau Molé etwas eifersüchtig war, dank dem »Geist der Guermantes« sicher auf eine impertinente Erwiderung dieses Besuchs kommen würde. – »Was

den Titel Herzog von Brabant betrifft, so habe ich Ihnen hundertmal gesagt, Oriane ...«, fing der Herzog wieder an, aber die Herzogin unterbrach, ohne auf ihn zu hören: »Aber mein lieber Charles, ich sehne mich nach Ihrer Photographie.« »Ah! *extinctor draconis latrator Anubis*«, sagte Swann. »Ja, hübsch, was Sie mir darüber im Vergleich zu San Giorgio in Venedig gesagt haben. Aber ich verstehe nicht, warum *Anubis.*« »Wie ist denn der, der ein Ahne Babals ist?« fragte Herr von Guermantes. »Ich möchte alle sehn«, sagte die Herzogin. »Hören Sie, Charles, wir wollen hinuntergehn, bis der Wagen vorfährt,« sagte der Herzog, »Sie machen uns Ihren Besuch im Vestibül, denn meine Frau gibt ja doch keine Ruhe, bis sie Ihre Photographie gesehn hat. Ich bin offengestanden weniger ungeduldig«, setzte er selbstzufrieden hinzu. »Ich bin ein ruhiger Mensch, aber sie würde uns sonst noch umbringen.« »Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, Basin,« sagte die Herzogin, »gehn wir ins Vestibül, da wissen wir wenigstens, warum wir aus Ihrem Zimmer herkommen, während wir nie wissen werden, warum wir von den Grafen von Brabant herkommen.« »Ich habe Ihnen hundertmal wiederholt, wie der Titel in das Haus Hessen gekommen ist«, sagte der Herzog (während wir gingen, um die Photographie zu sehen, und ich an die dachte, die mir Swann in Combray mitgebracht hatte), »durch Heirat eines Brabant mit der Tochter des letzten Landgrafen von Thüringen und Hessen im Jahre 1241, so daß eigentlich richtiger der Titel Fürst von Hessen in das Haus Brabant gekommen ist als der Titel Herzog von Brabant in das Haus Hessen. Sie erinnern sich doch wohl auch, daß unser Kriegsruf der der Herzöge von Brabant war: Limbourg à qui l'a conquis, bis wir das Wappen der Brabant gegen das der Guermantes vertauscht haben, woran wir, finde ich, nebenbei nicht recht taten, das Beispiel der Gramont ist nicht dazu angetan, mir eine andre Meinung beizubringen.« »Aber«, erwiderte Frau von Guermantes, »erobert hat es doch der König von Belgien ... Und der belgische Thronerbe nennt sich Herzog von Brabant.« »Aber, Kind, was Sie da sagen, hat weder Hand noch Fuß. Sie wissen so gut wie ich, es gibt Rechtstitel, die vollkommen bestehen bleiben, auch wenn das Territorium von einem Usurpator besetzt wird. So nennt sich zum Beispiel der König von Spanien auch gerade Herzog von Brabant und beruft sich dabei auf einen Besitz, der jünger als unserer, aber älter als der des Königs von Belgien ist. Er heißt auch Herzog von Burgund,

König von Ost- und Westindien, Herzog von Mailand. Dabei besitzt er Burgund, Indien und Brabant so wenig wie ich selbst das letztere besitze oder der Fürst von Hessen es besitzt. Der König von Spanien läßt sich auch feierlich König von Jerusalem nennen, und ebenso der österreichische Kaiser und weder der eine noch der andre besitzen Jerusalem.« Er hielt einen Augenblick inne: der Name Jerusalem konnte am Ende Swann unangenehm berühren wegen der »schwebenden Affären«, das war ihm peinlich, und um so schneller fuhr er dann fort: »Was Sie da sagen, können Sie von allem sagen. Wir sind Herzöge von Aumale gewesen, und dies Herzogtum ist ebenso rechtmäßig an das Haus Frankreich übergegangen wie Joinville und Chevreuse an das Haus d'Albert. Wir erheben auf diese Titel nicht mehr Anspruch als auf den des Marquis von Noirmoutiers, der unser war und ganz rechtmäßig Apanage des Hauses La Trémoille geworden ist, aber wenn gewisse Zessionen rechtsgültig sind, folgt nicht daraus, daß es alle sind. Zum Beispiel,« wandte er sich zu mir, »der Sohn meiner Schwägerin trägt den Titel Fürst von Agrigent, den wir von Johanna der Wahnsinnigen übernommen haben, wie die La Trémoille den Titel Fürst von Tarent. Nun hat Napoléon den Titel Tarent einem Soldaten gegeben, der im übrigen im Kommiß sehr brav gewesen sein mag, aber da hat der Kaiser über etwas verfügt, was ihm noch weniger gehörte als Napoleon III. das, worüber er verfügte, als er einen Herzog von Montmorency machte, denn Périgord hatte immerhin eine Montmorency zur Mutter, während der Tarentiner Napoleons I. von Tarent nichts hatte als Napoleons Willen, ihn dazu zu machen. Das hat Chaix d'Est-Ange nicht gehindert, mit einer Anspielung auf Ihren Onkel Condé den kaiserlichen Staatsanwalt zu fragen, ob er den Titel Herzog von Montmorency in den Gräben von Vincennes aufgelesen habe.«

»Hören Sie, Basin, mit dem größten Vergnügen folge ich Ihnen in die Gräben von Vincennes und selbst nach Tarent. Und dabei, mein lieber Charles, fällt mir ein, was ich Ihnen gerade sagen wollte, als Sie mir von Ihrem San Giorgio von Venedig sprachen. Wir haben nämlich, Basin und ich, die Absicht, das nächste Frühjahr in Italien und Sizilien zu verbringen. Wenn Sie mit uns kämen, denken Sie, das wäre etwas ganz anderes! Ich spreche nicht nur von der Freude, mit Ihnen zusammen zu sein, stellen Sie sich doch vor nach alldem, was Sie mir so oft von den Denkmalen der normannischen Erobe-

rung und den antiken Denkmalen erzählt haben, stellen Sie sich vor, was das für eine Reise würde zusammen mit Ihnen! Da würde auch Basin, was sage ich, sogar Gilbert sein Teil abbekommen, denn das fühl ich, ich würde mich sogar für die Ansprüche auf die Krone von Neapel und all den Kram interessieren, wenn Sie es mir in den alten romanischen Kirchen oder in den kleinen Dörfern erklären, die hoch oben nisten wie auf den Bildern der Primitiven. Aber nun wollen wir Ihre Photographie ansehen. Machen Sie den Umschlag ab«, sagte sie zu einem Lakaien. »Aber Oriane, nicht heute abend! Sie werden sie morgen ansehn«, beschwor sie der Herzog; er hatte mir schon Zeichen des Schreckens gemacht, als er sah, wie riesenhaft die Photographie war. »Aber es macht mir doch Vergnügen, sie mit Charles zusammen anzusehn«, sagte die Herzogin, und ihr Lächeln war von künstlicher Lüsternheit und zugleich psychologisch schlau, denn um recht liebenswürdig zu Swann zu sein, sprach sie von dem Vergnügen, das sie beim Anschauen dieser Photographie haben würde wie von einem, das etwa ein Kranker sich von dem Genuß einer Orange verspricht oder – als habe sie mit Freunden etwas Drolliges ausgeheckt und dabei zugleich einem Interviewer über Neigungen Auskunft gegeben, die schmeichelhaft für sie waren. »Nun dann wird er Sie extra dazu besuchen kommen«, erklärte der Herzog, und seine Frau mußte ihm nachgeben. »Sie können drei Stunden zusammen davorsitzen, wenn Ihnen das Spaß macht«, fügte er ironisch hinzu. »Aber wo wollen Sie denn ein Spielzeug von dem Umfang unterbringen?« »In meinem Zimmer, ich will es immer vor Augen haben.« »Alles, was Sie wollen! Wenn es in Ihrem Zimmer ist, habe ich keine Chance, es je zu sehen zu bekommen«, sagte der Herzog, ohne zu bedenken, wie leichtfertig er damit den negativen Charakter seiner ehelichen Beziehungen enthüllte. »Also Sie werden das sehr sorgsam herausnehmen«, befahl Frau von Guermantes dem Bedienten (aus Liebenswürdigkeit zu Swann häufte sie ihre Ermahnungen). »Sie werden auch den Umschlag nicht beschädigen.« »Sogar den Umschlag müssen wir respektieren«, flüsterte mir der Herzog ins Ohr und hob die Arme zum Himmel. »Aber Swann,« sagte er darauf, »ich bin ja nur ein armer prosaischer Ehemann, aber was ich bewundere, ist, daß Sie einen Umschlag von diesem Umfang haben finden können. Wo haben Sie so etwas aufgetrieben?« »Das Photogravürenhaus macht oft solche Sendungen zurecht. Aber das hat ein Tölpel gemacht, ich sehe, er hat ›Herzogin

von Guermantes‹ daraufgeschrieben ohne Anrede.« »Ich vergebe es ihm«, sagte die Herzogin etwas zerstreut, ihr schien plötzlich ein Gedanke gekommen zu sein, der sie erheiterte, sie unterdrückte ein Lächeln; schnell wandte sie sich wieder zu Swann: »Nun, wie denken Sie darüber? Kommen Sie mit uns nach Italien?« »Gnädige Frau, ich glaube, es wird nicht möglich sein.« »Nun dann hat Frau von Montmorency mehr Glück. Mit ihr sind Sie in Venedig und Vicenza gewesen. Sie hat mir gesagt, mit Ihnen sehe man Dinge, die man sonst nie zu sehen bekäme, von denen nie jemand gesprochen hat; Sie hätten ihr unerhörte Dinge gezeigt, und selbst bei den bekannten Dingen habe sie Einzelheiten begreifen können, an denen sie ohne Sie zwanzigmal vorübergegangen wäre, ohne sie je zu bemerken. Sie ist entschieden mehr begünstigt worden als wir ... Sie werden den riesigen Umschlag von Herrn Swanns Photographien nehmen«, sagte sie zu dem Diener, »und ihn heut abend um halb elf als Visitenkarte von mir bei der Gräfin Molé abgeben.« Swann lachte. »Immerhin wüßte ich gern,« fragte ihn Frau von Guermantes, »wie Sie zehn Monate vorher wissen können, daß es unmöglich sein wird.« »Meine liebe Herzogin, ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie Wert darauf legen, zunächst aber sehen Sie doch, daß ich sehr leidend bin.« »Ja, mein guter Charles, ich finde, Sie sehen gar nicht wohl aus, Ihr Teint will mir nicht gefallen, aber ich frage Sie das ja nicht für heut über acht Tage, sondern für heut in zehn Monaten. In zehn Monaten hat man Zeit sich zu kurieren, nicht wahr?« In diesem Augenblick meldete ein Lakai, der Wagen sei vorgefahren. »Also zu Pferd, zu Pferd, Oriane«, sagte der Herzog, der schon seit einer Weile vor Ungeduld stampfte, als wäre er selbst eins der Pferde, die warteten. »Nun, kurz mit einem Wort, weshalb werden Sie nicht nach Italien kommen können?« fragte dringend die Herzogin und erhob sich, um sich von uns zu verabschieden. »Aber liebe Freundin, ich werde dann bereits einige Monate tot sein. Nach den Ärzten, die ich Ende des Jahres konsultiert habe, wird mein Leiden, das mir übrigens auch sogleich ein Ende machen kann, jedenfalls mir nicht mehr als drei, vier Monate zu leben lassen, und das ist schon ein Maximum«, antwortete Swann lächelnd, während der Lakai die Glastür des Vestibüls für die Herzogin öffnete. »Was sagen Sie mir da?« rief die Herzogin, blieb einen Augenblick auf ihrem Weg zum Wagen stehn und hob die schönen blauen melancholischen Augen, aber es war Unsicherheit in ihrem Blick. Zum

erstenmal im Leben stand sie zwischen zwei einander so widersprechenden Pflichten wie der, in den Wagen zu steigen, um zum Diner auszufahren, und der, einem, der bald sterben wird, Mitgefühl zu bezeugen; sie fand im Kodex der Konventionen nichts, was ihr die Vorschrift angab, die sie zu befolgen habe; da sie nicht wußte, welche Pflicht sie bevorzugen solle, hielt sie es für richtig, zu tun als glaube sie nicht, daß die zweite Alternative überhaupt gestellt werden könne, so daß sie der ersten gehorchen konnte, die in diesem Augenblick weniger Mühe erforderte, und dachte, die beste Art, den Konflikt zu lösen, sei, ihn zu leugnen. »Sie machen Scherz«, sagte sie zu Swann. »Das wäre ein geschmackvoller Scherz«, antwortete Swann ironisch. »Ich weiß nicht, warum ich es Ihnen sage, ich habe Ihnen bisher noch nicht von meiner Krankheit gesprochen. Aber da Sie mich fragen und ich jetzt von einem Tag auf den andern sterben kann ... Aber vor allem möcht ich nicht, daß Sie sich verspäten, Sie müssen zum Diner«, setzte er hinzu: er wußte, für die andern gehen die eigenen gesellschaftlichen Verpflichtungen dem Tode eines Freundes vor, und versetzte sich in seiner großen Höflichkeit in ihre Lage. Der Herzogin aber gestattete ihre Höflichkeit das undeutliche Gefühl, es könne das Diner, zu dem sie ging, für Swann weniger ins Gewicht fallen als sein eigner Tod. Mit gesenkten Schultern ging sie weiter ihren Weg zum Wagen und sagte: »Ach, denken Sie doch nicht an dies Diner. Das ist weiter nicht wichtig.« Aber diese Worte verdrossen den Herzog, er rief: »Wie lange wollen Sie denn noch plaudern, Oriane, und mit Swann Jeremiaden austauschen, Sie wissen doch, Frau von Saint-Euverte hält darauf, daß man sich mit dem Schlage acht zu Tisch setzt. Sie wissen nicht, was Sie wollen. Ihre Pferde warten nun schon fünf Minuten. Entschuldigen Sie uns, Charles,« wandte er sich zu Swann, »aber es ist zehn Minuten vor acht. Oriane kommt immer zu spät, wir brauchen mehr als fünf Minuten, um zu der alten Saint-Euverte zu fahren.«

Frau von Guermantes schritt entschlossen auf den Wagen zu und sagte Swann noch ein letztes Lebewohl. »Wir müssen darüber noch sprechen, wissen Sie. Ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen, aber wir müssen es zusammen besprechen. Man hat Sie ganz töricht erschreckt, kommen Sie doch zum Frühstück, welchen Tag Sie wollen (bei Frau von Guermantes ließ sich immer alles beim Frühstück entscheiden). Sie werden mir Tag und Stunde bestimmen«,

und sie hob ihren roten Rock und setzte den Fuß auf den Wagentritt. Schon wollte sie einsteigen, da sah der Herzog diesen Fuß und rief mit Donnerstimme: »Oriane, was machen Sie, Unglückliche? Sie haben Ihre schwarzen Schuhe anbehalten! Zu einer roten Toilette! Schnell gehn Sie zurück und ziehen die roten Schuhe an, oder«, er wandte sich an den Lakaien, »sagen Sie sofort der Zofe der Frau·Herzogin, sie soll rote Schuhe herunterbringen.« »Aber mein Lieber,« erwiderte die Herzogin sanft – es war ihr peinlich, daß Swann, der mit mir herauskam, aber den Wagen erst vorbeilassen wollte, es gehört hatte –, »da wir doch schon verspätet sind ...« »Ach nein, wir haben vollauf Zeit. Es ist erst zehn vor, wir brauchen doch nicht zehn Minuten bis zum Park Monceau. Na und schließlich, was wollen Sie, dann wirds eben halb neun, die werden sich gedulden, Sie können doch nicht mit einem roten Kleid und schwarzen Schuhen kommen. Außerdem werden wir nicht die letzten sein, es kommen ja die Sassenage, die sind immer erst zwanzig vor neun da.« Die Herzogin ging in ihr Zimmer hinauf. »Ach ja,« sagte Herr von Guermantes zu uns, »die armen Ehemänner, man macht sich über sie lustig, aber sie haben doch auch ihr Gutes. Wenn ich nicht wäre, Oriane wäre in schwarzen Schuhen zum Diner gekommen.« »Das ist nicht häßlich,« sagte Swann, »ich hatte die schwarzen Schuhe gesehn, sie haben mich durchaus nicht gestört.« »Das will ich auch nicht sagen,« erwiderte der Herzog, »aber es ist eleganter, wenn sie von derselben Farbe sind wie das Kleid. Und dann seien Sie unbesorgt, kaum wäre sie angekommen, so hätte sie es bemerkt, und dann hätte ich die Schuhe holen müssen. Ich hätte um neun Uhr zu essen bekommen. Adieu, Kinderchen,« er schob uns sanft zurück, »geht, bevor Oriane wieder herunter kommt. Nicht als ob sie Sie beide nicht gern sähe. Im Gegenteil, sie sieht Sie zu gern. Findet sie Sie noch hier, dann fängt sie wieder zu reden an, sie ist schon sehr abgespannt, dann kommt sie tot zum Diner. Und ich muß Ihnen offen gestehn, ich sterbe vor Hunger. Ich habe heut früh, als ich aus dem Zug kam, sehr schlecht gefrühstückt. Es gab wohl eine dolle Sauce Béarnaise, aber ich hätte trotzdem nichts dagegen, aber durchaus nichts, mich zu Tisch zu setzen. Fünf vor acht! Diese Frauen! Sie wird uns noch beiden Magenweh machen. Sie ist durchaus nicht so kräftig wie man glaubt.« Der Herzog genierte sich gar nicht, zu einem Todkranken von den kleinen Beschwerden seiner Frau und von seinen eignen zu sprechen, sie

interessierten ihn mehr, kamen ihm wichtiger vor. Und nur aus guter Erziehung und natürlicher Munterkeit rief er, nachdem er uns freundlich hinausexpediert hatte, mit Stentorstimme Swann, der schon im Hof war, von weitem nach: »Und Sie, lassen Sie sich von den Ärzten keine Dummheiten einreden. Teufel auch! Das sind Esel. Sie haben eine Bombengesundheit. Sie werden uns alle begraben!«

Anmerkungen der Herausgeberin

Zur Entstehungsgeschichte

Der erste Band von Prousts Roman »A la recherche du temps perdu«, »Der Weg zu Swann«, erschien in der Übersetzung Rudolf Schottlaenders 1926 in dem Berliner Verlag Die Schmiede. Zu diesem ›literarischen Ereignis‹ veranstaltete Willy Haas eine »kritische Umfrage« in der »Literarischen Welt« vom 8. Januar 1926. Als erster kam Ernst Robert Curtius zu Wort, der Proust 1925, in seinem Buch »Französischer Geist im neuen Europa«, einen Essay gewidmet hatte; seine Kritik an der Übersetzung von Schottlaender war vernichtend. Er überführte den Übersetzer mangelnder Sprach- wie Sachkenntnis, und als dieser sich in einer »Erwiderung« auf die »unendliche Aufgabe« einer Proust-Übersetzung herausreden wollte (s. Die literarische Welt, 15. 1. 1926 [Jg. 2, Nr. 3], 4), erteilte Curtius ihm den Bescheid: »Es ist möglich, eine gute Übersetzung von Proust zu liefern. Scott Moncrieff hat es für England bewiesen. Auch in Deutschland ist es möglich. Man braucht dazu nur Sprachkenntnisse und Ehrfurcht vor dem Werk eines großen Autors.« (a.a.O., 29. 1. 1926 [Jg. 2, Nr. 5], 7). Die englische Übersetzung, die seit 1922 fortlaufend erschienen war, wurde 1931, mit dem letzten, von Stephen Hudson übersetzten Band, abgeschlossen. Prousts Übersetzung ins Deutsche dagegen, die mit einem »publizistisch-kritischen Fiasko« (Walter Benjamin, Briefe, hg. und mit Anm. versehen von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1978[1], 431) begann, sollte – wie Benjamin rückblickend an Max Rychner schrieb – »in lieb- und ahnungslosen Händen«, *Sie verstehen, ich spreche von den Verlegern* (Briefe, 485), für mehr als ein Vierteljahrhundert verlorengehen; die Übersetzung Walter Benjamins und Franz Hessels ist unvollendet geblieben.

Am 21. 7. 1925 hatte Benjamin an Scholem berichtet: *Marcel Proust wirst Du dem Namen nach kennen. Dieser Tage habe ich über die Übersetzung des Hauptwerkes aus seinem großen Romancyklus »A la recherche du temps perdu« abgeschlossen. Es ist das dreibändige Werk »Sodome et Gomorrhe«, das ich zu übersetzen habe. Die Bezahlung ist keineswegs gut aber doch so erträglich, daß ich glaubte die enorme Arbeit auf mich nehmen zu müssen. Zudem kann ich mir, wenn die Übertragung gelingt, davon ein festes Akkreditiv als Übersetzer versprechen, wie es etwa Stefan Zweig hat.* (Briefe,

1 Nach dieser Ausgabe wird im folgenden nur noch mit dem abkürzenden Nachweis »Briefe« zitiert; wo dieser Nachweis durch ein »s.« eingeleitet wird, hat die Herausgeberin in der Ausgabe fortgelassene Stellen anhand ihr vorliegender Photokopien ergänzt. Der Briefwechsel Benjamins und Franz Hessels mit dem Verleger Reinhard Piper wird nach der Publikation in dem Band Reinhard Piper, Briefwechsel mit Autoren und Künstlern 1903-1953, hg. von Ulrike Buergel-Goodwin und Wolfram Göbel, München, Zürich 1979, und mit der Abkürzung »Piper-Briefwechsel« zitiert. Zitate aus unveröffentlichten Briefen Benjamins werden mit Datum und Empfängernamen nachgewiesen.

395) Es mache *das débacle, das der Verlag mit [dem] untauglichen ersten Übersetzungsversuche erlitt*, seinen *Anteil an der Proust-Übersetzung noch verantwortungsvoller und prekärer* (Briefe, 412), gestand Benjamin in einem Brief vom 23. 2. 1926 an Hofmannsthal. Doch schien es für eine Weile auch eine Chance zu eröffnen, denn am 18. September schrieb Benjamin an Scholem, *daß allem Vermuten nach die Dinge sich so gestalten: daß der gesamte deutsche Proust von Hessel (Franz Hessel, der Dir aus Büchern von sich oder Briefen von mir vielleicht halbwegs ein Begriff und mir ein sehr lieber, angenehmer, befreundeter Mitarbeiter ist) und mir gemacht wird. Den ersten Band [...] werden wir wohl neu übersetzen, den zweiten haben wir vor einem Monat abgeschlossen, den dritten (der in wieder anderen Händen lag) werden wir neu übersetzen, weil die gelieferte Übertragung nicht publiziert werden kann, (sie ist zu schlecht), der vierte liegt seit langem von mir übersetzt im Manuscript beim Verlage. [...] Das Honorar ist diskutabel und die Arbeit an keinen bestimmten Aufenthaltsort (à la rigueur freilich immer wieder einmal an Paris) gebunden, in Frankreich aber als Proust-Übersetzer sich einzuführen sehr angenehm.* (Briefe, 431)
Von November 1925 bis Ende 1926 übersetzte Benjamin Proust, zunächst den vierten Band, *Sodom und Gomorrha*, dann gemeinsam mit Hessel den zweiten Band, *Im Schatten der jungen Mädchen*, den sie im August 1926 beendeten, und schließlich den dritten Band, *Guermantes. Ein bis zwei Monate*, so Benjamin an Hofmannsthal am 30. 10. 1926, *werde ich mich noch mit Übersetzen befassen, dann aber das auf längere Zeit hinter mir lassen.* (Briefe, 436) Der Plan, außer dem ersten, neu zu übersetzenden Band auch die drei letzten, posthum erschienenen Bände der »Recherche«, »La prisonnière«, »Albertine disparue« und »Le temps retrouvé«, zu übersetzen, ist gescheitert. Die Arbeit an »La prisonnière« sei »angefangen gewesen und verzweifelt liegen gelassen worden« (Piper-Briefwechsel, 215), schrieb Hessel später dem Verleger Piper. Um die Jahreswende 1926/27 erschien zwar im Verlag Die Schmiede der zweite Band, *Im Schatten der jungen Mädchen*, in der Übersetzung von Benjamin und Hessel, dann aber stockte das Unternehmen, und ein Jahr später, am 1. 8. 1928, teilte Benjamin Scholem mit: *A pure titre d'information berichte ich noch, daß der Proust sich wieder zu regen beginnt, aber wohl nur, um die schwachen Lebensreste seiner deutschen Inkarnation im Hohlweg eines Prozesses auszuatmen. Nüchterner und behutsamer gesagt: Die Schmiede hat ihre Rechte an dem Werk und ihre Manuscripte der Übersetzung an den Verlag Piper verkauft. Der hat sich uns gegenüber so schlecht (rüde und schofel) eingeführt, daß wir den Versuch machen, durch Anfechtung der Übertragung der Rechte ihn zur Raison zu bringen. Das bedeutet einerseits, daß von da in absehbarer Zeit kein Geld zu haben sein wird. Andererseits bringt es nur meinen Willen zum Ausdruck, angesichts der ungeheuer absorbierenden,*

auf meine eigenen Schrift[en] intensiv influenzierenden Natur dieser Arbeit sie zu sehr diskutablen Bedingungen oder aber garnicht wiederaufzunehmen. (Briefe, 480)
Zur Bedingung ihrer Weiterarbeit an der Proust-Übersetzung machten Benjamin und Hessel einen Vertrag über das Gesamtwerk. An Rychner – der, so Benjamin, in seiner *Rundschau so ziemlich den einzigen Platz eröffnet* habe, *an dem man wieder und wieder auf Proust verwies* (Briefe, 485) – schrieb Benjamin am 15. 1. 1929: *Dem Publikum kann man kaum etwas vorwerfen. Es ist ja an die Dinge noch gar nicht herangekommen. Erst der von Schottlaender übersetzte Band, ein lächerliches Debut. Dann der Band, den Hessel und ich übersetzt haben, in ganz anderm, nicht unbedingt geschickten Format. Zwei Bände also, die, als Übersetzung, weder äußerlich noch innerlich Kontinuität haben und dann das gänzliche Abbrechen. Seit kurzem, wie Sie vielleicht wissen, ein neuer Verleger, der sich ebenso wenig wie sein Vorgänger zu der Erkenntnis durchringen kann, daß Proust nur als Œuvre, nicht in einzelnen Bänden in Deutschland durchgesetzt werden kann.* (Briefe, 485) – Der neue Verleger Reinhard Piper hielt sich an die im Manuskript vorliegenden Übersetzungen, verhandelte um deren Korrekturen, die er im Manuskript ausgeführt haben wollte, um teure Fahnenkorrekturen zu vermeiden. Hessel warnte: »Wenn nunmehr der ganze Komplex Proust die Gestalt eines unabsehbaren Revisions- und Korrekturwesens annehmen sollte, so wäre es um den letzten Rest unserer Initiative geschehn. Proust kann für uns nicht länger eine Angelegenheit von einzelnen Bänden sein. Wenn wir jetzt wieder an die Arbeit gehn sollen, muß dies Übersetzungswerk, das auch unsererseits Opfer und Entsagung genug gekostet hat, uns nunmehr als Totalität vor Augen treten.« (Piper-Briefwechsel, 215) Piper blieb jedoch hinhaltend: »Wie wir Ihnen schon schrieben, sind wir gerne bereit, Ihnen auch die Übersetzung der letzten [...] Bände zu übertragen. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß das Gesamtwerk einheitlich übersetzt wird [...]. Andererseits ist es uns jetzt aber noch nicht möglich, weitere Verpflichtungen einzugehen. Die Übernahme des Werkes hat uns ohnehin große Verpflichtungen auferlegt und es liegen ja bereits zwei Werke (Sodom und Gomorrha und Guermantes) in der Übersetzung vor, die wir zunächst einmal zu drucken haben.« (Piper-Briefwechsel, 216) Am 11. 3. 1930 kündigte Benjamin seine Mitarbeit dem Verleger auf: *Ich erkläre mich bereit, unter den vereinbarten Bedingungen die Korrekturen von »Guermantes« zu lesen. Fahnen und Honorar bitte ich Sie an die obige Adresse zu senden. [Absatz] Anschließend aber halte ich es für angezeigt, Sie heute schon von meinem Entschlusse zu unterrichten, über die Arbeit am Band »Guermantes« hinaus jede weitere Befassung mit der Proustübersetzung einzustellen. Insbesondere käme auch eine Arbeit an den drei Bänden »Sodom und Gomorrha« für mich in keiner Gestalt in Frage.* (Piper-Brief-

wechsel, 219) Über seine bereits seit 1926 vorliegende Übersetzung von »Sodome et Gomorrhe« schrieb Benjamin noch 1931 an Scholem: *Ich bin durch die ekelhaften Krämermanieren, mit denen der Verlag Piper sich des Werkes, ohne meine Einstimmung, bemächtigt hat und mittels deren er es, auf das ungeschickteste, auszubeuten trachtet, dieser Arbeit völlig entfremdet.* (s. Briefe, 535) – 1930 erschien im Verlag R. Piper in München *Die Herzogin von Guermantes*, in der Übersetzung von Walter Benjamin und Franz Hessel. Der Titel stammte nicht von den Übersetzern. »Wir nannten das Buch einfach ›Guermantes‹« (Piper-Briefwechsel, 220), so Hessel am 25. 9. 1930. Ein Jahr später, am 3. 10. 1931, konnte Benjamin dann Scholem mitteilen: *Der Verlag Piper, der zuletzt die Rechte auf den Proust an sich gebracht hatte, ist zu meiner größten Satisfaktion pleite gegangen. Es war unmöglich, mit diesen Leuten zu arbeiten und nunmehr hat mein dilatorisches Verhalten sich ihnen gegenüber bewährt.* (Briefe, 538)
Versäumt war damit nicht nur die Vollendung der ersten deutschen Proust-Übersetzung, zu Schaden kam auch die bereits geleistete Arbeit: Benjamins Übersetzung von »Sodome et Gomorrhe« muß als verloren angesehen werden, und man darf vermuten, daß die Korrekturen an den Bänden *Im Schatten der jungen Mädchen* und *Guermantes* unter besseren Bedingungen umfangreicher ausgefallen wären. *»Sodom und Gomorrha« liegt nun schon sechs oder acht Jahre in meiner Übersetzung beim Verlag. Er ist mit der Hand geschrieben, hat schon die abenteuerlichsten Schicksale hinter sich, war verloren, ist wiedergefunden worden u.s.w.* (s. Briefe, 535), schrieb Benjamin am 20. 7. 1931 an Scholem. In dem Briefwechsel Benjamins und Hessels mit Piper ist von diesem handschriftlichen Manuskript immer wieder die Rede; so schrieb Piper an Hessel am 9. 7. 1928: »Wir erhielten vom Verlag Die Schmiede noch die Übersetzung von ›Sodome et Gomorrhe‹. Diese Übersetzung ist nicht in Maschinenschrift, sondern in außerordentlich enger Handschrift hergestellt. Auch ist noch eine ganze Reihe von Worten ausgelassen, die erst noch eingefügt werden müssen. Ebenso sind viele französische Worte an den Rand notiert, was den Anschein erweckt, als solle die Übersetzung dieser Worte noch nachgeprüft werden. Jedenfalls scheint diese Übersetzung noch nicht druckfertig und wir dürfen wohl annehmen, daß die Übersetzung noch in die Maschine diktiert werden soll, um bei dieser Gelegenheit überprüft zu werden. Jedenfalls möchten wir auch diese Übersetzung erst dann in Satz geben, wenn sie endgültig überprüft und durchgefeilt ist.« (Piper-Briefwechsel, 214) Hessel schrieb an Piper am 25. 9. 1930: »Das Manuskript ›Sodom und Gomorrha‹ von Proust in der Übersetzung von Dr. Benjamin ist nicht in meinem Besitz, sondern muß in Ihrem sein.« (ebd., 220) Piper wandte sich am 29. 10. 1930 an Benjamin: »Da wir nun die weiteren Proust-Romane in rascher, regelmäßiger Folge erscheinen lassen wollen, bitten wir Sie nun-

mehr das Manuskript zu Sodom und Gomorrha druckfertig zu machen, das sich in Ihren Händen befindet.« (ebd., 221) Benjamin antwortete lediglich mit einer Erinnerung an seinen Entschluß, *über die Arbeit am Bande »Guermantes« hinaus jede weitere Befassung mit der Proust-Übersetzung einzustellen* (ebd., 221). »In diesem Fall« – so Piper an Benjamin und Hessel am 22. 11. 1930 – »müßten wir Herrn Hessel bitten, die Druckfertigmachung des Manuskriptes, resp. das Korrekturlesen von Sodom und Gomorrha zu übernehmen. Welcher Herr diese Arbeit übernimmt, ist uns natürlich gleich. [...] Es ist uns auch recht, wenn Sie nur die Fahnenkorrektur lesen. In diesem Fall bitten wir Herrn Dr. Benjamin, dem wir seinerzeit das Manuskript wieder zustellten, dieses eingeschrieben an uns zurückzusenden.« (ebd., 222) Man muß annehmen, daß Benjamin das Manuskript von *Sodom und Gomorrha* vom Verlag zurückerhalten hat und daß es 1933, bei Beginn der Emigration, verlorenging. – Den gedruckten Übersetzungen aber scheint zuweilen eine letzte Überarbeitung zu fehlen. *Die Arbeit an den Korrekturen wird formidabel*, hatte Benjamin am 29. 5. 1926 geschrieben, als er Scholem ankündigte, daß die Übersetzung von »A l'ombre des jeunes filles en fleurs« *Mitte Juli spätestens, provisorisch, abgeschlossen sein dürfte* (Briefe, 428). Wenn Hessel dann rückblickend die mangelnde Planung des Verlags Die Schmiede beklagte: »Der Satz des zweiten Bandes wurde erst verzögert und dann überhetzt« (Piper-Briefwechsel, 215), heißt das wohl, es habe nicht genügend Zeit für Korrekturen zur Verfügung gestanden. Im Verlag R. Piper scheint es um die Möglichkeit für Korrekturen nicht besser bestellt gewesen zu sein. So schrieb Hessel am 29. 9. 1930 an Piper: »Ich bin sehr erstaunt, Ihrem Schreiben zu entnehmen, daß der von Ihnen ›Die Herzogin von Guermantes‹ genannte Roman ›Le Côté de Guermantes‹ (Wir nannten das Buch einfach ›Guermantes‹) in den nächsten Wochen erscheinen soll. Von dem zweiten Teil dieses Romans haben weder ich noch, meines Wissens, Dr. Benjamin die Korrekturfahnen zu Gesicht bekommen.« (ebd., 220)
Über den Charakter seiner Zusammenarbeit mit Franz Hessel an der Proust-Übersetzung schweigt Benjamin sich in den bislang bekannten Briefen völlig aus. Hessel sei ihm *ein sehr lieber, angenehmer, befreundeter Mitarbeiter*, hatte er Scholem zu Beginn der gemeinsamen Übersetzung geschrieben. Darüber hinaus gibt es nur noch die gelegentliche Mitteilung an Scholem, Hessel – *mit dem ich zur Zeit durch die Proust-Übersetzung, seine Kenntnis der Stadt und vielfältig konforme Reaktionen etwas näher verbunden bin* (Briefe, 429) – sei wie er selber in Paris. Die Korrespondenz mit dem Verleger Reinhard Piper wurde allerdings in der Hauptsache von Hessel geführt. Um dessen Anteil an der Übersetzung einschätzen zu können, bedürfte es neuer Dokumenten-Funde.
Neben den äußeren Umständen, die von Beginn an der Proust-Überset-

zung nicht günstig waren, bezeugen die erhaltenen Briefe einen inneren Zwiespalt in Benjamins dienendem Engagement für Prousts Werk. Am 14. 1. 1926 schrieb er an Scholem: *Wenn Du meine Proust-Übersetzung liest, so wirst Du vielleicht nicht weit kommen. Es müßte schon seltsam zugehn, wenn sie lesbar wird. Die Sache ist grenzenlos schwierig und Zeit kann ich ihr aus vielen Gründen, vor allem der knappen Bezahlung wegen, nur sehr gemessen zur Verfügung stellen.* (Briefe, 410) Im Brief an Hofmannsthal vom 23. 2. 1926 führte Benjamin aus: *Ohne auf die Schwierigkeit des Übersetzens im Allgemeinen zu reflektieren – die Grenzen der möglichen Leistung [...] scheinen mir in diesem Falle besonders streng dadurch umschrieben, daß die lang ausgehaltenen Proustschen Perioden, die dem Originalwerk ein gut Teil seines Charakters durch die Spannung mitteilen, in der sie zum französischen Sprachgeist überhaupt stehen, im Deutschen ähnlich beziehungsvoll und überraschend nicht wirken können. Derart daß, was gerade dem deutschen Leser an Proust das Wichtigste sein könnte, in dessen Sprache kaum zu übertragen ist. Bleibt freilich des Wesenhaften noch immer die Fülle.* (Briefe, 412) Ein Äußerstes an Distanz zur eigenen Übersetzung spricht aus Benjamins Brief vom 5. 6. 1927 an Hofmannsthal: *Von Proust war, als ich nach Deutschland zurückkam »Im Schatten der jungen Mädchen« erschienen und der Verlag hat, wie ich mich vergewisserte, in meiner Abwesenheit den Band Ihnen zugehen lassen. Sollten Sie einen Blick hineingeworfen haben, so sind Sie hoffentlich nicht allzu unfreundlich berührt worden. Die Aufnahme durch die Kritik war günstig. Aber was besagt das? Ich glaube mir darüber klar zu sein, daß jede Übersetzungsarbeit, die nicht aus höchsten und dringendsten praktischen Zwecken (wie Bibelübersetzung – als Typus) oder aus rein philologischer Studienabsicht unternommen wird, etwas Absurdes behalten muß. Ich wäre schon glücklich, wenn es in diesem Fall nicht allzu aufdringlich merkbar wird.* (Briefe, 445)
Zum Problem wurde Benjamin während der Übersetzung aber vor allem die Nähe der eigenen Produktion zum Werk Prousts. Er beurteilte sie zunächst positiv. So schrieb er an Scholem: *Vielleicht haben wir gelegentlich über Proust gesprochen und ich habe beteuert, wie nah mir seine philosophische Betrachtungsweise steht. Ich fühlte sehr Verwandtes, sooft ich von seinen Sachen etwas las. Wie das nun bei einer intimen Auseinandersetzung sich bewähren wird, darauf bin ich gespannt.* (Briefe, 395) Oder, wiederum an Scholem: *Es ist eine Aufgabe, von deren Vertracktheit mir noch die Begriffe fehlen: so mußte es sein, damit ich sie übernehmen konnte. Die undankbarste, die gedacht werden kann, und mit Recht, nach dem Widerhall selbst der bestmöglichen Leistung, aber sehr fruchtbar möglicherweise für mich.* (Briefe, 403) In gleichem Sinn äußerte er sich Rilke gegenüber: *Je weiter ich in die Arbeit eingehe, desto dankbarer bin ich den Umständen, die sie mir anvertrauten! Der Gewinn einer so eingehenden Beschäftigung*

mit dem großen Meisterwerk wird mir im Laufe der Zeit sehr fühlbar werden. (Briefe, 405) Auch an Hofmannsthal schrieb Benjamin: *Die Mühe ist groß, doch bin ich glücklich, genötigt zu sein, so durchaus eingehend mit dem Werk mich auseinanderzusetzen: ich bin sicher, daß für die rückschauende Betrachtung der Gewinn groß sein wird.* (8. 11. 1925, an Hofmannsthal) Was Benjamin bei Proust als verwandte Intention studierte, kommt vielleicht in einer Passage aus einem anderen Brief an Hofmannsthal zum Ausdruck: *Zur Zeit achte ich genauer auf die Metaphorik von Proust, der – in einer interessanten Kontroverse mit Thibaudet über den Stil von Flaubert – die Metapher schlechthin für das Wesen des Stils erklärt. Ich bewundere, wie er den vielleicht allgemeinen Brauch der großen Dichter, die Metapher dem Naheliegenden und Belanglosen zu entnehmen, dem Stande heutiger Dinge überraschend anpaßt und einen ganzen Komplex ausgeleierter weltläufiger Verhältnisse im Dienst eines tieferen Ausdrucks gleichsam mobil macht, in die schlaffsten Perzeptionen, indem er sie zum bildlichen Ausdruck heranzieht, einen schönen kriegerischen Lakonismus bringt.* (Briefe, 406f.) – »In seinem Aufsatz über Proust« (s. *Zum Bilde Prousts*, Bd. 2, 310–324) »hat [Benjamin] Glücksverlangen als das Motiv des wahlverwandten Dichters bestimmt, und man geht kaum fehl, wenn man dort den Ursprung einer Passion vermutet, der zwei der vollkommensten Übersetzungen der deutschen Sprache – die von ›A l'ombre des jeunes filles en fleurs‹ und von ›Le côté de Guermantes‹ – zu danken sind« (Theodor W. Adorno, Über Walter Benjamin, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1970, 13): dies nach Adorno das Zentrum von Benjamins Befassung mit dem Werk Prousts. Von Benjamins Passion mag eine Stelle aus einem Brief an Jula Cohn, von 1926, zeugen: *Ich bin hier [scil. in Paris] übrigens fleißig, zum mindesten beim Übersetzen und was das Erstaunlichste ist, es wird mir ganz leicht. Dazu habe ich freilich ein Regime entdeckt, das zauberhaft die Kobolde zum Helfen lockt und darin besteht, daß wenn ich morgens aufstehe ich ohne mich anzukleiden, ohne Hände und Körper auch nur mit einem Tropfen Wasser zu benetzen, ja ohne auch nur zu trinken, mich an die Arbeit setze und nichts tue, ehe das Pensum des ganzen Tages beendet ist – geschweige denn frühstücken. Das bringt die seltsamsten Wirkungen zustande, die man denken kann.* (Briefe, 420f.)
Im Fortgang seiner Übersetzung scheint Benjamin dann aber gerade die Nähe »des wahlverwandten Dichters« zunehmend als eine Gefährdung empfunden zu haben. *Und dann habe ich, als es mir am schlechtesten ging, den ganzen Proust in die Ecke geworfen und ganz für mich allein gearbeitet und einige Notizen geschrieben, an denen ich sehr hänge* (Briefe, 423), schrieb Benjamin am 30. 4. 1926 an Jula Cohn. In einem Brief an Scholem klagte er über die Arbeit an der Übersetzung, *daß sie mich in gewissem Sinn krank macht. Die unproduktive Beschäftigung mit einem Autor, der Inten-*

tionen, die, ehemaligen zumindest, von mir selber verwandt sind, so großartig verfolgt, führt bei mir von Zeit zu Zeit so etwas wie innere Vergiftungserscheinungen herauf (Briefe, 431). Auf die Arbeit zurückblickend, schrieb er von ihrer *ungeheuer absorbierenden, auf meine eigenen Schrift[en] intensiv influenzierenden Natur* (Briefe, 480). Adorno überliefert, Benjamin habe ihm einmal gesagt, »er wolle nicht ein Wort mehr von Proust lesen, als er jeweils zu übersetzen habe, weil er sonst in eine süchtige Abhängigkeit gerate, die ihn an der eigenen Produktion [...] hindere« (Adorno, Gesammelte Schriften, Bd. 11, hg. von R. Tiedemann, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1984, 670). Und 1932, sechs Jahre nach Beendigung seiner Arbeit an der Proust-Übersetzung, teilte Benjamin Adorno über seine kleine Reisebibliothek mit: *Es wird Sie interessieren, daß erstmals auch wieder vier Bände Proust dabei sind, in denen ich oft lese.* (Briefe, 557f.) – Zeugnisse einer späten Beschäftigung mit Proust enthält Benjamins 1939 verfaßter Aufsatz *Über einige Motive bei Baudelaire* (s. Bd. 1, 605–653).

Zum Text

Der von Benjamin und Hessel übersetzte Proust-Text ist, selbstverständlich, der der Erstausgaben:

Marcel Proust, A la recherche du temps perdu. Bd. 3-5: A l'ombre des jeunes filles en fleurs. Paris: Gallimard 1919.

Marcel Proust, A la recherche du temps perdu. Bd. 6-8: Le côté de Guermantes. Paris: Gallimard 1920-1921.

Gegenüber den Erstausgaben erscheint der Text der kritischen Ausgabe von Pierre Clarac und André Ferré, die 1954 in der Bibliothèque de la Pléiade publiziert wurde, stark verändert.
In den Nachlässen Benjamins und Hessels sind weder Manuskripte noch Typoskripte der Proust-Übersetzungen vorhanden; auch Fahnen oder korrigierte Exemplare der Buchausgaben scheinen nicht erhalten zu sein. Als Druckvorlage dienten die Buchausgaben:

Marcel Proust, Im Schatten der jungen Mädchen. (Übersetzt von Walter Benjamin und Franz Hessel.) Berlin: Verlag Die Schmiede o.J. [1927]. 684 S. (Auf den Spuren der verlorenen Zeit, 2. Roman; Die Romane des XX. Jahrhunderts.)

Marcel Proust, Die Herzogin von Guermantes. (Übersetzt von Walter Benjamin und Franz Hessel.) München: Verlag R. Piper & Co. (1930). 1. Bd., 432 S.; 2. Bd., 398 S. (Auf den Spuren der verlorenen Zeit, 3. Roman.)

Druckfehler und – soweit es sich nicht um zweifelsfreie Eigenheiten der Benjaminschen Orthographie handelte – Schreibfehler sind im vorliegenden Abdruck stillschweigend korrigiert worden. Die Interpunktion, die für die Gliederung der Proustschen Perioden nicht unwichtig ist, wurde den heute üblichen Regeln behutsam angepaßt. Wenn allerdings häufig wiederkehrende Abweichungen der Zeichensetzung eine Absicht der Übersetzer erkennen zu lassen schienen, sind sie erhalten geblieben, ja die mutmaßliche Intention ist dann als Regel durchgehend angewandt worden. So wird man etwa bei Unterbrechungen der wörtlichen Rede das Komma immer dann v o r den Abführungszeichen finden, wenn es, wie Frage- oder Ausrufungszeichen, zum unterbrochenen Satz gehört. Auf eine andere Eigenheit mußte verzichtet werden: in den Erstausgaben werden französische Anführungszeichen »« für die wörtliche und Gänsefüßchen „“ für zitierte oder zitierende Rede gebraucht; auch wenn diese Unterscheidung an sich einsichtig erscheint, wirft doch ihre konsequente Durchführung – die von Benjamin und Hessel bei der Korrektur der Erstausgaben leider nicht beachtet wurde – Probleme auf, die ins Gebiet der Interpretation geleiten und deshalb im vorliegenden Abdruck nicht zu entscheiden wa-

ren. – Wenigstens hingewiesen sei auf jenes Charakteristikum der Proust-Übersetzung von Benjamin und Hessel, auf das Walter Boehlich aufmerksam machte: »Stellen, die größere Schwierigkeiten boten, weil sie Wortspiele oder unübersetzbar erscheinende Details enthielten, wurden ausgelassen.« (Walter Boehlich, Marcel Proust in Frankreich, Deutschland und anderswo, in: Merkur 84, 9. Jg., Heft 2 [Februar 1955], 174.)
Konjekturen nahm die Herausgeberin nur an wenigen Stellen vor, an denen eine verderbte Überlieferung für dunkle Stellen verantwortlich erschien. Im folgenden werden sämtliche derartige Konjekturen verzeichnet:

Lesarten zu »Im Schatten der jungen Mädchen«
16,30-31 *sagen hören*] konjiziert für *sagen* – **159**,35 *schafft*] konj. für *faßt* – **195**,16 *einem*] konj. für *man* – **195**,17 *zustoßen*] konj. für *stoßen* – **247**,27-28 *kennt man seine Nachbarn nicht*] konj. für *kennt man nur seine Nachbarn* – **292**,28 *vor*] konj. für *von* – **404**,38-39 *Familie*] konj. für *Familien* – **406**,21 *derer*] konj. für *deren* – **413**,18 *sie sich*] konj. für *sie* – **495**,18 *ausschließend*] konj. für *anschließend* – **527**,8 *und in uns*] konj. für *und uns*.

Lesarten zu »Guermantes«
Titel *Guermantes*] konjiziert für *Die Herzogin von Guermantes*; s. »Zur Entstehungsgeschichte«, 590 – **26**,8 *unzugänglich*] konj. für *unzulänglich* – **34**,14 *hätte*] konj. für *hatte* – **58**,9 *sie*] konj. für *es* – **82**,8 *hängen*] konj. für *hangen* – **129**,1 *mir Worte ins Ohr flüsterte*] konj. für *flüsterte mir Worte ins Ohr* – **140**,37 *Verminderungen*] konj. für *Verminderung* – **233**,25 *den*] konj. für *die* – **251**,2 *die Mystik*] konj. für *Mystik* – **277**,17-18 *eines sanften Gespinstes aus köstlicher natürlicher Neugier*] hier liegt ein offensichtliches Mißverständnis der Übersetzer vor. »Telle est la société, où chaque être est double, et où le plus percé à jour, le plus mal famé, ne sera jamais connu par un certain autre qu'au fond et sous la protection d'une coquille, d'un doux cocon, d'une délicieuse curiosité naturelle.« (Marcel Proust, A la recherche du temps perdu, Bd. 7, a.a.O., 129); zu übersetzen wäre: eines sanften Gespinstes, einer köstlichen, natürlichen Seltenheit. – **290**,9 *ihn*] konj. für *er* – **312**,25 *In*] konj. für *An* – **329**,37 *»Schöpfköpfe« sagte sie*] konj. für *»Schröpfköpfe« sagte sie* – **355**,37 *ungenau*] konj. für *genau* – **363**,5 *andern Grund*] konj. für *andern* – **367**,31 *wie*] konj. für *als* – **377**,33 *Freitag*] konj. für *Mittwoch* – **379**,6 *kennen*] konj. für *nennen* – **532**,14 *nicht in einer Umgebung*] konj. für *in einer Umgebung* – **578**,5 *latrator*] für *labrator*: ein Vers der Aeneis (VIII, 698), der erst von Clarac und Ferré korrigiert wurde. – **579**,18-19 *übernommen*] konj. für *überkommen*